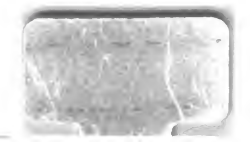
Deutsche geschichte von der uzeit bis zum ausggang ...

Georg Erler



Deutsche Geschichte

von der

Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters

in den

Erzählungen deutscher Geschichtschreiber.

Von

Dr. Georg Erler.

Zweiter Band.

Aus der Kaiserzeit.

Leipzig, 1883.
Verlag von Alphons Dürr.



Aus der Kaiserzeit.

Erzählungen deutscher Geschichtschreiber.

Von

Dr. Georg Erler.



Leipzig, 1883.
Verlag von Alphons Dürr.

Leipzig, Druck von Otto Dürr.

Inhalt.

Erstes Kapitel: Karl der Große und die deutschen Karolinger.

Zweites Kapitel: Die sächsischen Kaiser.

Drittes Kapitel: Die fränkischen Kaiser.

Druckfehler und Berichtigungen.

Seite 118, Z. 8 lies die Befreiung aus statt aus Befreiung die; S. 142, Z. 14 Abodriten statt Abotriden; S. 285, Z. 36 Tiara statt dreifachen Krone; S. 327, Z. 31 Tiara statt dreifachen Krone; S. 401, Anm. Z. 12 Dezember statt September; S. 434, Z. 19 befreien statt zu befreien.

Erstes Kapitel.

Karl der Große und die deutschen Karolinger.

1. Karls Eroberungen und Kriegszüge.

Als der erste gekrönte Herrscher aus dem Geschlechte der Karolinger, König Pippin, sterbend seinen Söhnen Karl und Karlmann das neugefestigte fränkische Reich hinterließ, waren vier Jahrhunderte verflossen, seitdem die ersten Scharen flüchtiger Germanen, Aufnahme in das römische Reich fordernd, an den Ufern der Donau erschienen.

Westgoten und versprengte ostgotische Haufen hatten damals diesseits der so lange von den Römern mit Hartnäckigkeit verteidigten Grenzen Wohnsitze erhalten und waren, nachdem sie, durch die Grausamkeit habsüchtiger Beamten zur Empörung getrieben, auf blutiger Wahlstatt Roms Legionen niedergeworfen hatten, durch die kluge Politik des Kaisers Theodosius in den Rahmen des römischen Reiches eingefügt worden.

Man durfte erwarten, daß die germanischen Ansiedler im Dienste Roms willige Söldner sein, und was sie von trotziger Eigenart besaßen, allmählich unter dem mildernden Einflusse einer höheren Gesittung abstreifen würden. Da hinderte ihr Glauben, daß sie ihre Nationalität verloren. Durch Annahme der christlichen Lehre des Arius, welche ihnen Ulfila verkündete, traten sie in Gegensatz zu dem orthodoxen Rom, und dieser Gegensatz erweiterte sich bei der Leidenschaftlichkeit, mit der man in jenen frühesten Jahrhunderten christlichen Glaubens religiöse Fragen behandelte, zur unübersteiglichen Kluft. Dann aber erhob sich unter den Goten ein feuriger, ehrgeiziger Held, der den Funken des nationalen Gefühls zu heller Flamme anfachte. In die verwickelten Irrgänge byzantinischer Politik verstrickt, wußte der Balthe Alarich sich an der Grenze

der einander mit Argwohn betrachtenden Reiche, welche der große Theodosius seinen schwachen Söhnen hinterlassen hatte, siegreich zu behaupten, bis der Tod Stilichos ihn von seinem größten Gegner befreite und ihm die Thore Italiens öffnete.

Alarichs Angriff auf Rom war ein Wendepunkt in der Geschichte jenes Zeitraumes, den wir als die Völkerwanderung zu bezeichnen uns gewöhnt haben. Der thatkräftige Stilicho hatte alle Kräfte des dahinsiechenden Rom noch einmal vereinigt, um desto wirksamer dem Balthen entgegentreten zu können. Die in den glänzenden Zeiten des römischen Reiches erworbenen Provinzen hatte er dahin gegeben, nur um Italien selbst zu retten.

Jetzt drangen Alanen und Sueben über den Rhein, zogen plündernd durch Gallien, überstiegen die Pyrenäen und verbreiteten sich über Spanien, von wo aus die letzten Wogen der flutenden Bewegung hinüber nach der Nordküste Afrikas schlugen, um auch hier alles mit Vernichtung zu erfüllen.

Als Alarich nach kurzem Siegeslaufe sein geheimnisvolles Grab auf dem Grunde des Busento gefunden hatte, zog sein Volk über die Alpen nach Aquitanien und eroberte später von hier aus das Land jenseits der Pyrenäen. Im Bunde mit dem Römer Aëtius haben sie auf den katalaunischen Gefilden den Angriff des großen Ländereroberers Attila zurückgewiesen und damit das Abendland errettet. Attilas Tod löste alsdann die bunt zusammengewürfelte Macht, die er in seiner Hand vereint hatte, auf und gab auch den germanischen Völkern, die gezwungen seinen Fahnen gefolgt waren, die Freiheit wieder. Unter ihnen ragten vor allem die Ostgoten hervor. Nach blutigen Kämpfen wuchsen sie in ihren neuen Wohnsitzen an der Donau zu einem Volke zusammen. König Theoderich führte sie nach Italien, zertrümmerte hier Odovakars Herrschaft, der den letzten römischen Kaiser mit Hilfe des Söldnerheeres vom Throne gestoßen hatte, und gründete an der Ausgangsstätte römischer Weltherrschaft ein mächtiges germanisches Reich. Er hat es nicht nur verstanden, den Gegensatz zwischen seinen römischen Unterthanen und dem Ostgotenvolke eine Zeit lang auszugleichen, sondern wußte auch durch Familienverbindungen die germanischen Staaten einander zu nähern. Hell erglänzt Theoderichs Bild in der Geschichte, und beredter noch hat die Sage den Ruhm Dietrichs von Bern verkündet.

Doch nur um wenige Jahre hat das Reich der Ostgoten seinen Begründer überlebt. Es unterlag dem Angriffe Justinians. Aber auch

dem Kaiser des Ostens war es nicht beschieden, in Rom zu herrschen. Bald drangen seine ehemaligen Bundesgenossen bei der Bezwingung der Ostgotenkönige, die Langobarden, ins Land, um auf den Trümmern seiner Herrschaft einen neuen germanischen Staat aufzubauen.

Alle die Reiche aber, welche die Ostgermanen auf dem Boden altrömischer Provinzen errichteten, sind zu Grunde gegangen. Umgeben von dem Haß ihrer Unterthanen, die in ihnen nur die Irrgläubigen, die Bedrücker und Barbaren sahen, erlagen Vandalen und Ostgoten in jähem Falle den siegreichen Waffen Justinians, während Westgoten, Burgunder und Langobarden Glauben, Sprache und Sitte ihrer Unterthanen annahmen.

So war das römische Reich, das alles, was das Altertum an geistigen Schätzen wie an irdischen Gütern geschaffen, in unendlich reicher Fülle vereinigt hatte, gefallen. Aber die siegreichen Ostgermanen waren doch nicht imstande gewesen, an die Stelle des römischen Reiches dauernde staatliche Gründungen zu setzen. Zu unvorbereitet waren sie in Verbindung mit einer alten Welt getreten. Wohl vermochten sie mit ihrer jugendlichen Frische ihr neue Kraft und neues Leben zu geben, den Stempel ihres Wesens aber ihr aufzudrücken, das blieb ihnen versagt.

Während die ostgermanischen Völker sich erhoben und vergingen, waren auch die Westgermanen in Bewegung geraten. Langsamer und darum nachhaltiger hatte ihre Ausbreitung von ihren Stammessitzen her stattgefunden. Aus den schattigen Wäldern Germaniens, die ihrer wachsenden Anzahl nicht mehr genügenden Unterhalt boten, waren sie über die schützenden Wälle, die das alternde Reich gegen sie erbaut hatte, nach dem lachenden Rheinufer gezogen und von dort aus in die Thäler der Mosel und der Maas vorgedrungen. So nahmen sie von den Höhen der Alpen bis zur Nordsee hin ein Gebiet in Besitz, das seit Jahrhunderten in den Händen Roms gewesen war, und auf dem sie, ohne den Zusammenhang mit ihrer Heimat ganz zu verlieren, allmählich einer ihnen überlegenen Kultur näher traten. Hier war es der große Frankenkönig Chlodowech, der, gewaltthätig, wild und treulos, aber von gewaltiger Schöpferkraft, seinem Volke auf Jahrhunderte neue Bahnen wies. Er hat den Rest römischer Herrschaft in Gallien gestürzt, Alemannen, Burgunder und Westgoten mit der Schärfe seines Schwertes getroffen, hat die Frankenstämme geeint und sich zum Glauben Roms bekannt. Seine Nachfolger sind auf der von ihm vorgezeichneten Bahn weiter gewandelt. Sie haben das Burgunderreich bezwungen und, in-

dem sie auch die Thüringer unterwarfen, wieder in ihrer deutschen Heimat festen Fuß gefaßt und so durch Stärkung des deutschen Elementes in ihrem Reiche eine Verwälschung ihres Volkes gehindert.

Mit dem Überfluten des römischen Reiches durch die Germanen war eine trübe Zeit über die Welt gekommen. Es schien, als sollte es ganz Nacht werden, eine Nacht der Barbarei, ehe die Morgenröte einer besseren Zeit heraufkommen konnte, denn den Lastern einer absterbenden Welt vermählte sich zum Werke der Zertrümmerung die Roheit eines von höherer Bildung noch unberührten, jugendlich kräftigen Volkes. Es war, als sollte alles zerstört werden, was von der reichen Kultur der alten Welt vorhanden war, als sollte von dem Glanze des Altertums nichts übrig bleiben, was die Geister erfreuen konnte, als sollte es für den Menschen neben dem drängenden Jagen und Treiben des Lebens nur noch ein geistiges Gebiet geben, das des Glaubens. Freilich vollzog sich nicht mit einem Male diese Umwandlung. Es war eine Zeit des Zerstörens und Wiederaufbauens, und so konnte es denn geschehen, daß mancher Stein von dem alten Grunde mit in den neuen Bau hinüberging und wir hier und da noch neben dem herrschenden Christentum eine Zeitlang die Züge antiker Weltanschauung gewahren. Aber auch noch in anderer Hinsicht trägt jener Zeitraum das Gepräge des Überganges an sich. Gewaltsam waren verschiedenartige Bevölkerungen zusammengeschweißt worden. Eine wechselnde Zeit der Gärung mußte beginnen, ehe eine innige Verbindung eintrat und eine Läuterung sich vollzog.

Nirgends schienen jedoch Freiheit und Wehrhaftigkeit der abendländischen Welt so zu ihrem Verderben von den Germanen wiedergegeben, nirgends bietet sich so das Bild einer scheinbar unaufhaltsamen Auflösung als im Frankenreiche. Aber wie gewaltig auch die Zuckungen waren, welche greuelvolle Verbrechen hier auch in ununterbrochener Reihe einander folgten, Chlodowechs Staat trug doch so viele Stärke in sich, daß er selbst unter einem Geschlecht, in welchem feige Schwäche sich mit der Lust an Grausamkeit vereinte, nicht fiel, sondern der Grundstein einer neuen Entwickelung im Leben der Völker Europas wurde.

In den deutschen Gebietsteilen an der Maas und Mosel erhob sich ein neues, kräftiges Herrschergeschlecht, dessen Häupter in der Rolle der ersten Beamten des Reiches, als Hausmeier, zunächst in Austrasien, dann auch im Westen, in Neustrien, geboten, das in seine nationalen Bestandteile auseinanderfallende Reich zusammenhielten und den Widerstand aufsässiger Großen brachen.

Bischof Arnulf von Metz und Pippin der Ältere werden uns als die Stammväter des karolingischen Geschlechts genannt. Zu so großer Macht erhob sich frühzeitig ihr Haus, daß schon Pippins Sohn Grimoald, Majordomus von Austrasien, den Versuch wagen konnte, seinen Sohn an Stelle der schwachen Merowinger mit der Krone zu schmücken. Aber der Versuch war verfrüht, er scheiterte noch an der Treue der Franken, und Grimoald mußte seinen ehrgeizigen Traum mit dem Leben bezahlen. Pippins Tochter Begga war mit Arnulfs Sohn Adalgisel vermählt. Sie gebar einen Sohn, Pippin der Mittlere genannt, der das zur Zeit der Schwäche verlorene Hausmeieramt wiedergewann, Schritt für Schritt seinem Hause die alte Stellung zurückeroberte und durch die Schlacht von Testri (687) der Gewalt der neustrischen Großen für immer ein Ende setzte. Der Sieg von Testri begründete aber nicht bloß Pippins Macht im Reiche, sondern bezeichnet auch die Erhebung der ostfränkischen Stämme über die Romanen und die Fortdauer des Gesamtreiches.

Der Nachfolger Pippins war sein Sohn Karl Martell (714—741), der nach der glücklichen Erwerbung der ihm bestrittenen Herrschaft eine rastlose Thätigkeit entfaltete, um das in der Zeit der Kämpfe ins Wanken gekommene Reich von neuem zu festigen. Thüringer, Alemannen, Bayern wurden bezwungen, Friesen, Burgunder, Aquitanier zum Gehorsam zurückgeführt und der neubegründete Staat im Norden gegen die heidnischen Sachsen wie im Süden gegen den gefahrdrohenden Einbruch des Islam geschirmt. Wie ehedem Chlodowech, so trat jetzt Karl als der Beschützer der christlichen Kirche auf, die er durch seine Siege gerettet hatte.

Karl Martell hatte die meisten deutschen Stämme unter seinem Scepter vereinigt, hatte den größten Teil des weströmischen Reiches in seine Hand gebracht. War der Gedanke an die Wiederaufrichtung der abendländischen Kaiserwürde nie ganz erloschen, so mußte er jetzt lebendig sich erheben. Nun war aber der Papst, der nach dem Sturze des Westreiches allmählich sich die Stellung eines Oberhauptes der abendländischen Christenheit errungen hatte, von dem oströmischen Reich und durch die Langobarden bedroht. Er bedurfte der Hilfe Karls, welcher die Macht hatte, ihn zu schützen, ohne für den Augenblick ihm gefährlich werden zu können, und der fränkische Staat andererseits brauchte die Hilfe der Kirche, um seine Herrschaft über die Romanen zu behaupten. Der Führer des fränkischen Adels und der Papst waren auf einander angewiesen.

und eine Verbindung beider mußte von entscheidenden Folgen für die Zukunft des fränkischen Reiches sein.

Schon suchte der Papst bei Karl Martell Beistand. Aber wie Karls ganze Thätigkeit nur eine vorbereitende gewesen war und ein ungünstiges Geschick ihm nicht vergönnte, die Früchte seiner Anstrengungen zu ernten, so war ihm auch hier nicht beschieden, die Vollendung zu sehen. Der Tod entriß ihn allzuzeitig seinem Wirken. Aber sein Sohn Pippin (741—768) setzte seine Politik fort und baute das Werk weiter aus. Die nationalen Bewegungen der deutschen Stämme wurden von ihm in Schranken gehalten, das die Einheit fördernde Christentum thatkräftig unterstützt und endlich durch Absetzung Childerichs (751) der Lüge des merowingischen Königtums ein Ende gemacht. Damit hatte nach anderthalbhundertjährigem Kampf im Inneren des Landes wie nach Außen hin das Geschlecht der Karolinger die Merowinger verdrängt, und dieser Übergang der Krone an das kraftvolle Hausmeiergeschlecht führte auch noch ein anderes wichtiges Ereignis herbei. Von Papst Stephan gerufen, zog Pippin zweimal über die Alpen nach Italien und besiegte den Langobardenkönig Aistulf, und wie Stephan am Grabe des heiligen Dionysius den siegreichen Pippin zum König salbte und jeden mit dem Anathem bedrohte, der aus einem anderen Geschlechte als dem Pippins einen König der Franken küren würde, so zwang Pippin den König der Langobarden einen Teil seiner Eroberungen abzutreten und legte, indem er dem Papste durch seine vielumstrittene Schenkung abgetretene Gebiete überwies, den Grund zum Kirchenstaate, der fortan gleichsam ein Pfand für die fortdauernde Verbindung der geistlichen und weltlichen Macht bilden sollte.

Auch im Inneren des Frankenreiches hat Pippin eine reiche Thätigkeit entfaltet, denn was sein Vater Karl auch gethan hatte, so hatte er doch zu planmäßigem Organisieren nicht die Zeit gefunden und vieles unvollendet zurückgelassen. Es galt die Unterwerfung der abhängigen und doch nur lose mit dem Reich verbundenen Herzogtümer. Die Einfügung dieser Sonderstaaten stieß allenthalben auf hartnäckigen Widerstand, und zwar nicht bloß bei den Herzögen, sondern auch bei den Stämmen selbst. Doch gelang es Pippin und seinem Bruder Karlmann, das Herzogtum Alemannien zu unterwerfen. Das Blutbad auf der alten Gerichtsstätte zu Cannstadt brach hier die Freiheit des Volkes, und was die politischen Einrichtungen begonnen, wurde durch die kirchliche Organisation vollendet. Dann hat Pippin, seitdem sein Bruder Karlmann sich in die Stille des Klosters zurückgezogen hatte, alleiniger Herrscher

der Franken, im Kampfe mit Herzog Waifar, Aquitanien, das Land zwischen Loire und Garonne, bezwungen und die keltischen Bewohner des westlichen Gallien, der Bretagne, zur Anerkennung der fränkischen Oberhoheit genötigt. Überall aber wurde in den eroberten Landesteilen das Herzogtum beseitigt und fränkische Grafen eingesetzt. Nur Bayern allein bewahrte seine Selbständigkeit länger. Doch wurde auch Herzog Odilo gedemütigt und im Frieden vom Jahre 744 gezwungen, auf einen Teil seines Gebietes Verzicht zu leisten, und als nach des Herzogs Tode Pippins Halbbruder Grifo in Bayern einen Aufstand unternahm, zog Pippin ins Land, brach jeden Widerstand und erhob Odilos unmündigen Sohn Tassilo zum Herzog. Nicht als unabhängiges Land, sondern als Lehen hatte Tassilo Bayern erhalten, aber er lohnte Pippins Vertrauen mit Undank, fiel während des Krieges gegen Waifar ab und suchte durch Vermählung mit der Tochter des Desiderius der fränkischen Herrschaft gegenüber einen Rückhalt an dem Langobardenreich. Pippin vermochte ihn nicht wieder zum Gehorsam zu bringen. Ebensowenig hat er gegen die Sachsen entscheidende Erfolge errungen.

Neben seiner kriegerischen Thätigkeit hat Pippin Großes vollbracht in der Reform der fränkischen Kirche und der Herstellung der hierarchischen Ordnung in den neubekehrten Ländern. In beidem stand ihm der Angelsachse Bonifatius zur Seite.

So hatten unter Pippin die politischen Verhältnisse eine feste Gestalt angenommen. Wohl blieben noch mancherlei Aufgaben zu lösen, aber den Weg hatte Pippin seinen Nachfolgern vorgezeichnet, und diese brauchten nur auf dieser Bahn weiter zu schreiten, um das Ziel zu erreichen. Wie Großes aber auch Pippin mit klugem Sinn und durch die Macht seiner Waffen vollbracht hat, übertroffen wurde er doch durch die gewaltige und herrliche Gestalt seines Sohnes Karl, der, nachdem er wenige Jahre hindurch gemeinsam mit seinem Bruder Karlmann das Scepter geführt hatte, die Herrschaft im ganzen Frankenreiche übernahm.

Über vierzig Jahre lang, bis zum Jahre 814, hat Karl die Regierung allein geführt und während dieser Zeit die Welt mit dem Ruhme seiner Thaten erfüllt. Alles, was Chlodowech, Karl Martell und Pippin begründet oder begonnen hatten, nahm er auf und führte es in gewaltigster Weise zu Ende. Er hat nach allen Seiten hin den Umfang des Reiches vergrößert, er hat Sachsen, Bayern und Langobarden vollständig mit dem Reiche vereinigt, dadurch auch die letzten freien germanischen

Stämme dem Staat der Franken eingefügt und so nach der Zersplitterung ihnen den Weg zur nationalen Einheit gewiesen. Er hat die Slaven im Norden und die Avaren im Osten bekämpft und hier die Bahn gebrochen für eine große Kulturmission des deutschen Volkes, er ist über die Pyrenäen gezogen und hat hier den Kampf gegen die Ungläubigen mit neuer Kraft belebt. Und wie nach Außen, so entfaltete er im Innern seines Reiches eine unermüdliche Thätigkeit. Ein Freund aller Künste und Wissenschaften, ist er, dem es doch selbst erst im späteren Lebensalter vergönnt war, die versäumte Jugendbildung nachzuholen, unaufhörlich bestrebt gewesen, ein Bildner seines Volkes zu werden. Er hat durch Gesetze Frieden und Ordnung in seinem weiten Reiche zu begründen gesucht und durch treffliche Einrichtungen den Organismus desselben geleitet. Und seine nie ruhende schöpferische Kraft vergaß neben dem Großen und Höchsten selbst das Unscheinbarste und Kleinste nicht, und wie er Kirche und Staat schirmte und ordnete und den Samen höherer Bildung ausstreute, so trug er mit liebevollem Verständnis für Haus und Hof, für Feld und Wald, für Garten und Weinbau Sorge. Endlich aber hat auch Karl der Große die Beziehungen zur Kirche gefestigt und die Verbindung des germanischen Elementes mit dem Christentum völlig durchgeführt. Von neuem hat er das römische Kaisertum erweckt und dadurch der abendländischen Welt eine neue Gestalt gegeben.

So stehen wir an der Schwelle eines neuen Zeitraumes. Dieselben Germanen, die vor vier Jahrhunderten das römische Reich überfluteten und nach langem Kampfe zertrümmerten, verbanden sich jetzt auf das Innigste mit dem Christentum, das soviel dazu beigetragen hatte, die römische Welt zu erschüttern, und dasselbe Volk, das wohl dem Abendlande die Freiheit zurückgegeben, aber durch den ihm innewohnenden Zug, das Leben in enger begrenzten Kreisen zu gestalten, bis dahin nur zersetzend auf die Staaten des Westens eingewirkt hatte, förderte jetzt die Einheit, führte sie zum Ziele und gründete ein Reich, in welchem es Kern und Mittelpunkt sein sollte. Der Fürst aber, der diese Entwickelung zum Abschluß bringen und damit eine neue Epoche der Weltgeschichte begründen sollte, ist Karl der Große.

Es ist nicht unsere Aufgabe, eingehend die Geschichte Karls zu betrachten und ausführlich darzustellen, was Karl in der Durchführung seiner Ideen als Eroberer, als Staatsmann, was er als Bildner und Förderer seines Volkes gethan hat. Wir müssen uns an den kurzen

Berichten genügen lassen, welche die wichtigsten Quellen über seine Thätigkeit und sein Leben geben.

Der gewaltige Fortschritt, welchen das geistige Leben der unmittelbaren Einwirkung Karls, wie auch der durch ihn vollendeten nahen Verbindung mit Italien und seinen reichen litterarischen Schätzen verdankt, mußte auch in der Geschichtschreibung zu Tage treten. Gregor war der letzte bedeutende Geschichtschreiber der Franken gewesen. Nach seiner Zeit finden wir nur kurze, trockene Aufzeichnungen in roher, barbarischer Form, in welchen nach dem Absterben der antiken Bildung das geistige Leben des Mittelalters zunächst gleichsam nur stammelnd die ersten Zeichen seines Daseins gab. Unvollständig und dürftig genug ist das Bild, welches sie uns von jenen Zeiten entwerfen. Jetzt aber tritt uns in Einhards Leben Karls des Großen ein Werk entgegen, das, was Reinheit der Sprache und kunstvolle Behandlung des Stoffes anlangt, zu dem Besten gehört, was die mittelalterliche Geschichtschreibung hervorgebracht hat, das so recht als die reifste Frucht dieser ersten Renaissance erscheint, jener ersten Wiedergeburt humaner weltlicher Bildung, die durch das Wiederentstehen des römischen Reiches hervorgerufen wurde. Einhard, in späteren Jahrhunderten auch Eginhard genannt, wurde in den ersten Jahren von Karls Regierung im Maingau geboren und empfing in dem berühmten Kloster zu Fulda seine erste Bildung. Bald zog er durch seine ungewöhnlichen Fähigkeiten die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich, so daß der Abt Baugulf, Sturmis Nachfolger, ihn an den kaiserlichen Hof sandte, wo er an Karl einen großmütigen Beschützer und Freund fand. Hier war es, wo er mit Alkuin zusammentraf, der, seit 782 aus England berufen, in Karls Nähe weilte und der Mittelpunkt für alle wissenschaftliche Bestrebungen wurde, die Karls reger Eifer erweckte. Alkuin gab dem jungen Einhard wohl die weitere Ausbildung, und mit welchem Erfolge jener seinen Unterricht genoß, davon legen seine Schriften wie die Bewunderung seiner Zeitgenossen Zeugnis ab. Am Hofe Karls konnte Einhard auch seine technischen und architektonischen Kenntnisse, welche ihm in dem gelehrten Hofkreise den Namen des Erbauers der Stiftshütte Beselcel eintrugen, im Dienste Karls verwerten, der ihm die oberste Leitung seine Bauten übertrug. Ja man hat ihm den Bau des noch heute bewunderten Doms zu Mainz, sowie der Mainzer Rheinbrücke und der Pfalzen von Aachen und Ingelheim zuge-

schrieben. Sicher ist, daß er die nicht unansehnliche Kirche zu Michelstadt erbaute und dabei nicht minder als Baumeister, denn als Bauherr thätig war.

In den verschiedensten Beziehungen des Lebens sehen wir Einhard mit Karl verbunden, und in demselben nahen Verhältnisse stand er zu dessen Sohn und Nachfolger Ludwig, dem er in den Tagen der Kindheit ein Gespiele und nun in den Mannesjahren ein treuer Freund und Berater wurde. Kurze Zeit nach Karls Tod finden wir Einhard als Abt eines Klosters. Sein häusliches wie öffentliches Leben erlitt dadurch keine Änderung. In treuer Liebe blieb er seiner geliebten Lebensgefährtin Imma, einer Frau von edler Abkunft, verbunden und beständig weilte er in der Nähe Ludwigs des Frommen, der ungern seines Umganges und Rates entbehrte. Erst die Wirren zwischen Ludwig und seinen Söhnen ließen in Einhard den Wunsch rege werden, sich ganz von dem öffentlichen Leben zurückzuziehen, und wenn er auch bei verschiedenen Anlässen seinem kaiserlichen Freunde wieder zur Seite trat, so lebte er doch fortan meist in der Stille des vom Geräusche der Welt entfernten Michelstadt im Odenwalde, das ihm die Gnade seines Herrn verliehen hatte. Hier gab sich sein Geist einer mystisch-religiösen Richtung hin, welche seine Geschichte der Übertragung der heiligen Märtyrer Marcellinus und Petrus nach der von ihm begründeten Benediktinerabtei Seligenstadt zu Tage treten läßt. Hier traf ihn auch der schwerste Schlag seines Lebens. Im Jahre 836 verlor er seine Gattin Imma, und der Tod der Geliebten war ihm um so schmerzlicher, je sicherer er auf die Hilfe seiner Heiligen gebaut hatte. Weder der Trost seiner Freunde, noch der Besuch Ludwigs vermochten seinen Gram zu lindern. Am 14. März 844 endete er in seiner Einsamkeit seinen irdischen Lauf.

Die Sage, welche Karls Bild verklärte, hat ihren buntfarbigen Schleier auch über Karls Gefährten Einhard geworfen. Sie stellt den Gefährten dem großen Kaiser noch näher, als er in der Geschichte stand, und macht ihn zum Gemahl seiner Tochter Imma.

Das Leben Karls des Großen ist zwar nicht die umfangreichste unter Einhards Schriften, hat aber seinen schriftstellerischen Ruhm begründet. In den nächsten Jahren nach dem Tode des großen Kaisers ist das Werk entstanden, als das Bild des Dahingeschiedenen noch deutlich vor den Augen der Lebenden schwebte, denn schon im Jahre 821 finden wir es unter den Büchern des Klosters Reichenau erwähnt.

Bei der Abfassung seiner Biographie haben Einhard Suetons Lebens-

beschreibungen römischer Kaiser, zumal das Leben des Augustus, zum Vorbild gedient. „Er hat gleichsam die Maße und die Verhältnisse nach dem Muster der Antike eingerichtet wie in seinen Bauwerken, aber damit noch nicht zufrieden, wendete er wie in diesen sogar antike Werkstücke an." Bei einem so engen Anschluß an sein Vorbild konnte Einhard freilich die ganze Originalität von Karls Erscheinung nicht wiedergeben, vielmehr mußte die Gestalt des großen Kaisers von vorn herein in einer reflektierten Beleuchtung erscheinen. Und doch hat diese Nachahmung auch manchen Vorteil für uns gehabt, denn Einhard wurde durch die eingehenden Angaben Suetons über Augustus auch seinerseits veranlaßt, so manchen feineren Zug mitzuteilen, der uns sonst gewiß entgangen wäre.

Es kann auch nicht geleugnet werden, daß Einhard in dem Streben, mehr eine angenehme zusammenfassende Darstellung zu geben als die Thatsachen mit gründlicher Genauigkeit zu berichten, mancherlei Irrtümer begangen hat. Auch vermochte er nicht die historische Größe und Bedeutung Karls in ihrem ganzen Umfange zu würdigen. Dazu stand er ihm zu nahe und schaute sein Bild in allzu großer Verkürzung. Er konnte die außerordentliche Thätigkeit Karls in ihrer Wirkung auf die Zukunft noch nicht ermessen: ist doch ein volles Verständnis für die Thaten großer Männer erst nach Jahrhunderten möglich, wo jeder falsche Schein, in welchem sie von ihren Zeitgenossen gesehen wurden, gewichen ist, wo die Leidenschaften, die ihre gewaltsam eingreifende Schöpferkraft entzündete, abgekühlt sind und sich übersehen läßt, was ihr eigenstes Werk war und was von ihrem Thun übrig geblieben ist.

Und doch ist Einhards Buch für uns von unschätzbarem Werte. In treuen und scharfen Umrissen zeichnet er die großartige Gestalt Karls, und zwar nicht den fränkischen Volkskönig, sondern den alternden Kaiser, der in seinem Streben nach der Wiederbelebung des alten Kaiserreiches und des antiken Wesens ja so manches von demselben Augustus hatte, dessen Biographie für Einhard das Muster bildete. Und wenn auch der Geschichtschreiber uns nicht in Karls Pläne und seine Motive einführt, so hat er uns doch klar und deutlich beschrieben, was der Kaiser gethan, und seine Persönlichkeit getreulich geschildert. Welch ungeheuren Fortschritt aber Einhards Werk in der historischen Litteratur bezeichnet, das können wir dann am besten beurteilen, wenn wir die Überlieferung Karls vergleichen mit den Nachrichten, die wir über die Männer, deren Werk der Kaiser zu vollenden berufen war, über Chlodowech und Bonifatius, besitzen. Von Chlodowech ist nur das Bild des Staaten-

begründers übrig geblieben, der mit eherner Faust und kaltblütig mordend die Tenne reinfegt für neue Bildungen. Von Bonifatius ist uns nichts erhalten als der wunderthätige Glaubensbote und Heilige. Karl aber ist uns menschlich nahe gerückt und steht im vollen Lichte der Geschichte.

Über Karls Jugend und Anfänge berichtet Einhard*) in der Kürze folgendes:

„Nachdem Pippin, der durch das Urteil des römischen Bischofs vom Majordomus zum Könige erhöht worden war, durch fünfzehn Jahre oder etwas darüber allein über die Franken geherrscht hatte und der aquitanische Krieg, den man mit Herzog Waifar neun Jahre lang**) geführt, beendet worden war, starb er zu Paris an der Wassersucht mit Hinterlassung der Söhne Karl und Karlmann.

So kam nach dem Willen Gottes das Reich auf beide Söhne. Die Franken traten nämlich nach altem Brauche zu einer allgemeinen Versammlung zusammen und wählten beide zu Königen, doch unter der Bedingung, daß sie das Königreich zu gleichen Teilen unter einander teilten, und zwar so, daß Karl den Teil, welchen ihr Vater Pippin innegehabt hatte, Karlmann aber das Land, über das einst sein Oheim Karlmann herrschte, zur Regierung erhielte. Beide Brüder gingen auf diese Bedingungen ein, und jeder empfing darauf den Teil des Königreiches, der ihm nach dem getroffenen Übereinkommen zufiel***). Wohl blieb zwischen ihnen Eintracht bestehen, doch vermochte sie nur mit großer Mühe aufrecht erhalten zu werden. Denn viele gab es auf Karlmanns Seite, die danach trachteten, die Gemeinschaft der Brüder zu lösen, ja es dachten sogar manche daran, sie in Krieg mit einander zu verwickeln. Aber es lag hierbei mehr eine Befürchtung vor als eine wirkliche Gefahr, wie der Ausgang selbst beweist. Denn als Karlmann starb†), flüchtete sein Weib††) mit ihren Söhnen und einigen seiner vornehmsten Anhänger nach Italien, wandte sich ohne triftigen Grund von dem Bruder ihres Gemahles ab

*) Einhardi Vita Caroli c. 4. Bibl. rer. Germ. ed. Phil. Jaffé. Berol. 1867. T. IV. Mon. Carolin. p. 513. Übers. von Abel, Gesch. d. d. V. Heft 8.

**) 760—768.

***) Karl wurde am 9. Oktober 768 zu Noyon zum Könige erhoben, Karlmann an demselben Tage unweit davon in Soissons. Karlmann soll Burgund, Gotien, Elsaß und das übrige Alemannien und einen Teil von Aquitanien erhalten haben.

†) Am 4. Dez. 771. Sein Tod allein hat den Ausbruch eines Bruderkriegs verhindert.

††) Gerberga.

und begab sich mit ihren Kindern unter den Schutz des Langobardenkönigs Desiderius. Es war aber Karlmann, nachdem er gemeinsam zwei Jahre lang mit seinem Bruder das Reich verwaltet hatte, an einer Krankheit aus dem Leben geschieden. Nun wurde Karl nach dem Tode des Bruders unter allgemeiner Zustimmung der Franken zum Könige gewählt.

Über seine Geburt und seine Kindheit, ja auch sein Knabenalter etwas zu schreiben, muß ich für eine nutzlose Mühe halten, da weder schriftlich irgendwo etwas darüber berichtet wird, noch auch jemand am Leben ist, der behaupten könnte, davon Kenntnis zu haben*). Ich will mich daher nicht bei dem aufhalten, was unbekannt ist, sondern sogleich dazu übergehen, Karls Thaten, Sitten und was sonst noch von seinem Leben zu erklären oder zu berichten ist, zu schildern. Und zwar gedenke ich dabei so zu verfahren, daß ich zuerst von seinen Thaten im Frieden und im Kriege, dann von seiner Lebensweise und seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen, ferner von seiner Rechtsverwaltung und zuletzt von seinem Tode erzähle, nichts aber dabei von dem, was zu wissen wert oder notwendig ist, übergehe."

Wir brechen hier ab, um Karls Feldzüge, welche Einhard nur im Überblick giebt, von einem anderen Werke schildern zu lassen, das uns reichhaltigere Kunde bringt und einer anderen Gattung der Geschichtschreibung angehört, den Annalen, welche ebenfalls erst zu Karls Zeiten zu höherer Entwickelung gelangten. Aus bescheidenen Anfängen ist die Annalistik entstanden. Spärliche Notizen waren es, welche Mönche am Rande der Ostertafel über große Feuersbrünste und Wassernot, Krieg und Pestilenz, Wunder und schreckhafte Himmelszeichen machten, die den Anfang bildeten. Oft wurden solche Angaben zusammengestellt und dann von Jahr zu Jahr weiter geführt. Standen aber an der Spitze des Klosters Männer, welche an dem Staatsleben regen Anteil nahmen, dann mischten sich auch unter Aufzeichnungen rein lokaler Natur solche, welche auf die Reichsgeschichte sich bezogen.

Unter den Annalenwerken jener Zeit sind die bei Weitem be-

*) Pippin vermählte sich mit Karls Mutter Bertrade (Bertha) erst im Jahre 749. Karl ist früher geboren, zu einer Zeit, da Pippin noch nicht in rechtmäßiger Ehe mit seiner späteren Gemahlin lebte. Möglich ist, daß der 751 geborene Karlmann deshalb Karl nicht als ebenbürtig anerkennen und für sich eine bevorzugte Stellung in Anspruch nehmen wollte. Jedenfalls hatte Einhard Ursache, über diese Angelegenheit vorsichtig hinwegzugehen.

deutendsten die Annales Laurissenses maiores, so genannt, weil die älteste und vollständigste Handschrift im Kloster Lorsch aufgefunden wurde. Es beginnen diese Lorscher Annalen mit dem Jahre 741, dem Anfange von Pippins Regierung, und enden mit dem Jahre 829. Sie sind nicht in einem Zuge gearbeitet, sondern zerfallen nach der Art der Abfassung in drei Teile, von dem der erste, bis 788 reichende, auf einmal geschrieben, dagegen der zweite, bis zum Jahre 796 führende, und der dritte gleichzeitig mit den Ereignissen verfaßt wurde. In dem Verfasser des letzten Abschnittes, der zugleich die Lorscher Jahrbücher bis zum Jahre 801 einer stilistischen und redaktionellen Überarbeitung unterzog, will man wegen der verhältnismäßig großen Reinheit der Sprache und wegen einzelner an die Biographie Karls erinnernden Ausdrücke Einhard erkennen und hat deshalb die Überarbeitung und den letzten Teil der Lorscher Annalen als die Annalen Einhards bezeichnet.

Wir entlehnen den sogenannten Einhardschen Annalen den Bericht über Karls des Großen Feldzüge. Mag er auch, wie man vielfach angenommen hat, auf einen officiellen Bericht zurückgehen, der an Karls Hof verfaßt wurde, so verdient er dennoch volle Glaubwürdigkeit.

Der erste Krieg, den Karl zu führen hatte, war gegen die Sachsen gerichtet.

In weit ausgedehnten Gebieten wohnte der Stamm der Sachsen, von der Eider bis zur Vereinigung von Werra und Fulda, von der Elbe und Saale bis gegen den Rhein. Er teilte sich in drei Gruppen, in Ostfalen, Westfalen und Engern. Jenseits der Elbe saßen die Nordleute oder Nordalbinger. Unter allen germanischen Stämmen waren die Sachsen am längsten in denselben Wohnsitzen geblieben, hatten am hartnäckigsten an ihrem alten Glauben und ihrer alten Sitte festgehalten. Noch beruhte das politische Leben auf den alten Ordnungen, zerfiel das Volk in eine Menge von Gauen. An der Spitze dieser Gaue standen Fürsten, aus denen im Kriege die Herzöge gewählt wurden. Aber nie erstreckte sich die Gewalt des Herzogs auf den ganzen Sachsenstamm.

In Edelinge, Freie und Halbfreie oder Liten gliederte sich das Volk. Noch hing auch der Sachsenstamm treu an seinen alten Göttern, und trotzig hatte er sich der Lehre des Christentums verschlossen.

Gleich in den ersten Jahren seiner Herrschaft, unmittelbar nachdem ihm durch den Tod des Bruders die Regierung im ganzen Frankenreiche

zugefallen war, hat Karl den Krieg gegen die Sachsen begonnen. An Anlaß konnte es nicht fehlen. Der feindliche Gegensatz der Völker und die Beschaffenheit der Grenzen, die fast überall in der Ebene lagen, brachten es, wie Einhard sagt, mit sich, daß fast ohne Unterlaß Gewaltsamkeiten vorkamen, die den Frieden störten. Unzweifelhaft hatte aber König Karl von Anfang an ein höheres Ziel vor Augen als die Sicherung der Grenzen. Die Unterwerfung des ganzen Volkes unter sein Scepter wie die Ausbreitung der christlichen Kirche, das war es, was er erstrebte und nach einem langen, schweren Kriege auch glücklich erreichte.

Ehe wir jedoch die Annalen Einhards reden lassen, erscheint es uns passend, hier den sagenhaften Bericht über die Vorzeit des sächsischen Volkes einzuschalten, den der sächsische Geschichtschreiber Widukind im zehnten Jahrhundert aufzeichnete.

Widukind*) erzählt uns folgende Sage:

„Zunächst will ich einiges Wenige über den Ursprung und den Zustand des sächsischen Volkes vorausschicken, wobei ich allerdings fast ganz der Sage zu folgen gezwungen bin, da allzu lange Vergangenheit jede Gewißheit verdunkelt. Verschiedenartig lautet hier die Meinung. Die einen nehmen an, daß die Sachsen von den Dänen und Normannen abstammen, andere wieder glauben, daß die Griechen ihre Stammväter seien, wie ich als Jüngling selbst von einem rühmen hörte. Wurde doch von diesen selbst behauptet, daß die Sachsen die Überreste des makedonischen Heeres seien, welches dem großen Alexander folgte und nach seinem frühen Tode über den ganzen Erdkreis zerstreut wurde. Daß sie übrigens ein altes und edles Volk gewesen sind, das unterliegt keinem Zweifel, und es wird ihrer sowohl in der Rede des Agrippa an die Juden bei Josephus**) gedacht, als auch hierfür ein Ausspruch des Dichters Lucan***) zum Beweis herangezogen.

Unbestreitbar fest steht, daß die Sachsen in das Land, welches sie jetzt noch bewohnen, zu Schiff gekommen und daß sie zuerst an jenem Orte gelandet sind, welcher bis auf den heutigen Tag den Namen Hadolaun†)

*) Widukindi rer. gest. Saxon. L. I. 1—7. Script. rer. Germ. Hann. 1882. Übers. von Reinhold Schottin, Geschichtschr. d. d. Vorz. Heft 18.

**) Josephus II. 16, wo aber nicht von den Sachsen, sondern von den Germanen im allgemeinen die Rede ist.

***) Lucan I. 423, wo freilich jetzt nicht mehr Saxones, sondern Suessones gelesen wird.

†) Hadeln. Doch steht fest, daß niemals Thüringer dort wohnten.

trägt. Die Einwohner, welche Thüringer gewesen sein sollen, waren über ihre Ankunft ungehalten und erhoben wider sie ihre Waffen, doch die Sachsen leisteten wackeren Widerstand und behaupteten sich im Besitze des Hafens. So stritten sie lange unter einander, und von beiden Seiten waren schon viele gefallen, als endlich die Gegner übereinkamen, über einen Frieden zu unterhandeln und ein Bündnis zu schließen. Und man vertrug sich dahin, daß die Sachsen das Recht des Kaufs und Verkaufs erhalten, im übrigen aber von der Besitznahme des Landes, von Tötung und Beraubung der Menschen ablassen sollten. Dies Bündnis bestand nun unverletzt viele Tage lang. Aber zuletzt ging den Sachsen das Geld aus. Sie besaßen nichts mehr, wofür sie kaufen oder was sie verkaufen konnten, und erkannten nun, wie unerträglich für sie jenes Abkommen sei.

Zu dieser Zeit nun geschah es, daß ein Jüngling, beschwert mit vielem Gold, mit goldener Halskette und goldenen Armspangen obendrein, die Schiffe verließ und ans Land ging. Ihm entgegen kam ein Thüringer. ‚Was soll,' so sagte dieser, ‚eine so große Menge Goldes um deinen abgezehrten Hals?' ‚Ich suche einen Käufer,' antwortete der Sachse, ‚aus keinem anderen Grunde trage ich das Gold, denn wie sollte mich, der ich Hunger leide, der goldene Schmuck ergötzen?' Der Thüringer fragte nun, welcher Art, und wie hoch der Preis sei, den er dafür fordere. ‚Nicht kümmert mich,' erwiderte der Sachse, ‚der Preis. Was du mir auch giebst, dankbar nehme ich es an.' ‚Wie nun,' fragte jener, über den Jüngling lachend, ‚wenn ich mit diesem Staube dir das Gewand fülle?' Und er wies auf einen Haufen Erde hin, der dort zusammengeschaufelt lag. Ohne Zögern öffnete der Sachse sein Gewand und empfing die Erde, während er dem Thüringer sogleich das Gold übergab. Erfreut kehrte darauf ein jeder zu den Seinen zurück. Die Thüringer priesen ihren Genossen mit hohen Lobsprüchen, daß er mit so kluger List den Sachsen betrogen habe, und nannten den Mann vor allen Sterblichen glücklich, der um so geringen Preis eine solche Menge Goldes gewonnen habe, und als wären sie des Sieges sicher, triumphierten sie schon gewissermaßen über die Sachsen. Unterdessen näherte sich der Sachse, seines Goldes ledig, aber mit vieler Erde beladen, dem Schiffslager. Die Gefährten kamen ihm entgegen und betrachteten voll Verwundern sein Thun. Die einen von seinen Freunden begannen zuletzt ihn zu verhöhnen, die anderen machten ihm Vorwürfe, alle aber waren darin einig, daß er von Sinnen sei. Doch jener forderte Stillschweigen und sagte: ‚Folgt mir, wackere

Sachsen, und ihr werdet sehen, welchen Nutzen meine Thorheit euch bringen wird!' Wohl zweifelten jene, aber sie folgten dennoch seiner Führung. Da nahm jener die Erde, streute sie so dünn als möglich über das benachbarte Land aus und nahm so einen Platz für das Lager in Besitz.

Sobald aber die Thüringer das Lager der Sachsen erblickten, erschien ihnen die Sache unerträglich. Sie sandten Boten und klagten, daß die Sachsen das Bündnis gebrochen und das Abkommen verletzt hätten. Die Sachsen gaben zur Antwort: unverletzt hätten sie bisher das Bündnis bewahrt. Mit ihrem Golde hätten sie das Land erkauft, und es sei ihr Wille, es in Frieden zu behaupten oder mit Waffengewalt zu schirmen. Wie dies die Einwohner des Landes vernahmen, verwünschten sie das sächsische Gold, und den Thüringer, den sie noch kurz vorher glücklich gepriesen, nannten sie jetzt die Quelle des Verderbens für sie und ihr Land. Zuletzt erfaßte sie Ingrimm. In wilder Wut, ohne Ordnung und Plan stürmten sie gegen das feindliche Lager vor. Aber gerüstet erwarteten die Sachsen den Angriff, warfen ihre Gegner zurück und nahmen nach glücklichen Kämpfen von dem unliegenden Gebiet nach dem Rechte des Krieges Besitz. So wurde denn lange Zeit zwischen beiden Völkern in häufigen Treffen gestritten. Zuletzt fürchteten die Thüringer, daß die Sachsen die Oberhand gewinnen könnten, und forderten durch Gesandte, ohne Waffen solle man an einem bestimmten Orte und Tage zusammenkommen, um nochmals über einen Frieden Zwiesprach zu halten*). Die Sachsen gaben zur Antwort, sie würden der Aufforderung entsprechen. Es trugen aber die Sachsen in jener Zeit große Messer, welche noch heute bei den Angeln, die die Sitte des alten Volkes treu bewahren, im Gebrauche sind. Diese Messer nun versteckten die Sachsen unter ihren Mänteln. Darauf verließen sie ihr Lager und trafen mit den Thüringern an dem verabredeten Orte zusammen. Als sie nun sahen, daß alle Fürsten der Thüringer zugegen und alle ihre Feinde waffenlos seien, da meinten sie, daß der rechte Augenblick herbeigekommen sei, sich des ganzen Landes zu bemächtigen. Rasch zogen sie ihre Messer, warfen sich auf die Waffenlosen und Überraschten und richteten ein solches Gemetzel unter ihnen

*) In den Annalen von Stade (M. G. SS. XVI. 311) wird eines wichtigen Umstandes gedacht, den Widukind übergangen hat. Danach beabsichtigten die Thüringer einen verräterischen Überfall auf die wehrlosen Sachsen. Erst als die Sachsen hiervon Kunde erhielten, bewaffneten sie sich insgeheim und fielen dann bei der Zusammenkunft auf den Ruf: ‚Nemeth iuwe saxes!' über die überraschten Thüringer her.

an, daß auch nicht einer von ihnen mit dem Leben davonkam. Die Sachsen aber errangen sich durch diesen Anschlag einen großen Namen und begannen alsbald die benachbarten Völker mit Schrecken zu erfüllen.

Es erzählen aber auch einige, daß um dieser That willen der Name Sachsen ihnen gegeben worden sei, denn die Messer werden in der Sprache unseres Volkes Sahs geheißen: Sachsen habe man sie genannt, weil sie mit ihren Messern eine so große Menge getötet hätten."

In den Sagen der Sachsen nahm die Unterwerfung des Thüringerreiches eine hervorragende Rolle ein. Wie die Franken nur mit Hilfe der streitbaren Sachsen das Volk Herminfrids bezwingen konnten, ist ein Lieblingsstoff der sächsischen Volkslieder gewesen. Nach ihnen erzählt Widukind*) folgendes:

„Es starb Huga**), der König der Franken, und hinterließ keinen anderen Erben seiner Macht außer einer einzigen Tochter, mit Namen Amalberga***), die mit dem Thüringerkönig Irminfrid†) vermählt war. Das Volk der Franken aber, welches von seinem Herrn mild und gütig behandelt worden war, salbte, um sich dankbar zu beweisen, den Sohn, welchen jenem eine Nebenfrau geboren hatte, den Thiadrich, zu seinem König.

Als nun Thiadrich zum König erhoben worden war, schickte er eine Gesandtschaft an Irminfrid um des Friedens willen, und der Gesandte trat vor Irminfrid und sprach: ‚Der beste und größte unter den Menschen, mein Herr Thiadrich, hat mich zu dir gesandt. Er wünscht dir Gesundheit und lange Herrschaft über dein weites, mächtiges Reich und läßt dir melden, daß er dir nicht ein Herr, sondern ein Freund, nicht ein Gebieter, sondern ein Verwandter sein und der Verwandtschaft Rechte unverbrüchlich bis an sein Ende bewahren wolle. Nur dies Eine erbittet er von dir, daß du die Einheit des Frankenvolkes nicht störest, denn es folgt ihm als seinem erkorenen König.‘ Darauf entgegnete

---

*) A. a. O. I. 9—13.

**) Huga oder Hugo ist Chlodowech. Sein Sohn Thiadrich, in den Quedlinburger Annalen (M. G. SS. III. S. 31, wo auch behauptet wird, daß nach einem früheren Herzog Hugo alle Franken Hugonen genannt würden) als Hugdietrich bezeichnet, ist Theoderich von Metz, der in der That von einer Nebenfrau, wie Gregor von Tours II. 28. bezeugt, geboren war. Der drei anderen Söhne Chlodowechs thut die sächsische Sage keine Erwähnung.

***) Amalberga oder Amalaberga war eine Nichte Theoderichs des Großen. Vgl. I. S. 244.

†) Herminfrid. Vergl. hierüber die Erzählung Gregors I. S. 481.

Irminfrid, wie es der königlichen Würde geziemte, mit Milde dem Gesandten: die Beschlüsse des Frankenvolkes hätten seinen Beifall, ferne sei er, ihre Eintracht in Zwietracht zu wandeln, und auf den Frieden sei sein Sinn durchaus gerichtet. Wegen der Nachfolge im Reiche aber wolle er ihnen erst dann eine Antwort geben, wenn seine Freunde versammelt seien. Und mit Ehren nahm er den Boten auf und ließ ihn eine Zeit lang an seinem Hofe weilen. Wie aber die Königin hörte, daß ein Gesandter ihres Bruders gekommen und mit dem Könige über die Thronfolge verhandelt habe, überredete sie den Iring*), gemeinschaftlich mit ihr ihren Gemahl zu überzeugen, daß die königliche Macht nach dem Erbrecht auf sie übergegangen sei, denn sie sei eines Königs und einer Königin Tochter. Thiadrich aber sei ihr Sklave, habe ihn doch eine unebenbürtige Frau geboren. Nicht aber gezieme es sich, dem eigenen Knechte zu huldigen.

Es war aber Iring ein kühner Mann, von tapfrer Hand, scharfem Geist und klugem Rat, beharrlich in seinem Thun und gewandt, jeden zu seinem Willen zu überzeugen, und hatte hierdurch Irminfrids Herz für sich gewonnen. Als nun die Fürsten und die Blutsfreunde versammelt waren, eröffnete ihnen Irminfrid, was der Gesandte gesprochen. Einmütig rieten jene zum Frieden und zur Eintracht, weil er dem Angriffe der Franken nicht gewachsen sei, zumal er noch von anderer Seite durch noch heftigere Angriffe bedrängt werde. Doch Iring gedachte die Wünsche des übermütigen Weibes zu erfüllen und nahte sich dem Irminfrid mit schmeichlerischer Rede: nicht dürfe er den Franken nachgeben, denn in der Thronfolge habe er die gerechtere Sache. Ausgedehnt sei überdies seines Reiches Umfang, und an Kriegerscharen, an Waffen und anderer Kriegsrüstung stehe er dem Thiadrich wenig nach. Nach diesen Worten erwiderte Irminfrid dem Gesandten: Freundschaft und Verwandtschaft wolle er dem Thiadrich nicht weigern, aber wundern müsse er sich, daß jener eher nach der Herrschaft als nach der Freiheit trachte. Als Knecht sei Thiadrich geboren, wie könne er verlangen, ihm zu gebieten? Dem eignen Knechte dürfe er nicht huldigen. Da wurde der Bote von tiefer Bewegung ergriffen und sagte: ‚Wahrlich, lieber möchte ich dies mein Haupt dir lassen, als solche Worte von dir vernehmen, denn ich weiß, daß nur durch vieler Franken und Thüringer Blut diese Schmach getilgt werden kann.‘ Sprach's und kehrte zu Thiadrich zurück, und was er

*) Nach J. Grimm ist Iring ganz mythologisch = Heimdallr.

gehört, verhehlte er nicht. Thiadrich aber verbarg seinen wilden Grimm hinter heiterer Miene und sagte: ‚Eilen müssen wir zu Irminfrids Dienst, damit wir, der Freiheit entbehrend, wenigstens das nackte Leben genießen.‘ Mit großer Heeresmacht zog er wider das Land der Thüringer und traf auf seinen Schwager, der mit starkem Heere ihn erwartete, an einem Orte, der Runibergun*) heißt. Hier erhob man die Waffen gegen einander und kämpfte unentschiedenen Ausgangs den ersten und zweiten Tag. Am dritten Tage aber wurde Irminfrid besiegt. Er wich vor Thiadrich und floh mit dem ihm übrig gebliebenen Gefolge nach der Burg Scithingi**), welche an einem Flusse liegt, Unstrode geheißen. Da scharte Thiadrich seine Herzöge und die Führer seiner Krieger um sich und fragte nach seines Heeres Meinung, ob man wünsche, daß man Irminfrid verfolgen oder in die Heimat zurückkehren solle. Unter ihnen war Waldrich***). Da man seinen Rat erkundete, sprach er also: ‚Meine Meinung ist, daß wir, um unsere Toten zu begraben, die Verwundeten zu pflegen und ein größeres Heer zu sammeln, nach Hause zurückgehen. Denn nach Verlust so vieler Tausende der Deinen, glaube ich, sind wir nicht mehr stark genug, den gegenwärtigen Krieg zu Ende zu führen. Wenn die unzähligen barbarischen Völkerschaften wider uns aufstehen, durch wen willst du, wenn so viele der Unsrigen entkräftet sind, den Sieg erringen?‘ Es besaß aber Thiadrich einen gar listigen Knecht. Oft hatte er seinen Rat trefflich erfunden und war deshalb ihm mit Vertraulichkeit zugethan. Dieser Knecht nun wurde um seine Meinung befragt und sagte: ‚Wo es eine gute Sache gilt, glaube ich, ist immer die Beharrlichkeit das höchste Gut. So hoch hielten sie unsere Vorfahren, daß sie begonnene Unternehmungen selten oder nie aufgaben. Doch möchte ich nicht unsere Mühen den ihrigen gleichstellen, da sie mit geringen Scharen ungeheure Heere anderer Völker überwanden. Jetzt ist das Land in unserer Hand, und durch unseren Abzug würden wir nur den Besiegten Gelegenheit zum Siege geben. Gern möchte wohl auch ich zur Heimat zurückkehren und meine Sippe wieder sehen, wüßte ich nur, daß der Feind während dieser Zeit müßig ginge. Aber vielleicht bedürfen unsere Verwundeten der

*) Ronnenberg bei Hannover oder Runiberg in der Nähe der Unstrut.

**) Burg-Scheidungen.

***) Waldrich muß eine bekannte Person gewesen sein, sonst hätte wohl der Schriftsteller mehr über ihn gesagt.

Heimkehr? Stellt ein Lager her! Unverdrossenem Mute, glaube ich, wird die Mühe zur Lust. Dann ist vielleicht das Heer durch starke Verluste allzu sehr geschwächt? Sind denn alle Feinde mit dem Leben davongekommen? Sicher nur wenige! Denn der Führer selbst sucht wie ein schwaches Wild Schutz in seinem Versteck und umgiebt sich mit dem Mauerring seiner Burg. Ja er wagt selbst nicht unverzagt den Himmel anzuschauen, da ihn die Furcht vor uns bedrückt. Freilich fehlt es ihm nicht an Geld, wodurch er barbarische Völker zu seinem Dienst gewinnen könnte; auch fehlt es ihm nicht an einem Heere, wie erschöpft es auch sein mag, aber natürlich wird er in unserer Abwesenheit nur von neuem Kräfte sammeln. Nicht geziemt es den Siegern, den Ueberwundenen den Weg zum Siege zu ebnen. Sind wir denn stark genug, in die einzelnen Städte Besatzungen zu legen? Und alle diese verlieren wir, während wir abziehen und zurückkehren.' Da er solches*) sagte, beschlossen Thiadrich und alle nach Ruhm Begierigen, im Lager zu bleiben**) und zu den Sachsen, welche schon lange die erbittertsten Feinde der Thüringer waren, zu senden und sie zur Hilfeleistung aufzufordern: besiegten sie Irminfrid und eroberten sie die Burg, dann werde er ihnen das Land zu ewigem Besitz geben***). Ohne Zögern entschlossen sich die Sachsen, neun Heerführer mit je tausend Mann zu senden. Und es traten die Feldherren mit je hundert Kriegern in das Lager, während die übrige Menge draußen blieb, und begrüßten den Thiadrich mit friedfertigen Worten. Freundlich nahm sie der König auf, wechselte Handschlag mit ihnen und gestattete ihnen, zu reden. Jene aber sprachen: ‚Das Volk der Sachsen, dir ergeben und deinen Befehlen gehorsam, hat uns zu dir entsendet, und siehe, wir sind erschienen, bereit zu allem, was dein Wille gebieten wird, bereit, sei es deine Feinde zu besiegen, sei es, falls das Schicksal anders darüber bestimmt hat, den Tod für dich zu erleiden. Denn wisse wohl, es ist der Sachsen Brauch, zu siegen oder zu sterben, und keinen größeren Dienst können wir unseren Freunden erweisen, als wenn

---

*) Wahrscheinlich ging der Rat des klugen Knechtes nach der alten Überlieferung dahin, daß man die Sachsen herbeirufen solle.

**) Bei Verteilung der Beute hatte sich Theoderich mit seinem Bruder Chlothar entzweit, vermuthlich um den Besitz der Radegunde (vergl. I. S. 480). Theoderich machte deshalb einen Mordanschlag auf Chlothar, welcher mißglückte, aber den Bruder zur Rückkehr in die Heimat veranlaßte. Es scheint, daß die Verringerung seiner Streitkräfte in der Folge Theoderich bewog, die Sachsen um Hilfe anzugehen.

***) Davon kann sicherlich nicht die Rede gewesen sein.

wir für sie den Tod gering ansehen; und daß du dies selbst erproben möchtest, ist unser festester Wunsch!' Da jene also sprachen, ergriff die Franken Staunen über die Kraft und über den Mut der Männer. Auch wunderten sie sich über die ungewohnte Tracht, die Waffen, das über die Schulter wallende Haar*) und vor allem über ihren starken, trotzigen Mut. Bekleidet aber waren die Sachsen mit Mantel und bewaffnet mit langen Lanzen; sie standen, gestützt auf kleine Schilde, und hatten an den Hüften große Messer. Wohl gab es auch Leute, welche meinten, die Franken bedürften nicht so gewaltiger Freunde; ein unbeugsames Geschlecht von Menschen würden sie sein, und wenn sie erst das umstrittene Land bewohnten, so würde ohne Zweifel gerade von ihnen dereinst dem Frankenreiche Verderben kommen. Aber Thiadrich dachte an seinen Nutzen, nahm die Männer in seinen Bund auf und forderte, daß sie sich zur Erstürmung der Stadt rüsteten. Darauf gingen jene vom Könige hinweg und schlugen im Rücken der Burg auf den dem Flusse benachbarten Wiesen ein Lager auf. Am andern Tage aber erhoben sie sich beim Morgengrauen, ergriffen die Waffen, berannten die Vorburg und zündeten sie an. Nachdem aber die Vorburg genommen worden und in Flammen aufgegangen war, stellten sie sich dem östlichen Thore gegenüber in Schlachtordnung auf. Als nun die Eingeschlossenen die Scharen zum Angriff geordnet erblickten und sich in äußerster Gefahr sahen, brachen sie kühn aus den Thoren heraus, stürzten in blinder Wut auf ihre Gegner und griffen, nachdem sie einen Hagel von Geschossen entsendet, zum Schwert. Heftig loderte der Streit empor, hier und dort sanken viele erschlagen zu Boden, denn jene kämpften für Vaterland, für Weib und Kind, zuletzt für ihr Leben selbst, die Sachsen aber stritten für Ruhm und Landgewinn. Laut schallte der Ruf der sich gegenseitig anfeuernden Männer, das Klirren der Waffen und der Klagelaut der Sterbenden, und über solchem Schauspiel ging der ganze Tag dahin. Und da allenthalben das Blut in Strömen floß und überall Schlachtgeschrei ertönte und keins der Heere vom Platze weichen wollte, trennte zuletzt die Nacht die Kämpfer. An diesem Tage wurden viele von den Thüringern getötet, viele verwundet. Aber auch die Sachsen zählten 6000 Tote.

Daher sandte Irminfrid den Iring mit demütiger Botschaft und allen seinen Schätzen zu Thiadrich und bat um Frieden und Annahme freiwilliger Unterwerfung. Und Iring nahte sich und sagte folgendes:

*) Die Franken schoren das Hinterhaupt.

‚Mich entsandte zu dir der Mann, der einst dein Verwandter, jetzt dein Knecht ist, in der Hoffnung, daß wenn du auch seiner dich nicht erbarmest, so doch wenigstens Mitleid haben möchtest mit deiner unglücklichen Schwester und deiner Schwester Kindern, die von der äußersten Not bedroht sind.‘ Während er solches unter Thränen vorbrachte, da traten die Fürsten*), die von dem Golde des Thüringers gewonnen worden waren, dazwischen und sagten, es gezieme der königlichen Huld, solche Bitte nicht zu weigern. Auch solle Thiadrich die Bande des Blutes nicht vergessen. Nützlicher wäre es, den in ein Bündnis aufzunehmen, der überwunden und so zu Boden getreten sei, daß er niemals wieder sich gegen ihn erheben könne, als jenes unbezähmbare und in Kampfesmüh unüberwindliche Geschlecht, von dem das Frankenreich nichts zu erwarten habe als Gefahr. An dem gestern geendeten Kampfe habe er zu erkennen vermocht, wie trotzig und unbesieglich die Sachsen seien, und darum sei es besser, vereint mit den Thüringern, die Sachsen aus dem Lande zu treiben. Durch solche Worte ließ sich Thiadrich, wenn auch widerwillig, zu dem Versprechen bestimmen, er wolle am anderen Tage seiner Schwester Mann zu Gnaden aufnehmen und von den Sachsen lassen. Als das Iring vernahm, warf er sich dem Könige zu Füßen und lobte seinen milden Entschluß, sandte alsdann die frohe Botschaft an seinen Herrn, erfreute hierdurch den König und gab der ganzen Burg die ersehnte Ruhe. Er selbst blieb im Lager der Franken zurück, damit nicht die Nacht ein unerwartetes Unglück brächte. Unterdessen verließ ein Thüringer die Burg, welche durch das Versprechen des Friedens in Sicherheit gewiegt worden war. Er führte einen Falken bei sich, um am Ufer des Flusses ein Wild zu erjagen. Der Vogel wurde frei gelassen, aber ein Sachse, der am anderen Ufer stand, fing ihn sogleich. Als nun der Jäger bat, er möchte ihm den Falken zurückgeben, weigerte sich dessen der Sachse. Da sagte jener: ‚Gieb mir den Vogel zurück, und ich werde dir ein Geheimnis verraten, das dir und deinen Gefährten Vorteil bringt.‘ Darauf erwiderte der Sachse: ‚Sag es, und ich erfülle deine Bitte!‘ ‚Die Könige‘, rief der Thüringer, ‚haben untereinander Frieden gemacht und beschlossen, trifft man euch morgen im Lager, euch gefangen zu nehmen und zu töten.‘ ‚Sagst du dies im

*) Nach der Origo Suevorum (Haupts Zeitschrift. N. F. V. S. 60) weiß Iring auf Herminfrids Geheiß einige Frankenfürsten durch Geld für den Abschluß eines Friedens zu gewinnen.

Ernst oder im Scherz?' fragte der Sachse. ‚Die zweite Stunde des folgenden Tages,' antwortete jener, ‚wird beweisen, daß es euch gilt, Ernst zu zeigen. Darum denkt an euch selbst und sucht in der Flucht Rettung!' Sogleich ließ der Sachse den Falken fliegen und überbrachte seinen Gefährten, was er vernommen. Diese waren tief erschüttert und wußten nicht, was sie jetzt thun sollten*).

Es befand sich aber damals im Lager ein alter Krieger, hoch schon an Jahren, aber noch im Alter von jugendlicher Frische und Kraft, der um seiner wackeren Thaten willen Vater der Väter**) genannt wurde und Hathagat hieß. Der ergriff das Feldzeichen, das bei den Sachsen für heilig gehalten wird und mit dem Bilde des Löwen und Drachen und eines darüber fliegenden Adlers geziert ist, um den Wert der Tapferkeit und Klugheit und ähnlicher Tugenden zu zeigen, und sprach, die Standhaftigkeit seiner Seele durch die Haltung seines Körpers beweisend, also: ‚Bis jetzt habe ich unter den tapferen Sachsen gelebt und das höchste Greisenalter dabei erreicht und kein einziges Mal meine Sachsen fliehen sehen. Wie sollte ich nun gezwungen werden, das zu thun, was ich niemals gelernt habe? Zu kämpfen weiß ich, zu fliehen verstehe und vermag ich nicht. Wenn das Schicksal nicht gestattet, weiter zu leben, so mag es mir wenigstens vergönnt sein, was mir das Liebste ist, mit meinen Freunden zu fallen. Ein Beispiel unserer alten Tapferkeit sind mir die rings um uns her aufgehäuften Leichen unserer Waffengefährten, die lieber sterben als unterliegen, lieber die tapfere Seele aushauchen als vor den Feinden zurückweichen wollten. Doch warum halte ich es für notwendig, so viele Worte über die Todesverachtung zu verlieren? Sehet, wir werden über die Sorglosen herfallen, zum Gemetzel, nicht zum Kampfe gehen: sind sie doch wegen des verheißenen Friedens und

*) Die Origo Suev. erzählt die Sage genauer. Hier ist es ein Thüringer Wito, der auf die Jagd geht. Sein Falke stößt auf einen Reiher und fällt mit diesem in die Hände eines Schwaben, nicht Sachsen, namens Gozold. Dieser fordert während der Unterhandlung über die Rückgabe, Wito solle über den Fluß zu ihm herüberkommen. Wito geht nun mit seinem Roß durch das Wasser und verrät dadurch zugleich den Schwaben eine Furt. Darauf überschreiten die Schwaben bei Nacht an dieser Stelle die Unstrut und vernichten das Thüringer Volk derart, daß nur fünfhundert mit Herminfrid entkommen: „Diese zogen zu Attila, dem König der Hunnen."

**) Bei Rudolf von Fulda, in der Translatio S. Alexandri (M. G. SS. II. 674.) wird er der Herzog der Sachsen genannt. Die Bezeichnung: ‚Vater der Väter' ist vermutlich durch Mißverstehen des Ausdruckes ealdoran ealdor, welcher in übertragener Bedeutung ‚Fürst' bedeutet, entstanden.

unserer schweren Verwundungen auf kein Unheil gefaßt! Ermattet vom heutigen Kampf sind sie ohne Besorgnis, ohne Wachen und entbehren der gewohnten Vorsicht. Laßt uns daher uns auf die ungerüsteten, schlaftrunkenen Feinde werfen. Geringe Mühe kostet es! Folgt meiner Führung, und dies mein graues Haupt setze ich euch zum Pfande, wenn nicht das eintrifft, was ich behaupte.' Durch solche wackere Worte ermuntert, fassen die Sachsen Mut. Was ihnen noch an Zeit von diesem Tage übrig bleibt, verwenden sie auf Stärkung ihrer Kräfte. Dann wird um die erste Nachtwache, wo der Menschen Schlaf am tiefsten zu sein pflegt, ein Zeichen gegeben. Man ergreift die Waffen und rückt, während der Führer vorausgeht, an die Mauern heran, und ohne auf Posten und Wachen zu stoßen, dringt man mit lautem Kriegsgeschrei in die Burg ein. Die Gegner werden hierdurch aus dem Schlaf emporgeschreckt. Die einen suchen ihr Heil in der Flucht, die andern irren Trunkenen gleich in den Straßen und auf den Mauern der Burg, andere fallen in die Hand der Sachsen, die sie für ihre Landsleute halten. Diese aber erschlugen alle Erwachsenen und sparten nur die Kinder zur Beute auf. Die Nacht war erfüllt mit lautem Geschrei, mit Mord und Raub, und kein Ort in der ganzen Burg blieb ohne Waffenlärm, bis die strahlende Morgenröte sich erhob und den Sachsen ihren unblutigen Sieg zeigte. Da aber bei König Irminfrid die Vollendung des Sieges lag, so suchte man nach ihm, aber man erfuhr, daß er mit seinem Weib, seinen Söhnen und einem kleinen Gefolge glücklich der Gefangennahme entgangen war.

Da es Morgen geworden war, brachten sie ihren Adler an das östliche Thor und errichteten hier einen Siegesaltar und verehrten nach dem alten Irrglauben der Väter in ihrer Weise ihr Heiligtum, welches dem Namen nach den Mars, durch die Form der Säulen den Herkules*) und durch seine Lage die Sonne, welche die Griechen Apollo nennen, vorstellt. Daraus geht hervor, daß die Meinung derer doch wahrscheinlich ist, welche glauben, daß die Sachsen von den Griechen abstammen, weil Hirmin oder Hermis im Griechischen Mars**) genannt wird. Das Wort Hermen wenden wir übrigens auch noch heute, ohne seine Bedeutung zu kennen, an, sei es im lobenden, sei es im tadelnden Sinne***).

*) Zu Ehren des Herkules pflegte man Säulen zu errichten. Es war eine Irminsäule, die man aufstellte.

**) Widukind verwechselt den Ares und Hermes.

***) Dieser Ausdruck diente also noch im zehnten Jahrhundert zur Bezeichnung eines hervorragenden, verwegenen Mannes, lobend oder tadelnd.

Drei Tage lang feierten die Sachsen ihren Sieg, teilten die feindliche Beute und erwiesen den Toten die letzte Ehre. Ihren Führer aber priesen sie über die Maßen, und sie riefen, göttlichen Geistes und überirdischer Tapferkeit müsse der Mann sein, der durch seine Standhaftigkeit allein sie dazu gebracht habe, einen so herrlichen Sieg zu erringen. Solches geschah aber, wie unserer Vorfahren Überlieferung berichtet, am 1. October. Diese Festtage heidnischen Irrtums sind aber jetzt durch das heilige Wort frommer Männer in Fastentage und Predigten verwandelt worden und Opferfeste für alle abgeschiedenen Christen*).

Nachdem die Sachsen alles dies vollbracht hatten, kehrten sie zu Thiadrich ins Lager zurück, wo sie Aufnahme fanden und reichlich Lob ernteten. Das umstrittene Land aber wurde ihnen zu ewigem Besitze gegeben. Auch Bundesgenossen und Freunde der Franken wurden sie genannt, und in der Burg, welche sie, als sei sie schon ihr Eigentum, mit Feuer verschont hatten, ließen sie sich zuerst nieder**).

Welches Ende aber die Könige erreichte, das will ich, weil es eine merkwürdige Sage ist, nicht mit Stillschweigen übergehen. Iring war an dem Tage, da die Stadt fiel, zu Thiadrich gekommen und war, von dem Frankenkönig aufgenommen, bei ihm im Lager geblieben. Als ihm aber zu Ohren kam, daß Irminfrid entkommen sei, suchte Thiadrich es dahin zu bringen, daß er durch eine List zurückgerufen werde und Iring ihn töte, den er dafür auch zu beschenken und mit großer Macht im Reiche zu ehren versprach. Thiadrich aber sollte bei der Mordthat unbeteiligt erscheinen. Nur mit Widerwillen vernahm Iring solchen Antrag. Doch zuletzt gab er, durch trügerische Versprechungen gewonnen, nach und erklärte, dem König willfährig sein zu wollen. So wurde denn Irminfrid zurückgerufen und warf sich dem König Thiadrich zu Füßen. Iring aber, der unterdessen wie ein königlicher Waffenträger mit gezücktem Schwert danebenstand, erschlug seinen Herrn, da er am Boden lag. Sogleich wandte sich nun der König Thiadrich zu ihm und sagte: ‚Durch solche That hast du aller Sterblichen Haß auf dich geladen, denn deinen Herrn hast du getötet. Offen steht dir der Weg zur Flucht! Wir aber wollen keinen Teil haben an deinem Frevel.‘ ‚Mit Recht,‘ klagte da Iring, ‚bin ich den Menschen ein Greuel geworden, weil ich deinem

*) Gemeint ist die sogenannte ‚gemeine Wochen‘, die am 1. Sonntag nach Michaelis begann und deren Spuren sich noch bis in das 16. Jahrhundert erhalten haben.

**) Nach den Quedlinburger Annalen (M. G. SS. III. 32) kam das Land zwischen Harz und Unstrut an die Sachsen.

hinterlistigen Gebote gehorchte. Ehe ich aber hinweggehe, will ich mein Verbrechen dadurch sühnen, daß ich Rache nehme für meinen Herrn.' Und da er mit gezogenem Schwerte dastand, schlug er auch den Thiadrich nieder, und er nahm seines Herrn Leichnam und legte ihn auf Thiadrichs Körper, damit der wenigstens im Tode den Sieg habe, der im Leben überwunden wurde. Und er bahnte mit dem Schwert sich einen Weg und ging von dannen*).

Ob man dieser Erzählung Glauben schenke, überlasse ich dem Leser. Wundern müssen wir uns aber, daß die Sage solche Bedeutung gewonnen hat, daß mit Irings Namen**) die Milchstraße am Himmel noch bis auf den heutigen Tag benannt wird."

Solches erzählt Widukind von den Sagen des sächsischen Volkes. Über den Krieg Karls mit den Sachsen mögen uns nun die sogenannten Annalen Einhards***) berichten:

772. Nachdem König Karl auf der Reichsversammlung zu Worms den Beschluß gefaßt hatte, die Sachsen mit Krieg zu überziehen, brach er sogleich in Sachsen ein, verwüstete alles Land mit Feuer und Schwert, eroberte die Feste Eresburg†) und zerstörte ein Heiligtum, welches die Sachsen Irminsul††) nennen. Da er nun an diesem Orte wegen der Zerstörung drei Tage verweilte, da geschah es, daß wegen des andauernd trocknen Wetters alle Bäche und Quellen in jenen Gegenden versiechten und kein Trinkwasser gefunden werden konnte. Damit aber das Heer nicht länger Durst leide, soll die Gnade Gottes bewirkt haben, daß eines Tages, als alle, wie es zu geschehen pflegte, während der Mittagsstunden sich der Ruhe hingaben, in der Nähe des Berges, an welchen das Lager stieß, plötzlich eine solche Wassermasse in dem

*) So die nationale sächsische Sage, die hier den Gegner, welcher den toten Herrn rächt, verklärt. Über das Ende Herminfrids, siehe den glaubhaften Bericht Gregors von Tours I. S. 481.

**) Sächsische Weltchronik, der Sachsen Herkunft 11. Dtsche. Chroniken. 2 Bd. Hannov. 1877: ‚Disser rede mach men wol truwen; ic ne mach nicht vollen wunderen, warvan dat komen si, dat men dene witten wech, de over dene himel geit, het de Iringestrate wante an disen hudeliken dach.'

***) Annales Einhardi M. G. SS. I. Gesch. d. d. Vorz. Heft 9.

†) Das heutige Stadtbergen an der Diemel.

††) Die Irminsäule, ein Baumstamm von ungewöhnlicher Größe, welchen die Sachsen unter freiem Himmel als die alles tragende Säule verehrten (Rudolf, Translatio S. Alexandri, M. G. SS. III, 676) stand nicht auf der Eresburg selbst.

Bette eines Baches heranfloß, daß das ganze Heer vollauf hatte*). Darauf zog der König nach Zerstörung der heiligen Säule an den Weserfluß und empfing hier von den Sachsen zwölf Geiseln. Von dort kehrte er nach dem Frankenlande zurück und feierte in Heristall**) die Geburt unseres Herrn und das heilige Osterfest."

In den folgenden beiden Jahren weilte Karl in Italien, wohin ihn das Hilfegesuch des Papstes Hadrian geführt hatte. Während er aber nach einem kurzen Kampfe den König Desiderius zur Unterwerfung zwang und sich die Krone des Langobardenreiches gewann, hatten die Sachsen sich wieder empört und raubend und plündernd Hessen durchzogen. Von neuem war der König gezwungen, die Waffen wider sie zu erheben.

„775. Während seines Winteraufenthaltes in Carisiacum***) faßte der König Karl den Entschluß, das treulose und bundesbrüchige Sachsenvolk anzugreifen und so lange zu bekriegen, bis es entweder besiegt sich dem Christentum unterwerfen oder aber vollständig vernichtet sein würde. Nachdem er daher zu Duria†) eine Reichsversammlung abgehalten hatte, ging er über den Rhein und zog mit der ganzen Macht seines Reiches nach Sachsen. Gleich im ersten Anlauf nahm er die Feste Sigiburg††), in welcher eine sächsische Besatzung lag. Die Eresburg, eine andere Feste, welche die Sachsen zerstört hatten, befestigte er von neuem und sicherte sie durch eine fränkische Besatzung. Von da zog er nach dem Weserfluß und traf hier an einem Orte, welcher Brunesberg†††) genannt wird, auf eine große Menge Sachsen, welche ihn am Übergange über den Fluß zu hindern suchte. Aber vergeblich. Denn schon beim ersten Angriff wurden sie geworfen und in die Flucht geschlagen. Auch verloren sie eine große Menge Toter. Darauf überschritt der König den Fluß und rückte mit einem Teile seines Heeres bis zum Flusse Ovacrus*†) vor, wo Hassio, einer von den Fürsten der Sachsen, mit allen Ostfalen vor

*) Wo dies war, weiß man nicht, doch will man das Wunder auf den Bullerborn bei Altenbeckum unweit Lippspringe deuten, der über Mittag stets versiegte, was jedoch der Angabe, daß das Wunder um Mittag stattfand, widerspricht.

**) Herstall bei Lüttich.

***) Quierzy.

†) Düren.

††) Vermutlich Hohensyburg zwischen Ruhr und Lenne.

†††) Brunesberg oder Brunisberg auf dem linken Weserufer oberhalb Höxter. Die Sachsen, die sich hier Karl entgegenstellten, waren wohl nur die Engern.

*†) Die Oder.

ihm erschien, die Geiseln, welche man von ihm verlangt hatte, stellte und den Eid der Treue leistete. Als er von da in den Gau, welcher Bukki*) heißt, zurückkehrte, kamen ihm die Engern mit ihren Vornehmen entgegen, um, gleich den Ostfalen, nach seinem Befehle Geiseln zu stellen und den Treueid zu schwören. Unterdessen hatte der Teil des Heeres, den er nach der Weser sandte, an einem Orte, namens Glidbek**) ein Lager aufgeschlagen und wurde hier durch eigne Unvorsicht und der Sachsen Tücke in schwere Gefahr gebracht. Denn als die Franken, welche man ausgeschickt hatte, Futter herbeizuholen, um die neunte Stunde des Tages ins Lager zurückkehrten, mischten sich die Sachsen, gleich als wenn sie ihre Gefährten wären, unter sie und drangen so mit ihnen zugleich in das Lager ein. Hier fielen sie über die schlafenden und halbwachen Franken her und richteten, wie man erzählt, unter ihnen ein nicht unbedeutendes Blutbad an. Zuletzt wurden sie jedoch durch die Tapferkeit der Erwachten, die sich mannhaft wehrten, zurückgeworfen und zogen ab nach einem Vertrage, wie er in solcher Notlage geschlossen werden konnte***). So wie dies dem Könige gemeldet wurde, eilte er mit der größten Schnelligkeit herbei, verfolgte die Fliehenden und erschlug eine große Menge von ihnen. Hierauf erhielt er auch von den Westfalen Geiseln. Alsdann kehrte er für den Winter nach dem Frankenlande zurück."

Noch auf dem Rückwege hörte Karl, daß sich die Langobarden Hruodgaud, Herzog von Friaul, Arichis von Benevent, Hildeprand von Spoleto, Reginald von Clusium gegen die fränkische Oberhoheit empört und mit Desiderius' Sohn Adalgis, der am byzantinischen Hofe Aufnahme gefunden, verbündet hätten. Sogleich eilte er nach Italien, und es gelang ihm hier in kurzer Zeit, den Aufstand zu unterdrücken. Unterdessen erhoben sich die Sachsen, nahmen die Eresburg und umlagerten Sigiburg. Doch mit großer Schnelligkeit drang Karl wieder in Sachsen ein, und sein Erscheinen bewog die Sachsen, sich ihm abermals zu unterwerfen. Als der König im Jahre 777 in Paderborn eine Reichsversammlung abhielt, fanden sich die Großen und alle Mannen des Volkes ein. Nur Widukind, der Anführer der Westfalen, hatte sich

*) Zwischen Weser und Deistergebirge. Der Name Bukki lebt im heutigen Bückeburg fort.

**) Das heutige Lübbecke westlich von Minden.

***) Es handelt sich darum, die empfangene Niederlage zu verhehlen.

nicht gestellt, sondern war zum Dänenkönig Siegfried in die Verbannung gezogen. So lange er aber sich nicht unterwarf, war an eine vollständige Beruhigung des Landes nicht zu denken, denn er war die Seele aller Aufstände.

Hier im Sachsenlande kamen arabische Gesandte zu Karl und baten ihn um Hilfe gegen den ommajadischen Chalifen Abderrhaman. Es war der Abbaside Ibn al Arabi, der Statthalter von Barcelona und Gerona, welcher die Gesandten geschickt hatte. Sich und seine Städte stellte er unter die Hoheit des fränkischen Königs.

Über den spanischen Krieg erzählen Einhards Annalen Folgendes:

„778. Nach den von dem oben genannten Sarazenen an ihn ergangenen Anträgen machte er sich damals nicht umsonst Hoffnung auf die Eroberung einiger Städte in Hispanien. Er stieg daher in dem Lande der Basken über das Pyrenäengebirge und griff dann Pampelona, eine Stadt der Navarrer, an, die sich ihm alsbald unterwarf. Darauf setzte er mittels einer Furt durch den Hiberus*), zog vor Cäsaraugusta**), die wichtigste Stadt in jener Gegend, und nachdem er die Geiseln, welche Ibn al Arabi und Abuthaur und einige andere Sarazenen ihm angeboten, in Empfang genommen hatte, kehrte er nach Pampelona zurück. Die Mauern dieser Stadt machte er dem Erdboden gleich, damit sie keinen Aufstand versuchen könne. Dann beschloß er den Rückmarsch anzutreten und zog durch die Pyrenäen. Auf der Höhe des Gebirges hatten jedoch die Basken einen Hinterhalt gelegt, aus dem sie den Nachtrab angriffen und das ganze Heer in Verwirrung brachten. Und obwohl die Franken den Basken an Waffen wie an Mut überlegen waren, so waren sie doch sowohl wegen der ungünstigen Örtlichkeit als wegen der Art des Kampfes im Nachteil. In dieser Schlacht fielen die meisten Anführer, welche der König an die Spitze seiner Truppen gestellt hatte, und wurde das Gepäck geplündert. Darauf zerstreute sich der Feind, der die Gegend trefflich kannte, rasch nach allen Seiten. Diese Niederlage beeinträchtigte die Freude, welche der König über sein Glück in Hispanien im Herzen empfand.

Unterdessen benutzten die Sachsen die Gelegenheit zum Abfall, ergriffen die Waffen und zogen bis an den Rhein. Da sie aber nicht über den Fluß zu setzen vermochten, so verwüsteten sie, was sie auf der Strecke

---

*) Ebro.

**) Saragossa.

zwischen Diutia*) und der Mündung der Mosel an Dörfern und Ortschaften fanden, mit Feuer und Schwert. Heiliges und Unheiliges wurde dem Verderben geweiht und von dem Zorne des Feindes kein Unterschied des Alters und Geschlechtes gemacht, so daß man sehen konnte, nicht um des Raubes willen, sondern um Rache zu nehmen, seien sie in das Gebiet der Franken eingefallen. Als nun der König die Kunde hiervon in der Stadt Autesiodorum**) empfing, befahl er, daß sogleich die Ostfranken und Alemannen auszögen, um den Feind zu vertreiben. Er selbst entließ seine übrigen Truppen in die Heimat und kam nach Heristal, um hier den Winter zu verbringen. Die Franken und Alemannen aber, welche gegen die Sachsen ausgesendet worden waren, zogen eilends wider sie, in der Hoffnung, sie noch innerhalb ihres Gebietes zu erreichen. Doch jene waren nach Beendigung ihres Raubzuges schon auf dem Rückmarsch. Sie folgten daher ihren Spuren, bis sie die feindlichen Scharen im Hessengau an dem Flusse Aderna***) einholten.

Sogleich fielen die Franken über sie her, griffen sie in der Furt, welche durch den Fluß führt, an und richteten ein solches Gemetzel unter ihnen an, daß von der ungeheuren Menge nur wenige flüchtig die Heimat erreicht haben sollen."

Im folgenden Jahre wurden die Sachsen von Karl bei Bocholt geschlagen. Wieder stellten sich Westfalen, Ostfalen und Engern vor den König, gaben Geiseln und schwuren Gehorsam. Das Land schien unterworfen. Aber wie einst die germanischen Völker sich erst dann gegen Roms Macht erhoben, als die Gefahr für ihre Freiheit und ihr Volkstum jedem sichtbar vor Augen lag, so wurde auch jetzt erst, wo die gänzliche Unterwerfung Sachsens nahe bevorzustehen schien, der Widerwille gegen das fränkische Joch so groß und so allgemein, daß Widukinds aufreizende Worte allenthalben auf einen fruchtbaren Boden fielen und einmütig das ganze Sachsenvolk gegen den verhaßten Bedränger für seine Selbständigkeit und die alten Götter aufstand.

Die Annalen Einhards berichten hierüber zum Jahre 782:

„Als nach dem Schlusse der Reichsversammlung†) Karl sich über den Rhein nach Gallien zurückzog, kehrte Widukind, der zu den

*) Deutz.

**) Auxerre.

***) Eder.

†) Dieselbe war am Ursprunge der Lippe abgehalten worden.

Normannen sich geflüchtet hatte, in sein Vaterland zurück und reizte mit eitlen Hoffnungen die Sachsen zur Empörung. Unterdessen wurde dem Könige die Kunde gebracht, daß die slavischen Soraben, welche das Land zwischen Elbe und Saale bewohnen, in das Gebiet der Thüringer und Sachsen, die ihnen benachbart waren, einen Raubzug unternommen und mit Plünderung und Brand einige Orte heimgesucht hätten. Sogleich beschied er drei seiner Beamten zu sich, den Kämmerer Adalgis, den Marschall Geilo und den Pfalzgrafen Worad, und gab ihnen den Auftrag, zusammen mit den Ostfranken und Sachsen den Übermut der hartnäckigen Slaven so schnell als möglich zu bestrafen. Als jene nun, um dem Befehle nachzukommen, in das Sachsenland kamen, erfuhren sie, daß die Sachsen sich auf Widukinds Geheiß zum Kriege gegen die Franken gerüstet hätten. Sogleich gaben sie den Zug gegen die Slaven auf und eilten mit den ostfränkischen Truppen nach jenem Ort, wo, wie sie vernommen hatten, die Sachsen sich versammelten. In Sachsen selbst zog ihnen der Graf Theoderich, ein Anverwandter des Königs, mit den Truppen zu, welche er auf die Nachricht von dem Abfall der Sachsen in der Eile im ripuarischen Lande hatte zusammenbringen können. Der Graf gab den Beamten den Auftrag, erst so schnell als möglich durch Kundschafter sich von der Stellung und der Absicht der Sachsen Nachricht zu verschaffen, dann aber sie, wenn die Örtlichkeit passend sei, zu gleicher Zeit anzugreifen. Dieser Rat fand Billigung, und sie zogen mit jenem vereint zu einem Berge, Namens Suntal*), an dessen nördlichem Abhange die Sachsen ihr Lager aufgeschlagen hatten. Als nun Theoderich sich hier gelagert hatte, überschritten die Grafen nach der Vereinbarung, um desto leichter den Berg zu umgehen, die Weser und machten am Ufer des Flusses Halt. Hier unterredeten sie sich, und da sie fürchteten, daß die Ehre des Sieges dem Theoderich allein zufallen würde, wenn sie ihn zum Genossen im Kampfe hätten, so kamen sie zu dem Entschlusse, ohne ihn den Angriff gegen die Sachsen aufzunehmen. Rasch ergriffen sie die Waffen, und als gälte es nicht einem kampfgerüsteten Feinde, sondern die Verfolgung eines fliehenden Heeres und die Erwerbung der Beute, so stürmte ein jeder von ihnen, so schnell als ihn nur sein Roß trug, dorthin, wo die Sachsen vor ihrem Lager Aufstellung genommen hatten. So schlecht man den Angriff unternahm, so schlecht gestaltete sich auch der Verlauf

*) Süntel am nördlichen Ufer der Weser zwischen Münden und Rinteln.

der Schlacht. Denn von den Sachsen umgangen, wurden die Franken fast alle erschlagen. Wer entrinnen konnte, eilte flüchtigen Fußes nicht in das Lager, von dem er aufgebrochen war, sondern in Theoderichs Lager, welches jenseits des Berges lag.

Größer war der Verlust der Franken, als es der Zahl nach schien, denn es wurden zwei Sendboten, Adalgis und Geilo, vier Grafen und von anderen hervorragenden und edlen Männern bis zu zwanzig erschlagen, außer den übrigen, die ihnen folgten und lieber mit ihnen den Tod erleiden als sie überleben wollten.

Als der König die Nachricht hiervon empfing, meinte er nicht zögern zu dürfen. Eilends sammelte er ein Heer und zog ins Sachsenland, und nachdem er alle Großen der Sachsen zu sich entboten hatte, forschte er nach den Rädelsführern der letzten Empörung. Einstimmig erklärten die Sachsen, Widukind sei der Urheber des schändlichen Aufruhrs. Da sie ihn aber nicht auszuliefern vermochten, weil er nach vollbrachter That zu den Dänen geflohen war, so forderte Karl von den übrigen, die auf seinen Rat die schwere That verübt hatten, bis zu 4500. Und alle wurden auf des Königs Geheiß an dem Flusse Alara an einem Orte, welcher Ferdi*) genannt wird, an einem Tage enthauptet.

Nachdem der König also Rache genommen, wandte er sich für den Winter nach Theodonisvilla**), wo er die Geburt des Herrn und das Osterfest in gewohnter Weise festlich beging.

783. Mit dem Anbruche des Frühlings mußte sich der König wieder zum Kampfe gegen die Sachsen rüsten, denn es war ihm die Kunde von einer allgemeinen Empörung gekommen.

Bevor er aber noch die oben genannte Stadt verließ, starb Königin Hildegard, seine Gemahlin, am 30. Mai***). In feierlicher Weise erwies er ihr die letzten Ehren. Dann führte er, wie beschlossen worden war, das Heer in das Land der Sachsen. Als er nun hörte, daß die Sachsen an einem Orte, Namens Theotmelli†), sich zur Schlacht

*) Verden an der Aller.

**) Diedenhofen.

***) Sie wurde zu Metz in der Kapelle des heiligen Arnulf, des Stammvaters der königlichen Familie, beigesetzt. Paulus Diakonus dichtete auf Karls Wunsch ihre Grabschrift, worin er ihre Schönheit wie die Vorzüge ihres Geistes und Herzens mit Wärme preist.

†) Oder Theotmalli, das j. Detmold.

rüsteten, eilte er mit größter Schnelligkeit dorthin und richtete unter ihnen im Kampfe ein solches Gemetzel an, daß, wie das Gerücht geht, von der ungeheuren Menge nur sehr wenige dem Tode entrannen. Von dem Schlachtfelde begab er sich mit dem Heere nach Padrabrunnon*) zurück, um hier in einem Lager den Teil des Heeres, welcher noch aus Franken nachrücken sollte, zu erwarten. Als er aber hörte, daß die Sachsen im Gebiete der Westfalen an dem Flusse Hasa**) sich sammelten, um ihm bei seiner Ankunft eine Schlacht zu liefern, vereinigte er die Truppen, welche damals kamen, mit denen, welche er vorher bei sich gehabt hatte, und zog dann ohne Verzug mit dem fränkischen Heere nach dem Orte, wo die Sachsen zusammengekommen waren, griff den Feind an und überwand ihn mit demselben Glücke wie vorher. Eine ungeheure Menge von ihnen bedeckte das Schlachtfeld, reiche Beute wurde gewonnen und eine große Anzahl von Gefangenen davongeführt. Von dort aus wandte sich der Sieger nach Osten und zog zuerst nach der Weser, von da nach der Elbe, alles verwüstend.

Darauf kehrte er nach dem Frankenlande zurück und nahm Fastrada zum Weibe, die Tochter des Grafen Radolf, eine Frankin von Geschlecht, die ihm nachmals zwei Töchter gebar. In demselben Jahre starb des Königs Mutter Bertrada guten Angedenkens am 12. Juli. Karl selbst blieb in Heristal, um hier den Winter zu verbringen, und feierte hier die Geburt des Herrn und das Osterfest.

784. Sobald die günstige Jahreszeit wieder kam, überschritt der König, der den sächsischen Krieg zu Ende zu führen gedachte, mit seinem Heere den Rhein an einem Orte, welcher Lippeham genannt wird, und drang nach der Verwüstung der Gaue Westfalens bis an die Weser vor. Hier schlug er nahe dem Flusse an dem Orte Huculbi***) ein Lager auf. Da er nun sah, daß er wegen der großen Überschwemmungen, welche damals plötzlich durch starke Regengüsse hervorgerufen worden waren, nicht nach Ostsachsen, wie er in Absicht gehabt hatte, zu ziehen vermöchte, wandte er sich nach Thüringen und hieß seinen Sohn Karl mit einem Teile des Heeres im Lande der Westfalen bleiben. Er selbst zog durch Thüringen und kam in die Ebene Sachsens, welche an der Elbe und Saale liegt. Hier verwüstete er die Äcker und verbrannte die Dörfer der Ostsachsen.

*) Paderborn.

**) Die Hase.

***) Petershagen, früher Hockeleve genannt.

Darauf trat er von einem Orte, namens Scahningi*), aus den Rückweg nach dem Frankenlande an.

Sein Sohn Karl aber wurde, als er durch den Draignigau**) zog, von einem sächsischen Heere an dem Flusse Lippia***) angegriffen, trug aber in diesem Reitertreffen einen glücklichen Sieg davon und kehrte, nachdem eine große Menge Feinde getötet und die übrigen in die Flucht geschlagen worden waren, als Sieger zu seinem Vater nach Worms zurück. Der König sammelte darauf nochmals ein Heer, brach in Sachsen ein und feierte das Weihnachtsfest im Lager am Flusse Ambra im Huettagau†) in der Nähe der sächsischen Feste Skidroburg††). Dann rückte er verwüstend bis zu dem Orte Rimi vor, welcher am Zusammenflusse der Weser und Waharna†††) liegt, ging aber bald, da das rauhe Winterwetter und Überschwemmungen den Weitermarsch hinderten, nach der Eresburg ins Winterlager zurück.

785. Da er nun den Winter hier zuzubringen beschlossen hatte, so hatte er sein Weib und seine Kinder zu sich kommen lassen. Während er aber die Seinigen in der Burg unter dem Schutze einer starken und zuverlässigen Besatzung zurückließ, zog er selbst zur Verwüstung der Sachsengaue und Plünderung der Städte mit einer leichtgerüsteten Schar aus und beunruhigte, indem er teils selbst hin- und herzog und alles mit Mord und Brand erfüllte, teils seine Feldherren ausschickte, das Gleiche zu thun, die Sachsen während des ganzen Winters. So suchte er durch Raubzüge derart den ganzen Winter hindurch fast alle Gegenden Sachsens mit Verwüstung heim. Als aber endlich der Winter vorübergegangen und aus dem Frankenlande Zufuhr eingetroffen war, hielt er zu Padrabrunnon nach hergebrachter Weise eine allgemeine Reichsversammlung seines Volkes. Darauf wandte er sich nach dem Bardengau. Hier hörte er, daß Widukind und Abbio sich im transalbingischen Sachsen*†) befänden. Er sandte ihnen darum sächsische Boten und ließ sie auffordern, vom Ungehorsam abzulassen und sich ihm zu unterwerfrn. Als aber die Herzöge im Bewußtsein ihrer Schuld Bedenken trugen, sich dem Schutze des

*) Schöningen an der Meissau.
**) Bei Hertfeld, Lisborn, Werne, Cappenberg.
***) Lippe.
†) Die Gegend von Pyrmont. Die Ambra ist die Emmer.
††) Schieder an der Emmer.
†††) Die Werne
*†) Das Sachsenland jenseits der Elbe.

Königs anzuvertrauen, gelobte er ihnen auf ihre Bitte Straflosigkeit, gewährte ihnen auch nach ihrem Wunsche Geiseln für ihre Sicherheit und ließ ihnen diese durch einen seiner Hofbeamten, namens Amalwin, zuführen. Und nun erschienen sie mit Amalwin vor ihm in seiner Pfalz zu Attiniacum*) und empfingen hier die Taufe. Denn es war der König nach Entsendung Amalwins, der sie herbeiholen sollte, nach dem Frankenlande zurückgekehrt. Fortan hatte die hartnäckige Treulosigkeit der Sachsen für einige Jahre ein Ende, hauptsächlich aus dem Grunde, weil man keine Gelegenheit mehr zum Aufstande fand . . ."

An Empörungen hat es freilich in Sachsen auch in den folgenden Jahren nicht gefehlt, aber zu förmlichen Kriegen und zu Erhebungen des ganzen Volkes ist es nicht mehr gekommen, dazu war Karls Machtstellung im Reiche zu gewaltig. So konnte denn der Frankenkönig schon jetzt daran denken, in Sachsen die Einrichtungen des übrigen Reiches einzuführen.

Die ersten Bestimmungen hierüber liegen in dem Kapitulare vor, welches im Jahre 785 in Paderborn erlassen wurde und den Titel führt: De partibus Saxoniae. Dasselbe**) lautet:

„1. Es sollen alle Kirchen Christi, welche in Sachsen gebaut und Gott geweiht sind, nicht geringere, sondern größere und ausgezeichnetere Ehre haben als die nichtigen Götzenbilder genossen.

2. Wenn jemand seine Zuflucht in die Kirche nimmt, so soll sich niemand unterfangen, ihn mit Gewalt daraus zu vertreiben, sondern er möge Frieden haben, bis er der Gerichtsversammlung sich stellen kann. Und wegen der Ehre Gottes und der Verehrung der Heiligen dieser Kirche möge er ungeschädigt sein an Leib und Leben. . .

3. Wenn jemand mit Gewalt in eine Kirche eindringt und in ihr mit Gewalt sich etwas aneignet oder stiehlt oder die Kirche durch Feuer vernichtet, so soll er es mit dem Leben büßen.

4. Wenn jemand die heiligen vierzigtägigen Fasten aus Geringschätzung des christlichen Glaubens verabsäumt und Fleisch ißt, soll er es mit dem Leben büßen. Doch möge der Geistliche in Betracht ziehen, ob nicht etwa eine Notlage ihn zwang, Fleisch zu essen.

5. Wenn jemand einen Bischof, Presbyter oder Diakonus tötet, soll er mit Enthauptung bestraft werden.

---

*) Attigny an der Aisne in der Champagne.

**) Mon. Germ. LL. I. p. 48.

6. Wenn jemand, vom Teufel betrogen, nach der Heiden Sitte glauben sollte, ein Mann oder ein Weib sei behext und esse Menschen, und deswegen sie verbrennt oder ihr Fleisch andern zum Essen giebt oder es selbst ißt, der soll es mit dem Leben büßen.

7. Wenn einer den Körper eines Toten nach heidnischer Sitte verbrennt und so die Knochen zu Asche verwandelt, soll er es mit dem Leben büßen.

8. Wenn jemand im Volke der Sachsen fortan etwa ungetauft sich verbergen will und es verschmäht, zur Taufe zu kommen in der Absicht, Heide zu bleiben, soll er mit dem Tode bestraft werden.

9. Wenn jemand einen Menschen dem Teufel opfert und ihn nach heidnischem Brauch den Dämonen zum Opfer darbringt, soll er mit dem Tode bestraft werden.

10. Wenn jemand zusammen mit Heiden einen Bund gegen Christen eingeht oder mit jenen in Feindschaft gegen die Christen verharren will, soll er es mit dem Leben büßen. Und wer voll Args gegen den König oder ein Volk der Christen dem Bunde zustimmt, soll mit dem Tode bestraft werden.

11. Wer der Untreue gegen den König überführt wird, der soll des Todes schuldig sein.

12. Wer die Tochter seines Herrn raubt, soll des Todes schuldig sein.

13. Wer seinen Herrn oder seine Herrin tötet, soll in gleicher Weise bestraft werden.

14. Wenn einer aber nach heimlicher Begehung dieser todeswürdigen Verbrechen freiwillig zum Priester seine Zuflucht nimmt, bekennt und Buße thun will, der soll auf das Zeugnis des Priesters hin das Leben behalten.

15. Von den kleineren Kapiteln stimmten alle darin überein, daß die Gaugenossen, welche zu einer Kirche gehören, dieser Kirche einen Hof und zwei Morgen Landes geben und daß auf je 120 Menschen, Edle, Gemeinfreie und Liten, immer ein Knecht und eine Magd an diese Kirche abgetreten werden sollen.

16. Und darüber kam man durch die Gnade Christi überein, daß was immer von Abgaben an den Fiskus eingeht, sei es an Friedensgeldern, sei es an Bußen und anderen Einkünften, welche dem Könige zukommen, der zehnte Teil von allen diesen an die Kirchen und Priester gegeben werden möge.

17. In gleicher Weise befehlen wir nach dem Auftrage Gottes, daß alle den zehnten Teil ihrer Habe und ihrer Arbeit ihren Kirchen und Geistlichen abtreten, und also Edle wie Freie und Liten, je nach dem Gott einem jeden Christen gegeben hat, einen Teil Gott zurückgeben.

18. An den Sonntagen soll man kein Gericht und keine öffentliche Versammlung abhalten, es sei denn, daß die Not oder Krieg dazu drängt, sondern es sollen alle sich zur Kirche begeben, um Gottes Wort anzuhören und sich Gebet und frommen Werken widmen. Desgleichen sollen alle an den großen Festtagen Gott und der Kirche dienen und weltliche Versammlungen lassen.

19. Desgleichen beschloß man, diesen Bestimmungen hinzuzufügen, daß alle Kinder unter einem Jahr getauft werden sollen. Und wir setzen fest, daß wenn einer ein Kind vor Ablauf des Jahres nicht zur Taufe zu bringen sich unterfängt, ohne Rat und Erlaubnis des Geistlichen, er 120 Solidi dem Fiskus zahle, so er von Adel ist; ist er aber ein Freier, so zahle er 60, und wenn er ein Lite ist, 30 Solidi.

20. Wenn jemand eine verbotene und unerlaubte Ehe eingegangen ist, soll er, falls er adelig, 60 Solidi, falls er ein Freier, 30, und falls er ein Lite ist, 15 Solidi zahlen.

21. Wenn jemand bei den Quellen, Bäumen oder Hainen betet oder nach heidnischem Brauch hier opfert oder zur Ehre der Dämonen ein Mahl hält, soll er, wenn er adelig ist, 60 Solidi, wenn er ein Freier 30, und ein Lite, 15 Solidi zahlen. Ist er aber im Augenblick unvermögend, zu zahlen, so soll er dem Dienste der Kirche überwiesen werden, bis die Summe ausgezahlt worden ist.

22. Wir befehlen, daß die Körper christlicher Sachsen zu den Kirchhöfen gebracht werden und nicht zu den Begräbnisstätten der Heiden . . .

34. Wir verbieten es, daß alle Sachsen zu einer allgemeinen Versammlung zusammenkommen, außer wenn sie unser Sendbote nach unserem Befehle zusammentreten läßt. Vielmehr halte ein jeder Graf in seinem Bezirke Versammlungen und Gericht. Und die Geistlichen mögen darauf achten, daß man nicht anders verfahre."

Die Aufstände der Sachsen in den der Taufe Widukinds folgenden Jahren sind nur noch Zuckungen des sterbenden Freiheitsgefühls und wurden rasch durch Waffengewalt und Verpflanzung von Teilen des sächsischen Volkes in entfernte treue Provinzen unterdrückt. Gänzlich unterworfen erscheint Sachsen erst im Jahre 804. Ein eigentlicher Frieden ist nicht geschlossen worden. Wie anderen Völkern im Frankenlande, so

wurde auch den Sachsen ihr nationales Recht gelassen. Das Christentum machte, obwohl mit Gewalt aufgezwungen, bald große Fortschritte. Willehad und Liudger begannen ihre Thätigkeit, und allmählich erwuchsen Bistümer aus den Missionssprengeln. Seitdem drangen Predigt und Taufe unaufhaltsam in Sachsen ein.

So wurde wieder ein deutscher Stamm in den Kreis des fränkischen Reiches hineingezogen. Man darf wohl mit Teilnahme dem Kampfe eines Volkes folgen, das mit treuer Hingebung für seine alte Unabhängigkeit und für seine angestammten Götter kämpfte, aber niemand darf es zweifelhaft sein, daß der Widerstand der Sachsen überwunden und ihre Selbständigkeit gebrochen werden mußte, sollte dem deutschen Volke eine höhere, einheitliche Entwickelung zu teil werden.

War auch mit Feuer und Schwert den Sachsen die Lehre Christi gebracht worden, so schlug doch gerade hier in der Folge das Christentum tiefe Wurzeln. Und zugleich kamen mit dem neuen Glauben den Sachsen die Elemente einer höheren Bildung, wurde ihnen die christlich-abendländische Kultur erschlossen, deren Träger die Völker des Frankenreiches waren. Die Sachsen dagegen waren ein durch und durch deutsches Volk, und indem sie jetzt dem Reiche Karls einverleibt wurden, gaben sie dem deutschen Elemente hier eine bedeutsame Verstärkung gegenüber den romanischen Bestandteilen. Die Saat aber, welche Karl bei ihnen ausstreute, trug reichlich Frucht, denn mit der ganzen Frische eines kräftigen Naturvolkes nahm das Volk die Keime höherer Gesittung auf. Schon hundert Jahre nach dem Tode seines Bezwingers übernahm der Sachsenstamm die Führung der übrigen deutschen Völker und begründete ein neues Reich, und in den folgenden Jahrhunderten sollten sächsische Fürsten den altgermanischen Boden jenseits der Elbe, der während der großen Völkerwanderung von Slaven besetzt worden war, zurückerobern, blühende Stätten deutschen Lebens hier begründen und den Grundstein zu einem neuen Staatsgebilde legen, von dem tausend Jahre später noch einmal eine Einigung der deutschen Stämme ausging.

Mit Zähigkeit hatten die Sachsen an ihren alten Einrichtungen gehangen und sie unverändert durch Jahrhunderte bewahrt, während die Ostgermanen und die Franken, Alemannen und Bayern wechselvolle Schicksale und Wandelungen durchlebten. Es darf uns darum nicht wundern, wenn sich hier länger als anderswo trotz des regen Eifers, mit dem man den christlichen Glauben pflegte, Spuren der alten Götterverehrung in frommem Brauche erhielten und in der goldglänzenden Märchenwelt

alle die alten Lichtgestalten weiter lebten, die einst den Himmel des Volkes bevölkert hatten.

Den Untergang der sächsischen Freiheit aber mußte die Sage im Munde des Volkes vor allem verherrlichen und schmücken. Sie mußte das Gedächtnis des Helden bewahren, der mit unerschütterlicher Kraft und Ausdauer so manche Jahre hindurch die Sachsen stets von neuem entflammt zu tapfrem Widerstand gegen die geplante Unterjochung. In Liedern und Erzählungen wurde der kühne Krieger gefeiert, dessen Unterwerfung und Taufe von so weittragender Bedeutung gewesen und den eigentlichen Abschluß gebildet in jenem Vernichtungskampfe und dessen Treue sich fortan als wahr und echt bewährt hatte. Das Volk konnte sich nicht mit dem Wenigen begnügen, das uns durch glaubwürdige Berichte überliefert ist, und wie die wuchernde Schlingpflanze den Baum des Waldes umrankt und erstickt, so überwucherte die Sage Widukinds Heldengestalt, bis das wahre Bild ganz verschwand. Sein Andenken verdrängt mehr und mehr die Erinnerung an seine Mitstreiter. Aus dem Führer der Westfalen wird ein Herzog, ein König der Sachsen, welcher den Mittelpunkt des ganzen Krieges bildet, und der Held, der seine ganze Kraft zur Verteidigung der alten Götter und zur Bekämpfung der neuen Lehre eingesetzt hatte, wird zum christlichen Heroen und zum Stammvater zugleich der edelsten Geschlechter, die wieder in ihm sich selbst zu ehren suchen.

Die erste Sagenbildung aber schließt sich an Widukinds Bekehrung und Taufe. Daß es rein politische Gründe waren oder die Einsicht von der Unmöglichkeit, dem Frankenkönig und dem Christengotte zu widerstehen, die den Sachsenführer an das Taufbecken in Attigny führten, genügte der Sage nicht. Sie mußte den Umschwung in dem Herzen des Helden an ein bestimmtes Ereignis knüpfen. So entscheidet nach der älteren Lebensbeschreibung der Königin Mathilde*) ein Zweikampf zwischen Karl und Widukind über das Schicksal des Herzogs und seines Volkes. Anders erzählt uns Heinrich von Herford**) das Ende von Widukinds Kampf. „Karl,“ so sagt er, „zog wider König Widukind, welcher das Ufer des Haseflusse ans einem Orte, der Slachvorderberg***) heißt, besetzt hielt. Hier kämpfte er drei Tage lang, schlug den König bei Widukindesborg†)

*) C. 1. 2. M. G. SS. X. 576.

**) Liber de reb. mem. sive chronicon Henrici de Hervordia ed. Potthast. Gotting. 1859. p. 33.

***) Clus bei Osnabrück.

†) Bei Minden.

selbst und trug über die Sachsen einen glänzenden Sieg davon. Da widerstand Widukind dem König nicht länger. Karl aber berief den Widukind und Albio*) durch Amalswin, einen seiner Höflinge, zu sich, nachdem er ihm sein Wort gegeben und Geiseln gestellt hatte, daß er sie frei und unverletzt entlassen werde. So kamen sie von Widukindesborg, ließen sich im christlichen Glauben unterrichten, nahmen die Taufe und kehrten sodann wieder heim. An anderer Stelle habe ich aber anderes gefunden. Da heißt es: König Widukind hatte sich von neuem gerüstet und die Sachsen am Orafluß**), wo jetzt Wolmerstete***) liegt, versammelt, um Karl Widerstand zu leisten. In einer Nacht aber bestieg er einen Kahn und fuhr an das andere Ufer hinüber, um Karls Streitkräfte zu erforschen, der bis dahin Sachsen mit Verwüstung heimgesucht hatte. Hier mischte sich — es war am Tage des Osterfestes — Widukind unter die Armen, gleich als trüge er Verlangen, mit den anderen ein Almosen zu heischen. Er hatte jedoch einen krummen Finger, und an diesem wurde er von Amalswin†) erkannt. Darauf führte man ihn vor König Karl. Und Karl fragte ihn: ‚König Widukind, warum bist du hierher gekommen?‘ Widukind aber gab zur Antwort: „Ich kam, dein Heer zu erkunden.‘ Und Karl forschte weiter: ‚Was hast du nun gesehen?‘ Da sagte der König: ‚Gestern sah ich euch verstört und trostlos und voll Trauer einhergehen, und mein Herz war voll Freude. Aber heute sehe ich euch alle in reichem Schmuck und erfreut, und vor jenem kleinen Tisch erblicke ich einen, der in Purpur gekleidet ist, von dem Tische einen herrlichen Knaben nimmt, euch in den Mund giebt und so jedem einzelnen††). Einiger Mund verschmäht er, mit zornigem Antlitz blickend, in den Mund anderer geht er mit Freuden.‘ Als Karl solches hörte, predigte er ihm den Glauben Christi, bekehrte sein ganzes Volk und ließ es taufen."

So war es das Wunder des heiligen Abendmahles, das hier den sächsischen Häuptling zur Annahme des Christentums bewog.

Doch kehren wir zu Karls Feldzügen zurück, wie sie uns die Annalen Einhards schildern.

In dem auf das Capitulare de partibus Saxoniae folgenden Jahre wurden die durch die Einwanderung der Angeln und Sachsen aus Britannien vertriebenen Briten, welche in die nach ihnen genannte Bre-

*) Abbio.
) Ohre. *) Wolmirstädt.
†) Amalwin. ††) Das Wunder der Brotverwandlung.

tagne gezogen waren und unter der Oberhoheit des Frankenkönigs gestanden hatten, weil sie den Gehorsam verweigerten, durch des Königs Seneschall Audulf von neuem unterworfen. Karl selbst zog nach Italien und zwang den Herzog Arichis von Benevent, ihm Geiseln zu stellen und den Treueid zu leisten. Darauf sollte im Jahre 787 eine Angelegenheit von höchster Bedeutung ihre Erledigung finden. Herzog Tassilo von Bayern hatte das Abhängigkeitsverhältnis vom Frankenreiche schon unter Pippin gebrochen und sich Selbständigkeit errungen. Die Bayern waren mithin der einzige deutsche Stamm, der noch nicht Karl unterworfen war. Nun aber wurden auch sie dem Frankenreiche einverleibt. Schon im Jahre 781 hatte der König im Vereine mit Papst Hadrian an Tassilo Gesandte geschickt und ihn an den Eid erinnern lassen, durch den der Bayernherzog einst König Pippin, seinen Söhnen und den Franken geschworen, ihnen unterthan und gehorsam zu sein. Da die begonnenen Unterhandlungen nicht zu dem von Karl gewünschten Erfolge führten, so wurde jetzt die Entscheidung dem Schwerte anvertraut.

„787 . . . Der König aber“, so erzählen Einhards Annalen weiter, „zog, nachdem er an der Schwelle der heiligen Apostel gebetet, sein Gelübde gelöst und den apostolischen Segen erhalten hatte, nach dem Frankenreiche zurück. Er fand seine Gemahlin Fastrada, seine Söhne und Töchter und das ganze Gefolge, welches er bei ihnen zurückgelassen hatte, zu Worms und beschloß deshalb eine allgemeine Reichsversammlung hier abzuhalten. Nachdem er hier vor seinen Großen alles erzählt hatte, was er in Italien vollführt, und zuletzt auch der Gesandten Tassilos, die zu ihm nach Rom gekommen waren, Erwähnung gethan, beschloß er zu versuchen, wie es wohl Tassilo mit der versprochenen Treue halten würde, ein ungeheures Heer zu sammeln und in drei Abteilungen in Bayern einzufallen. Daher befahl er seinem Sohne Pippin, mit den Truppen Italiens in das Thal von Trident einzurücken. Die Ostfranken und Sachsen aber kamen, wie ihnen befohlen worden war, an die Donau nach Pferinga*), während er selbst mit seinem Heere am Lechfluß, welcher Alemannen und Bayern scheidet, vor der Stadt Augusta**) lagerte. Und er wäre von da ohne Zweifel mit dieser starken Macht in Bayern eingefallen, wäre nicht Tassilo zu seinem und seines Volkes Heil vor ihm erschienen. Da jener von allen Seiten sich

*) Pföring unterhalb Ingolstadt.
**) Augsburg.

umschlossen sah, kam er demütig und flehte um Vergebung für das früher Geschehene. Der König aber, der von Herzen sehr mild gesinnt war, schonte seiner, da er demütig um Gnade bat, erhielt von ihm seinen Sohn Theodo und noch zwölf andere Geiseln, die er bestimmt hatte, ließ das Volk den Eid der Treue schwören und kehrte darauf in das Frankenland zurück. Den Winter verlebte er im Gebiete von Mainz in der Pfalz von Ingelheim und hier feierte er die Geburt des Herrn und das Osterfest."

Aber Tassilo vermochte den Verlust seiner Unabhängigkeit nicht zu ertragen. Er verband sich, verblendet vom Haß, mit den alten Feinden seines Volkes, den Avaren, und führte dadurch nur um so schneller sein Verderben herbei.

Das Ende Tassilos lassen wir die Lorscher Annalen, die an dieser Stelle etwas reichhaltiger als die Annalen Einhards sind, schildern. Sie erzählen zum Jahre 788 folgendes:

„König Karl berief eine Versammlung nach der Pfalz zu Ingelheim. Hier erschien auch auf des Herrschers Befehl Tassilo wie auch seine übrigen Vasallen. Da begannen die Getreuen aus Bayern zu klagen, daß Tassilo nicht die gelobte Treue bewahre, sondern nachdem er seinen Sohn und andere Geiseln gegeben und Eide geschworen habe, auf den Rat seines Weibes Liutberga treulos geworden sei. Und dies vermochte auch Tassilo nicht abzuleugnen. Er bekannte vielmehr, daß er auch nach seiner Unterwerfung noch an die Avaren gesendet, die Vasallen des Königs zu sich beschieden und ihrem Leben nachgestellt habe. Und seinen Leuten befahl er, als sie den Eid leisteten, daß sie dabei anderes im Sinne trügen und treulos den Eid ablegten, und was noch mehr: er gestand ein, gesagt zu haben, auch wenn er zehn Söhne habe, wolle er sie lieber alle verlieren, als daß es bei dem Vertrage bliebe und das Bestand habe, was er beschworen. Auch habe er ausgesprochen, besser sei der Tod als ein solches Leben. Als er nun alles dessen überführt war, da gedachten Franken und Bayern, Langobarden und Sachsen und alle, welche aus den Ländern des Reiches zu dieser Versammlung gekommen waren, seiner früheren Vergehen, und wie er den König Pippin auf dem Heereszug verlassen habe*), was man zu deutsch Herisliz nennt, und erklärten den Tassilo des Todes schuldig. Aber obgleich alle einstimmig das Todesurteil verhängt wissen wollten, so wurde doch der gnädige König

*) Im Jahre 763.

Karl von Mitleid ergriffen und bewog aus Liebe zu Gott, und weil Tassilo sein Blutsverwandter war, die Diener Gottes und seine Getreuen, des Herzogs Leben zu schonen. Und da der milde König den Tassilo fragte, was er thun wolle, bat jener, daß man ihm gestatte, zum Mönch sich scheren zu lassen und in ein Kloster zu gehen, damit er für so viele Sünden Buße thue und seine Seele rette*). Dasselbe Urteil wurde auch über seinen Sohn Theodo gefällt. Er wurde geschoren und ins Kloster**) geschickt und wenige Bayern, die in der Feindschaft gegen König Karl verharren wollten, mußten in die Verbannung gehen . . .

Die Hunnen***) aber thaten, wie sie dem Tassilo versprochen hatten, und rüsteten zwei Heere aus, von denen das eine in die Mark von Friaul, das andere in Bayern einfiel. Aber in beiden Ländern wurden sie besiegt und in die Flucht geschlagen, und so kehrten sie denn nach schweren Verlusten in ihre Heimat zurück. Um Rache zu nehmen, griffen sie Bayern mit noch größerer Heeresmacht an, wurden aber beim ersten Zusammentreffen von den Bayern geschlagen. Eine unzählige Menge von ihnen wurde niedergehauen, und viele, welche zu fliehen versuchten und die Donau durchschwimmen wollten, verloren in den Wellen ihr Leben . . ."

Die Unterwerfung Sachsens mußte Kämpfe mit den jenseits der Elbe wohnenden slavischen Völkerschaften und den Dänen, welche alle durch das Vorrücken der fränkischen Macht nach Osten und Norden gefährdet waren, hervorrufen.

Über den Beginn des Kampfes gegen die Slaven berichten die Annalen Einhards folgendes zum Jahre 789:

„Es giebt in Germanien ein slavisches Volk, das am Ufer des Meeres sitzt und in ihrer eigenen Sprache die Welataben, in der fränkischen aber die Wilzen heißt. Es war dies Volk von jeher feindselig gegen die Franken und pflegte seine Nachbarn, die den Franken unterworfen oder mit ihnen verbündet waren, mit seinem Hasse zu verfolgen und mit Krieg heimzusuchen. Da der König der Ansicht war, daß man solchen Übermut nicht länger erdulden könne, beschloß er zum Kriege auszuziehen, rüstete ein großes Heer aus und ging bei Köln über

---

*) Im Kloster Lorsch an der Bergstraße ist Tassilo, der letzte Agilolfinger, als Mönch gestorben. 788 war er noch einmal auf dem Frankfurter Konzil aufgetreten, um feierlich auf alles Recht und allen Besitz zu verzichten.

**) St. Maximin in Trier.

***) Das sind die Avaren.

den Rhein. Von dort aus nahm er seinen Weg durch Sachsen, und als er an die Elbe kam, schlug er an ihrem Ufer ein Lager auf. Dann erbaute er zwei Brücken, von denen er die eine an beiden Enden mit einer Verschanzung schirmte und durch eine Besatzung sicherte. Er selbst überschritt den Fluß und führte das Heer in das Land der Wilzen, wo er alles mit Feuer und Schwert zu verwüsten befahl. Obwohl aber jenes Volk voll Kriegsmut war und auf die Zahl seiner Streiter vertraute, vermochte es doch nicht lange dem Angriffe des königlichen Heeres zu trotzen, und als man zur Stadt Dragawits' kam, der sich vor allen den Fürsten der Wilzen durch Adel des Geschlechtes und die Würde, die ihm sein hohes Alter verlieh, auszeichnete, zog jener sogleich mit all den Seinen aus der Stadt dem Könige entgegen, stellte die verlangten Geiseln und versprach unter Eid dem Könige und den Franken die Treue zu bewahren. Seinem Beispiele folgten alle die übrigen Großen und Fürsten der Slaven und unterwarfen sich der Macht des Königs. Nachdem nun das Volk unterjocht und die geforderten Geiseln ausgeliefert waren, zog der König auf demselben Wege, auf dem er gekommen, nach der Elbe zurück, führte das Heer über den Fluß, ordnete, so gut es die Zeit erlaubte, die sächsischen Angelegenheiten und trat den Rückweg nach Franken an. In der Stadt Worms feierte er Weihnachten und das Osterfest."

Im folgenden Jahre, in welchem Karl keinen Kriegszug unternahm, erschienen an seinem Hofe Gesandte der Avaren, um mit ihm wegen der Grenzen der beiden Reiche zu verhandeln. Seitdem das fränkische Reich durch die Unterwerfung Bayerns Grenznachbar der Avaren geworden war, hatte es nicht an Anlaß zu kriegerischen Verwickelungen gefehlt.

Die Avaren hatten seit der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts den Südosten mit ihren Plünderungszügen heimgesucht. Den Hunnen verwandt und ein Reitervolk wie jene, waren sie allen ihren Nachbarn verderblich geworden. Reiche Schätze enthielten ihre gewaltigen runden Erdwälle, welche die Deutschen Ringe nannten. Seit dem Anfange des achten Jahrhunderts war mit dem Wegfall der einheitlichen, straffen Leitung des Khakans auch die Macht des Volkes gesunken, aber immer noch war ihre kriegerische Kraft groß, als jetzt Karl nach Abbruch der Verhandlungen mit ihnen die Waffen gegen sie zu erheben beschloß.

Über den Avarenkrieg erzählen die Annalen Einhards folgendes:

„791. Als der Frühling vorüber war, um Sommeranfang, brach der König von Worms auf und zog nach Bayern, um an den Hunnen Rache zu nehmen und sie so schnell als möglich mit Krieg zu über-

ziehen. Er sammelte daher aus allen Teilen seines Königreiches eine große Streitmacht, brachte Vorräte zusammen und begann darauf in zwei Heeressäulen den Vormarsch. Den einen Teil übergab er dem Grafen Theoderich und dem Kämmerer Meginfrid und hieß die beiden an dem Nordufer der Donau entlang ihren Weg zu nehmen. Er selbst rückte mit dem anderen Teile des Heeres auf dem Südufer nach Pannonien vor, während den Bayern befohlen wurde, mit den Vorräten des Heeres, die auf die Schiffe verladen worden waren, die Donau hinunter zu fahren. Auf diesem Zuge wurde zuerst ein Lager an dem Anesus*) aufgeschlagen. Es fließt dieser Fluß zwischen den Ländern der Bayern und Hunnen und gilt für eine sichere Grenze beider Reiche. Hier wurde drei Tage lang für einen glücklichen Ausgang des Krieges gebetet. Dann wurde das Lager abgebrochen und den Hunnen der Krieg erklärt. Die hunnischen Besatzungen wurden verjagt und ihre Verschanzungen, von denen die eine am Campfluß**), die andere nahe der Stadt Comageni***) auf dem Cumeoberge lag und mit festem Wall umwehrt war, zerstört und alles mit Feuer und Schwert vernichtet.

Als der König mit seinem Heere an den Fluß Arrabo†) kam, überschritt er ihn und zog an seinem Ufer entlang bis zur Stelle, wo er in die Donau mündet. Hier machte er einige Tage lang Rast. Dann entschied er sich, über Sabaria††) heimzukehren. Die anderen Truppen, welche Theoderich und Meginfrid führten, erhielten den Befehl, auf dem Wege, auf dem sie gekommen, durch Böhmen heimzuziehen. Darauf kehrte er, nachdem er einen großen Teil Pannoniens durchzogen und verwüstet hatte, ohne Verluste zu erleiden, nach Bayern zurück."

Auch nach dem Kriege gegen die Avaren hat es nicht an Kämpfen gefehlt. Doch wurden fortan weniger neue Eroberungen gemacht, als die gewonnenen Länder befestigt. Wiederholt mußte der Aufruhr in Sachsen unterdrückt werden, bis hier vom Jahre 804 an jeder Widerstand erlosch. Dann drang 796 Karls Sohn Pippin mit dem Heerbann der Langobarden und Bayern tief in das Land der Avaren ein. Er warf die Gegner über die Theiß zurück, eroberte ihre Königsburg, den Ring, und erbeutete hier einen unermeßlichen Schatz an Gold und Silber, den

*) Ens.
**) Der Kamp, Nebenfluß der Donau.
***) Läßt sich nicht sicher bestimmen.
†) Die Raab.
††) Sarwar.

die Avaren auf ihren Raubzügen aus aller Welt zusammengeraubt hatten. Im folgenden Jahre kämpfte Karls anderer Sohn, Ludwig, in Spanien, wohin ihn aufständische Große riefen, dann brachen Karls Heere wieder in Böhmen ein und verheerten vierzig Tage lang das Land. Neue Kämpfe brachte das Jahr 806. Mit den Sorben an der Elbe, mit den Böhmen, mit den Mauren, welche die Küsten des Mittelmeeres verwüsteten, mit den Griechen wurde gestritten und in Spanien Navarra und Pampelona erstürmt. Auch dann noch konnte Karl sein Schwert nicht in der Scheide ruhen lassen. Mauren, Dänen und Slaven hörten nicht auf, die Grenzen des Reiches zu beunruhigen, und die Griechen gaben sich mit dem Verlust ihrer Besitzungen in Italien und Istrien nicht zufrieden. Welche Anstrengungen aber die fränkischen Heere auch machten, wie viele Siege sie errangen, die Ruhe konnte an den weitausgedehnten Grenzen des Reiches doch nie auf längere Zeit hergestellt werden. So blieb denn Karl nichts anderes übrig, als durch geeignete Maßregeln die Grenzen zu schützen. Zur Gegenwehr gegen die Normannen, welche damals ihre Raubzüge zur See begannen und die Küsten unaufhörlich mit Plünderung heimsuchten, wurden Schiffe erbaut und über die Häfen und Flußmündungen verteilt. In gleicher Weise wurden die Küsten des Mittelmeeres gegen die Räubereien der Araber geschützt. An den Grenzen des Reiches, zumal gegen die Dänen, Slaven und Avaren hin wurden die Marken begründet und damit der Grund zur Wiedererwerbung der großen von Slaven eingenommenen Landschaften Ostdeutschlands gelegt. Hier entstand jetzt eine ganze Reihe von Burgen und festen Plätzen von der Eider bis zum adriatischen Meere, versehen mit ständigen, stets schlagfertigen Besatzungen, welche die feindseligen Bewohner der anliegenden Gegenden im Zaume hielten. An ihrer Spitze standen Grafen, mit ähnlichen, wenn auch durch ihre Stellung nahe der Grenze ausgedehnteren Befugnissen, als sie die kaiserlichen Beamten im übrigen Frankenreiche besaßen. Sie trugen den Namen Markgrafen. Weil aber Karl einsah, daß eine dauernde Beruhigung der Völker jenseits des fränkischen Gebietes erst dann eintreten könne, wenn das Christentum unter ihnen Wurzel gefaßt habe, so bestimmte er hier an den Enden des Reiches zwei Bistümer zu Metropolen für die Heidenmission, Salzburg und Hamburg, von denen in der That in den folgenden Zeiten die christliche Lehre nach Osten wie nach Norden hin sich verbreitete.

2. Die Wiederherstellung des Kaisertums.

Das Reich Karls des Großen reichte von der Eider bis zum Ebro, von der friesischen Küste bis nach Dalmatien und den Südgestaden Italiens, und so war eine Herrschaft jetzt entstanden, wie sie seit dem Sturze des großen Römerreiches nicht mehr gesehen worden war. Den Kern des neuen Reiches bildeten die nach langer Zersplitterung endlich geeinten Germanenstämme. Aber auch Romanen, Slaven und Araber, Griechen und Avaren erkannten den König der Franken als ihr Oberhaupt an, und selbst Herrscher, welche nicht unmittelbar in Karl ihren Herrn sahen, schlossen sich ihm, als dem mächtigsten Fürsten der Christenheit, an und ordneten sich freiwillig ihm unter. So suchte König Alfons, der ein aus den Trümmern des Westgotenreiches in Asturien und Galicien erstandenes christliches Reich beherrschte, die Verbindung mit Karl und standen die schottischen, irischen und englischen Könige mit ihm in lebhaftem Verkehr. Und Karls Ansehen ging noch weit über die Grenzen Europas hinaus. Der Patriarch von Jerusalem sandte ihm die Schlüssel zum heiligen Grabe und zum Calvarienberg samt einer Fahne, zum Zeichen, daß die heilige Stadt ihn als ihren Schutzherrn betrachte, und der große Chalif Harun al Raschid wie der Emir von Fez ehrten ihn durch reiche Geschenke.

So war Karls Stellung eine andere geworden, als die, welche seine Vorgänger behaupteten, und weit mehr bedeutete seine Macht, als sein Titel besagte: König der Franken und Langobarden und Patricius der Römer. Er war der Herrscher eines universalen, eines Weltreiches geworden. Für eine solche höhere, umfassendere Macht aber, die nicht an die Schranken einer Nationalität gebunden war, bewahrte man den Namen des Kaisertums, der auch in den Zeiten der Zertrümmerung seine Bedeutung nie eingebüßt hatte, da man im Anschluß an die Prophezeiung Daniels glaubte, daß das römische Kaiserreich währen würde bis zum Ende der Tage.

Nur mit Widerstreben hatte sich anfangs Karl in die italienischen Angelegenheiten gemischt. Aber als er einmal eingegriffen hatte, dann ist er auch voll Thatkraft hier aufgetreten und hat sich die Stellung eines anerkannten Herrschers errungen. Er hat dem Reiche des Desiderius ein Ende gemacht, jeden von neuem sich erhebenden Widerstand der Langobarden gebrochen, mit den langobardischen Herzögen und den

Kaisern Ostroms gekämpft und den Päpsten gezeigt, daß er es sei, der die Kirche nicht bloß schütze, sondern auch leite. Wie das Verhältnis des Königs zum Papste war, das erhellt am besten daraus, daß, als Papst Hadrian im Jahre 795 starb, der neugewählte Bischof von Rom, Leo III., an Karl die Schlüssel zum Grabe des heiligen Petrus und die Fahne der Stadt Rom übersandte und ihn bat, er möge einen seiner Großen nach Rom schicken, um das römische Volk den Treueid schwören zu lassen. Bald sollte Karl Gelegenheit haben, von seiner Schirmvogtei über die Kirche Gebrauch zu machen. Gegen Leo erhob sich in Rom eine feindliche Partei, worunter sich namentlich die während der langen Regierung des Vorgängers mächtig gewordenen Verwandten Hadrians befanden. Man überfiel Leo, und nachdem man ihn auf das Gröblichste mißhandelt hatte, beraubte man ihn seiner Würde. Aber von seinen Getreuen gerettet, flüchtete sich der Papst im Jahre 799 nach Paderborn zu Karl. Ehrenvoll nahm ihn der König auf, ließ ihn unter starkem Geleit nach Rom zurückführen und versprach ihm, im folgenden Jahre selbst nach Italien zu kommen, um seine Beschwerden wie auch die Anklagen, welche von den Feinden des Papstes erhoben wurden, zu untersuchen.

Erst im November 800 traf Karl, umgeben von einer zahlreichen und glänzenden Schar seiner weltlichen und geistlichen Großen, in Rom ein. Wie er hier Gericht über den Papst und dessen Gegner hielt und wie Leo III. ihn mit der Krone des römischen Reiches schmückte, das soll uns der Bericht der Einhardschen Annalen erzählen.

„800. Zu Anfang August kam Karl nach Mainz, wo er eine Reichsversammlung abhielt und einen Zug nach Italien ansagte. Von da zog er aus und kam mit seinem Heere nach Ravenna. Hier verweilte er nicht länger als sieben Tage, dann gab er seinem Sohne Pippin den Befehl, mit seinem Heere in das Gebiet von Benevent zu ziehen, brach zugleich mit ihm von Ravenna auf und gelangte mit ihm nach Ancona. Dort entließ er ihn, er selbst aber ging nach Rom. Am Tage vor seiner Ankunft kam ihm der Papst Leo bei Romentum*) entgegen und empfing ihn mit großer Verehrung. Nach dem Mahle, welches sie gemeinschaftlich einnahmen, kehrte der Papst nach der Stadt zurück, während Karl in Romentum blieb. Am anderen Tag erwartete ihn Leo auf den Stufen der Kirche des heiligen Apostels Petrus stehend und umringt von Bischöfen

*) Romento.

und der gesamten Geistlichkeit. Und da er vom Pferde stieg, empfing er ihn, Gott Lob und Dank sagend, und geleitete ihn, während alle fromme Gesänge anstimmten, Gott rühmend und preisend, in die Kirche des heiligen Apostels. Dies geschah am 24. November.

Nach sieben Tagen aber rief der König eine Versammlung zusammen, erklärte allen, warum er nach Rom gekommen sei, und bemühte sich täglich, das auszuführen, was ihn nach Rom gerufen hatte. Dabei fing er mit der schwierigsten Aufgabe an, nämlich mit der Untersuchung der Verbrechen, welche dem Papste zur Last gelegt wurden. Da nun aber sich niemand fand, der die Anklagen erhärten wollte, so bestieg vor allem Volke der Papst, das Evangelium in der Hand, die Kanzel in der Kirche des heiligen Apostels Petrus, und nachdem er den Namen der heiligen Dreieinigkeit angerufen hatte, schwor er einen Eid, durch den er sich von den ihm vorgeworfenen Verbrechen reinigte. An demselben Tage kam der Presbyter Zacharias, welchen der König nach Jerusalem geschickt hatte, mit zwei Mönchen, welche der Patriarch zugleich mit ihm an den König entsandte, nach Rom. Sie überreichten die Schlüssel zum Grabe des Herrn und zum Calvarienberge nebst einer Fahne dem Könige. Gütig nahm dieser sie auf und behielt sie einige Tage bei sich, und da sie zurückzukehren wünschten, entließ er sie reichbeschenkt.

Als aber Karl an dem heiligen Tage der Geburt unseres Herrn zur Feier der Messe in die Kirche des heiligen Petrus kam und vor dem Altar zum Gebet sich neigte, setzte ihm der Papst Leo eine Krone aufs Haupt unter dem lauten Zuruf des Volkes: ‚Dem erhabenen Karl, dem von Gott gekrönten großen und friedebringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!‘ Nach diesem Rufe wurde ihm wie ehedem den alten Kaisern von dem Papste knieend gehuldigt, er selbst von da an, mit Hinweglassung des Titels eines Patricius, Kaiser und Augustus genannt.

Wenige Tage darauf wurden auf sein Geheiß diejenigen, welche im Jahre vorher den Papst abgesetzt hatten, vor Gericht gezogen und nach angestellter Untersuchung nach römischem Rechte wegen Majestätsverbrechens zum Tode verurteilt. Da jedoch der Papst milden Sinnes bei dem Kaiser für sie bat, wurde ihnen zwar Leben und Sicherheit des Leibes gewährt, aber um der Größe ihres Verbrechens willen mußten sie in die Verbannung gehen. . .“

Mehr Macht und Besitz konnte die Kaiserkrone dem fränkischen König nicht geben, als er schon hatte, und doch bedeutete sie ihm viel.

Dadurch, daß die schon längst vollzogene Verbindung des Frankenreichs mit der Kirche durch Übertragung der Kaiserkrone einen staatsrechtlichen Ausdruck erhielt, wurde Karl jetzt neben dem Papst Oberhaupt der Kirche, und erhielt die Herrschaft, welche er thatsächlich schon ausübte, fortan rechtliche Anerkennung. Dann aber erschien von jetzt ab die Herrschaft Karls auch in den Augen der Romanen legalisiert, während zugleich bei den Germanen durch den neuen fremden Titel das Königtum vollständig von seinem alten heidnischen Grund losgelöst und auf christlichen Boden gestellt wurde. Darum ließ denn auch Karl nach seiner Kaiserkrönung seine Unterthanen von neuem vereidigen und dabei ganz besonders darauf hinweisen, wie dieser neue Eid der Treue von höherer Bedeutung sei als der alte dem Könige geleistete Schwur.

Freilich vermochte weder die Krönung durch den Papst noch der jubelnde Zuruf des römischen Volkes in der Kirche dem neuen Kaiser ein förmliches Recht auf seine Würde zu verleihen. Sein Recht lag allein in der Macht der Thatsachen, welche zu seiner Erhebung geführt hatten. Und doch war Karl bemüht, die förmliche Anerkennung seines Kaisertums durch den Beherrscher des oströmischen Reichs, der damals allein den kaiserlichen Titel zu führen berechtigt war, zu erreichen, denn auch in der Zeit der Trennung waren Morgenland und Abendland immer als Teile einer höheren Einheit gedacht worden, und seitdem es keinen weströmischen Kaiser gab, hatte sich der Kaiser von Konstantinopel auch als Kaiser der von den Barbaren besetzten weströmischen Provinzen betrachtet. Die Anerkennung in Konstantinopel zu erreichen, war aber nicht leicht. Feindlich war Karl mit Ostrom in Istrien und Süditalien zusammengestoßen, und wenn auch einmal der Versuch zu einer Verbindung gemacht wurde und die Kaiserin Irene ihren unmündigen Sohn Konstantin VI., für den sie das Scepter führte, mit Karls Tochter Rodtrud verlobte, so blieb doch der Frieden von kurzer Dauer. Die ehrgeizige Irene löste im Jahre 788 jene Verlobung auf. Von neuem wurden die Waffen erhoben, und siegreich trieb Karl die Gegner aus ihren italienischen Besitzungen.

Jetzt hat wohl Karl daran gedacht, durch eine Ehe alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Er bot der Kaiserin Irene seine Hand an, um so beide Reichshälften zu vereinigen. Aber Irene, die in ihrer Herrschsucht ihren unglücklichen Sohn Konstantin hatte blenden lassen, wurde kurz nach der Werbung Karls vom Throne gestürzt. Vergeblich waren in der Folge Karls Schritte um Anerkennung bei dem thatkräftigen

Kaiser Nikephoros. Erst dessen Nachfolger Michael ließ sich um den ansehnlichen Preis der Abtretung der Seestädte Dalmatiens bereit finden, Karl in Aachen durch Gesandte als Kaiser zu begrüßen.

Aber ehrlich gemeint war diese Anerkennung doch nicht, denn bald darauf wurde wieder Karls Nachfolger Ludwig in Konstantinopel als König der Franken und Langobarden bezeichnet.

Wenn aber auch Byzanz nur widerwillig die Wiederaufrichtung des Westreiches duldete, so hatte doch eine wichtige Entwickelung mit Karls Krönung ihren Abschluß gefunden. Jetzt erst war die Völkerwanderung beendet, denn romanische und germanische Völker waren nun in einem Staatswesen als gleichberechtigte Genossen vereint und bildeten so ein Reich, das als eine Wiedergeburt des römischen Reiches angesehen werden konnte.

Karl aber sah sich am Ziele. Sachsen, Bayern, Langobarden, Avaren, Slaven, Briten waren besiegt, den Dänen nnd Arabern Furcht und Bewunderung eingeflößt, und jetzt war ihm auch das gelungen, was allen seinen Thaten erst dauernden Wert und Einfluß verlieh.

3. Karl als Gesetzgeber.

Es war eine Riesenaufgabe, das so ungeheure und aus verschiedenartigen Bestandteilen zusammengefügte Staatswesen inmitten fast unaufhörlicher Kriege zu beherrschen, und diese Aufgabe wurde dem Kaiser noch durch den Mangel an tauglichen Beamten erschwert. Aber ununterbrochen ist er bemüht gewesen, die herrschenden Mißstände zu beseitigen, der Gewaltthätigkeit und den Verbrechen der Unterthanen wie auch der Habsucht und der Bestechlichkeit seiner Beamten zu steuern. Um die Grafschaften, in welche nach der Beseitigung der alten Stammherzogtümer das ganze Reich zerfiel, besser überwachen zu können, übertrug Karl den Sendboten oder Waltboten das Amt, im Reiche allenthalben die Handhabung des Rechtes, den Heerbann, die Erhebung der königlichen Steuern und die Verwaltung der königlichen Domänen regelmäßig zu beaufsichtigen.

Zwei Reichsversammlungen werden erwähnt. Das Maifeld, welches an die Stelle des alten Märzfeldes getreten ist und sich mit kirchlichen und gerichtlichen Dingen beschäftigte, und die Versammlung der Großen des Reiches, die im Herbste oder Winter stattfand. Auch für das Maifeld waren alle Gesetze vorberaten. Dem Volke wurden die Beschlüsse ein-

fach verkündet. Die Beschlüsse selbst zeichnete man auf. Nach ihrer Einteilung in Kapitel werden sie Kapitularien genannt.

Der König waltet des Rechtes in seinem Lande und sorgt für den Frieden. Der Graf oder sein Unterbeamter hält wie früher den Gerichtstag ab, aber der Gerichtsplatz, Mallus, ist nicht mehr im Walde oder auf Bergen, sondern in bedecktem Raum. Auch spricht nicht mehr die große Menge der Freien das Urteil, sondern die von den Königsboten unter Mitwirkung des Grafen aus dem Volke erlesenen Scabini oder Schöffen. Sie haben den Urteilsspruch, während der Graf das Gericht leitet und das Volk den zum Schweigen verurteilten Umstand bildet. Über dem Gericht des Grafen steht das Königsgericht, das als höhere Instanz angerufen wird.

Es ist uns versagt, hier auf die Gesetzgebung Karls näher einzugehen. Nur ein wichtiges Kapitulare möge hier seinen Platz finden, welches erschien, als Karl die kaiserliche Krone empfangen hatte. Es weist nicht bloß auf allerhand Mißstände im Reiche hin, sondern erhält vor allem seine Bedeutung dadurch, daß Karl, abweichend von der bisherigen deutschen Auffassung, seine Gewalt auf Gott zurückführt und jeden Übelthäter auch als einen Verbrecher an Gottes Gebot aufgefaßt wissen will. Es ist dies das Kapitulare, welches im März 802 von Aachen aus erlassen wurde*).

Dasselbe lautet mit einigen notwendigen Kürzungen folgendermaßen:

„Über die vom Herrn Kaiser abgeschickte Gesandtschaft.

Der erhabenste und christlichste Herr, Kaiser Karl, hat die erfahrensten und würdigsten Männer unter seinen Großen, Erzbischöfe wie Bischöfe, ehrwürdige Äbte und fromme Laien, auserwählt und sie durch sein ganzes Reich entsendet und durch sie allen seinen Unterthanen gewährt, gemäß dem rechten Gesetze zu leben. Wo aber in dem Gesetze etwas nicht recht und billig angeordnet wäre, befahl er dies mit größter Sorgfalt zu erforschen und ihm davon Kenntnis zu geben, weil er solches mit Gottes Beistand zu bessern wünscht.

Und niemand wage es, wie viele pflegen, durch seine Schlauheit oder List ein geschriebenes Gesetz oder seinen Urteilsspruch zu schwächen oder die Kirchen Gottes, Arme, Witwen, Unmündige und jeglichen Christenmenschen zu vergewaltigen, sondern es sollen alle gänzlich nach Gottes Vorschrift gerechten Wandels leben und bei gerechtem Gericht, und es soll ein jeder bei seiner Pflicht und in seinem Amte beständig

*) M. G. LL. I. p. 91.

ausharren. Die Kanoniker sollen das kanonische Leben beobachten und nicht auf schimpflichen Gewinn bedacht sein, die gottgeweihten Jungfrauen unter sorgsamer Bewachung ihr Leben behüten, Laien und Weltleute recht und ohne böswillige List den Gesetzen Folge leisten und alle unter einander in gegenseitiger Liebe und in Frieden ohne Ausnahme leben. Und es sollen die Sendboten sorgfältig Untersuchung führen, wenn einer Klage erhebt, daß ihm von einem andern Unrecht zugefügt worden sei, so wahr sie selbst des allmächtigen Gottes Huld sich zu bewahren und die dem Kaiser zugeschworene Treue zu halten wünschen, dergestalt, daß sie jederzeit, gegen alle und an allen Orten, den heiligen Wohnungen Gottes, den Armen, Unmündigen und Witwen und dem ganzen Volke unverkürzt Gesetz und Gerechtigkeit gemäß dem Willen und der Furcht Gottes gewähren. Und wenn der Fall derart wäre, daß sie selbst auf eigene Hand und in Verbindung mit den Grafen der Bezirke nicht Abhilfe zu schaffen und das Recht herzustellen vermöchten, so sollen sie ihn ohne irgendwelche Zweideutigkeit mit ihren Berichten vor des Kaisers Gericht bringen, und es soll keine Schmeichelei gegen irgendwelchen Menschen, keine Belohnung, auch keine Blutsverwandtschaft, kein Einspruch noch die Furcht vor einem Mächtigen jemand bewegen, den Pfad der Gerechtigkeit zu verlassen.

2. Von der Treue, welche dem Herrn Kaiser zu leisten ist: Und er verordnete, daß ein jeder Mann in seinem ganzen Reiche, Geistlicher oder Laie, ein jeder nach seiner Pflicht und seinem Berufe, der ihm vorher, als er König war, Treue gelobt hatte, ihm jetzt, als dem Kaiser, das Gelöbnis der Huldigung schwöre. Wer aber bisher noch nicht den Unterthaneneid abgelegt habe, der solle, und zwar jedermann bis zum zwölften Jahre hinab, dasselbe thun. Und es solle folgendes allen öffentlich mitgeteilt werden, so daß jeglicher einsehen kann, wie viele und große Pflichten in jenem Eide eingeschlossen sind, und niemand, wie bisher so viele, glaube, daß er nur seinem Herrn Kaiser Treue bis zum Tode schulde, keinen Feind aus Feindschaft ins Land führe und nicht der Untreue eines anderen zustimme oder sie verschweige; sondern alle sollen wissen, daß der Eid folgende Bedeutung habe:

3. Erstens, daß ein jeder schon aus eigenem Antriebe in dem heiligen Dienste Gottes nach Gottes Gebot und nach seinem eigenen Gelöbnis sich voll und ganz zu bestreben bemühe nach bestem Gewissen und seinem Vermögen, weil der Herr Kaiser nicht auf alle im einzelnen die notwendige Fürsorge und Aufsicht verwenden kann.

4. Zweitens, daß niemand durch Meineid noch durch irgend eine andere List oder durch Trug um der Huld eines anderen oder um Lohnes willen weder einen Knecht des Herrn Kaisers noch einen Bezirk oder ein Land und nichts, was unter dem Herrschaftsrechte steht, beanspruche, an sich zu nehmen oder zu verheimlichen wage. Und niemand unterfange sich, seine flüchtigen Fiskalinen*), welche sich mit Unrecht und betrügerischer Weise Freie nennen, zu verbergen noch zu entziehen mit Meineid oder anderer Hinterlist.

5. Daß niemand sich unterstehe, den heiligen Kirchen Gottes, Witwen und Waisen oder Fremden durch Betrug oder Raub oder in anderer Weise Schaden zuzufügen, weil der Herr Kaiser nächst Gott und seinen Heiligen zu deren Beschützer und Verteidiger eingesetzt ist.

6. Daß niemand ein Lehen des Kaisers zu berauben wage, um sein Eigengut daraus im Stande zu halten**).

7. Daß niemand sich unterfange, dem Heerbann sich zu entziehen, und kein Graf sich unterstehe, einen, der an der Heerfahrt teilzunehmen gezwungen ist, aus Rücksicht auf die Verwandtschaft oder um Geschenkes willen seiner Pflicht zu entbinden***).

8. Daß überhaupt und in keinem Falle einer sich unterfange, den Bann des Herrn Kaisers zu übertreten, sein Unternehmen aufzuhalten, zu schwächen oder zu mindern oder seinem Willen und seinen Geboten entgegen handele, und daß niemand ihm seine Abgabe oder seinen Zins benachteilige.

9. Daß niemand im Gericht Erlaubnis habe zu ungerechter Verteidigung eines andern, sei es aus irgendwelcher Begehrlichkeit, indem der andere weniger fähig ist, sich zu verteidigen, oder um durch seine Rede das gerechte Urteil zu beugen oder um den, der weniger gut sich zu verteidigen vermag, zu unterdrücken, sondern ein jeder verantworte sich selbst in seiner Sache, seiner Pflicht und Schuldigkeit, es müßte denn einer krank oder der Verteidigung unkundig sein. Für diesen spreche der Sendbote oder der Graf, der bei demselben Gericht ist, oder der Richter, welcher die Sache kennt, vor dem Gericht, oder wenn es notwendig erscheint, so möge dem Angeklagten ein solcher Mann zur Seite gestellt

*) Sie gehören zu den Gütern des Königs oder Fiskus. Meist befinden sie sich im Besitz von Land, von dem sie gewisse Leistungen zu machen haben.

**) Vielfach besaß einer neben seinem Eigengut (Allod) ein kaiserlicher Lehen.

***) Die Klage, daß sich viele dem Heeresaufgebot zu entziehen suchen, wird auch an anderen Orten erhoben.

werden, welcher allen genehm ist und die zu verhandelnde Sache wohl kennt. Und dies geschehe jedoch immer nur mit Zustimmung der Grafen oder des Sendboten, welche zugegen sind, und in jedem Fall nur nach Recht und Gesetz, ohne Geschenk und Lohn, ohne Absicht böser Schmeichelei oder Rücksicht auf Verwandtschaft, so daß in keinerlei Weise einer das Recht zu beugen vermag. Und niemand solle einem zustimmen zu ungerechter That — sondern mit ganzer Hingebung und treuem Eifer sollen alle dazu verhelfen, daß Recht und Gerechtigkeit herrschen.

Dies alles aber zu halten, verpflichtet man sich durch den oben erwähnten, an den Kaiser zu leistenden Eid."

Die folgenden Abschnitte des Kapitulare vom Jahre 802 schärfen den Bischöfen und Presbytern ein, nach den kanonischen Gesetzen zu leben und zu lehren, befehlen den Bischöfen, Äbten und Äbtissinnen ihre Untergebenen mit Milde zu behandeln, und beschäftigten sich dann mit dem Leben der Mönche und Nonnen. Dabei heißt es weiter:

„17. Die Mönche sollen unverbrüchlich und streng nach der Regel leben, denn wir wissen, daß, wer lau ist, in seinem Willen Gott mißfällt. Sagt ja Johannes in der Offenbarung: ‚Ach daß du kalt oder warm wärest, weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde'. Weltlicher Schwäche sollen sie sich nicht schuldig machen. Keiner soll Erlaubnis haben, aus dem Kloster hinauszugehen, außer wenn die Notwendigkeit dazu zwingt. Und der Bischof, in dessen Diöcese sie leben, soll jederzeit dafür sorgen, daß keiner die Gelegenheit habe, außerhalb des Klosters sich aufzuhalten. Wenn es aber die Notwendigkeit erheischt, daß einer um einer Pflicht willen hinausgeht, so soll es mit dem Rat und der Zustimmung des Bischofs geschehen und soll ein solcher mit einem Zeugnis aus dem Kloster entlassen werden, damit kein falscher Verdacht oder eine böse Meinung sich erhebe . . . Irdischen Gewinn oder das Streben nach weltlichen Dingen vermeide man jedenfalls, weil Habsucht und Begehrlichkeit nach irdischen Dingen von jedem Christen gemieden werden müssen, vor allem aber von denen, welche auf diese Welt und ihre Wünsche Verzicht geleistet haben. . . Keiner unterfange sich Streitigkeiten oder Zwist innerhalb oder außerhalb des Klosters zu erregen. Wer aber sich dessen untersteht, der soll von der schwersten Strafe getroffen werden, damit andere also abgeschreckt werden, ähnliches zu verüben. Unmäßigkeit im Essen und Trinken soll man durchaus vermeiden, weil daraus, wie allen bekannt, böse Begierden entstehen. . .

18. Die Jungfrauenklöster sollen streng überwacht werden. Man dulde nicht, daß ihre Insassen außerhalb des Klosters sich aufhalten, sondern bewache sie mit größter Sorgfalt. . .

19. Daß Bischöfe, Äbte, Presbyter, Diakonen und überhaupt Kleriker zum Jagen keine Hunde, Habichte, Falken oder Sperber besitzen, sondern es soll ein jeder voll und ganz in seinem Stande nach den kanonischen Bestimmungen und der Regel leben. Wer sich aber dessen untersteht, der wisse, daß er seiner Ehre verlustig gehen wird. Erleidet er den Schaden, so werden andere wenigstens Furcht haben, sich gleiches anzumaßen.

27. Wir befehlen, daß in unserem ganzen Reiche weder ein Armer noch ein Reicher einem Fremdling Gastfreundschaft zu weigern sich unterfange, das heißt, es soll niemand einem Fremdling, der um Gottes willen durchs Land zieht, noch sonst einem andern aus Liebe zu Gott und um des Heils seiner Seele willen, Obdach, Herd und Wasser verbieten. Will er ihnen aber noch etwas Gutes erweisen, so mag er dessen eingedenk sein, daß es ihm Gott reichlich vergelten wird, wie er ja selbst sagt: ‚Wer aber einen Kleinen aufgenommen hat um meinetwillen, hat mich aufgenommen‘ und an anderer Stelle: ‚Ich war ein Fremdling, und ihr nahmt mich auf.‘

31. Denen, welche ein Urteil des Herrn Kaisers verkünden, unterfange sich niemand Verletzung oder Beleidigung zuzufügen noch gegen sie Feindschaft zu erregen. Wer sich aber dessen untersteht, büße es mit dem Königsbann*). Wenn er aber eines größeren Verbrechens beschuldigt wird, dann ist geboten, ihn vor den Herrn Kaiser zu bringen.

32. Mordthaten, durch welche viel Volk Gottes ums Leben kommt, befehlen wir mit aller Eindringlichkeit zu unterlassen und zu verbieten. Gott haßt und untersagt Zwist seinen Gläubigen, wie viel mehr aber Mordthaten. Wie kann der hoffen, daß Gott ihm gnädig sein werde, der seinen Sohn, welcher ihm am nächsten steht, erschlagen hat. Und kann der glauben, daß Christus, der Herr, ihm günstig sein werde, der seinen Bruder getötet hat? Auch ist es eine große und unvermeidliche Gefahr, nicht nur Gottes, des Vaters, und Christi, des Herrn Himmels und der Erden, sondern auch der Menschen Haß auf sich zu laden. Eine Zeit lang vermag er ihm wohl durch Versteck zu entgehen, zuletzt aber fällt er doch in die Hände seiner Widersacher. Wo aber vermöchte er Gott zu entkommen, dem alles Verborgene offenbar ist, und wer wäre

*) Das sind 60 Solidi.

so verwegen, daß er seinem Zorn entfliehen zu können glaubte? Damit aber nicht das uns zur Leitung anvertraute Volk hierdurch ums Leben komme, haben wir Fürsorge getroffen, dem mit aller Strenge entgegenzutreten. Darum wird in keinerlei Weise der Mann uns gnädig und versöhnlich finden, der sich nicht gescheut hat, Gottes Zorn auf sich zu laden. Vielmehr werden wir mit der nachdrücklichsten Strenge den zur Strafe ziehen, der das Verbrechen eines Menschenmordes gewagt hat. Damit aber die Sünde nicht zunehme und nicht die größte Zwietracht zwischen den Christen entstehe, soll, sobald auf des Teufels Einflüsterung ein Menschenmord geschah, sogleich der Schuldige sich zur Sühne beeilen und mit größter Schnelligkeit das begangene Verbrechen durch Zahlung des gebührenden Wergeldes an die Verwandten des Gemordeten büßen. Und dies gebieten wir eindringlich, daß die Sippe des Getöteten nicht etwa den Zwist über das begangene Verbrechen zu steigern wage, noch den um Frieden Bittenden abschlägig bescheide, sondern sie soll Sicherheit gewähren, das Wergeld annehmen, dauernden Frieden machen und keine Verzögerung in der Sühne bewirken. Wo es aber durch die Schuld der Sünden geschehen ist, daß einer seinen Bruder oder einen von seiner Sippe getötet, soll er sogleich der ihm auferlegten Buße sich unterwerfen, und so wie sein Bischof ihm verordnet, soll er bestrebt sein ohne Hintergedanken mit Gottes Hilfe, die Sühnung zu suchen. Er soll für den Getöteten die Buße zahlen nach dem Gesetze und mit seiner Sippe sich gänzlich vertragen und nachdem ihm Frieden gewährt ist, soll niemand wagen, ihm darum irgendwelchen Zwist zu erregen. Wer es aber verachtet, die gebührende Buße zu zahlen, soll sein Erbe verlieren bis zu unserem Urteilsspruch."

Es ist schon oben erwähnt worden, wie die Beteiligung der Freien an der Volksversammlung wie am Gericht zurückgegangen ist. Es hing dies mit einer überaus wichtigen Veränderung im Staate, mit der Ausbildung der Grundherrschaften und der Entwickelung des Lehnswesens, zusammen. Wie diese Wandlung sich vollzog, soll hier kurz dargelegt werden.

Vor der Einwanderung in das römische Reich finden wir die Germanen in Dörfern zusammenwohnend. Hier hat jeder freie Dorfgenosse seinen Besitz an Haus und Hof und seinen Anteil an der gemeinsamen Mark. Seitdem hatten sich ganz wesentliche Änderungen vollzogen. Die Germanen hatten die Grenzen des römischen Reiches überschritten und weite, von Romanen bewohnte Gebiete besetzt. Hier wurden die Einwandernden nach der Weise römischer Soldaten einquartiert und erhielten

einen Teil von dem Gute des Quartierwirts. So wuchs die Zahl der mittleren Besitzer anfänglich, um jedoch im weiteren Verlaufe wieder zu sinken. Sobald nämlich wieder friedliche Zeiten eintraten und der römische Bauer, als Bürger des Staates und unter dem Schutze des Königs, gegen jeden Angriff der Germanen gesichert war, wurde er ein gefährlicher Konkurrent des Eingewanderten, dem er an Kenntnis des Anbaues wie der Bezugsquellen und des Absatzgebietes weit überlegen sein mußte. Länger hielten sich die mittleren Besitzer an der Mosel und Maas, wo die Franken dichter neben einander saßen, aber auch hier machte sich ein Rückgang bemerklich. Schwere Pflichten lagen auf dem Freien. Die Beteiligung am Gericht forderte leicht zwanzig bis dreißig Tage im Jahre zur Gerichtsversammlung. Noch schwerer drückte die Heerverfassung. Monate lang mußte der Bauer im Sommer im Felde liegen, während der Acker den Sämann oder den Schnitter entbehrte. Dazu kamen allerhand Leistungen dem Staat gegenüber, Bauten, Fuhren und dergleichen. Traf dann einmal den Bauer eine Geldbuße, so war er leicht an den Bettelstab gebracht. Unter solchen Umständen war es den durch fortgesetzte fromme Schenkungen rasch anwachsenden Klöstern und den grundbesitzenden Großen und Beamten des Königs leicht, sich auf Kosten des Bauernstandes auszudehnen. Denn kamen schwere Jahre, Mißwachs und Bürgerkrieg, dann suchten Tausende bei ihnen Schutz und Unterstützung und gaben dafür ihren freien Besitz dahin. Jenseits des Rheines, auf altgermanischem Boden, gab es allerdings noch lange Dörfer, welche Wald und Weide in gemeinsamer Nutzung hatten, wo jeder Dorfgenosse neben seinem Eigen an der gemeinen Mark Anteil besaß. Markgenosse wurde er deshalb genannt. Mitten zwischen den freien Bauern saßen jedoch auch hier große Besitzer, der König vor allem, dann aber auch einzelne Familien, Kirchen und Klöster. Zerstreut lagen ihre Güter durch viele Dörfer und Markgenossenschaften, auf welche sie allmählich auflösend und lockernd einwirken mußten. Hinter dem Meier des Herrenhofs stand der größere Einfluß, das größere Kapital des Grundherrn. Das gab ihm nicht nur eine bevorzugtere, sondern auch eine gesichertere Stellung vor den freien Besitzern des Dorfes. Bald veranlaßten Notjahre und Kriege auch hier den freien Bauern, sich seines Eigentums zu entledigen, es dem Grundherrn zu übertragen und gegen die Verpflichtung, von seinem bisher zinsfreien Gut Zinskorn und Zinswein an den Herrenhof zu liefern, sich des Mächtigen Schutz zu sichern. So gelangten allmählich ganze Dörfer in die Hand des Grundherrn, und wenn auch die alte

Form der Markgenossenschaft sich erhielt, so hatten doch die Genossen aufgehört, freie Besitzer zu sein, und waren Hintersassen der Grundherren geworden.

Dieses Wachsen der Grundherrschaften hatte nun noch weitere Folgen. Von alter Zeit her stand bei dem fränkischen Volk jeder Knecht im Mundium seines Herrn, einer der väterlichen Gewalt nachgebildeten Schutzgewalt. Der Herr schützte seinen Knecht vor Beleidigung und Gewaltthat. Unter seinen Knechten aber bildete er ein Schiedsgericht, das unter dem Vorsitz eines gutsherrlichen Beamten in den Formen des Volksgerichts tagte. Als nun dieselbe Versammlung auch alle wirtschaftlichen Fragen, welche die Gesamtheit betrafen, wie Regelung der Leistungen an den Herrn, Erlaß von Zinsen bei Mißjahren und Beschaffung gemeinschaftlichen Gerätes, in den Kreis ihrer Beratungen zog, bildeten auf diese Weise mit der Zeit die Hintersassen der Grundherren Sondergemeinden in den Gaugemeinden. Noch mehr wurde aber der Staatsverband gelockert, wenn die Güter, wie es bei Klöstern und Kirchen geschah, das Immunitätsprivilegium erhielten, das heißt, wenn sie von gewissen Abgaben befreit und in den Besitz von Einnahmen und öffentlichen Rechten gesetzt wurden. Dann erhielt die thatsächliche Selbständigkeit noch eine rechtliche Form.

Besonders trugen noch die militärischen Verhältnisse zur Entwickelung der Grundherrschaften bei. Die schwerlastende Kriegspflicht, welche dem Aufgebotenen auch die Sorge für Bekleidung, für Waffen und Unterhalt aufnötigte, trieb den unvermögenden Freien in die Abhängigkeit des Herrn. Der Grundherr übernahm für den freien Hintersassen die Ausrüstung, und dieser zog dann im Heerbann der Grafschaft in der Schar der unfreien Knechte seines Herrn zum Kampfe. Die Stellung, in welcher der Grundherr jetzt seinen freien Hintersassen gegenüber stand, hat man als Seniorat bezeichnet, ihn selbst Senior genannt. Die abhängigen Leute aber hießen im allgemeinen Leute, Getreue, Freunde. Verschieden ist das Verhältnis dieser freien Hintersassen in den verschiedenen Zeiten gewesen. Anfangs schaute wohl der Hintersasse, der auf seinem Grunde saß, herab auf den unfreien Mann, der auf dem Herrenhof waltete, aber seine Freiheit gab ihm doch wieder auch höhere Lasten gegenüber dem Staat, ohne ihm größeren Schutz zu gewähren. Und so konnte der Augenblick kommen, wo er gern mit dem unfreien Knecht tauschte, den sein Herr in Zeiten des Mangels unterhielt und in den Tagen roher Gewalt schützte. Noch höher stieg das Ansehen des Knechtes, wenn er

bewaffnet, als Vasall, im Gefolge seines Herrn in den Kampf oder an den Hof des Königs zog. Ursprünglich hatte wohl der Name Vassus oder Vassallus einen Unfreien bezeichnet, aber als die Stellung des reisigen Knechtes an Ansehen wuchs, reichen Lohn und Ehren abwarf, traten auch Freie in dies Verhältnis ein. Oft nämlich erhielten die Vassallen Landgüter, nicht aber zum Eigentum, sondern nur zum Nießbrauch, beneficio, zum Lehen. Der Eintritt in die Vassallität erfolgte durch eine bestimmte symbolische Handlung, die Commendation, in der Weise, daß einer seine Hände zusammengefaltet in die des andern, des Schutzherrn, legte und einen Treueid schwur. Der Herr aber reichte ihm Pferd und Waffen.

So vollzogen sich allmählich überaus wichtige Wandelungen. Rechtlich hatte zwar die alte Heerverfassung noch Bestand und war das Volk das Heer, aber thatsächlich setzte es sich zusammen aus den Scharen, welche die Großen aus ihren Knechten und freien Dienstleuten aufbrachten. Rechtlich bestand auch noch die alte Gerichtsverfassung, aber thatsächlich war sie durch Privilegien und Schiedsgerichte der Grundherren längst durchbrochen. Zu Recht bestand auch endlich noch der Unterthanenverband, aber thatsächlich waren doch Tausende durch Treueid den Großen verpflichtet. Das Reich löste sich auf in eine Reihe einzelner Gewalten.

Die Karolinger fanden diese Verhältnisse in voller Ausbildung vor. Sie haben ihrer weiteren Entwickelung Vorschub geleistet, zugleich aber sich bemüht, sie mit den staatlichen Interessen in Einklang zu setzen und den allgemeinen Ordnungen des Reiches einzufügen. Die territorialen Gewalten, welche sich gebildet hatten, wurden in vassallitische Abhängigkeit gebracht, so die aquitanischen Großen und der Bayernherzog Tassilo, bis ihrer Herrschaft überhaupt ein Ende gesetzt wurde. So haben fremde Fürsten, die sich dem Frankenkönige unterwarfen, Sarazenen, Briten, Slaven, sich als Vassallen Karls bekannt. In dem Verhältnis der Vassallität erscheinen auch die Mitglieder der königlichen Familie, welche mit einer besonderen Herrschaft ausgestattet wurden, und die höheren Beamten des Reiches. Nicht mehr herrscht der König als König, sondern als oberster Lehnsherr und die Beziehungen zu ihm werden nicht nur nach den allgemeinen staatlichen Rücksichten, sondern nach den besonderen im Vassallitätsverband herrschenden Grundsätzen beurteilt.

In einer solchen Form des Staates, welche genau genommen den Staat in ein Bündel von Einzelgewalten auflöste, lag eine ungeheure Gefahr verborgen. So lange freilich Karl das Scepter führte, hat er

keinen Widerspruch von den aufstrebenden Herrschaften erfahren. Unter einem schwächeren Nachfolger mußte aber das Band der Vassallität sich lockern und überall Ungehorsam hervortreten.

So groß auch der Wunsch Karls war, den kleinen freien Besitzer gegen die Ausdehnung der Grundherrschaften zu beschützen, so hat er doch thatsächlich eher die Herrschaften gefördert. Freilich verlangten die großen Aufgaben seiner Zeit, die Eroberungen und Kriegszüge, vor allem ein gut gerüstetes Heer, und das konnte ihm nicht der Heerbann geben. Ein solches fand er nur in den Vassallenscharen seiner Großen.

Doch ist der Kaiser bestrebt gewesen, die Leistungen der freien Besitzer für den Heerbann zu verringern, um sie nicht ganz den Grundherrschaften erliegen zu lassen.

Wir erkennen dies aus einem Kapitulare Karls*), welches er über das Heeresaufgebot erließ. Dasselbe lautet:

„Auszug aus den Kapiteln, welchen die kaiserlichen Sendboten haben müssen zum Aufgebot des Heeres.

1. Jeder freie Mann, der vier bebaute Hufen an Eigenem oder als eines anderen Lehen hat, rüste sich selbst aus und ziehe in eigener Person wider den Feind, sei es mit seinem Gefolgsherrn, wenn dieser auszieht, sei es mit seinem Grafen. Wer aber nur drei Hufen zu eigen besitzt, dem werde einer beigegeben, der eine Hufe hat, und dieser gebe jenem eine Beihilfe, damit jener für beide auszuziehen vermag. Wer aber nur zwei Hufen als sein Eigentum hat, dem geselle man einen anderen zu, der auch nur zwei Hufen hat, und dann ziehe einer von ihnen, während der andere ihm Beihilfe gewährt, gegen den Feind aus. Wer aber nur eine Hufe als Eigentum hat, dem sollen drei beigegeben werden, welche das gleiche haben, und sie sollen ihm Beistand gewähren, und er allein ziehe ins Feld. Die Drei aber, welche ihm Beihilfe geben, mögen zu Hause bleiben.

2. Wir wollen und befehlen, daß unsere Sendboten auch mit Sorgfalt zu erforschen suchen, wer im vergangenen Jahre von der gebotenen Heerfahrt zurückgeblieben ist, entgegen jener Verordnung, welche wir auf die oben zusammengefaßte Art betreffs der Freien und Ärmeren auszuführen befohlen haben. Und so einer gefunden wird, der weder seines Gleichen zur Heerfahrt nach unserem Gebot unterstützt hat, noch

*) Capitulare de exercitu promovendo vom Jahre 803. M. G. LL. I. 119.

selbst ausgezogen ist, soll er unseren Heerbann*) voll verbürgen**) und nach dem Gesetze betreffs der Bezahlung Versprechen leisten.

4. Über die Häuslerleute***) der Grafen. Auszunehmen und den Heerbann zu verbürgen sind nicht angehalten: zwei, welche bei dem Weibe des Grafen zurückgelassen worden und zwei andere, die wegen der Bewachung seines Amtsgutes und der Erfüllung unseres Dienstes zurückzubleiben geheißen sind. Und hierbei befehlen wir, daß so viel Amtsgüter ein jeder Graf besitzt, er doppelt so viel Leute zu deren Bewachung zu Hause lasse, abgesehen von jenen beiden, welche bei seinem Weibe bleiben. Alle übrigen aber führe er ohne Ausnahme mit sich oder sende er, falls er selbst zu Hause bleibt, mit jenem, welcher wider den Feind zieht. Der Bischof hingegen oder Abt soll nur zwei von den Häuslerleuten und Laien zu Hause zurücklassen.

6. Wir wollen, daß unsere Sendboten sorgfältig erforschen, an welchen Orten das geschehen ist, was zu unseren Ohren gekommen, daß nämlich Leute, nachdem sie nach unserm Geheiß den Genossen, welche gegen den Feind ausgezogen sind, von ihrem Einkommen eine Beihilfe gewährt haben, auf Befehl des Grafen oder eines seiner Dienstmannen Geld gezahlt haben, um sich loszukaufen, auf daß es ihnen gestattet sei, zu Hause zu bleiben, während jene doch nicht gegen den Feind zu ziehen brauchten, weil sie schon ihren Genossen die von uns bestimmte Beihilfe gegeben hatten. Dies werde untersucht und uns darüber berichtet."

Mußte die Herstellung zahlreicher Bauten, die Reichsversammlung, die Vereinigung der verschiedenen Völker, der lange Frieden im Innern des Reiches, die Sicherheit der Verkehrswege und die Sorgfalt, mit welcher Wege und Brücken gebessert wurden, den Handelsverkehr auch beleben, so blieb doch der Handel im ganzen noch auf einer tiefen Stufe stehen. Auch hier hat Karl mancherlei fördernde Maßregeln getroffen. Hat er auch nicht seine Verbindungen mit Konstantinopel und Bagdad dazu benutzt, seinem Reiche den Handel mit dem Osten zu erschließen, galt auch der Versuch, den er unternahm, durch einen Kanal Main und Donau zu verbinden, weniger der Hebung des Handels als kriegerischen Zwecken, so regelte er doch Maß und Gewicht und verbot, anderer Maße sich zu bedienen als solcher, welche den in der königlichen Pfalz bewahrten

*) Das heißt 60 Solidi.

**) Das heißt, sie sollen mit ihrem Grundbesitz dafür haften, daß sie zu Recht stehen würden.

***) Lat. casati, d. h. solche Vassallen, welche Land zur Bebauung empfangen haben.

Normalmaßen entsprachen, und verwehrte die Einrichtung neuer Zölle. Viel bedeutendere Verdienste aber, als um Förderung des Handels, hat Karl um die Hebung der Landwirtschaft in seinem weiten Reiche sich erworben. Überall munterte er die Bevölkerung zum Anbau des Ödlandes und zur Rodung der noch sehr ausgedehnten Wälder auf, indem er allen, die sich dieser Arbeit widmen würden, den solchergestalt gewonnenen Boden gegen mäßige Abgaben und Dienste zu nutzbarem Eigentum überließ.

Wie Karl auf seinen eigenen Domänen förmliche Musterwirtschaften einführte, das beweist sein berühmtes Capitulare de villis imperialibus, d. h. seine Verordnung über die Bewirtschaftung der Kammergüter*). Wir heben aus dem Kapitulare einzelne Bestimmungen heraus, um den Zustand der damaligen Landwirtschaft wie Karls Bestrebungen darzulegen. Es heißt dort:

„1. Wir wünschen, daß unsere Landgüter, die wir zur Besorgung unserer Wirtschaft eingerichtet haben, nur uns allein dienen und nicht anderen Leuten.

2. Daß unser Gesinde gut unterhalten werde und durch niemand ins Elend gerate.

3. Daß unsere Amtleute sich nicht unterfangen, unser Gesinde zu ihrem Dienste zu gebrauchen, nicht zu Frohnden, nicht zum Holzfällen, noch sie andere Arbeiten zu vollbringen zwingen; daß sie keine Geschenke von ihnen annehmen, kein Pferd, keinen Ochsen, keine Kuh, kein Schwein, kein Schaf, kein Ferkel, kein Lamm, noch sonst etwas außer Getränk, Hülsenfrüchte, Obst, Hühner und Eier.

5. Wenn unsere Amtleute Arbeiten für uns zu verrichten haben, Säen, Ackern, Ernten, Heu machen oder Wein lesen, soll ein jeder zur Arbeitszeit an jedem Orte Acht haben und Einrichtungen treffen, daß alles, wie es gemacht worden ist, gut und vollständig sei. Ist jedoch der Beamte außer Landes oder kann er sonst an den Ort nicht kommen, so soll er einen treuen Mann aus unserem Gesinde auslesen oder einen anderen wohlerfahrenen Mann und ihm die Fürsorge für unsere Sachen anvertrauen, damit sie vollendet werden. Und es soll der Amtmann darauf Acht geben, daß er einen zuverlässigen Menschen zur Vollführung der Arbeiten entsende.

8. Es sollen unsere Amtleute unsere Weinberge übernehmen, welche in ihrem Bezirke liegen, sie gut besorgen und den Wein selbst in gute

*) Vom Jahre 812. M. G. LL. I. p. 181. Übers. Guérard, Bibliothèque de l'école des chartes. Sér. III. T. 4. 1853.

Gefäße thun und sorgfältig darauf achten, daß er in keinerlei Weise Schaden erleide. Auch sollen sie von andern Leuten Wein kaufen, um damit die königlichen Pfalzen zu versorgen. Und sollte von jenem Weine mehr gekauft worden sein, als für unsere Pfalzen nötig ist, so soll uns Bericht erstattet werden, damit wir, was damit geschehen soll, befehlen. Von unseren Weinbergen sollen sie uns für unsere Tafel Wein senden. Der Wein, der von unseren Gütern als Zins gegeben wird, soll in unsere Keller geschickt werden . . .

13. Daß sie auf die Zuchthengste, die Waranionen, gut achten und sie nicht zu lange an einem Orte stehen lassen, damit sie nicht dadurch zu Grunde gehen . . .

17. So viele Landgüter einer in seinem Bezirke hat, so viele Leute soll er dazu bestimmen, die Bienen für unsere Wirtschaft zu besorgen.

18. In unseren Mühlen sollen sie im Verhältnis zur Größe derselben Hühner und Gänse halten, so viel man kann.

19. Auf den Hauptgütern soll man bei unseren Scheuern nicht weniger als 100 Hühner und mindestens 30 Gänse halten, auf den Hufengütern aber mindestens 50 Hühner und nicht weniger als 12 Gänse.

20. Jeder Amtmann soll Jahr für Jahr reichlich Federvieh und Eier an den Hof liefern und außerdem drei, vier oder mehrere Revisionen darüber abhalten.

22. Wer Weinberge hat, soll nicht weniger als drei oder vier Kränze von Weinreben haben*).

24. Ein jeder Amtmann soll Acht haben auf das, was er für unseren Tisch zu liefern hat, damit, was er abzuliefern hat, sehr gut und ausgesucht und sauber sei . . .

28. Wir wünschen, daß jährlich in der Fastenzeit, am Palmsonntage, welcher Osanna heißt, nach unserer Verordnung das Geld von unserm Wirtschaftsertrage, nachdem wir die Rechnungen von dem laufenden Jahre durchgesehen haben, eingezahlt werde.

34. Es ist mit aller Sorgfalt darauf zu achten, daß, was die Leute mit ihren Händen verarbeiten oder verfertigen, als Speck, getrocknetes Fleisch, Wurst, eingesalzenes Fleisch, Wein, Essig, Maulbeerwein, gekochter Wein, Garum**) Senf, Käse, Butter, Malz, Bier, Met, Honig, Wachs, Mehl, alles mit der größten Reinlichkeit hergestellt und bereitet werde.

*) Das heißt Weinranken mit den daranhängenden Trauben, wie man sie eine Zeit lang aufzubewahren suchte.

**) Gegorenes Getränk, aus Fisch und allerhand Gewürz zubereitet.

35. Wir wollen, daß von Masthammeln wie von Schweinen Talg gewonnen werde. Dazu soll man auf jedem Gute mindestens zwei Mastochsen haben, damit man entweder dort von ihnen Talg gewinne oder sie zu uns sende.

36. Unsere Wälder und Forsten sollen gut in Obacht genommen werden. Wo ein Platz zum Ausroden ist, rode man aus und dulde nicht, daß Felder sich bewalden, und wo Wald sein soll, da dulde man nicht, daß er zu sehr behauen und verwüstet werde. Und unser Wild im Walde sollen sie gut besorgen, desgleichen Falken und Sperber zu unserm Gebrauche hegen, auch den Zins für die Mast sorgsam einfordern. Ferner sollen die Amtleute, wenn sie die Schweine zur Mast in den Wald schicken, oder unsere Meier oder deren Leute den Zins zu gutem Beispiel zuerst geben, damit alsdann auch die anderen Leute den Zins vollständig zahlen.

37. Sie sollen unsere Felder und Pflanzungen gut bestellen und und unsere Wiesen zu rechter Zeit hegen.

38. Sie sollen gemästete Gänse und Hühner zu unserem Gebrauche jederzeit bereit oder reichlich vorrätig haben, daß sie an uns geschickt werden können.

39. Wir wollen, daß sie die Hühner und Eier, welche die Knechte und Mansuarier*) abgeben, jährlich vereinnahmen, und wenn wir ihrer nicht bedürfen, sie verkaufen lassen.

40. Ein jeder Amtmann soll auf unseren Landgütern einzelne edle Vögel, Pfauen, Fasanen, Enten, Tauben, Rebhühner, Turteltauben, um des Schmuckes willen auf jede mögliche Weise halten

42. Auf jedem Gute sollen innerhalb des Wohnraumes sich befinden Bettstellen, Pfühle, Federbetten, Bettleinen und Tücher für Tisch und Bänke, Gefäße von Kupfer, Blei, Eisen, Holz, Feuerböcke, Ketten, Kesselhaken, Haken, Barten, Äxte, Beile, Bohrer und all dergleichen Geräte, so daß man es nicht nötig hat, sie wo anders her holen zu lassen, ohne zu borgen. Und das Eisenzeug, welches man im Kriege braucht, sollen sie im Verwahrsam haben, damit es sich gut hält, und sobald man zurückkehrt, soll man es wieder verwahren.

43. In unsere Weiberhäuser sollen sie der Bestimmung nach den Stoff zur Arbeit geben lassen, das ist Flachs, Wolle, Waid, Scharlach,

*) Hörige, welche ein Gut gegen Zins bewirtschafteten.

Krapp, Wollkämme, Kardendisteln, Seife, Schmer, Gefäße und anderes der Art, was hier notwendig ist.

45. Ein jeder Amtmann soll in seinem Sprengel gute Handwerker haben, als da sind Eisenschmiede, Gold- und Silberschmiede, Schuster, Dreher, Zimmerleute, Schildmacher, Fischer, Vogelfänger, das ist Falkner, Seifensieder und Brauer, das sind Leute, welche Bier, Apfel- oder Birnenmost oder irgend ein anderes zum Trinken geeignetes Getränk bereiten können, Bäcker, welche Semmeln für unsere Wirtschaft zu backen verstehen, Netzemacher, welche Netze zu spinnen imstande sind, sei es zur Jagd, sei es zum Fischfang, sei es zum Vogelfang, ferner andere Handwerker, die aufzuzählen hier zu weit führen würde.

62. Ein jeder Landmann liefere Jahr für Jahr zu Weihnachten uns ein Verzeichnis von allem unserm Gute und Ertrag: Was von Ochsen vorhanden ist, welche unsere Ochsenknechte besorgen, von Hufen, welche gepflügt werden sollen, von Acker- und anderen Zinsen, von geschlossenen Vergleichen oder Friedensgeld, von dem ohne unsere Erlaubnis in unsern Forsten gefangenen Wild, von verschiedenen Strafen, von Mühlen, von Forsten, von Feldern, von Brücken und Fähren, was von freien Leuten und solchen, welche unserem Fiskus zinspflichtig sind, von Märkten, von Weinbergen, von denen, welche Weinzins zahlen, von Heu, von Holzhöfen, von Kien, von Schindeln und anderem Bauholz, von Brachland, von Hülsenfrüchten, Hirse und Fennich, von Wolle, Flachs und Hanf, von Baumfrüchten, von großen und kleinen Nüssen, an veredelten Bäumen, Gärten, an Rübenland und Fischteichen, an Leder, Fellen und Hörnern, an Honig und Wachs, an Fett und Seife, an Maulbeerwein, gekochtem Wein, Met und Essig, an Bier, jungem und altem Wein, an altem und neuem Getreide, an Hühnern, Eiern und Gänsen, an Fischern, Schmieden, Schildmachern und Schustern, an Kisten und Schränken, an Drehern und Sattlern, an Schmiedewerkstätten, an Eisen- und Bleigruben, an Abgabenpflichtigen, an Hengst- und Stutenfohlen: und zwar alles getrennt von einander und wohl geordnet, damit wir imstande sind, zu wissen, was und wie viel wir von jeder Art haben."

Werfen wir noch einen Blick auf den reichen Inhalt, den Karl für die Obst- und Gemüsegärten seiner Hofgüter verlangte.

Er gebietet:

„70. Wir wollen, daß sie in den Gärten alle Pflanzen haben, als Lilien, Rosen, Steinklee, Krauseminze, Salbei, Raute, Beifuß, Gurken,

Melonen, Kürbis, Feuerbohnen, Gartenkümmel, Rosmarin, Karbe, italienische Kichererbsen, Meerzwiebel, Siegwurz, Schlangenwurz, Anis, Wildkürbisse, Sonnenblumen, Bärwurz, Steinkümmel, Lattich, Schwarzkümmel, weißen Gartensenf, Kresse, Klette, Polei, Roßeppich, wilde Petersilie, Sellerie, Liebstöckel, Sadebaum, Dill, Fenchel, Wegwarte, Weißwurz, Senf, Pfefferkraut, Wasserkresse, Gartenkresse, rundblättrige Kresse, Rainfarn, Katzenkraut, Tausendgüldenkraut, Mohn, Mangold, Haselwurz, Malven, das ist Althee, Karotten, Pastinak, Melden, Erdbeermelden, Kohl, Kohlrabi, Zwiebeln, Schnittlauch, Porree, Rettiche, Schalotten, Lauch, Knoblauch, Krapp, Kardendisteln, Saubohnen, maurische Erbsen, Koriander, Kerbel, Springwurz, Scharlei. Und der Gärtner soll an seinem Hause Hauslauch ziehen.

Von Bäumen aber, so wünschen wir, sollen sie haben: Obstbäume von verschiedenen Sorten, ebenso Birnbäume und Pflaumenbäume verschiedener Art, Ebereschen, Mispeln, Kastanien, Pfirsichbäume verschiedener Art, Quittenbäume, Haselnüsse, Mandelbäume, Maulbeerbäume, Lorbeerbäume, Kiefern, Feigen, Nußbäume, Kirschen verschiedener Art. Die Namen der Äpfel sind: Gosmaringa, Geroldinga, Crevedella, Spirauca, süße und herbe, alles aber Winteräpfel; und solche, welche sogleich gegessen werden müssen, frühreife. Von Winterbirnen habe man drei oder vier Arten, süße, Kochbirnen und Spätlinge."

Keine Seite der Thätigkeit Karls des Großen gewährt ein so erfreuliches Bild wie der rege Eifer, mit welchem er bemüht war, den Wissenschaften in seinem Reiche eine Heimstätte zu bereiten. Es handelte sich dabei für ihn nicht darum, einen glänzenden Schmuck für seinen Hof zu gewinnen, sondern er betrachtete die Pflege der Wissenschaften als eine seiner wesentlichsten Herrscheraufgaben.

Wie er unverdrossen danach strebte, in erster Linie den Geistlichen im Interesse des Glaubens eine bessere Bildung zu geben, wie er durch die Verbreitung gelehrter Studien Wildheit und Barbarei zu verbannen und sein Reich zu einem Kulturstaat zu erheben suchte, das mögen uns zwei Briefe von seiner Hand zeigen.

Er schreibt*) an Baugulf, Abt von Fulda, im Jahre 787 folgendermaßen:

„Wir Karl, durch die Gnade Gottes der Franken und Langobarden König und der Römer Patricius, entbieten dem Abt Baugulf**) und dem

*) Epist. Carol. 3. Bei Jaffé, Bibl. rer. Germ. IV. p. 343.

**) Abt von Fulda 780—802.

ganzen Orden wie auch unsern, Dir anvertrauten treuen Brüdern im Namen des allmächtigen Gottes unseren freundlichen Gruß.

Wir thuen Euch frommen Manne hierdurch kund, daß wir nach Beratung mit unseren Getreuen es für nützlich befunden haben, daß in den Bistümern und Klöstern, die mit Christi Hilfe zu leiten unsere Pflicht ist, abgesehen von der Unterweisung im klösterlichen Leben und der heiligen Religion, jeder, der durch die Gnade Gottes zu lernen vermag, nach seiner Fähigkeit mit den Wissenschaften sich beschäftigen soll. Denn wie frommer Wandel die Reinheit der Sitten, so möge die Beschäftigung mit Lehren und Lernen die Rede befördern und schmücken, und nicht soll, wer durch rechten Lebenswandel Gott gefallen will, es versäumen, ihm auch zu gefallen durch rechte Rede. Steht doch geschrieben: ‚Aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt werden, und aus deinen Worten wirst du verdammt werden'.*) Obwohl es nun besser ist, das Gute zu thun als zu kennen, so geht doch das Kennenlernen dem Thun voraus. Darum muß ein jeder lernen, was er zu vollbringen wünscht, und mit um so größerem Erfolg wird die Seele einsehen, was sie thun muß, wenn beim Lobe des allmächtigen Gottes die Zunge keine anstößigen Fehler begeht. Wenn aber schon alle Menschen Fehler vermeiden müssen, um wieviel mehr müssen jene nach Möglichkeit ihnen zu entgehen suchen, die nur dazu allein auserwählt sind, daß sie vor allem der Wahrheit dienen.

Da uns in den letzten Jahren von einigen Klöstern des öfteren Briefe zugegangen sind, in welchen mitgeteilt wurde, was die dort weilenden Brüder in heiligen und frommen Gebeten für unser Heil sich mühten, haben wir die Erfahrung gemacht, daß in fast allen diesen Briefen die Gesinnung gut, die Form aber wenig gebildet war, und daß, was Frömmigkeit und Glauben im Herzen voll Treue hegten, äußerlich wegen des vernachlässigten Unterrichts die ungeübte Sprache ohne Fehler nicht auszudrücken vermochte.

Darum erwachte in uns die Besorgnis, es könnte, wie die Kenntnis beim Schreiben gering war, so gering auch und noch viel geringer als es nach Fug und Recht sein dürfte, das Verständnis der heiligen Schriften sein. Und wir wissen ja alle, daß, wenn schon die Irrtümer in Worten gefährlich sind, noch größere Gefahren entstehen, wenn die Sinne fehlgehen. Deshalb richten wir an Euch die Aufforderung, Ihr möchtet das

*) V. Matth. 12. 37.

Studium der Wissenschaften nicht nur nicht vernachlässigen, sondern vielmehr mit demütigem und Gott wohlgefälligem Eifer darum Euch mühen, daß ihr leichter und besser in die Geheimnisse der göttlichen Bücher einzudringen vermögt. Denn da in den heiligen Schriften rhetorische Figuren, Bilder und andere, diesen ähnliche Formen des Ausdruckes gefunden werden, so kann bei keinem ein Zweifel bestehen, daß der Leser um so schneller ihren Sinn erfaßt, je früher er in der Beschäftigung mit den Wissenschaften eingeführt worden ist. Hierzu aber mögen solche Männer auserwählt werden, die den Willen und die Fähigkeit zum Lernen und den Wunsch haben, andere zu unterrichten. Und alles dies soll so eifrig betrieben werden, als wir es heißen. Denn wir wünschen uns Euch, so wie es sich für Mönche geziemt, frommen Herzens und voll Gelehrsamkeit, keusch im Wandel und in der Rede geschult, so daß, wer im Namen des Herrn und wegen der Trefflichkeit heiligen Wandels kommt, Euch zu sehen, nicht bloß an Eurem Anblicke sich erbaut, sondern auch durch Eure Weisheit, die er im Lesen und Singen erschaut, gefördert wird, dem allmächtigen Herrn Dank sagt und fröhlichen Herzens von dannen geht.

Abschriften dieses Briefes an alle Deine Mitbischöfe und alle Klöster zu senden mögt Ihr nicht verabsäumen, wenn Ihr unserer Huld gewärtig sein wollt."

Wie unablässig Karl bemüht war, die Geistlichkeit zu eifriger Beschäftigung mit den Wissenschaften zu treiben, das beweist noch ein anderer Brief*), welchen er an einen uns nicht genannten Erzbischof sandte:

„Während Du voll Eifer und unter dem Beistande des Herrn die Seelen der Gläubigen zu gewinnen strebst, erscheint es uns wunderbar, daß Du auf den Unterricht des Klerus selbst in den Wissenschaften keine Sorgfalt verwendest. Du siehst in den Herzen Deiner Untergebenen finstere Unwissenheit, und obgleich Du mit dem Lichtstrahl der Bildung ihren Sinn erleuchten kannst, läßt Du jene doch in Blindheit und Finsternis wandeln.

Daß Du auch nach dieser Seite hin etwas zu leisten vermagst, darüber ist niemand im Zweifel, hast Du doch einen Kleriker des heiligen Mannes und Bischofes, Deines Mitpriesters, und einen anderen eines frommen Abtes so in den Wissenschaften unterwiesen, daß ihnen fast nichts zu ihrer Vollkommenheit fehlte. Welche Entschuldigung kann

*) Ep. Carol. 16. A. a. O. p. 369.

daher Eure Heiligkeit haben, wenn andere Söhne voll sind von der Speise Eurer Gelehrsamkeit und die Euren nach Entziehung stärkender Bildung an dem Mangel und der Unwissenheit dahinsiechen? Sicher kann nur einer von zwei Gründen der richtige sein: Entweder weigern sie sich in hartnäckigem Hochmut, sich Eurem Lehramte unterzuordnen, oder es wird, was wir nicht wünschen, von Eurer Seite mit Nachlässigkeit gegen sie verfahren. Aber welches auch der richtige von beiden Gründen sein mag: Eure Pflicht, ehrwürdiger Vater, ist es, Abhilfe zu schaffen. Sind sie hoffärtigen Herzens, dann müssen sie durch väterliche Ermahnung auf den rechten Weg geführt oder mit dem Stabe des Hirten gezüchtigt werden. Darum mögt Ihr sie mit allem Eifer, bald mit freundlichem Zureden, bald mit strengen Vermahnungen zum Lichte der Bildung erwecken, und so einer schwach ist, ihm Eure Unterstützung leihen. Und solltet Ihr andere zum Lernen nicht heranzuziehen vermögen, dann könnt Ihr wenigstens die fähigen unter den Schülern Eurer Kirche heranbilden. Das aber möchte bei niemand Glauben finden, daß unter der großen Menge, welche Eurer Leitung untersteht, keiner sei, der für die Ausbildung sich eigne. Alle, die Euch als einen Schüler des heiligen Bischofs Bonifatius kennen*), erwarten von Eurer Anleitung in den Wissenschaften zuversichtlich die reichste Frucht. Geht darum fortan mit Eifer ans Werk, geliebter Vater, und seid eifrig beflissen, Eure Söhne in den Wissenschaften zu unterrichten, auf daß Ihr unserem sehnlichsten Wunsche nachkommt und zugleich immerwährenden Lohn Euch erwerbt, und nicht möge in dieser Hinsicht das Licht Eurer Werke unter dem Scheffel verborgen bleiben, welches im übrigen als eine hohe Leuchte durch die Gnade Gottes mit hellen Strahlen weithin erglänzt.

Lebet wohl, teuerster Vater, und seid unserer eingedenk."

3. Der Hof Karls des Großen.

Das persönliche Regiment Karls hatte zur Folge, daß in seine Hand die Fäden der Regierung seines ungeheuren Reiches zusammenliefen und daß sein Hof der Sammelpunkt für eine Unzahl von Menschen wurde, die hierher kamen, um Recht zu fordern, sich zu beklagen und um erledigte Lehen und geistliche Würden zu bitten. Die gesteigerten Aufgaben

*) Daraus hat man schließen wollen, es sei das Schreiben an Erzbischof Lullus von Mainz gerichtet gewesen.

erforderten einen gewaltigen Haushalt. Immer größer wurde die Anzahl der Hof- und Reichsbeamten und immer größer die Menge ihrer Diener, die in den Pfalzen Unterkommen und Verpflegung finden mußten. Hier versammelte der Kaiser eine Zahl geistig hochstehender Männer um sich. Zu ihnen gehörte der Langobarde Paulus Diakonus, Petrus von Pisa, der berühmte Angelsachse Alkuin oder Albin, Angilbert und andere. In ihrem Kreise erholte sich Karl von den drängenden Geschäften der Herrschaft, erfreute er sich an kluger Wechselrede, empfing er und gab reiche Anregung. Und damit ungezwungen und frei von den Schranken beengenden Hofceremoniells jedes Talent sich hier frei entfalten könne, wurden die Genossen jener Akademie nicht mit ihren wirklichen, sondern mit angenommenen Namen genannt.

Welches Treiben in diesem Kreis herrschte, dessen Oberhaupt Karl war, hier David genannt, das schildert uns ein Gedicht des Westgoten Theodulf, welcher Abt von Fleury, dann Bischof von Orleans war. Am Hofe Lupus genannt und gefürchtet wegen seiner spitzigen Verse, war Theodulf ausgezeichnet als Gelehrter und Dichter.

Theodulf war, da er sein Gedicht verfaßte, fern vom Hofe des Kaisers. Er stellte sich vor, wie es dort wohl zugehe. Der Inhalt seiner Dichtung*) ist folgender:

„Von der Kirche ist Karl zurückgekehrt. In den Vorhallen der Pfalz drängt sich unzähliges Volk, aber nur wenigen Edlen ist der Zugang gewährt. Drinnen steht Karl unter den Seinen, alle überragend. Karl und Ludwig, seine Söhne nahen sich ihm, der eine ein Jüngling noch, dem andern schmückt sich schon die Lippe mit der Zier des Mannes. Beide sind von stattlichem Wuchs, lernbegierig, von hellem Geist, jeglicher Tugend und kindlicher Liebe voll, beide eine Zierde des Volkes und dem Vater teuer. Bald wendet der König sein glänzendes Auge den Söhnen zu, bald wieder dem Chor der Jungfrauen, der schöner als je ein anderer anzuschauen ist. Wo hätte man herrlicheres Gewand gefunden, so königliche Haltung, solches Antlitz, solche Schönheit, solches Herz und frommen Glauben. Sein Blick fällt auf Bertha, Rodtrud uud auf Gisela. Neben ihnen steht Liutgard, die herrliche, welche erstrahlt an Geist und Liebe, schön anzuschauen, schöner noch in dem, was sie thut. Freigebiger Hand, milden Sinnes und süßer Rede will sie allen wohl, begehrt sie niemand zu schaden. Fleißig müht sie den Geist in gelehrter Kunst.

---

*) Theodulfi Aurelian. episc. Op. p. 181. Jac. Sirmondi Opusc. var. Paris. 1675.

Schnell nimmt Karl dem Vater den Mantel und die weißen Handschuhe ab, Ludwig das Schwert. Dann setzt sich der König, und es nahen sich die herrlichen Töchter, unter Küssen ihm Geschenke zu übergeben. Bertha bringt Rosen, Rodtrud Veilchen und Gisela Lilien. Rodhaid reicht ihm Äpfel, Hiltrud Brot und Theoderada Wein. Alle sind sie verschieden, und doch alle gleich herrlich. Jene strahlt im Glanze der Perlen, diese in Gold und Purpur, jene schmücken grüne, diese rote Edelsteine. Die eine ziert ein Gürtel, die andere ein Armring, diese ein Halsband. Diese hat ein dunkelblaues Kleid, ein goldgelbes jene. Diese gürtet ein weißes Band, jene ein rotes, und während die eine mit süßer Schmeichelrede sich dem Könige nähert, erfreut die andere ihn mit fröhlichem Lachen oder anmutigem Scherz.

Nach dem Imbiß nahen sich die Vornehmen. Fröhlich umstehen sie ihren Herrn, und jeder ist bemüht, seine Pflicht zu erfüllen. Thyrsis*), der Kämmerer, hört die Worte der um Zutritt Bittenden an, weist zurück, nimmt an, befiehlt einzutreten, heißt warten.

Sind die Geschäfte erledigt, folgt das Mittagessen. Der Kapellan**) ist zugegen. Er spricht das Gebet. Auch Flaccus***) ist da, der Ruhm unserer Sänger, der Philosoph, der Dichter und Gottesgelehrte, Rikulf†), edel an Kunst und Glauben. Doch fehlt der edle Homer††). Hier weilt Erchambald, der die doppelte Wachstafel in der Hand hält und aufschreibt, was der Kaiser befiehlt. Anwesend ist auch Lentulus. Gewandten Sinnes ist er, sonst langsam an Rede und Fuß. Hin und her schießt, geschäftig wie eine Ameise, Nardulus†††), dessen kleines Haus einen großen Gast beherbergt. Und er schärft seine Pfeile zum Tode des Scottus, dem ein Buchstabe im Namen zu viel ist†*). Bescheiden steht dabei Fredegis, der Levit, und Osulf, beide kundig der Kunst und der Gelehrsamkeit. Nardus, Erchambald und Osulf könnten wohl eines Tisches Beine sein. Ungleich sind sie freilich im Umfang, gleich aber an Höhe.

*) Mit dem Schäfernamen Thyrsis wurde der Oberkämmerer Meginfrid bezeichnet.

**) Hildebold, Bischof von Köln. Er führte im vertrauten Kreise den Namen Aaron.

***) Alkuin, Leiter der Hofschule und Abt vom Kloster des hl. Martin zu Tours.

†) Flavius Damötas zubenannt.

††) Angilbert, der Geliebte der Königstochter Bertha, welche in der Akademie Delia hieß.

†††) Verkürzte Diminutivform von Einhardus oder Einardus.

†*) Das würde Sottus heißen, so viel wie thöricht. Vielleicht ist der Grammatiker Clemens gemeint.

Menalkas*) kommt, der geschickte, der das Mahl leitet und die Speisen auftragen läßt. Es naht sich Eppin**), der Mundschenk, den kunstvollen weingefüllten Pokal in der Hand. Um das Mahl setzen sich alle, essen und trinken. Dann wird das Mahl und der Tisch abgetragen. Es entfernt sich die Dienerschaft, doch das fröhliche Treiben hat noch nicht geendet. Man lauscht Theodulfs Gedichten. Auch Wibod vernimmt sie, der ungeschlachte Riese, schüttelt das dicke Haupt und schilt laut den abwesenden Dichter. Ließe der König ihn rufen, er würde wankenden Knies und schiefen Ganges daherkommen. Sein Schritt gliche dem Vulkan, dem Jupiter seine Löwenstimme. Hier steht auch Scottus, mein Liebling, der seinem Ärger Luft macht, bald jenem, bald diesem ein Zeichen giebt, bald seufzt, bald flucht und bald gegen den Vorleser, bald gegen die Zuhörer sich wendet.

Drauf zieht sich der König zur Mittagsruhe in sein Schlafgemach zurück, und ein jeder geht in seine Wohnung."

Recht lebhaft schildert uns das Fragment einer größeren Dichtung, deren Held Karl der Große ist, eine Jagd des Hofes bei Aachen. Durch den ganzen Gesang geht ein frischer, lebendiger, weltlicher Zug, und wenn auch der Dichter die Farben zu seinem Bilde im wesentlichen dem Vergil entlehnt, so weiß er sie doch mit Geschick zu dem Spiele seiner Phantasie zu verwenden.

Nicht ohne Wahrscheinlichkeit hat man dem Franken Angilbert, dem Homer des ästhetischen Kreises, der sich um Karl sammelte, das Gedicht***) zugeschrieben.

Der Inhalt desselben lautet ungefähr folgendermaßen:

„Nahe der Stadt liegt, umschattet von dem breitästigen, grünen Wald, eine üppige Wiese, welche ein Bach durchrieselt. Hier umflattert das Wasser der Vögel buntgefiederte Schar, weidet am Hang die Herde der Hirsche, während wildes Getier sich im Dunkel des Waldes birgt. Hier im schattigen Hain und auf der grünenden Aue pflegt Karl, der Vater und ehrwürdige Held, am frohen Weidwerk sich zu ergötzen, mit den Hunden das Wild zu erjagen und mit dem schwirrenden Pfeil den Hirsch zu erlegen.

Wenn glänzenden Strahles die Sonne sich erhebt und das Licht der Morgenröte mit feurigem Schein über die Berge eilt und die steilen

*) Der Seneschall Audulf.

**) Sonst auch Nehemias genannt.

***) M. G. SS. II. p. 391.

Felsschroffen und Berghäupter verklärt, dann versammelt sich die jagdfrohe Jugend vor des Königs Palast und wartet an der untersten Schwelle der Schar der Edlen. Lärm ertönt und lauter Ruf erschallt durch die Stadt und hallt wider von Haus und Halle. Roß wiehert gegen Roß, und mit hellem Ruf tummelt sich die Menge der Knechte. Hier harrt auch Karls Roß seines Gebieters. Geziert mit Gold und glänzendem Schmuck, schüttelt es in froher Erwartung, den König zu tragen, die Mähne und freut sich der Fahrt ins Waldgebirge.

Endlich tritt Karl heraus, alle überragend. Herrlich glänzt sein Antlitz, leuchtend überschaut sein Blick die versammelte Menge. Ein goldner Reif schmückt ihm das edle Haupt. Jetzt eilen die Knaben herbei. Jagdspieße tragen sie, mächtige, versehen mit eiserner Spitze, und das leinene Jagdnetz. Und sie führen die halsgefesselten Hunde, die schnelle Bracke und die gewaltige Hatzrüde mit sich. Karl besteigt sein Roß, und es folgen ihm seine Begleiter. Hell erklingt die Drommete, das Thor öffnet sich und unter frohem Hörnerschall stürmt behenden Laufes die Jugend hinaus nach dem morgenfrischen Wald.

Etwas später verläßt die hehre Königin ihr Gemach, Liutgard, Karls Gemahlin, begleitet von einer großen Schar. Rosig schimmert ihr glänzender Hals unter dem Scheine des herrlichen Purpurs, der ihre Locken durchwindet und von ihren weißen Schläfen herabfällt. Goldene Fransen umsäumen das Purpurgewand. Ein Beryll strahlt an ihrem Haupt. Ein goldnes Diadem schmückt sie, und den Hals ziert eine Kette edler Steine. Umgeben von einer Schar edler Jungfrauen, schließt sie sich dem Zuge an und sprengt einher auf stolzem Rosse unter den mutigen Helden des Reiches. Die übrige Jugend erwartet an der Thür des Königs Kinder. Endlich naht sich, umringt von stattlichem Gefolge, Karl, der des Vaters Namen trägt und ihm ähnlich ist an Gestalt und an Antlitz. Er besteigt sein Roß. Ihm folgt Pippin, ein beherzter Held von erprobter Tapferkeit. Strahlenden Antlitzes, das Haupt geschmückt mit goldenem Reif, sprengt er mit seinem Gefolge zum Thor hinaus, in fröhlichem Wettlauf und lautem Getöse. Hell ertönen die Jagdhörner und laut erschallt der Hunde Gebell durch die Morgenluft.

Nun folgt die leuchtende Schar der Töchter Karls. Allen voraus erglänzt Rodtrud auf schnellem Rosse, das sie als die erste zu gemächlichem Schritte bändigen muß. Ihr blondes Gelock ist durchflochten von amethystfarbenem Bande, und hell leuchtet sie im Gefunkel edler Steine, denn ihr Haupt ziert eine goldne, perlengeschmückte Krone, und

eine Spange hält ihr herrliches Gewand zusammen. Als die nächste folgt Bertha im Kreise der Jungfrauen, an Stimme und männlichem Sinn, an Haltung und Antlitz dem Vater ähnelnd. Ihr hohes Haupt trägt ein goldnes Diadem, und goldne Fäden durchziehen ihr helles Haar. Ihre Schultern umhüllt ein Hermelinpelz, und ihr Gewand glänzt von edlem Gestein und von Perlen. Gisela schließt sich an, strahlend vor Schönheit, in prächtigem, von Purpurfäden durchwobenem Gewande. Im Kreise edler Jungfrauen tritt sie aus der Pfalz. Rodhaid folgt, geschmückt mit Perlen und Edelsteinen. Von ihren Schultern flutet das seidne Gewand herab und ihr schönes Haupt ziert die perlengeschmückte Krone. Nach ihr besteigt Theoderada, hellleuchtenden Angesichts, den Hals geschmückt mit Smaragden und mit herrlichem Gewand umkleidet, das schneeweiße Roß. Den Reigen schließt Hiltrud. Inmitten des Zuges reitet die Jungfrau, ihren mutigen Zelter zügelnd.

Am Waldsaum ist das Jagdgefolge des Königs angelangt. Bald werden die Hunde freigelassen, und im Nu jagen sie, nach Wild spürend, in das Dickicht. Zerstreut irren sie durch den dunklen Bergwald, begierig nach Beute. Die Reiter aber umgeben den Hag, dem flüchtigen Wild sich entgegenzuwerfen. Endlich ist ein rotbrauner Eber im Thale aufgespürt worden. Sogleich dringen die Reiter, dem Gebell folgend, in das Dickicht ein. Hurtig suchen die Rüden den Flüchtling zu erreichen. Dort kreist suchend die eine auf falscher Fährte, während eine andere, die Nase zu Boden gesenkt, auf der richtigen Spur dahinjagt. Jene erfüllt mit lautem Gebell die Luft, diese eilt lautlos dahin. Da erhebt sich gewaltiger Lärm und erfüllt mit lautem Schall den Forst. Das Jagdhorn treibt die Rüden zur Hatz, und in rasender Eile flieht der wilde Eber über unwegsames Land den Höhen des Gebirges zu. Aber seine Kräfte erlahmen. Er macht Halt und schöpft Atem und rüstet sich zur Abwehr. Hierhin und dorthin wirft er die verfolgende Meute und fällt sie mit furchtbarem Zahn. Da sprengt Karl, schneller als sein Gefolge, herzu und stößt dem Eber das Eisen in die Brust. Zusammen bricht das Wild, und sich wälzend im Sande, haucht es sein Leben mit einem Blutstrom aus.

Die Söhne des Königs schauen von der Höhe zu. Darauf befiehlt Karl, eine andere Beute aufzujagen, und ruft den Genossen zu: ‚Das Glück ist heute mit uns, wohlauf Gesellen zum fröhlichen Weidwerk!‘ Kaum hat der Held also gesprochen, da braust plötzlich der Jagdzug vom hohen Berg herab. Hierhin und dorthin eilen die Großen des

Reichs durch den Wald, das schnellfüßige Wild zu erreichen. Karl jagt allen voraus. In der Hand schwingt er den eisenbeschlagenen Spieß, mit dem er unzählige Wildschweine erlegt. Tödlich getroffen fallen die Tiere des Waldes.

Darauf verteilt Karl die Beute unter die Großen und beläd mit dem erbeuteten Wild die Diener. Dann geht es zurück nach der Wiese, von wo aus man die Jagd begonnen hatte, nach dem kühlen Quell und dem schattigen Hain, der mit weitragenden Ästen gegen die Strahlen der Sonne schützt. Hier erheben sich golddurchwirkte Zelte und die prächtigen Lagerstätten der Herzöge. Fröhlich ruft Karl die Gefährten zum fröhlichen Mahle, und jedem weist er seinen Platz, wen das Alter gebeugt, wer in der Blüte der Jahre steht, und der Jugend, und auch die keuschen Jungfrauen nehmen ihren Platz ein. Dann befiehlt Karl, an den Tischen funkelnden Wein zu spenden.

Die Sonne ist zur Rüste gegangen. Langsam zieht das Dunkel der Nacht herauf und verdrängt des Tages Helle. Nach der Ruhe des Schlummers sehnen sich die ermüdeten Weidgesellen."

4. Karls Lebensweise und Persönlichkeit.

Wir schließen unsere Darstellung von Karls des Großen Regierung mit dem Bericht, welchen sein Biograph Einhard von der Lebensweise und der Persönlichkeit des Kaisers giebt.

Nachdem Einhard*) in kurzem Überblick Karls Kämpfe erzählt hat, fährt er in folgender Weise fort:

„Dies sind die Kriege, welche der großmächtige König durch 47 Jahre lang — denn so lange hat er die Krone getragen — in verschiedenen Teilen der Erde mit großer Klugheit und vielem Glück geführt hat. Hierdurch erweiterte er die Grenzen des Frankenreiches, welches er schon von seinem Vater Pippin groß und mächtig überkommen hatte, so herrlich, daß es fast um die Hälfte seines bisherigen Umfanges vergrößert wurde. Denn während in früherer Zeit nicht mehr als der Teil Galliens, der vom Rhein und der Loire, dem Ocean und dem balearischen Meere umschlossen wird und von Deutschland der Teil, der zwischen Sachsen, der Donau, dem Rheine und der Saale, welche Thüringen und Sorben scheidet, liegt, von den Ostfranken bewohnt wurde und überdies

*) Einharti Vita Caroli 15—31.

Alemannen und Bayern zum fränkischen Reiche gehörten, gewann Karl selbst durch die oben erwähnten Kriege zuerst Aquitanien und Waskonien, das ganze Gebirge der Pyrenäen und das Land bis zum Ebro, der im Gebiete der Navarrer entspringt, die fruchtbaren Gefilde von Spanien durchschneidet und unter den Mauern der Stadt Dertosa*) in das balearische Meer fällt, ferner ganz Italien, welches sich von Augusta Prätoria**) an bis nach dem unteren Kalabrien, wo, wie bekannt, die Grenze zwischen dem griechischen Reich und dem Lande Benevent liegt, in einer Länge von mehr als tausend Meilen erstreckt, dann Sachsen, welches einen nicht unbeträchtlichen Teil von Deutschland bildet und für doppelt so breit als der von den Franken bewohnte Teil gehalten wird, während es ihm in der Länge etwa gleichkommen mag, sodann beide Pannonien und das auf dem anderen Donauufer gelegene Dakien, auch Istrien, Liburnien und Dalmatien — mit Ausnahme der Seestädte, die er aus Freundschaft und um des mit dem Kaiser von Konstantinopel geschlossenen Bündnisses willen diesem überließ —; sodann unterwarf er noch alle barbarischen und wilden Völker, welche zwischen Rhein und Weichsel, dem Ocean und der Donau in Deutschland ihre Sitze haben, so ziemlich eine und dieselbe Sprache reden, an Sitten aber und Kleidung große Verschiedenheit unter einander zeigen, so daß sie zur Zahlung von Tribut sich verstehen mußten. Unter diesen sind die bedeutendsten die Welataben, Soraben, Abodriten, Boemanen***). Mit diesen mußte er Krieg führen, während die übrigen, deren Zahl noch viel größer ist, sich freiwillig ergaben.

Auch erhöhte er den Ruhm seiner Herrschaft dadurch, daß er Könige und Völker sich durch Freundschaft verband. So eng vereinigte er sich mit Hadefons†), dem Könige von Galicien und Asturien, daß jener, wenn er Briefe oder Boten sandte, sich vor ihm nie anders als seinen Unterthanen nennen ließ. Auch die Könige der Schotten hat er so durch seine Freigebigkeit seinem Willen geneigt gemacht, daß sie ihn nie anders als ihren Herrn, sich selbst aber als seine Untergebenen und Sklaven bezeichneten. Es liegen noch Briefe vor, die von jenen an ihn gerichtet wurden, in denen sich diese Gesinnung ihm gegenüber kundgiebt.

---

*) Jetzt Tortosa.

**) Aosta.

***) Das heißt Wilzen, Sorben, Abodriten, Böhmen. Der Ausdruck, den hier Einhard von dem Erfolg jener Kämpfe gebraucht, geht über die Thatsachen weit hinaus.

†) Alfons I. 791—842.

Mit Aaron, dem Perserkönige*), welcher mit Ausnahme von Indien fast das ganze Morgenland beherrschte, lebte er in solcher Freundschaft und Eintracht, daß jener Karls Huld dem Bündnis aller Könige und Fürsten der Welt vorzog und ihn allein ehren und durch reiche Geschenke auszeichnen zu müssen glaubte. Als daher die Gesandten, welche Karl mit Gaben zu dem heiligen Grabe unseres Herrn und Erlösers und zu der Stätte der Auferstehung geschickt hatte, zu ihm kamen und ihm den Wunsch ihres Herrn offenbarten, gab er nicht allein seine Erlaubnis zu dem, was von ihm erbeten wurde, sondern gestattete auch, daß jene geheiligte, segensreiche Stätte unter Karls Macht gestellt werde. Den Gesandten gab er aber bei ihrer Rückkehr von sich Boten mit, durch welche er neben Gewändern, Wohlgerüchen und anderen Kostbarkeiten des Morgenlandes außerordentlich wertvolle Geschenke überreichen ließ, nachdem er noch wenige Jahre zuvor dem Kaiser auf seine Bitte den einzigen Elefanten, den er damals besaß, geschickt hatte.

Auch die Kaiser Konstantinopels Niciforus, Michahel und Leo**) bewarben sich aus freien Stücken um seine Freundschaft und ein Bündnis mit ihm und schickten wiederholt Gesandte an seinen Hof. Mit diesen schloß er, wiewohl er den kaiserlichen Titel angenommen und dadurch bei ihnen den Verdacht erweckt hatte, als wolle er ihnen das Reich entreißen, einen festen Vertrag, so daß nicht mehr der geringste Anlaß zu einem Zerwürfnis blieb. Immer nämlich erregte die Macht der Franken Besorgnis bei Römern und Griechen, woher denn auch jenes griechische Sprichwort herrührt: „Habe den Franken zum Freund, doch nimmer hab' ihn zum Nachbar!"

Obgleich Karl Großes leistete in der Erweiterung seines Reiches und der Unterwerfung auswärtiger Völker und fast beständig im Heerlager beschäftigt war, so begann er doch an verschiedenen Orten eine Reihe von Bauwerken zum Schmucke und Nutzen des Reiches. Einige konnte er auch noch vollenden.

Unter allen diesen darf die Kirche der heiligen Mutter Gottes in Aachen unbedenklich als das herrlichste Werk angesehen werden, ein Bau von wunderbarer Kunst. Neben ihr muß man die Rheinbrücke bei Mainz nennen, welche in einer Länge von 500 Schritten den breiten Strom überspannte. Doch wurde diese Brücke schon ein Jahr vor Karls

*) Der Chalif Harun al Raschid 786—809.
**) Nikephoros 802—811. Michael I. 811—813. Leo V. 813—820.

Tode vom Feuer verzehrt und konnte wegen seines schnellen Dahin scheidens nicht wieder hergestellt werden, obgleich der Kaiser sogleich di Absicht gefaßt hatte, den hölzernen Bau durch einen steinernen zu ersetzen. Auch erbaute er Pfalzen, welche durch Schönheit hervorragten. Die eine lag nicht weit von der Stadt entfernt bei dem Hofgute Ingilenheim, eine andere zu Noviomagus am Flusse Vahalis*), der den Südrand der Insel der Bataver bespült. Vor allem aber befahl er, sobald er hörte, daß irgendwo im Reiche Kirchen vor Alter verfallen seien, den Bischöfen und Äbten, denen die Sorge dafür oblag, sie wieder herzustellen, und ließ mit Eifer seine Gesandten die Ausführung seiner Befehle überwachen.

Auch rüstete er eine Flotte zum Kriege gegen die Normannen aus und ließ hierzu an den Flüssen, welche aus Gallien und Germanien in den nördlichen Ocean fließen, Schiffe erbauen. Und da die Normannen unaufhörlich die Küsten Galliens und Germaniens mit ihren Raubzügen heimsuchten, so verteilte er in alle Häfen und die Flußmündungen, in welche Schiffe einlaufen zu können schienen, Geschwader und Wachposten und verhinderte durch solche Vorkehrungen die Landungen des Feindes. Dieselbe Sorge wandte er dem Süden zu und sicherte hier die Gestade der Narbonensischen Provinz, Septimaniens und die ganze Küste Italiens bis nach Rom hin gegen die Mauren, die sich in der letzten Zeit mit Seeraub beschäftigten. Und auf solche Weise kam es, daß Italien vor jedem größeren Schaden durch die Mauren, Gallien und Germanien aber vor den Angriffen durch die Normannen während Karls Leben behütet wurde. Nur eine einzige Stadt Centumcellä**) in Etrurien wurde von den Mauren durch Verrat genommen und geplündert, und in Friesland gelang es den Normannen, einige Inseln nahe der deutschen Küste zu verheeren.

Daß er Hüter, Mehrer und zugleich Beförderer der Wohlfahrt seines Reiches gewesen sei, ist bekannt. Über seine Geistesgaben, seine außerordentliche, in jeder Lage des Lebens, Glück und Unglück, immer gleichbleibende Standhaftigkeit, sein innerliches und häusliches Leben will ich jetzt sprechen.

Als er nach dem Tode des Vaters mit seinem Bruder sich in das Reich geteilt hatte, ertrug er Karlmanns feindselige Gesinnung und

*) Ingelheim am Rhein und Nijmegen am Waal.
**) Civitä Vecchia.

Neid mit solcher Geduld, daß es allen wunderbar erschien, wie er durch ihn nicht einmal zum Zorn gereizt werden konnte*).

Später vermählte er sich auf den Rat seiner Mutter mit der Tochter des Langobardenkönigs Desiderius. Doch verstieß er diese schon ein Jahr später, man weiß nicht aus welcher Veranlassung, und nahm Hildegard, eine Frau von hohem Adel aus dem Volke der Schwaben zur Ehe. Diese gebar ihm drei Söhne: Karl, Pippin und Ludwig**), und ebensoviele Töchter: Rodtrud, Bertha und Gisela. Daneben hatte er noch drei andere Töchter: Theoderada, Hiltrud und Rodhaid. Zwei von diesen waren von seiner Gemahlin Fastrada, welche von den Ostfranken, also Deutschen abstammte; die dritte hatte ihm eine Nebenfrau geboren, deren Namen aber mein Gedächtnis nicht bewahrt hat. Nach dem Tode der Fastrada heiratete er die Alemannin Liutgard, doch hat er von ihr keine Kinder gehabt. Nach ihrem Tode hatte er vier Nebenfrauen: Madelgarda, welche ihm eine Tochter Namens Rothild schenkte, Gerswinda von sächsischer Abkunft, von der ihm eine Tochter mit Namen Adalthrud geboren wurde, Regina, welche die Mutter Drogos***) und Hugos†) wurde, und Adalinde, die ihm den Theoderich gebar.

Seine Mutter Bertrade verlebte ihr Alter bei ihm, hoch geehrt. Mit so großer Ehrfurcht behandelte er sie, daß die Eintracht zwischen ihnen, abgesehen von jener Zeit, in der er die Tochter des Königs Desiderius verstieß, welche er auf ihren Rat zur Ehe genommen hatte, niemals eine Störung erlitt. Sie starb erst nach dem Tode Hildegards, als sie schon drei Enkel und ebenso viel Enkelinnen im Hause des Sohnes erblickt hatte††). In derselben Basilika, in welcher der Vater ruhte, bei dem Grabe des heiligen Dionysius, ließ sie Karl unter großen Ehren begraben.

Eine einzige Schwester hatte er, mit Namen Gisela, die sich schon seit den Jahren der Kindheit ganz dem Dienste Gottes hingegeben hatte. Wie seiner Mutter, so war er auch der Schwester mit treuer Liebe ergeben. Wenige Jahre vor seinem Tode ist sie in dem Kloster†††), in welchem sie gelebt hatte, aus dem Dasein geschieden.

*) Vergleiche S. 13. Anm.

**) Karl starb 811, Pippin 810, Ludwig ist der spätere Kaiser.

***) Bischof von Metz 823—855.

†) Starb als Abt von St. Quentin 844.

††) Im Jahre 783.

†††) Chelles bei Paris.

Seine Kinder ließ er in der Weise erziehen, daß Söhne wie Töchter zuerst in den Wissenschaften, mit denen er selbst sich auch beschäftigte, unterrichtet wurden. Dann ließ er seine Söhne, sobald es nur das Alter verstattete, nach der Sitte der Franken reiten, sich in den Waffen und auf der Jagd üben; die Töchter aber befahl er an die Wollarbeit zu gewöhnen, mit Rocken und Spindel fleißig zu unterhalten, damit sie nicht müßig gingen, und zu jeder guten Zucht anzuleiten.

Von allen diesen verlor er, ehe er starb, nur zwei Söhne und eine Tochter durch den Tod: Karl, welcher der älteste war, und Pippin, den er zum Könige Italiens eingesetzt hatte, und Rodtrud, seine erstgeborene Tochter, welche mit Konstantin, dem Kaiser der Griechen, verlobt war*). Von diesen hinterließ Pippin einen Sohn Bernhard und fünf Töchter Adalhaid, Atula, Gundrada, Bertha und Theoderada. An diesen bewies der König recht deutlich seinen liebevollen Sinn, denn er ließ nach dem Tode des Sohnes den Enkel seinem Vater in der Herrschaft**) folgen und die Enkelinnen zusammen mit seinen Töchtern erziehen. Den Tod seiner Söhne und seiner Töchter trug er weniger gelassen, als man nach seinem hohen Sinn hätte meinen sollen, denn die treue Liebe, die ihn nicht weniger auszeichnete, ließ ihn in Thränen ausbrechen. Auch als ihm der Hingang des römischen Papstes Hadrian, den er unter seinen Freunden besonders hoch geschätzt hatte, gemeldet wurde, weinte er, als wenn er einen Bruder oder den teuersten Sohn verloren hätte. Denn sein Herz stand der Freundschaft offen, leicht war er ihr zugänglich, und unverbrüchlich bewahrte er sie, und wem er in Freundschaft verbunden war, dem bewies er sich ohne Wanken treu. So große Sorgfalt verwendet er auf die Erziehung seiner Söhne und Töchter, daß er niemals zu Hause ohne sie sich zu Tisch setzte und niemals ohne sie reiste. Die Söhne ritten ihm zur Seite, die Töchter aber folgten im letzten Zuge nach, zu dessen Schutze eine Schar von Leibwächtern bestimmt war.

Wiewohl seine Töchter sehr schön waren und von ihm sehr geliebt wurden, so wollte er doch wunderlicher Weise keine von ihnen einem Fremden zum Weibe geben, sondern behielt sie alle in seinem Hause bei sich bis zu seinem Tode, indem er wohl sagte, er könne das Zusammenleben mit ihnen nicht entbehren. Und gerade deshalb mußte der sonst so Glückliche die Tücke des Schicksals erfahren. Aber er ging

*) Vergl. S. 51.
**) Italien.

über diese Sache hinweg, als wenn nie der geringste Verdacht wegen eines Fehltrittes gegen sie erhoben worden oder ein Gerücht darüber sich verbreitet hätte*).

Er hatte von einer Nebenfrau**) einen Sohn gleichfalls mit Namen Pippin, dessen ich unter den übrigen Kindern bisher nicht Erwähnung gethan habe, schön zwar von Angesicht, aber durch einen Höcker verunstaltet. Der stellte sich, während der Vater im Kriege gegen die Hunnen in Bayern überwinterte, krank und verschwor sich mit einigen fränkischen Großen, die mit dem Versprechen, ihn auf den Thron zu erheben, seinen Sinn bethört hatten, gegen den Vater. Der böse Anschlag wurde offenbar, die Verschworenen traf die Strafe. Pippin aber wurde zum Mönch geschoren und durfte nach seinem eigenen Wunsche im Kloster Prüm ein gottgeweihtes Leben führen.

Schon früher war eine andere gefährliche Verschwörung gegen ihn in Deutschland angestiftet worden, deren Urheber teils geblendet, teils am Leib nicht geschädigt, alle aber mit Verbannung bestraft wurden. Nur drei von ihnen wurden getötet. Da sie sich, um nicht ergriffen zu werden, mit gezogenem Schwert verteidigten und einige der Angreifer erschlagen hatten, wurden sie, weil sie nicht anders überwältigt werden konnten, umgebracht.

Man meint aber, daß die Veranlassung und die Ursache zu diesen Verschwörungen in der Grausamkeit der Königin Fastrada gelegen habe, und daß in beiden Fällen sich die Verschwörung nur deshalb gegen den König gerichtet habe, weil er dem harten Sinn seiner Gemahlin nicht widerstrebt und es geschienen habe, als wenn seine angeborene Güte und seine gewohnte Milde mit Härte von ihm vertauscht sei. Im übrigen genoß er Zeit seines Lebens im In- und Auslande die Liebe und die Zuneigung aller in dem Maße, daß niemals auch nur der geringste Vorwurf wegen ungerechter Härte gegen ihn erhoben worden ist.

Er liebte die Fremden und bewies bei ihrer Aufnahme große Fürsorge, so daß ihre Menge nicht nur dem königlichen Hofhalt, sondern auch dem Reiche in Wahrheit beschwerlich zu werden schien. Er selbst aber ließ sich in seiner Hochherzigkeit solche Bedenken wenig anfechten, da die mannigfachen Nachteile durch das Lob der Freigebigkeit und den Lohn eines guten Namens reichlich aufgewogen wurden.

*) Rodtrud gebar einen Sohn Ludwig, später Abt von St. Denis. Bertha schenkte dem Angilbert zwei Söhne, Hartnid und Nithard, den Geschichtschreiber.

**) Himiltrud.

Er war von mächtigem, starkem Körperbau, hervorragender Größe, die jedoch das richtige Maß nicht überschritt — denn, wie bekannt, betrug seine Länge sieben seiner Füße —, der obere Teil seines Kopfes war rund, seine Augen groß und lebhaft, seine Nase im Verhältnis ein wenig zu groß. Er hatte schönes weißes Haar und ein freundliches, heiteres Gesicht. So kam es, daß seine Erscheinung, mochte er sitzen oder stehen, einen höchst würdigen und stattlichen Anblick gewährte; und wenn auch sein Nacken dick und etwas zu kurz und sein Leib etwas vorhängend erschien, so ließ doch das Ebenmaß der Glieder im übrigen dies kaum bemerken. Sein Gang war fest und überhaupt die ganze Haltung des Körpers voll männlicher Kraft; hell klang seine Stimme, die jedoch zu der ganzen Gestalt nicht recht passen wollte. Seine Gesundheit war gut, nur daß er in den letzten vier Jahren vor seinem Tode häufig von Fiebern heimgesucht wurde und in der allerletzten Zeit auf einem Fuße hinkte. Aber auch damals noch pflegte er mehr nach seinem Gutdünken zu verfahren, als auf den Rat der Ärzte zu hören, die ihm beinahe verhaßt waren, weil sie ihm rieten, auf den Genuß des Bratens, an den er gewöhnt war, zu verzichten und sich mit gesottenem Fleische zu begnügen.

Ohne Aufhören übte er sich im Reiten und Jagen, wie es seines Volkes Sitte ist, und nicht leicht möchte ein Volk auf Erden gefunden werden, welches es darin mit den Franken aufzunehmen vermag. Auch liebte er die Wasserdämpfe, welche den heißen Quellen entsteigen, und übte seinen Körper durch häufiges Schwimmen. Darin besaß er solche Fertigkeit, daß niemand ihn übertraf. Aus diesem Grunde erbaute er auch zu Aachen eine königliche Pfalz und wohnte hier in den letzten Jahren seines Lebens ohne Unterbrechung bis zu seinem Tode. Und nicht bloß seine Söhne, sondern auch die Großen des Reiches und seine Freunde, nicht selten auch die Schar seiner Höflinge und Leibwächter lud er zum Bade ein, so daß bisweilen hundert und noch mehr Menschen zusammen badeten.

Er kleidete sich nach heimatlicher, das ist fränkischer Weise. Auf dem Leib trug er ein leinenes Hemd und leinene Unterhosen. Darüber ein Wams, welches von einem seidenen Gürtel zusammengehalten wurde, und Hosen. Dann bedeckte er die Beine mit Binden und die Füße mit Schuhen und schützte mit einem Pelze von Otter und Marder im Winter Schultern und Brust; er trug endlich einen blauen Mantel und war stets mit dem Schwert umgürtet, dessen Griff und Gehenk

golden oder silbern war. Manchmal trug er auch ein reich mit Edelsteinen geschmücktes Schwert, doch stets nur bei besonderen Festlichkeiten, oder wenn Gesandte fremder Völker zu ihm kamen. Ausländische Kleidung verschmähte er, auch wenn sie noch so schön war, und niemals duldete er, daß sie ihm angelegt wurde; nur zu Rom machte er einmal auf Bitten des Papstes Hadrian und ein anderes Mal auf den dringenden Wunsch von Hadrians Nachfolger Leo eine Ausnahme, umkleidete sich mit der langen Tunika und der Chlamys und zog römische Schuhe an. Bei festlichen Gelegenheiten schritt er in golddurchwirktem Gewande, in edelsteingezierten Schuhen und in einem Mantel, der durch eine goldene Spange zusammengehalten wurde, einher und trug auf dem Haupte ein Diadem aus Gold und edlem Gestein. Aber an anderen Tagen unterschied sich sein Gewand wenig von der gewöhnlichen Tracht seines Volkes.

Enthaltsam war er in Speise und Trank, aber noch mäßiger im Trank, denn die Trunkenheit verabscheute er an jedem Menschen, geschweige denn, daß er mit sich und den Seinen eine Ausnahme gemacht hätte. Weniger vermochte er dem Essen gegenüber enthaltsam zu sein, ja er klagte sogar häufig, daß das Fasten seinem Körper schädlich sei. Trotzdem gab er nur höchst selten Gastereien, und zwar nur bei besonders festlichen Gelegenheiten, dann jedoch in großer Gesellschaft. Seine tägliche Mahlzeit bestand nur aus vier Schüsseln, abgesehen von dem Braten, welchen die Jäger am Spieße hereinzubringen pflegten, und den er lieber als irgend welche andere Speise verzehrte. Während der Tafel hörte er gern Musik oder einen Vorleser. Er ließ sich die Geschichten und Thaten der Alten vorlesen und hörte mit besonderer Vorliebe die Bücher des heiligen Augustin, besonders das Werk, welches den Titel trägt: Vom Staate Gottes. Sparsam trank er dabei Wein oder irgend welchen anderen Trank, und selten war es, daß er während des Mahles mehr als dreimal den Becher zu den Lippen führte.

Im Sommer pflegte er nach dem Mittagsmahl Obst zu essen und einmal zu trinken und dann nach Ablegung der Kleidung und Schuhe, wie er des Nachts zu thun pflegte, zwei oder drei Stunden lang zu ruhen. Des Nachts unterbrach er den Schlaf vier- oder fünfmal, indem er nicht bloß aufwachte, sondern auch aufstand.

Während er Schuhe oder Gewand anlegte, ließ er nicht allein die Freunde vor, sondern auch wenn der Pfalzgraf ihm von einem Rechtsstreit sprach, der ohne seinen Ausspruch nicht entschieden werden konnte,

befahl er, die streitenden Parteien hereinzuführen, und sprach sogleich, als säße er auf dem Richterstuhl, nach Anhörung des streitigen Falles sein Urteil. Und nicht nur dies erledigte er zu dieser Zeit, sondern alles, was es an diesem Tage zu thun gab und jedem einzelnen seiner Diener aufzutragen war.

Reiche Beredsamkeit stand ihm zu Gebote, und was er wollte, vermochte er mit Klarheit und Schärfe auszudrücken. Dabei begnügte er sich nicht mit der Sprache seiner Heimat, sondern bemühte sich auch, fremde Sprachen zu erlernen. Latein lernte er auch in der That so, daß er es sprach, wie seine Muttersprache, das Griechische aber konnte er besser verstehen als sprechen. So beredt aber war er, daß er oft übersprudelnd erschien.

Die Wissenschaften pflegte er mit warmem Eifer, die Lehrer derselben verehrte er und erwies ihnen hohe Ehren. In der Grammatik ließ er sich von dem Diakonus Petrus von Pisa unterrichten, einem hochbejahrten Manne. In den übrigen Wissenschaften hatte er den in jedem Fache gelehrten Diakonus Albinus, mit Beinamen Alkuin, einen Mann sächsischer Abkunft aus Britannien, zum Lehrer, unter dessen Leitung er sich lange Zeit und mit großem Eifer mit Rhetorik und Dialektik, vor allem aber mit Astronomie beschäftigte. Er lernte die Kunst der Berechnung und erforschte mit regem Wissensdurste fleißig den Lauf der Gestirne. Auch versuchte er zu schreiben und pflegte deshalb selbst im Bett Schreibtafel und Papier unter seinem Kopfkissen bei sich zu haben, damit er in müßigen Stunden seine Hand an die Gestaltung der Buchstaben gewöhne. Indes wenig wollte die allzu spät begonnene Arbeit ihm glücken.

Der christlichen Religion, in welcher er von Jugend an erzogen worden war, war er mit frommer Liebe und Ehrfurcht zugethan. Deshalb baute er auch zu Aachen eine Kirche von hoher Schönheit und schmückte sie mit Gold und Silber, mit Leuchtern, ehernen Gittern und Thüren. Da er zum Bau der Kirche Säulen und Marmor anderswoher nicht erhalten konnte, ließ er sie aus Rom und Ravenna herbeiführen. Am Morgen und Abend, aber auch zu den nächtlichen Horen und zur Zeit der Messe besuchte er fleißig die Kirche, so oft es nur seine Gesundheit ihm erlaubte, und mit Eifer sorgte er dafür, daß der Gottesdienst in ihr mit der größten Feierlichkeit und Würde abgehalten wurde. Gar häufig ermahnte er die Küster, nicht zu gestatten, daß unpassende oder schmutzige Gegenstände in die Kirche gebracht würden oder in ihr liegen

blieben. Von heiligen Gefäßen aus Gold und Silber und von geistlichen Gewändern schaffte er eine solche Menge an, daß beim Gottesdienst nicht einmal die Pförtner, welche doch zu der untersten kirchlichen Rangstufe gehören, in ihrer gewöhnlichen Kleidung ihre Dienste zu thun brauchten. Große Sorgfalt verwendete er auf die Verbesserung des Lesens und Singens in der Kirche, denn er selbst war in beiden Dingen wohl bewandert, obgleich er selbst nie öffentlich las und nur leise und im Chor mitsang.

In der Unterstützung der Armen und im Geben von Almosen war er zu allen Zeiten voll von frommem Eifer, und nicht nur in seinem Land und Königreich, sondern auch über das Meer nach Syrien, Ägypten und Afrika pflegte er Geld zu senden, sobald er hörte, daß hier in Jerusalem, Alexandria oder Karthago Christen in Armut lebten, da er Mitleid mit ihrem Elend hatte; und deshalb pflegte er vor allem die Freundschaft der Könige jenseits des Meeres zu suchen, damit er den unter ihrer Herrschaft lebenden Christen Erleichterung und Hilfe bringen könne.

Vor allen anderen heiligen und verehrungswürdigen Stätten liebte er die Kirche des heiligen Apostels Petrus zu Rom, deren Schatz er mit einer großen Menge von Gold und Silber und Edelsteinen reich beschenkte. Auch sandte er viele unzählige Geschenke an die Päpste, und nichts lag ihm während seiner Herrschaft so am Herzen, als daß die Stadt Rom mit seiner Hilfe und durch seine Thätigkeit ihr altes Ansehen wiedergewinne und die Kirche des heiligen Petrus durch ihn nicht nur beschützt und vor jeder Gefahr gesichert sei, sondern auch durch seine Hilfe vor allen anderen Kirchen durch herrlichen Schmuck und Reichtum glänze. Wie hoch er die Stadt Rom aber auch schätzte, so ist er dennoch innerhalb der 47 Jahre, die er regierte, nur viermal, um Gelübde zu lösen und sein Gebet zu verrichten, zu ihr gewandert.

Seine letzte Reise hatte allerdings nicht allein darin ihren Grund, sondern wurde auch dadurch veranlaßt, daß der Papst Leo, durch die vielen Mißhandlungen der Römer, die ihm die Augen und die Zunge ausgerissen hatten, gezwungen, den Schutz des Königs anrief*). Deshalb kam er nach Rom und verweilte hier, um die Kirche aus der überaus großen Zerrüttung, in welche sie geraten war, zu erlösen, den ganzen

*) Leo war nur mißhandelt worden. Eine früh entstandene Sage läßt ihn an Augen und Zunge verstümmelt werden, und berichtet, wie die Verstümmelung in wunderbarer Weise wieder heilte.

Winter. Damals erhielt er den Namen Kaiser und Augustus, welcher anfangs ihm so zuwider war, daß er versicherte, er würde an jenem Tage, obwohl es ein hoher Festtag war, nicht zur Kirche gegangen sein, wenn er den Entschluß des Papstes gekannt hätte*). Den Haß aber, der ihm aus dem neuen Titel entsprang, denn die römischen Kaiser zürnten ihm deshalb, trug er gelassen, und zuletzt wußte er ihren Trotz durch den hohen Sinn, in welchem er ihnen ohne Zweifel überlegen war, zu besiegen, indem er häufig Gesandtschaften zu ihnen schickte und sie in seinen Briefen seine Brüder nannte**).

Da er bemerkte, daß in den Gesetzen seines Volkes viel Mangelhaftes sei, denn die Franken besitzen zwei Rechtsbücher***), welche an vielen Stellen sehr von einander abweichen, so dachte er nach Annahme des kaiserlichen Titels daran, das Fehlende zu ersetzen, die Widersprüche auszugleichen und Schlechtes und unrichtig Gesagtes zu verbessern. Indessen ist er nicht weiter damit gekommen, als daß er wenige Zusätze, und auch diese noch unvollendet, zu den Gesetzen fügte. Doch befahl er, die Volksrechte aller der Stämme, welche unter seiner Herrschaft standen, so weit sie noch nicht aufgeschrieben waren, zusammenzustellen und aufzuzeichnen†).

Ebenso ließ er die uralten Lieder seines Volkes, in denen die Thaten und Kämpfe der alten Könige besungen wurden, aufschreiben und so der Vergessenheit entreißen. Auch begann er eine Grammatik seiner Muttersprache abzufassen.

Den Monaten gab er Benennungen aus seiner eigenen Sprache, während bis dahin bei den Franken teils lateinische, teils barbarische Bezeichnungen geltend gewesen waren. Ebenso gab er den zwölf Winden besondere Namen, während bisher nur vier Winde mit Namen unterschieden wurden. Und zwar nannte er von den Monaten den Januar Wintermanoth, den Februar Hornung, den März Lentzinmanoth, den April Ostarmanoth, den Mai Winnemanoth, den Juni Brachmanoth, den Juli Heuvimanoth, den August Aranmanoth, den September Witumanoth, den Oktober Windumemanoth, den November Herbistmanoth, den De-

*) Verhandlungen über die Krönung haben sicherlich schon in Paderborn stattgefunden. Der Unwille Karls muß also anders, vielleicht durch die verfrühte Vornahme der Krönung seitens des Papstes erklärt werden.

**) Dies widerspricht der Wahrheit. Vgl. S. 51.

***) Das salische und ribuarische Gesetz.

†) Dies geschah bei den Volksrechten der Sachsen, Friesen und Thüringer.

cember Heilagmanoth*). Die Winde aber bezeichnete er mit folgenden Namen: den Subsolanus nannte er Ostroniwint, den Eurus Ostsundroni, den Euroauster Sundostroni, den Auster Sundroni, den Austroafricus Sundwestroni, den Africus Westsundroni, den Zephyr Westroni, den Chorus Westnordroni, den Circius Nordwestroni, den Septentrio Nordroni, den Aquilo Nordostroni, den Vulturnus Ostnordroni**).

Gegen Ende seines Lebens, da er schon durch Krankheit und Alter gebeugt war, berief er seinen Sohn Ludwig, den König von Aquitanien, zu sich, der allein von den Söhnen der Hildegard am Leben geblieben war, und nachdem er aus dem ganzen Frankenreiche die Großen des Volkes zu einer feierlichen Versammlung entboten hatte, setzte er ihn nach dem Rate aller zum Mitregenten des ganzen Reiches und Erben des kaiserlichen Namens ein, schmückte sein Haupt mit einem Diadem und befahl, ihn Kaiser und Augustus zu nennen. Mit großem Beifall wurde dieser sein Entschluß von allen Anwesenden begrüßt: schien er doch selbst ihm von Gott zum Nutzen des Reiches eingegeben. Es vermehrte dieser Schritt seine Majestät und flößte den fremden Völkern nicht geringen Schrecken ein.

Darauf entließ er seinen Sohn nach Aquitanien. Er selbst pflag, obgleich vom Alter entkräftet, nach gewohnter Weise in der Nähe von Aachen des Weidwerks. Nachdem er die letzten Tage des Herbstes damit verbracht hatte, kehrte er um den Anfang des Novembers nach Aachen zurück.

Hier wollte er den Winter zubringen, aber schon im Monat Januar ergriff ihn ein heftiges Fieber und warf ihn auf das Krankenlager. Sogleich entsagte er, wie er beim Fieber zu thun pflegte, dem Essen, in dem Glauben, daß durch Enthaltsamkeit die Krankheit gehoben oder wenigstens gelindert werden könnte. Aber als zu dem Fieber noch ein Schmerz in der Seite trat, welchen die Griechen Pleuresis***) nennen und er weiterhin keine Nahrung zu sich nahm und nur durch spärliches Trinken seinen Körper stärkte, starb er, nachdem er zuvor das heilige Abendmahl

*) Aranmanoth ist der Ährenmonat, Witumanoth der Monat, wo man witu d. i. Holz fällt, Windumemanoth der Monat der Weinlese.

**) Subsolanus ist der Ostwind, Eurus der Südostwind, Euroauster der Südsüdostwind, Auster der Südwind, Austroafrikus der Südsüdwestwind, Afrikus der Südwestwind, Zephyr der Westwind, Chorus der Nordwestwind, Septentrio der Nordwind, Aquilo der Nordostwind, Vulturnus der Ostnordostwind.

***) Pleuritis, Brustfellentzündung.

zu sich genommen, im zweiundsiebzigsten Jahre seines Lebens und im siebenundvierzigsten Jahre seiner Regierung, am 28. Januar um die dritte Stunde des Tages.

Sein Leichnam wurde feierlich gewaschen und geschmückt und unter großer Trauer des ganzen Volkes nach der Kirche gebracht und hier beigesetzt. Man war anfangs nicht einig darüber, wo man ihn bestatten sollte, da er selbst bei Lebzeiten keine Bestimmung darüber getroffen hatte; zuletzt aber vereinigten sich alle dahin, daß er keine angemessenere Ruhestätte finden könne als in der Kirche, welche er selbst aus Liebe zu Gott und unserem Herrn Jesus Christus und zu Ehren der heiligen Mutter Gottes auf eigene Kosten in derselben Stadt erbaut habe. Hier wurde er begraben an demselben Tage, da er starb, und über seiner Gruft wurde ein vergoldeter Bogen mit seinem Bilde und einer Inschrift errichtet. Die Inschrift aber lautete folgendermaßen: ‚Unter diesem Stein ruht der Körper Karls des Großen und rechtgläubigen Kaisers, welcher das Reich der Franken herrlich erweitert und durch sieben und vierzig Jahre glücklich regiert hat. Er starb, da er siebzig Jahre zählte, im Jahre des Herrn 814, in der siebenten Indiktion*), am 28. Januar.'"

6. Karl in den Erzählungen des Volks und in der Sage.

Karls Ruhm wuchs noch nach seinem Tode. Man vergaß den schweren Druck seiner Regierung, die unerträglichen Lasten, welche ununterbrochene Kriegszüge auf den gemeinen Mann gehäuft hatten, vergaß, wie bei seinem persönlichen Regiment und der ungeheuren Ausdehnung des Reiches nicht überall Ruhe und Gesetzlichkeit, sondern an vielen Orten Ungerechtigkeit und rohe Gewalt der Großen herrschten, und nur eine dunkle Erinnerung blieb im Volke haften, daß er jeden niedergeworfen habe, der seinen Plänen entgegen gewesen, daß er sich der Armen und Schuldlosen angenommen und daß er ein gewaltiger Kriegsmann gewesen sei, der mit seinem Schwert alle Feinde der Christenheit getroffen habe. Was frühere Zeiten vorbereitet hatten und unter ihm nur seine Vollendung fand, das wurde ihm zugeschoben, und was von anderen neben und unter ihm gethan worden war, galt als sein eigenes Werk. Vor ihm war eine trübe Zeit der Gärung in dem

*) Die Indiktion giebt an, die wievielte Stelle ein Jahr in einem Cyklus von 15 Jahren einnimmt. Solche fünfzehnjährige Cyclen laufen durch unsere gesamte Zeitrechnung. Auf die Anzahl ihrer Wiederkehr wird dabei keine Rücksicht genommen.

Leben der abendländischen Völker gewesen, nach ihm kam der Verfall des Weltreiches, das er aufgerichtet, und je trüber und verworrener die Zeiten wurden, um so glänzender malte die Erinnerung sein Bild.

Noch während Karl auf Erden wandelte, hat man sich im Heerlager, wie im Kloster und im Bauernhaus allerhand Züge von dem gewaltigen Herrscher zu erzählen gewußt. In jenen Erzählungen lebte Karl nicht als der Wiedererwecker des römischen Kaiserreichs und der klassischen Bildung, sondern als der deutsche Volkskönig, der den gemeinen Mann gegen die Vergewaltigungen der Großen schützt und übermütigen Bischöfen eine harte Lektion erteilt. Einen Schatz von solchen Sagen und Erzählungen zeichnete im Jahre 883, von Karl dem Dicken aufgefordert, ein Mönch im Kloster zu St. Gallen auf. Als Knabe hatte er sie von einem alten Kriegsmann Adalbert vernommen, welcher im Gefolge seines Herrn, des tapferen Gerold, des Bruders der Königin Hildegard, die Kämpfe gegen Sachsen, Slaven und Avaren mitgemacht hatte, und später, als er ins Kloster zu St. Gallen trat, erfuhr er mancherlei von Adalberts Sohn Werinbert, der hier sein Lehrer war.

Roh und unbehilflich, weit entfernt von den Feinheiten des Einhard'schen Stils ist die Form, in welcher der schlichte Mönch schrieb, und was er berichtet, ist oft wenig genug verbürgt, aber er hat uns doch auch manchen charakteristischen Zug erhalten und seine Sammlung zeigt uns, wie Karls Bild im Volke lebte und bis in die Zeit des Mönches sich gestaltet hatte. Das macht sie uns wertvoll.

Wir heben aus dem Bericht des Mönches einige Züge heraus.

Er*) erzählt:

„Als der siegreiche Karl einst nach langer Abwesenheit nach Gallien zurückkehrte, ließ er die Knaben vor sich kommen, welche er dem Clemens anvertraut hatte, und befahl ihnen, ihre Briefe und Gedichte vorzuzeigen. Da brachten ihm die Kinder aus mittlerem und niederem Stande die ihrigen wider Erwarten mit allen Würzen der Weisheit versüßet, die edlen aber wiesen Arbeiten vor voll Unwissenheit und Leerheit. Karl aber ahmte in seiner Weisheit das Beispiel nach, welches der ewige und gerechte Richter gegeben hat, scharte die guten Arbeiten zu seiner Rechten und redete sie also an: „Habet vielen Dank meine Söhne, daß ihr bestrebt waret, meine Befehle zu eurem Nutz und Frommen nach Kräften

*) Monach. Sangall. de Carolo Magno I. 3. Jaffé, Bibl. rer. Germ. T. IV. Mon. Carol. Geschichtschr. d. d. Vorz. Heft 10.

zu erfüllen. Strebet jetzt danach, Vollkommenes zu erreichen, dann werde ich euch prächtige Bistümer und Klöster geben, und immer sollt ihr Ehre genießen in meinen Augen.' Dann wandte er sich zornigen Antlitzes zu den links Stehenden, und indem sein flammendes Auge ihr Gewissen mit Schrecken traf, stieß er mit furchtbarem Hohn mehr donnernd als sprechend folgende Worte gegen sie hervor: ‚Ihr adeligen Knaben, vornehmer Leute Kind, die ihr, geleckt und schön geputzt, euch auf eure Abkunft und euren Reichtum verlaßt, ihr habt also meinen Befehl und eure Ehre nicht geachtet, habt die Beschäftigung mit den Wissenschaften hintangesetzt und euch müßigem Spiel, der Trägheit oder thörichten Possen hingegeben!' Und nachdem er solches vorausgeschickt hatte, wandte er das erhabene Haupt und die unbesiegte Rechte unter einem Eidschwure zum Himmel, und wie ein Blitzstrahl fuhren seine Worte auf sie hernieder: ‚Bei dem Herrn des Himmels: Ich kümmere mich nicht um eure edle Geburt und euer schönes Aussehen. Mögen andere euch deshalb bewundern. Das möget ihr wahrlich beherzigen, daß, wenn ihr nicht schnell eure frühere Nachlässigkeit durch regen Eifer wieder gut macht, ihr niemals von Karl eine Gnade empfangen werdet.'"

Weiter*) hören wir:

„Es befand sich im Gefolge des Königs ein armer, wenig geachteter Geistlicher, der in den Wissenschaften nicht gerade trefflich bewandert war. Karl aber hatte in seiner Milde Erbarmen mit der Armut des Mannes, und obgleich jenen alle mit ihrem Hasse verfolgten und ihn vom Hofe zu vertreiben strebten, so ließ sich doch nie der König durch ihren Rat bewegen, ihn zu verstoßen oder aus seinem Gefolge zu vertreiben. Es traf sich aber, daß am Vorabende vor Martini**) dem Kaiser die Kunde gebracht wurde, daß ein Bischof gestorben sei. Darum beschied er sogleich einen seiner Geistlichen zu sich, der durch vornehme Abkunft und Gelehrsamkeit hinreichend ausgezeichnet war, und gab ihm das Bistum. In seiner Freude berief dieser viele Höflinge in sein Haus und nahm sehr viele Leute, die aus jenem Bistum zu ihm kamen, mit festlicher Bewirtung auf und ließ ihnen allen ein überaus prachtvolles Mahl zurichten. Also von Speisen übersättigt und trunken von Wein, versäumte er es, in dieser heiligen Nacht zu den Vigilien zu kommen. Es bestand aber die Sitte, daß das Haupt des Chores jedem am Tag vorher anwies, welches Responsorium er in der Nacht singen müsse.

*) A. a. O. I. 5.

**) Am 10. November.

Jenem, dem das Bistum schon sicher war, hatte man das Responsorium: „Herr, wenn ich für dein Volk noch notwendig bin'*) gegeben. Als nun, weil er abwesend war, nach der Lektion langes Stillschweigen eintrat, einer den anderen antrieb, das Responsorium anzustimmen, und jeder sagte, er müsse das ihm selbst übertragene Responsorium singen, sagte endlich der Kaiser: ‚So singe doch einer von euch!' da endlich setzte jener wenig geachtete Geistliche, gestärkt durch göttliche Eingebung und ermutigt durch solche Aufforderung, mit dem Responsorium ein. Sogleich befahl der milde Kaiser, da er nicht glaubte, daß er das Ganze singen könnte, den anderen, ihm beizustehen. Da nun die übrigen ohne Aufhören sangen und jener arme Mann von keinem den Vers erfahren konnte, begann er nach Beendigung des Responsoriums das Gebet des Herrn mit schöner Stimme anzustimmen. Wohl wollten ihn alle daran hindern, weil er ja einen Fehler begehe, aber der weise König Karl wünschte zu sehen, wie er es zu Ende bringen würde, und verbot daher, ihn zu stören. So schloß denn jener seinen Gesang mit den Worten: ‚Zu uns komme Dein Reich', und die übrigen mußten, ob sie nun wollten oder nicht, antworten: ‚Dein Wille geschehe.'

Nachdem aber die Frühmette beendet war, begab sich der König in seine Pfalz und seine Schlafkammer, um sich zu wärmen und zu dem bevorstehenden Feste zu schmücken, befahl darauf, jenen verachteten Diener, aber neuen Sänger, zu ihm zu bescheiden, und sagte ihm: ‚Wer hat dich geheißen, das Responsorium anzustimmen?' Erschreckt antwortete der Geistliche: ‚Herr, ihr habt befohlen, daß einer sänge.' Und der König — denn so pflegten die Alten den Kaiser zu nennen — sagte: ‚Wer aber hat von diesen dir jenen Vers gezeigt?' Da aber brachte jener die Worte vor, mit welchen zu dieser Zeit die Untergebenen ihre Herren zu ehren, zu gewinnen oder wohl auch ihnen zu schmeicheln gewöhnt waren, und sagte, durch den Beistand Gottes ermutigt: ‚Freudenreicher Herr, glückbringender König, da ich von keinem einen Vers erfahren konnte, habe ich in meinem Sinn gedacht, ich würde, wenn ich irgend einen unpassenden anstimmte, deine Herrlichkeit verletzen. Darum entschloß ich mich, den zu singen, dessen Ende der Gewohnheit gemäß mit den vorletzten Worten des Responsoriums zusammenstimmt.' Da lächelte der Kaiser voll Milde ihm zu und sprach vor seinen Fürsten:

*) Es geht weiter: ‚so will ich gern die Mühen für dasselbe auf mich nehmen. Dein Wille geschehe.' Die Lektionen enthalten Stellen aus dem Leben des heiligen Martin.

‚Jener Hoffärtige, der weder Gott noch seinen bevorzugten Freund*) gefürchtet und in Ehren gehalten hat, so daß er nicht einmal eine Nacht lang sich in seinem Wohlleben Zügel anlegen konnte, um das Responsorium wenigstens anzustimmen, das er, wie ich höre, zu singen hatte, der soll nach Gottes und meinem Rechte des Bistums verlustig sein, und du magst, da Gott es dir schenkt und ich es gewähre, dieses Amtes nach kanonischem und apostolischem Gesetze warten.‘

Als ein andermal ein Bischof gestorben war, setzte der Kaiser einen jungen Mann an seine Stelle. Dieser schickte sich hocherfreut an, davonzugehen. Da nun seine Diener gemäß der bischöflichen Würde ihres Herrn ihm das Roß herbeiführten und einen Tritt brachten, um ihm das Aufsteigen zu erleichtern, wurde er unwillig, daß man ihn wie einen Kranken behandeln wolle, und sprang von ebener Erde aus so kräftig auf sein Roß, daß er Mühe hatte, nicht auf der anderen Seite wieder herunterzufallen. Dies sah der König vom Fenster seiner Pfalz, und sogleich beschied er den Mann zu sich und redete ihn also an: ‚Guter Mann, schnell bist du und behende, rasch und leichtfüßig. Wie du ja selbst weißt, wird die Ruhe unseres Reiches fortwährend durch den Lärm der Kriege gestört, darum bedarf ich eines solchen Geistlichen in meinem Gefolge. Sei daher noch eine Zeit lang ein Gefährte unserer Mühen, so lange wenigstens, als du so hurtig aufs Roß steigen kannst.‘

Was ich noch bei der Anordnung der Lektionen zu sagen vergaß, als ich von der Verteilung der Responsorien sprach, das kann ich noch in der Kürze hier nachtragen. Niemand gab in der Kirche des hochgelehrten Karl einem die Lektionen an, welche er zu lesen hatte, niemand merkte sich das Ende mit Wachs an oder drückte mit dem Nagel sich ein kleines Zeichen ein, sondern ein jeglicher trug Sorge, sich mit dem, was gelesen werden mußte, so bekannt zu machen, daß er, selbst wenn er unvorbereitet zum Lesen aufgefordert wurde, doch untadelhaft vor ihm erfunden ward. Mit dem Finger oder dem vorgestreckten Stab oder durch Entsendung eines der Männer, die an seiner Seite saßen bezeichnete Karl den, welcher lesen sollte; das Ende der Lektion aber gab er durch ein Räuspern an. So aufmerksam aber achteten alle auf ihn, daß der folgende, auch wenn Karl ein Zeichen am Ende des Satzes oder mitten darin machte, niemals weiter oben oder unten anzufangen wagte, selbst

*) Der heilige Martin.

wenn der Anfang oder das Ende unpassend erschien. So kam es denn, daß alle an seinem Hofe trefflich zu lesen wußten, auch wenn sie den Sinn nicht verstanden. Kein Fremder, aber auch kein ihm Bekannter, der nicht zu lesen oder zu singen verstand, hätte gewagt, unter seine Geistlichkeit sich zu mischen.

Als nun einst auf einer Reise Karl zu einer großen Kirche kam, da trat auch ein wandernder Geistlicher, welcher Karls Zucht nicht kannte, in den Chor ein und blieb, weil er von alledem nie etwas gelernt hatte, stumm und blöde inmitten der Singenden stehen. Der Vorsänger erhob seinen Stab und drohte ihm, wenn er nicht singe. Jetzt wußte jener nicht, was er thun und wohin er sich wenden sollte, und da er nicht wagte, die Kirche zu verlassen, so drehte er den Hals im Kreise herum, öffnete weit seinen Mund und ahmte, so gut als es gehen konnte, die Haltung eines Singenden nach. Die anderen vermochten kaum das Lachen zu unterdrücken. Nur der tapfere Kaiser, der selbst bei großen Dingen unerschütterlich blieb, erwartete, als wenn er die gezwungene Gebärde des Sängers nicht bemerkte, in Ruhe das Ende der Messe. Dann aber beschied er den armen Mann zu sich, und da ihn Mitleid mit seinen Anstrengungen und seiner Angst erfaßte, tröstete er ihn mit folgenden Worten; ‚Habe vielen Dank, guter Mann, für deinen Gesang und deine Mühe.‘ Darauf ließ er ihm, um ihn in seiner Armut zu unterstützen, ein Pfund Silber reichen."

Auch an anderen Stellen hat der einfache Mönch seine Freude daran, zu schildern, wie der mächtige Kaiser die übermütigen und selbstsüchtigen Bischöfe demütigt.*) So erzählt er: „Der überaus fromme und mächtige Kaiser Karl hatte die Gewohnheit, während der Fasten um die siebente Stunde**) des Tages nach der Feier der Messe und Beendigung der Vesper zu speisen, ohne doch dabei die Fasten zu brechen, da er nach der Vorschrift des Herrn von einer Stunde zur anderen aß***). Ein Bischof aber, der gegen den Ausspruch jenes Mannes†) allzu gerecht und allzu thöricht war, tadelte ihn deshalb unbedachter Weise. Aber Karl nahm in seiner Weisheit und seinen Unwillen verbergend, den Verweis demütig dahin und sagte: ‚Recht hast du mit deinem Vor-

*) Monach. Sangall. I. 11. 12.

**) Um ein Uhr.

***) Nämlich einmal am Tage. Gemeint ist 3. Mos. 23, 32.

†) Prediger Sal. 7, 17: „Sei nicht allzu gerecht und nicht allzu weise, daß du dich nicht verderbest."

wurf, lieber Bischof. Ich aber befehle dir, daß du nichts genießest, ehe nicht die letzten Diener meines Hofes sich gestärkt haben.'

Da aber Karl an der Tafel saß, dienten ihm die Herzöge und Fürsten oder die Könige fremder Völker. Nachdem er gegessen hatte, setzten sich jene zu Tische, und dienten ihnen die Grafen und Statthalter oder Vornehme verschiedenen Ranges, und als diese wieder fertig waren, kamen Ritter und Kammerherrn daran, dann folgten die Vorgesetzten der einzelnen Hofämter, darauf deren Diener und zuletzt wieder deren Diener, so daß die letzten nicht vor Mitternacht an die Reihe kamen. Da nun die Fasten bald zu Ende gingen und der Bischof immer noch seine Strafe zu erdulden hatte, sagt zu ihm der milde Herrscher: „Jetzt glaube ich, o Bischof, hast du erfahren, daß ich nicht unmäßig, sondern mit gutem Bedacht vor der Abendstunde während der Fastenzeit mein Mahl nehme.'

Als er einst einen Bischof um den Segen bat und jener, nachdem er das Zeichen des Kreuzes über das Brot gemacht hatte, erst sich nahm und dann es dem herrlichen Karl darreichen wollte, sagte dieser zu ihm: ‚Behalte für dich das ganze Brot.' So wies er also den Segen des Bischofs zurück und beschämte ihn damit."

Dergleichen Geschichtchen erzählt der Mönch eine ganze Menge, so daß er selbst vor dem Kaiser Karl, auf dessen Befehl er das Leben des großen Herrschers beschreibt, die Furcht ausspricht, er möchte sich die Bischöfe zu Feinden machen. Aber nicht bloß die Bischöfe werden vom Kaiser bestraft, der Mönch weiß auch davon zu berichten, wie der Zorn Karls unbotmäßige Grafen und Beamte traf, wie seinen Augen kein Fehl entging und Gott selbst ihn bei der Rache an den Ungerechten und Frevlern unterstützte. Wir wollen an dieser Stelle den Mönch noch eine Geschichte erzählen lassen, welche recht klar beweist, wie das Volk seine Freude daran hatte, wenn der Kaiser gegen die Großen des Reiches mit Härte verfuhr oder wenigstens ihnen einen Schabernack spielte.

Er erzählt*): „Einst sagte an einem Festtage nach der Feier der Messe der Kaiser zu den Seinen: ‚Lasset uns nicht in Müßiggang hinleben und so der Trägheit verfallen, lasset uns auf die Jagd gehen, bis wir etwas erbeuten, und zwar wollen wir in demselben Anzuge aufbrechen, den wir jetzt anhaben!' Es war aber ein kalter und regnerischer Tag. Karl selbst hatte einen Schafpelz an von nicht höherem

*) Monach. Sangall. II. 17.

Preise, als jener Rock des heiligen Martin war, mit welchem bekleidet jener unter himmlischem Beifall nackten Armes Gott sein Opfer gebracht haben soll. Die übrigen aber gingen, da Festtage waren und sie von Pavia herbeikamen, wohin vor kurzem die Venetianer aus überseeischen Ländern alle Reichtümer des Morgenlandes herbeigebracht hatten, einher im Pelzwerk phönizischer Vögel, das mit Seide eingefaßt, mit den Hals- und Rückenfedern von Pfauen und deren leuchtenden Schweifen geschmückt und mit tyrischem Purpur oder orangefarbenen Streifen verziert war; andere waren in gewebte Decken oder Hermelin gehüllt. So durchstreiften sie den Wald, und von Baumzweigen, Dornen und Gestrüpp zerfetzt, vom Regen durchnäßt, dann auch beschmutzt vom Blute der Tiere und dem Unrat der Felle kehrten sie zurück. Da sprach Karl voll Schlauheit: ‚Keiner von uns möge sein Pelzwerk ausziehen, bis wir uns zur Ruhe begeben, damit es uns am Leibe besser zu trocknen vermöge.‘ Nach diesem Befehle sorgte ein jeder mehr für seinen Leib als für sein Gewand und suchte sich ein Feuer aus, um sich daran zu wärmen. Bald darauf aber kehrten sie wieder zurück und wurden erst, nachdem sie bis tief in die Nacht im Dienste ihres Herrn gewesen waren, nach Hause entlassen. Und da sie nun jene feinen Felle und dünnen Binden abzulegen begannen, da hörte man weithin die Brüche der Falten und Nähte, wie wenn man dürres Holz zerbricht, und sie selbst hörte man seufzen, jammern und sich beklagen, daß sie so viel Geld an einem Tage verloren hätten. Sie kamen aber dem Befehle des Kaisers, am nächsten Tage sich in denselben Fellen wieder einzustellen, nach, und als sie nun nicht mehr in ihren Gewändern glänzten, sondern vielmehr in ihren farblosen Lappen einen kläglichen Anblick gewährten, sagte Karl geflissentlich zu seinem Kammerherrn: ‚Nimm jetzt meinen Pelz in die Hand und bringe ihn hierher.‘ Als dieser herbeigebracht wurde, rein und weiß wie er war, nahm er ihn in die Hand, zeigte ihn den Umstehenden und sprach also: ‚O ihr thörichten Menschen, welcher Pelz ist nun wertvoller und nützlicher, meiner, den ich für einen Solidus gekauft habe, oder eure, die nicht um Pfunde, sondern um viele Talente erworben worden sind?‘ Da schlugen sie die Augen zur Erde nieder und vermochten seinen schrecklichen Anblick nicht zu ertragen.

Diesem Beispiele folgte euer frommer Vater*) nicht einmal, sondern

*) Ludwig der Bayer, gewöhnlich Ludwig der Deutsche genannt, der Vater Karls. In Karls Auftrag wurde das Buch des Mönches geschrieben.

ahmte es sein ganzes Leben hindurch so nach, daß keiner, der seiner Bekanntschaft und Belehrung würdig erschien, im Heerzuge gegen den Feind etwas anderes zu tragen wagte als seine Waffen und wollene oder linnene Kleidung. Wenn nun aber einer der Niederen, der mit dieser Zucht unbekannt war, bekleidet mit Seide und mit Gold oder Silber geschmückt mit ihm zusammentraf, ging er, mit solchen Worten gescholten und zum Besseren vermahnt oder vielmehr weiser gemacht, von dannen: ‚O du doppelt goldener, o du silberner, o du ganz purpurner! Armseliger und Unglücklicher, genügt es dir nicht, allein im Kampfe zu Grunde zu gehen, mußt du denn auch die Dinge, durch welche deine Seele zurückgekauft werden kann, in die Hände der Feinde liefern, auf daß mit ihnen der Heiden Götzenbilder geschmückt werden?'

Während der Mönch von Karls Thätigkeit und Sorge für die christliche Kirche vielerlei zu erzählen weiß, spricht er von den Bemühungen des Kaisers, die Wissenschaft in seinem Reiche zu fördern, nur wenig. Nur an einer Stelle*) berichtet er folgendes: Da der hochberühmte Karl sah, daß in seinem ganzen Reiche die Wissenschaften blühten, trauerte er doch, daß er nicht zu der Höhe der Kirchenväter gelangen könne, und rief, nachdem er lange Zeit in übermenschlicher Weise sich gemüht hatte, voll Überdruß aus: ‚O daß ich doch zwölf Geistliche, so gelehrt und voll solcher Weisheit in allen Dingen, wie Hieronymus und Augustinus waren, hätte!' Der hochgelehrte Albinus, welcher im Vergleich zu jenen sich mit Recht für sehr unwissend hielt, wurde hierüber erzürnt, ließ aber seinen Unwillen nur ein klein wenig blicken und antwortete, was kein anderer Sterblicher im Angesicht Karls zu sagen gewagt hätte: ‚Der Herr des Himmels und der Erde hatte nicht mehr von ihrer Art, und du willst deren zwölf haben?'

Die Sage vermag sich den hervorragenden, geistgewaltigen Mann nicht ohne große Körperkraft, nicht ohne eine imponierende Erscheinung zu denken. Wie Karls Wesen den Nachlebenden bald märchenhaft prächtig, alles überstrahlend erschien, das zeigt uns eine andere Erzählung unseres Mönches**):

„Als einst Karl einen Bischof, einen an Geist und Körper ausgezeichneten Mann, mit dem edlen Herzoge Hugo als Begleiter nach Konstantinopel sandte, wurden diese lange hingehalten, zuletzt zwar vor den

*) Monach. Sangall. I. 9.

**) Monach. Sangall. II. 6.

König geführt, aber unwürdig behandelt und an verschiedenen Orten untergebracht. Endlich entlassen, kamen sie mit großem Schaden an ihrem Schiffe und ihrem Eigentum zurück.

Nicht lange darauf aber schickte auch der König seine Boten an den ruhmvollen Karl. Zufällig traf es sich, daß damals derselbe Bischof mit jenem Herzoge, dessen ich Erwähnung that, sich bei dem Kaiser befand. Als nun die nahe Ankunft der griechischen Gesandten gemeldet wurde, gaben sie dem weisen Karl den Rat, sie durch die Alpen und unwegsames Land zu führen, bis sie alle ihre Lebensmittel verbraucht hätten und so gezwungen wären, durch Mangel gedrückt, vor sein Angesicht zu kommen. Als die Griechen nun endlich ankamen, ließ der Bischof oder sein Gefährte den Marschall sich in die Mitte seiner Untergebenen auf einen hohen Thron setzen, so daß er für niemand anderes als den Kaiser gehalten werden konnte. Sobald nun die Gesandten ihn sahen, warfen sie sich zur Erde nieder und wollten ihm ihre Ehrfurcht beweisen, aber sie wurden von den Dienern zurückgewiesen und gezwungen, weiter zu gehen. Da erblickten sie den Pfalzgrafen, wie er inmitten der Großen zu Gericht saß. Wieder hielten sie ihn für den Kaiser und warfen sich zu Boden. Aber auch von hier wurden sie mit Schlägen verjagt. Dies ist nicht der Kaiser, so rief man. Weiter gingen sie und fanden den Truchseß mit seinen reich geschmückten Dienern. Jetzt glaubten sie, den Kaiser vor sich zu haben, und warfen sich auf die Erde. Von dort wieder vertrieben, trafen sie im inneren Gemach die Kammerherren des Kaisers um ihren Herrn versammelt, der nun unzweifelhaft der Fürst der Welt zu sein schien. Dieser leugnete, daß er es sei, versprach aber, sich zugleich mit den Ersten des Palastes zu bemühen, daß sie, falls es geschehen könne, den erhabensten Kaiser von Angesicht zu Angesicht sehen sollten. Da endlich wurden von Seiten des Kaisers einige abgeschickt, welche die Gesandten ehrenvoll zum Kommen einluden. Es stand aber Karl, der glorreichste unter allen Königen, an einem hellen Fenster, strahlend wie die Sonne bei ihrem Aufgange, mit Edelsteinen und Gold geschmückt und gestützt auf Heitto*); also nämlich lautete der Name des Bischofs, der einst nach Konstantinopel gesendet worden war. Um ihn herum aber standen gleich den himmlischen Heerscharen drei Jünglinge, seine Söhne, damals schon Genossen in der Regierung**), und seine Töchter mit ihrer Mutter, nicht weniger mit Weisheit und Schönheit

*) Bischof Heitto von Basel war 811—812 als Gesandter in Konstantinopel.

**) Karl war schon 811, Pippin 810 gestorben, der dritte hieß Ludwig.

als mit Geschmeide geziert, Bischöfe, an Gestalt und Tugenden unvergleichlich, und Äbte, hervorragend durch Adel und Heiligkeit, Herzöge aber, so wie einst Josua im Lager zu Gilgal*) erschien, endlich eine gerüstete Schar derart wie die, welche aus Samaria Syrer und Assyrer vertrieb, so daß David, wenn er zugegen gewesen wäre, nicht mit Unrecht gesungen hätte: ‚Ihr Könige auf Erden und alle Leute, Fürsten und alle Richter auf Erden, Jünglinge und Jungfrauen, Alte mit den Jungen, sollen loben den Namen des Herrn**).‘

Da erschraken die Gesandten der Griechen in ihrem Herzen, der Atem ging ihnen aus, und ratlos stumm und ohnmächtig stürzten sie auf den Boden. Aber der Kaiser in seiner unendlichen Güte hob sie auf und versuchte durch trostreiche Anrede sie zu ermutigen. Endlich erholten sie sich, aber als sie Heitto erblickten, der von ihnen schmählich und schimpflich behandelt worden war, und erkannten, in wie hoher Ehre er gehalten werde, fielen sie nochmals voll Schrecken zu Boden, und nicht eher erhoben sie sich, als bis der König ihnen bei dem Herrn des Himmels zugeschworen hatte, daß er ihnen nichts Übles anthun werde. Durch dieses Versprechen ermutigt, begannen sie etwas zuversichtlicher aufzutreten. Darauf kehrten sie in ihr Vaterland zurück und kamen niemals wieder in unser Land.“

In den folgenden Jahrhunderten ist Karls Bild immer mehr verändert, phantastisch ausgeschmückt und mit einem gestaltenreichen Sagenkreis umgeben worden. Wie weit man dabei von der Geschichte abwich, das mag noch ein Abschnitt verdeutlichen, den wir der im zwölften Jahrhundert entstandenen Chronik des sogenannten Turpin entnehmen. Er handelt von Karls Persönlichkeit und jenem Rückzug aus Spanien, auf welchem der König nach den Einhardschen Annalen einen Unfall durch die Basken erlitt und nach Einhards Biographie seinen Truchseß Eggihard, den Pfalzgrafen Anselm und Hruodland (Roland), den Befehlshaber der britannischen Mark, nebst vielen anderen Rittern verlor.

Das durch das ganze Mittelalter vielgelesene Fabelbuch***) Turpins erzählt:

„Es hatte König Karl braunes Haar, rötliches Antlitz und einen

*) Josua 10. 6.

**) Ps. 148. 11. 12. 13.

***) Johannes Turpin. c. 20—23. De vita Carol. Magni et Rolandi. Sim. Schardii Germ. rer. quat. cel. vet. chronographi. Francf. 1566.

schönen, anmutigen Körper. Seine Länge betrug acht seiner Füße, und diese waren sehr lang. Breit war er in den Lenden, ebenmäßig am Leib. Arme und Hüften waren fleischig. Stark an Gliedern und im Kampfe trefflich geübt, war er ein streitbarer Kriegsmann. Sein Gesicht hatte anderthalb Hand in der Länge, sein Bart war eine, seine Nase eine halbe und seine Stirne eine Hand lang. Seine Löwenaugen funkelten wie Karfunkelsteine, und seine Augenbrauen hatten die Länge einer halben Hand. Wen er erregt offenen Auges anschaute, den ergriff schon lähmender Schrecken. Der Gürtel, mit welchem er sich umgürtete, betrug acht Handlängen, nicht eingerechnet, was davon herabhing.

Er aß wenig Brot, aber den vierten Teil eines Widders oder zwei Hennen, eine Gans, einen Schweinsschinken, einen Pfau oder Kranich oder einen ganzen Hasen. Mäßig trank er Wein oder Wasser.

Von so großer Stärke war er, daß er einen bewaffneten Krieger, der auf dem Rosse saß, durch einen Hieb mit seinem Schwerte von Kopf bis zu Fuß zugleich mit dem Pferd spaltete, vier Hufeisen mit Leichtigkeit auf einmal auseinanderbog und einen gerüsteten Krieger, der aufrecht auf seiner Hand stand, ohne Anstrengung vom Boden aus bis in die Höhe seines Hauptes heben konnte.

Er war in Geschenken freigebig, gerecht im Urteil und gewandt in der Rede. An den vier hohen Festen des Jahres trug er, zumal wenn er in Spanien seinen Hof hielt, die königliche Krone und ein Scepter. Das war am Tage der Geburt unseres Herrn, zu Ostern, zu Pfingsten und am Tage des heiligen Jakobus. Dann wurde vor seinem Richterstuhle nach kaiserlicher Sitte ein entblößtes Schwert getragen. Nacht für Nacht hielten ununterbrochen hundertundzwanzig rechtgläubige Helden um sein Lager die Wache, und zwar hatten vierzig die Wache während des ersten Teils der Nacht, zehn an seinem Haupt, zehn zu seinen Füßen, zehn zur Rechten und zehn zur Linken, und sie alle hielten in der rechten Hand ein entblößtes Schwert, in der linken eine brennende Fackel. Den zweiten Teil der Nacht wachten andere vierzig, und während des dritten Teils übernahmen die letzten vierzig den Schutz des Königs, bis der Tag heranbrach. Die anderen aber durften sich indessen der Ruhe hingeben.

Wenn es nun auch einen erfreuen möchte, von seinen großen Thaten zu hören: sie zu erzählen, ist für uns eine zu große und schwere Aufgabe. Wie Galafer, der Admiral von Toledo, ihn, da er in jenem

Lande als Verbannter lebte*), in seinem Palast zu Toledo zum Ritter schlug, und wie dann Karl zum Dank für diesen Dienst im Kampf den Braimant, den großen und stolzen König der Sarazenen, der ein Feind Galafers war, tötete, wie er mancherlei Länder und Städte eroberte und dem christlichen Glauben unterwarf und wie er in allen Teilen der Welt viele Klöster und Kirchen begründete und vieler Heiligen Körper und Reliquien in goldnen und silbernen Schreinen bewahrte, wie er zu Rom Kaiser wurde und zu dem Grabe des Herrn zog**), wie er das Kreuz des Herrn mit sich brachte und viele Kirchen damit beschenkte: alles dies vermag ich nicht zu beschreiben. Hand und Griffel würden mir eher versagen als der Stoff zum Erzählen. Nur das eine will ich kurz berichten, wie er nach Eroberung Galiciens aus Hispanien heimkehrte.

Als der hochberühmte Kaiser Karl zu jener Zeit ganz Hispanien zu Ehren Gottes und seines Apostels, des heiligen Jakobus, unterworfen hatte, zog er aus Hispanien nach Pampelona zurück und rastete hier mit seinem Heere. Damals lebten in der Nähe von Saragossa zwei Könige der Sarazenen, Marsilius und sein Bruder Beligand, welche von dem Admiral Babyloniens aus Persien nach Hispanien geschickt worden waren. Diese aber unterwarfen sich Karls Macht, waren in allem ihm zu willen, aber von erheuchelter Treue. Karl befahl ihnen durch Ganelo, sich taufen zu lassen oder einen Zins ihm zu senden. Da schickten sie ihm dreißig Rosse, beladen mit Gold und Silber und hispanischen Kleinodien, und vierzig Rosse mit dem süßesten und reinsten Wein zum Tranke, ebensoviel den anderen Kriegern und tausend schöne Sarazeninnen. Dem Ganelo aber boten sie zwanzig mit Gold und Silber und mit Teppichen beladene Saumrosse in arger Absicht, auf daß er alle die Streiter in ihre Hand liefere. Ganelo ging darauf ein und nahm das Geld in Empfang. Darauf kehrte er, nachdem er den schnöden Verrat beschworen, zu Karl heim und überreichte ihm die Schätze, welche die Könige sandten, und sagte, Marsilius wolle Christ werden und rüste sich, nach Gallien zu Karl zu kommen, um hier sich taufen zu lassen und dann das ganze hispanische Land aus seiner Hand

*) Nach einer alten Sage mußte Karl, der Sohn der echten Königin Bertha au grand pied, von seinen Stiefbrüdern, den Söhnen der falschen, trügerisch untergeschobenen Bertha, verfolgt, nach Spanien fliehen, wo er unter dem Namen Mainet in den Dienst des sarazenischen Königs Galafer trat.

**) Die Sage von dem Kreuzzuge Karls ist schon in früher Zeit entstanden.

als Lehen zu empfangen ... Da glaubte Karl Ganelos Worten und entschloß sich, über die Pyrenäen nach Gallien zurückzukehren. Auf Ganelos Rat aber befahl er den ihm teuersten Rittern, seinem Neffen Roland, Grafen von Le Mans und Blois*), und Oliver, dem Grafen von Genf, mit den besten Streitern und zwanzigtausend Rittern in Roncesvall die Wache zu halten, bis er mit dem übrigen Heere das Gebirge überschritten hätte. Und so geschah es ... Aber während Karl mit zwanzigtausend Christen, mit Turpin und Ganelo über die Berge zog und Roland und Oliver den Nachtrab schirmten, stürmten plötzlich Marsilius und Beligand mit fünfzigtausend Sarazenen im Morgengrauen aus dem Walde und den Bergschluchten hervor, wo sie auf Ganelos Rat sich zwei Tage und zwei Nächte lang verborgen gehalten hatten. Sie hatten aber zwei Scharen gebildet. Die erste Schar von zwanzigtausend Mann begann zuerst die Unsrigen plötzlich vom Rücken her anzugreifen, aber sogleich wandten sich die Unsrigen gegen die Anstürmenden und kämpften mit ihnen vom Morgen bis zur dritten Stunde des Tages und töteten alle, so daß auch nicht einer von den zwanzigtausend davonkam. Als aber unsere Ritter vom Kampfe erschöpft und müde waren, rückten die anderen dreißigtausend Sarazenen heran und töteten sie alle vom größten bis zum geringsten Mann, und nicht einer von den dreißigtausend Christen vermochte sich zu retten. Denn sie wurden von Lanzen durchbohrt, vom Speer getroffen, durchstoßen vom Schwert, zerschlagen vom Beil, von Pfeil und Wurfgeschoß ereilt, erwürgt mit dem Dolch, von Feuer verbrannt, an die Bäume gehenkt. So starben alle die Streiter, und nur Roland, Balduin und Dietrich entkamen und die bei Karl waren, Turpin und Ganelo. Balduin und Dietrich irrten damals versprengt durch den Wald und entgingen so dem Tode. Die Sarazenen aber kehrten nach dem Gemetzel eine Meile Weges zurück.

Roland kam jedoch nach der Schlacht zurück, um Kundschaft wider die Heiden zu thun, und da er noch weit von ihnen entfernt war, fand er einen braunen Sarazenen. Der lag vom Streit erschöpft im Walde. Da fing ihn Roland lebendig und band ihn mit vierfacher Fessel an einen Baum. Dort ließ er ihn zurück. Er selbst aber stieg auf einen Berg und spähete nach den Feinden aus, und da er sah, daß es ihrer viele waren,

*) Roland ist der Sage nach ein Sohn von Karls Schwester Bertha und dem Herzog Milon von Anglers; Balduin wird als sein Bruder genannt, als Sohn Ganelos, mit welchem Bertha in zweiter Ehe vermählt gewesen sein soll.

ging er nach dem Weg von Roncesvall, auf welchem jene zogen, die das Gebirge zu überschreiten begehrten. Dort stieß er in sein elfenbeinernes Horn, und da es laut erklang, kehrten zu ihm hundert Christen zurück. Mit denen aber zog er gegen die Sarazenen, und er kam zu dem gefesselten Mann und löste ihm seine Banden und erhob sein entblößtes Schwert über das Haupt des Gefangenen und sagte: ‚Kommst du mit mir und zeigst mir den Marsilius, dann will ich dich ungeschädigt am Leben entlassen, wenn nicht, erleidest du den Tod.‘

Noch aber kannte Roland den Marsilius nicht. Sogleich aber ging der Sarazene mit dem Ritter und zeigte ihm den Marsilius von der Ferne, wie er mitten unter den Seinen auf feuerfarbenem Rosse ritt, gedeckt mit einem runden Schild. Da hieß Roland den Gefangenen gehen und warf sich, gestärkt zum Kampf durch die Kraft Gottes, sogleich mit den wenigen, die er um sich hatte, auf die Sarazenen. Und er erblickte mitten unter den anderen einen Mann, der war größer als alle. Da hieb er ihn und sein Roß von oben bis unten mit seinem Schwert durch und durch, so daß man zur Rechten wie zur Linken eine Hälfte des Sarazenen und seines Rosses fallen sah. Als dies die Sarazenen erblickten, ließen sie den Marsilius mit wenigen auf dem Felde zurück und begannen hierhin und dorthin zu fliehen. Roland aber stürmte, auf Gottes Beistand vertrauend, mitten in die Reihen der Feinde, warf jene zur rechten, diese zur linken, holte den fliehenden Marsilius ein und erschlug ihn.

In diesem Kampfe aber fielen die hundert Genossen Rolands. Nur Roland selbst lebte noch. Doch war er von vier Lanzen getroffen und durch Speer- und Steinwürfe wund und auf den Tod matt. Als aber Beligand von seines Bruders Tod hörte, kehrte er sogleich mit den anderen Sarazenen um. Dietrich und Balduin und andere Christen irrten zerstreut durch den Wald, andere überschritten das Gebirge, Karl aber hatte schon die höchsten Höhen überstiegen und wußte nicht, was hinter seinem Rücken geschah. So war Roland allein. Von Kampfesmühe matt und trauernd um die Christen und wackerer Helden Tod und durch Schwerthieb und Lanzenstoß zum Tode wund, so ritt er verlassen durch den Wald nach dem Fuß des Gebirges. Hier hielt er unter einem Baume an, an einem Marmorfelsen, der auf einer herrlichen Wiese über Roncesvall sich erhob, und sprang von seinem Roß. Er führte aber noch bei sich sein Schwert. Das war von schöner Arbeit, von unvergleichlicher Schärfe, unzerbrechbarer Härte, von wunderbarem Glanze

und hieß Duranda. Duranda aber war es nach seiner Härte genannt, denn eher erlag der Arm als das Schwert. Und Roland zog das Schwert aus der Scheide, und da er es in der Hand hielt, schaute er es an und sagte mit thränenerstickter Stimme: ‚O Schwert, das du schön bist und glänzend, von geziemender Länge und trefflicher Breite und von erprobter Härte. Ein elfenbeinerner Griff ziert dich, mit goldenem Kreuz bist du geschmückt, vergoldet ist dein Stahl, ein herrlicher Beryll erglänzt an dir, mit dem Namen Gottes bist du gezeichnet, scharf ist deine Schneide und durch jede edle Eigenschaft zeichnest du dich aus. Schwert, wer wird fürderhin deine Tugend erproben, wer wird dich besitzen, wird dich halten und führen? Wer dich besitzt, wird unbesieglich sein. Keine Furcht vor dem Feinde wird ihn scheuchen, ihn schrecket kein Wahnbild, und mit ihm wird die Kraft Gottes sein. Durch dich werden die Sarazenen vernichtet werden, wird untergehen das treulose Volk, durch dich wird Christi Gesetz erhöht und wird Gottes Ehre und der herrlichste Ruhm erstritten. Wie oft habe ich mit dir unseres Herrn Jesu Christi Blut gerächt, wie oft Christi Feinde erschlagen, wie oft mit dir die Sarazenen vertilgt? Durch dich wird Gottes Gerechtigkeit erfüllt, und du triffst verderblich Hand und Fuß des Räubers. O du glückseliges Schwert, schärfer als die schärfsten Degen, dem nie eines glich noch eines gleichen wird. Der dich schuf, hat nie ein gleiches mehr geschaffen, und nie mehr vermochte zu leben, dem du eine Wunde schlugst. Sollte ein feiger Rittersmann, sollte ein Sarazene oder ein anderer Ungläubiger dich führen, es wäre mir leid um dich.‘ Und da er fürchtete, daß sein Schwert in die Hände der Sarazenen fiele, ergriff er es mit beiden Händen, und dreimal schlug er mit mächtigem Hieb auf den Marmorblock, und da er das dritte Mal schlug, war der Stein von oben bis unten zersprungen. Das Schwert aber war unverletzt in seiner Hand.

Dann begann er auf seinem helltönenden Horn zu blasen, vielleicht daß einer von den Christen, welche die Furcht vor den Sarazenen durch die Wälder trieb, zu ihm käme oder die Ritter, die schon über das Gebirge gezogen waren, zurückkehrten und bei seinem Ende zugegen wären, sein Schwert und Roß empfingen und die Sarazenen verfolgten. Mit solcher Kraft aber stieß er in das Horn von Elfenbein, daß es in der Mitte brach und die Adern seines Halses zersprangen. Engel aber trugen den Klang hinüber zu Karls Ohr, der im Karlsthal mit seinem Heer ein Lager aufgeschlagen hatte, an einem Orte, der acht Meilen von Roland entfernt war. Sogleich wollte Karl zu ihm zurück, ihm Hilfe

zu bringen. Aber Ganelo, der wohl wußte, daß Rolands Tod nahte, sagte zu ihm: ‚Kehre nicht zurück, mein König. Täglich pflegt Roland um nichtiger Dinge willen ins Horn zu stoßen. Wisse, daß er deiner Hilfe nicht bedarf. Jagdeifrig verfolgt er durch den Wald blasend ein Wild!‘ O schändlicher Rat des Verräters Judas! Roland aber lag auf der Wiese, nach Wasser verlangend, den brennenden Durst zu löschen. Da kam Balduin zu ihm und wollte ihm Labung reichen. Vergeblich suchte er hier nnd dort nach Wasser, aber er fand es nicht, und als er sah, daß der Tod über den Helden kam, segnete er ihn. Weil er jedoch fürchtete, er könne in die Hand der Sarazenen fallen, bestieg er Rolands Roß, verließ den Sterbenden und sprengte Karl nach. Darauf nahte sich Dietrich ihm und begann laute Klage über ihn zu erheben und forderte ihn auf, durch das Bekenntnis seines Glaubens seiner Seele Kraft zu verleihen. . .

Und da er seinen Glauben bekannte und betete, verließ die heilige Seele des heiligen Märtyrers Roland die Hülle des Leibes und wurde von Engeln in das Land ewiger Ruhe getragen, wo sie herrscht ohne Ende und nach Verdienst im Chore der heiligen Blutzeugen weilt.“

6. Ludwig der Fromme.

Wenige Jahre vergingen, seitdem die Franken ihren großen Kaiser in der Gruft des Aachener Doms zur ewigen Ruhe bestattet hatten, und schon erhob sich in Karls Reich ein verderblicher Bürgerkrieg. Die Söhne Ludwigs des Frommen standen wider den Vater auf, und als Ludwig die müden Augen schloß, entbrannte um das Erbe ein neuer Kampf. In diesen Wirren fiel das Reich Karls des Großen aus einander. Fortan gingen die Völker des Abendlandes wieder ihren eigenen Weg.

War aber darum Karls Wirken umsonst gewesen, glich es der Thätigkeit des Eroberers, der in der Befriedigung seines Ehrgeizes weite Länder unterwirft und vorübergehend einen mächtigen Staat begründet, welchen nach kurzer Zeit ein anderer starker Willen wieder auflöst? Doch dem ist nicht so. Hat auch Karl das, was er bedacht und gewollt, nicht erreicht: die Arbeit, die er dabei aufgewandt, war nicht verloren, und fiel auch das Reich, das er geschaffen, nach seinem Tode bald auseinander, so kehrte doch der alte Zustand mit nichten wieder.

Karl hat alle deutschen Stämme auf dem Festlande vereinigt und dadurch die Bildung einer deutschen Nation erst ermöglicht. Die Unterwerfung der Bayern und Sachsen und ihre Verbindung mit Alemannen, Thüringern und Franken stärkte das deutsche Element im fränkischen Reich und schützte die früher unterworfenen Stämme vor Romanisierung, und die Vereinigung mit den Romanen zu einem Staate mußte auf der andern Seite wieder in allen deutschen Völkern das Gefühl der Zusammengehörigkeit, mußte ein Nationalgefühl hervorrufen. Dies ist auch allmählich eingetreten, und wenn auch unter Karls schwachen Nachfolgern die einzelnen deutschen Völkerschaften Selbständigkeit errangen, so ist doch das Gefühl der Zusammengehörigkeit, welches unter Karls Herrschaft erweckt worden war, nie ganz wieder verloren gegangen. Auf Karl mußte ein Heinrich folgen, der die deutschen Stämme wieder einte, ein Otto, der ein deutsches Reich schuf.

Dann aber war unter Karls Regierung bei den deutschen Völkern an Stelle des heidnischen Glaubens überall das Christentum getreten. Eine kirchliche Organisation umfaßte das Land und verknüpfte es mit Rom, dem Mittelpunkt der Kirche. Damit war die Einheit des Glaubens hergestellt worden, die jetzt, wo der Staat zerfiel, ein mächtiges Bindeglied blieb. Und noch mehr. Mit dem christlichen Glauben waren die Anfänge höherer Gesittung bei den Deutschen gemacht worden. Die Finsternis des Heidentums war verscheucht, und an Stelle der Barbarei, Gewalt und Unordnung traten Friede und Recht, Bildung und Sitte. Hier in Karls Reich lernten die deutschen Völker die Formen eines höheren Staatswesens kennen, wurden vertraut gemacht mit Handel, Gewerbe und fortgeschrittenem Ackerbau. Wohl haben die Kriege der folgenden Zeit manchen jungen Keim wieder zertreten, aber vieles wuchs doch kräftig empor und blühte herrlich auf. So entbehrte Karls Walten nicht einer bleibenden Wirkung.

Wir haben aber auch den Zusammenbruch des fränkischen Weltreiches, der sich jetzt vollzog, nicht zu beklagen. Ja eine längere Fortdauer hätte für die Deutschen verhängnisvoll werden können. Denn die Römer konnten mit ihrer überlegenen Civilisation einer Einwirkung des deutschen Elements nicht Raum geben. Römisch war noch alles, was zum Aufbau einer neuen Ordnung gedient hatte, Kirche, Staat, Kunst, Wissenschaft, der Handel und das Gewerbe. Wie leicht konnte darum bei längerem Zusammenbleiben der Romanen mit den Deutschen das deutsche Wesen allmählich unterliegen.

Aber wenn auch das fränkische Reich alle Gegensätze, an denen die Staaten der Ostgermanen auf römischem Boden gescheitert waren, glücklich überwunden hatte, den der Nationalität vermochte es doch nicht sogleich auszugleichen. An ihm sollte das Weltreich scheitern.

Mancherlei kam hinzu, um die Auflösung des Reiches zu beschleunigen. Nur unvollkommen trug Karls Staat die Bedingungen wahren staatlichen Lebens in sich. Alles hatte einen überwiegend persönlichen Charakter. In der Person des Herrschers allein vereinigten sich die Völker, die zum Reiche gehörten. In seinem Auftrage übten die Beamten ihre Gewalt aus, und wenn auch die Sendboten vorzugsweise dazu bestimmt waren, die Einheit der Regierung darzustellen, so war dies doch ebenso wenig wie die Einheit des Glaubens ein Ersatz für das, was der politischen Verbindung an natürlichen Bedingungen fehlte. Die großen Reichsversammlungen waren bedeutungslos geworden. Hier wie im Gericht und im Heer trat die Menge der Freien immer mehr in den Hintergrund. Zwischen den Herrscher und sein Volk drängten sich mächtige Beamten, die allmählich mehr als selbständige Herren, denn als die Vertreter des Königs erschienen und in unruhigen Zeiten wohl im stande waren, den Gehorsam zu weigern.

So gab es allenthalben Keime für eine Auflösung von Karls Reich. Einem mächtigen Nachfolger wäre es vielleicht möglich gewesen, den Staat noch eine Zeit lang zusammenzuhalten. Nun aber mußte Karl die Erhaltung seiner Monarchie den unfähigsten Händen überlassen. Zwei Söhne, Karl und Pippin, auf welche der Kaiser vor allem seine Hoffnungen gesetzt hatte, sanken vor ihm in die Gruft, und so fiel dem König Ludwig, dem einst nur ein Teil des Landes unter der Oberhoheit seines älteren Bruders zugedacht war, das ganze Reich mit dem Kaisertum zu.

Ludwig hatte eine sorgsame Erziehung genossen und war in den Waffen wohlgeübt. Auch besaß er manche treffliche Eigenschaft, aber der Mangel an Thatkraft und Beständigkeit machte jede seiner Tugenden zur Schwäche. Seine Freigebigkeit wurde zur Verschwendung, seine Frömmigkeit führte zur Abhängigkeit von der Geistlichkeit und entfremdete ihn den Geschäften des Reiches, welche er seinen Günstlingen überließ, und seine Liebe zu seinen Angehörigen beraubte ihn alles Ansehens und aller Macht im eigenen Hause.

Wir besitzen eine Schilderung von Ludwigs Persönlichkeit und Charakter in der Biographie Ludwigs des Frommen, welche Thegan, ein Chorbischof der Trierer Kirche, noch zu Lebzeiten des Kaisers, etwa

im Jahre 836, verfaßte. Thegan steht ganz auf Seiten Ludwigs und nimmt oft leidenschaftlich erbittert seine Partei gegen die aufständischen Söhne, zumal gegen Lothar. Wie hoch aber auch Thegan den Kaiser rühmt, so kann er doch nicht ganz verschweigen, daß Ludwig seinen Ratgebern gegenüber schwach und nachgiebig sich bewies.

Thegan*) schildert den Kaiser folgendermaßen:

„Es hatte Ludwig eine mäßig hohe Gestalt, große, helle Augen, ein offenes Antlitz, lange, gerade Nase, Lippen, welche weder zu dick, noch zu dünn waren, kräftige Brust, breite Schultern und so starke Arme, daß es niemand ihm im Bogenschießen und Werfen der Lanze gleichthat. Seine Hände waren lang, lang seine Beine und ebenmäßig dünn, lang auch seine Füße. Seine Stimme war männlich. Im Gebrauche der griechischen und lateinischen Sprache war er wohl bewandert, doch verstand er das Griechische besser, als er es zu sprechen vermochte. Lateinisch aber sprach er so gut wie seine Muttersprache. In allen Schriften kannte er aber den geistigen und den sittlichen Sinn und auch die tiefere Bedeutung aufs beste. Die Volkslieder, welche er in der Jugend gelernt hatte, verschmähte er und wollte sie weder lesen noch hören noch lehren.

Er war stark an Gliedern, gewandt und voll Thatkraft, schwer zum Zorn geneigt und leicht zum Mitleid zu bewegen. So oft er täglich am Morgen um des Gebetes willen zur Kirche kam, beugte er das Knie und berührte mit der Stirne den Boden. Andauernd pflegte er voll Demut zu Gott zu flehen, oft auch vergoß er Thränen dabei. Immer zierten ihn alle guten Sitten. So große Freigebigkeit zeichnete ihn aus, wie man sie weder aus alten Büchern noch auch in neuer Zeit kennen gelernt hat, denn königliche Güter, welche seinem Vater, Großvater und Urgroßvater gehört hatten, gab er seinen Getreuen zum ewigen Besitz und stellte ihnen darüber Urkunden aus, denen er durch Darunterdrücken seines Siegels und Unterschrift mit eigener Hand Kraft verlieh. Solches hat er lange Zeit gethan.

Mäßig war er in Speise und Trank und einfach in seiner Kleidung. Niemals schmückte er sich mit glänzendem golddurchwirkten Gewande außer an hohen Festtagen, wie auch seine Vorfahren zu thun gepflegt hatten. An solchen Tagen bekleidete er sich außer mit dem Hemd und den Hosen, welche mit Gold bestickt waren, mit einer goldenen Tunika, einem goldenen Gürtel, umgürtete sich mit dem von Gold strahlenden

*) Thegani vita Hludowici imperatoris 19. 20. M. G. SS. II, p. 594. Übers. Gesch. d. d. Vorz. Heft 11.

Schwert und trug goldene Beinschienen und einen golddurchwebten Mantel. Sein Haupt schmückte eine goldene Krone, und in der Hand hielt er ein goldenes Scepter.

Niemals erhob er seine Stimme zu lautem Gelächter, auch dann selbst nicht, wenn an hohen Festtagen zum Vergnügen des Volkes Schauspieler, Possenreißer und Mimen mit Sängern und Zitherspielern an seiner Tafel vor ihm auftraten. Dann pflegte das Volk in seiner Gegenwart laut zu lachen. Er selbst lächelte nur, ohne dabei seine weißen Zähne zu entblößen. Täglich teilte er vor der Mahlzeit mit freigebiger Hand Almosen unter die Armen aus, und wo er war, nahm er sich der Kranken und Schwachen an. Im Monat August aber, wenn die Hirsche am fettesten sind, widmete er sich den Erholungen der Jagd, bis die Zeit der Sauhetze kam.

Alles vollführte er klug und mit vorsichtiger Erwägung, nichts that er ohne Überlegung, nur daß er mehr, als notwendig war, seinen Räten nachgab. Daran aber war seine Beschäftigung mit Singen und sein fortwährendes Beten schuld."

Damit im Falle zu frühen Ablebens des Kaisers kein Bürgerkrieg entstände, sondern die Einheit des Reiches bewahrt bliebe, ließ sich Ludwig durch seine Gemahlin wie durch die vielvermögende Geistlichkeit, welche in der Erhaltung der fränkischen Monarchie eine Gewähr für die Fortdauer der Herrschaft der christlichen Kirche erblickte, schon im Jahre 817 auf dem Reichstage zu Aachen dazu bestimmen, die Erbfolge zu ordnen. Danach sollte Lothar, der Erstgeborene, den er schon jetzt zum Mitregenten annahm, den allergrößten Teil der Monarchie als Kaiser erhalten, während den jüngeren Brüdern, Pippin und Ludwig, als Vasallen Lothars, die Königreiche Aquitanien und Bayern als dereinstiges Erbe überwiesen wurden. Nicht lange sollte diese Anordnung bestehen. Zwar mißlang die Empörung König Bernhards, des Sohnes von Ludwigs verstorbenem Bruder Pippin, der sich in seinem Recht auf Italien, das ihm Karl der Große gegeben, durch Ludwigs Verfügungen beeinträchtigt sah. Bernhard starb an den Folgen der grausamen Blendung, zu der ihn, obgleich er sich freiwillig dem Gericht gestellt hatte, Ludwig verurteilte. Aber als die Kaiserin Irmengard starb (818) und Ludwig sich mit der schönen und ehrgeizigen Judith, der Tochter des schwäbischen Grafen Welf, vermählte, wurde die Reichseinteilung bald hinfällig. Im Jahre 823 gebar Judith einen Knaben, und dieser, nach dem Großvater Karl genannt, sollte die Quelle unaufhörlicher Zwie-

tracht werden. Im Bunde mit dem kühnen und mächtigen Herzog Bernhard von Septimanien, strebte die Kaiserin danach, ihre Stiefsöhne zum Vorteile ihres eigenen Kindes zu berauben, und nur zu leicht war der schwache Herrscher ihr zu Willen. So wurde denn 829 die Reichseinteilung von 817 thatsächlich umgestürzt und Alemannien oder Schwaben nebst dem Elsaß, einem Teile der romanischen Schweiz und Rhätien als Erbe für den nachgeborenen Karl bestimmt. Sogleich erhoben sich die in ihrem Recht gekränkten Söhne gegen Judith und ihren Helfershelfer, den Herzog von Septimanien, und die Geistlichkeit, deren Einfluß in der letzten Zeit geringer geworden war, machte mit ihnen gemeinsame Sache. In die Gewalt seiner Söhne geraten, mußte sich der Kaiser zu allem verstehen, was von ihm gefordert wurde. Bernhard von Septimanien wurde seines Dienstes entlassen, Judith mußte den Schleier nehmen. Aber zu dem Einen, selbst ins Kloster zu gehen, war Ludwig nicht zu bringen. Ja es gelang ihm sogar, Unfrieden zwischen seine Söhne zu säen, so daß Pippin und Ludwig auf dem Reichstag zu Nymwegen (830) für ihren Vater eintraten und der ehrgeizige Lothar, der schon von Ludwigs Absetzung und der Durchführung der Teilung von 817 geträumt hatte, tief enttäuscht wurde. Fortan sollte der älteste Bruder auf Italien beschränkt werden. Pippin, Ludwig und Karl dagegen erhielten einen größeren Anteil am Reiche.

Nicht lange währte die Eintracht, da Judiths und Bernhards Einfluß fortdauerten. Eine neue Erhebung Pippins und Ludwigs im Jahre 832 wurde schnell vom Kaiser unterdrückt. Als aber im folgenden Jahre der Kaiser Aquitanien dem König Pippin entzog und seinem Lieblingssohn Karl verlieh, bewirkte dies eine gemeinsame Empörung der drei Brüder. In dem Kampf, der sich jetzt entspann, ist Kaiser Ludwig durch den schmählichen Verrat seiner Vassallen unterlegen. Auf dem Felde bei Kolmar verließen sie ihn, um sich dem Heere der Söhne anzuschließen.

Wir entlehnen die Schilderung jenes Denkwürdigen einer Lebensbeschreibung Ludwigs des Frommen, deren Verfasser, ein dem Namen nach uns unbekannter Geistlicher, welcher am Hofe des Kaisers selbst lebte, gewöhnlich den Beinamen Astronomus trägt, weil sein Buch mehrere Bemerkungen enthält, die sich auf Astronomie beziehen. Sein Werk, als das größere Leben Kaiser Ludwigs bezeichnet, ist bei weitem vollständiger als Thegans Biographie und trotz mancher Mängel in der Anordnung der Ereignisse und der Chronologie um seines reichen Inhalts willen und wegen der wertvollen Nachrichten, die der Verfasser am

Hofe selbst sammeln konnte, für uns eine der wichtigsten Quellen zur Geschichte jener Zeit.

Hier*) lesen wir über den Verrat des Heeres folgendes:

„Niemals wurde der Feind des Menschengeschlechtes und des Friedens, der Teufel, müde, den Kaiser mit Hader zu beunruhigen, sondern er reizte durch die Listen seiner Diener die Söhne zur Empörung auf, indem er ihnen zuflüsterte, daß der Vater selbst sie verderben wolle. Nicht aber bedachten diese, daß wer allzu mild gegen Fremde genannt werden konnte, nicht grausam gegen die Seinen zu werden vermöge, und da böse Gesellschaft gute Sitten verdirbt und der weiche Wassertropfen durch öfteren Fall des Steines Härte zu erweichen pflegt, kam es endlich dahin, daß die Söhne mit aller ihrer Heeresmacht sich zusammenscharten und den Papst Gregor**) herbeiriefen, unter dem Vorwand, als sei er es allein, der die Söhne mit dem Vater aussöhnen müsse und könne. Die Wahrheit aber kam später an den Tag. Der Kaiser rüstete sich zum Angriff und kam im Monat Mai***) mit vielem Kriegsvolke nach Worms. Hier überlegte er lange, was er zu thun habe. Dann sandte er den Bischof Bernhard†) und andere Männer als Boten an seine Söhne und ließ sie zur Rückkehr auffordern. Aber auch für den römischen Papst hätte es sich geziemt, wenn er nach der Weise seiner Vorgänger erschienen war, nicht länger zu zögern und zum Kaiser zu kommen. Als aber allenthalben ein Gerücht sich verbreitete, welches unter anderem Wahren vom römischen Papste behauptete, daß er aus dem Grunde zugegen sei, weil er den Kaiser wie die Bischöfe††) mit der Exkommunikation treffen wolle, wenn sie sich nicht seinem und der kaiserlichen Söhne Willen unterordneten, da gingen die Bischöfe des Kaisers zu weit und erklärten, niemals würden sie sich dem Geheiß des Papstes unterwerfen. Drohe er aber mit der Exkommunikation, so solle er, selbst von der Exkommunikation getroffen, hinweggehen. Anders aber bestimmen hierüber die alten kirchlichen Satzungen†††).

*) Vita Hludowici imperat. 48. M. G. SS. II. 635. Gesch. d. d. Vorz. Heft 11.

**) Gregor IV. 827—844.

***) Es war Mitte März.

†) Vielleicht Bernald, Bischof von Straßburg.

††) Das heißt die Bischöfe, welche beim Kaiser ausharrten.

†††) Wala, Abt von Corbie, belebte den gesunkenen Mut des Papstes von neuem durch die Hinweisung auf Satzungen der Väter und seiner Vorgänger — wir wissen nicht ob echter oder gefälschter Art —. Danach hätten die Nachfolger Petri die Vollmacht, unter allen Völkern den christlichen Glauben und den Frieden der Kirche zu

Endlich am Feste des heiligen Vorgängers Christi, des heiligen Johannes, gelangte man an einen Ort, der von der That, die hier sich zugetragen hat, mit ewiger Schmach des Namens gebrandmarkt ist. Denn das Lügenfeld hieß er fortan*). Da nämlich diejenigen, welche dem Kaiser Treue gelobt hatten, ihren Eid hier brachen, so wird die Stätte, da solches geschah, durch ihren Namen immerdar für die Nichtswürdigkeit jenes Verrates zeugen. Denn schon stand man, zum Kampf gerüstet, einander gegenüber und erwartete den Ausbruch des Streites, als dem Kaiser gemeldet wurde, daß der römische Papst sich nahe. Der Kaiser erwartete ihn inmitten seines Heeres, weniger ehrenvoll, als es sich gebührt hätte. Auch sagte er ihm, daß er selbst solchen Empfang sich bereitet habe, weil er auf so ungewöhnliche Weise zu ihm komme. Darauf wurde der Papst in ein Zelt geleitet, wo er unter lebhaften Beteuerungen versicherte, daß er aus keinem anderen Grunde die Reise unternommen habe, als weil das Gerücht gegangen sei, daß den Kaiser böse Zwietracht von seinen Söhnen scheide: Frieden wolle er zwischen ihnen stiften. Er hörte auch, was von des Vaters Seite vorgebracht wurde, und verweilte bei ihm mehrere Tage. Alsdann sandte ihn der Kaiser zu seinen Söhnen, damit er den Frieden mit ihnen vermittle. Aber schon strömte fast sein ganzes Volk, durch Bestechungen gewonnen, durch Versprechungen verlockt oder durch Drohungen erschreckt, zu jenen und ihrem Heere in wachsender Menge, einem Waldbach gleich, und als der Papst die Erlaubnis zur Rückkehr von den Söhnen forderte, wurde sie ihm nicht mehr gestattet.

Immer mehr schwoll die Menge des feindlichen Heeres an, und immer mehr zerrannen die Scharen des Kaisers. Schon war der Abfall so allgemein geworden, daß am Feste des heiligen Paulus**) die Feinde, um den Söhnen zu schmeicheln, mit einem Angriff auf den Kaiser drohten, als dieser, unfähig, einem so großen Heere Widerstand zu leisten, eine Botschaft an seine Söhne sandte und sie bitten ließ, ihn nicht der Wut des Volkes auszusetzen***). Diese ließen ihm ant-

---

schirmen und alle zu richten, während sie selbst von niemand gerichtet werden könnten. Daraufhin wies Gregor die Herausforderung der Bischöfe zurück.

*) Vorher hieß die Stätte das Rotfeld. Dieselbe liegt nordwestlich von Kolmar beim Dorfe Sigolsheim.

**) Am 29. Juni 833.

***) Bei Thegan c. 42 spricht Ludwig zu den wenigen Getreuen, die bei ihm zurückgeblieben sind, folgende Worte: ‚Ziehet hinüber zu meinen Söhnen. Ich will nicht, daß jemand um meinetwillen am Leben oder Leib geschädigt werde.‘ Worauf jene unter Thränen sich entfernen.

worten, er möge sein Lager verlassen und zu ihnen kommen: sogleich würden sie ihm entgegenziehen. So trafen sie denn einander. Der Kaiser aber ermahnte seine Söhne, welche vom Roß herabgesprungen waren und vor ihm standen, sie möchten, ihres Versprechens eingedenk, das, was sie einst ihm, seinem Sohne und seinem Weibe gelobt, unverletzt wahren*). Als sie ihm zustimmend geantwortet hatten, küßte er sie und wurde zu ihrem Lager geleitet. Dort wurde seine Gemahlin von ihm entfernt und zu Ludwigs Zelten geführt. Er selbst wurde mit dem noch sehr jungen Karl in Lothars Lager gebracht, wo er mit sehr wenigen Begleitern in einem dazu bestimmten Zelte zurückbleiben mußte. Hierauf nahmen die Söhne dem Volke den Treueid ab und teilten das Reich untereinander in drei Teile**). Das Weib des Vaters wurde vom König Ludwig in Empfang genommen und wurde zum zweiten Male nach der Stadt Tortona in Italien verbannt.

Als der Papst Gregor solches sah, kehrte er traurigen Herzens nach Rom heim, und von den Brüdern ging Pippin nach Aquitanien, Ludwig nach Bayern. Lothar aber nahm den Vater mit sich, ließ ihn getrennt für sich mit seinen Begleitern reiten und für sich bleiben und gelangte so nach dem Dorfe Merlegium***). Hier verweilte er eine Zeit lang, ordnete an, was ihm gut erschien, und entließ das Volk, nachdem er zuvor noch eine Reichsversammlung nach Compendium†) entboten hatte. Darauf überschritt er die Vogesen bei Maurimonasterium††) und gelangte nach Mediomatricum, welches mit anderem Namen auch Mettis†††) genannt wird. Von hier aus ging er über Viridunum nach der Stadt der Suessionen*†). In dieser Stadt gab er den Befehl, den Vater in dem Kloster des heiligen Medardus in engem Gewahrsam zu halten. Karl wurde dem Kloster Prumia**†) übergeben, aber nicht zum Mönch geschoren. Lothar selbst gab sich den Freuden der Jagd hin, bis der Herbst nahte. Dann kam er am ersten Oktober, wie verabredet worden war, den Vater mit sich führend, nach Compendium.

---

*) Die Brüder hatten nach Thegan c. 42 eidlich dem Kaiser zugesichert, daß Judith und ihr Sohn nicht an Leib und Leben geschädigt werden sollten.

**) Ludwig erhielt zu Bayern noch Schwaben und Elsaß, Ostfranken mit den Gauen Worms und Speier, Thüringen und Sachsen, also die deutschen Stämme auf dem rechten Rheinufer mit Ausschluß der Friesen. Pippin empfing Aquitanien und Neustrien; Lothar Italien, Provence, Burgund, Austrasien und Friesland.

***) Marlei. †) Compiègne.

††) Maurmünster im Elsaß. †††) Metz.

*†) Verdun und Soissons. **†) Prüm.

Während er daselbst verweilte, traf eine Gesandtschaft des Kaisers von Konstantinopel ein, der Erzbischof Markus von Ephesus und der Protospatharius*) des Kaisers welche an Kaiser Ludwig abgesandt waren. Sie überreichten Lothar die für ihn bestimmten Geschenke, hielten aber die an den Kaiser geschickten zurück. Obwohl die Gesandtschaft dem Vater galt, so empfing sie doch Ludwig, als wenn sie ihm gälte, hörte sie an und entließ sie darauf in die Heimat, wo sie von dem unerhörten Schauspiel, dessen Zeugen sie gewesen waren, berichten konnten. Es war auf derselben Versammlung, daß viele der treuen Anhänglichkeit an den Vater und des Abfalls von der Sache des Sohnes beschuldigt wurden. Die einen reinigten sich jedoch durch ihr Wort allein, die anderen durch Eid gegen den erhobenen Vorwurf. Alle aber, mit Ausnahme der Urheber, erfaßte Schmerz über solches Unglück und solchen Wechsel des Schicksals. Darum gerieten die Anstifter so unerhörten Frevels in Besorgnis, daß das, was sie gethan, wieder einen Wandel erfahren könne, und griffen im Bunde mit einigen Bischöfen**) zu einem, ihrem Glauben nach, listigen Anschlag. Für all sein Fehl, für welche der Kaiser schon gebüßt hatte***) sollte er noch einmal Buße leisten und nach Ablegung der Waffen für alle Zeiten sich der Kirche zur Sühne unterwerfen, obwohl die Gesetze dieser Welt nicht zweimal die einmal begangene Schuld strafen und Gottes Gesetz sagt, daß der Herr nicht doppelt ein- und dasselbe verdamme. Wenige sprachen wider ein solches Urteil. Viele stimmten zu, und zwar erklärte sich die Mehrzahl, wie es bei solchen Gelegenheiten immer zu geschehen pflegt, Wort für Wort einverstanden, um nicht die Großen durch Widerstand zu verletzen. Und so wurde denn der Beschluß gefaßt, daß der Kaiser, obwohl er abwesend und nicht gehört worden war, nicht eingestanden hatte und nicht überführt war, vor dem Leichnam des heiligen Bekenners Medardus und des heiligen Märtyrers Sebastian die Waffen abthue. Vor dem Altar mußte er sie niederlegen. Dann wurde er mit einem Büßerhemde bekleidet und unter starker Bedeckung in ein Haus gebracht, das Volk aber wurde hierauf am Feste des heiligen Martin entlassen und kehrte traurigen Herzens über die Vorgänge, dessen

*) Ein hoher Hofbeamter des byzantinischen Hofes.

**) Es waren vor allem Ebbo von Rheims und Agobard von Lyon.

***) Schon 822 hatte Ludwig aus freien Stücken auf der Reichsversammlung in Attigny wegen mehrerer Handlungen, die sein Gewissen bedrückten, unter andern wegen seines Verfahrens wider König Bernhard, ein öffentliches Bekenntnis seiner Schuld abgelegt und dafür Buße gethan.

Zeuge es gewesen, in die Heimat zurück. Lothar selbst führte den Vater mit sich fort nach Aachen, wo er den Winter zu verbringen gedachte.

Während dieses Winters aber sammelte sich das Volk in Franken und Burgund, wie auch in Aquitanien und Germanien zu dichten Scharen und erhob laute Klage über das unglückliche Schicksal des Kaisers. In Franken waren es der Graf Eggebard und der Marschall Wilhelm, die so viele Leute, als sie konnten, um sich scharten. Sie gedachten den Kaiser auf den Thron zurückzuführen. Aus Deutschland wurde der Abt Hugo*) von Ludwig und den Anhängern des Kaisers, die zu ihm geflohen waren, nämlich von Drogo**) und den anderen, nach Aquitanien entsendet, um Pippin hierfür zu gewinnen. In Burgund regten Bernhard und Warin das Volk durch kluge Rede auf, gewannen es durch Versprechungen und verpflichteten es durch Eidschwur zu gemeinsamer That.

Als der Winter vorübergegangen war und schon der Frühling wieder sein rosiges Antlitz zeigte, nahm Lothar, den Vater mit sich führend, seinen Weg durch den Haspengau***) und zog nach Parisius†), wohin er alle seine Getreuen entboten hatte. Aber Graf Eggebard und die anderen Großen des Gaues riefen viel Kriegsvolk zusammen und zogen ihm entgegen, um die Freiheit des Herrschers zu erkämpfen, und der Streit wäre schon damals zur Entscheidung gekommen, wenn nicht der fromme Kaiser, die Gefahr anderer und die seine fürchtend, sie durch Befehl und flehentliche Bitten von ihrem Vorhaben zurückgebracht hätte. So kam man endlich zum Kloster des heiligen Märtyrers Dionysius††).

Pippin aber war mit einem großen Heere von Aquitanien ausgezogen und bis zur Seine gelangt. Da hier die Zerstörung der Brücken wie die Versenkung der Fahrzeuge am Übergang hinderten, so machte er Halt. Die Grafen Warin und Bernhard kamen, nachdem sie eine Menge ihrer burgundischen Genossen um sich geschart hatten, bis zur Marne. Hier wurden sie teils durch die Rauheit und Ungunst der Witterung aufgehalten, teils wollten sie auch noch mehr Gefährten um sich sammeln. Darum rasteten sie hier in dem Dorfe Bonogilum†††) und den benachbarten Gütern. Es stand die heilige Fastenzeit bevor. In der ersten Woche nun, am Donnerstage sandten sie den Abt Adrebald und

*) Abt von St. Quentin, ein Sohn Karls des Großen von einer Nebenfrau.

**) Halbbruder Ludwigs.

***) Am linken Maasufer, in der Nähe von Lüttich.

†) Paris. ††) St. Denis bei Paris. †††) Bonneuil im Gau von Paris.

den Grafen Gauzhelm*) zu Lothar, dem Sohn des Kaisers, und forderten, daß ihnen der Kaiser, befreit von der Haft, ausgeliefert werde: Willige er in ihre Forderung ein, so wollten sie sich beim Vater für sein Leben und seine Würde verwenden, wenn aber nicht, so würden sie selbst mit eigener Gefahr, wenn dies nötig sei, ihn befreien, und jedem, der ihnen Widerstand leisten würde, mit den Waffen in der Hand entgegentreten, Gott die Entscheidung anheimstellend. Hierauf gab Lothar zur Antwort, niemand könne mehr Schmerz über das Unglück des Vaters empfinden oder über sein Glück sich freuen, als er, und man dürfe ihm nicht zur Schuld anrechnen, daß ihm die Herrschaft übertragen worden sei: sie selbst hätten den Kaiser verlassen und Verrat an ihm geübt. Ebenso sei es Unrecht, ihm die Gefangenhaltung zur Last zu legen, wisse man doch, daß solches durch das Urteil der Bischöfe geschehen. Mit solcher Rechtfertigung entließ er die Gesandten zu denen, welche sie geschickt hatten. Doch wünschte er, daß die Grafen Warin und Odo**) und die Äbte Fulko und Hugo***) zu ihm kämen, um mit ihm zu beraten, wie ihre Bitte erfüllt werden könnte. Auch befahl Lothar, des Kaisers Sohn, daß man ihm am andern Tage Gesandte schicke, damit er von ihnen die Ankunft jener Männer erfahren könne. Darum sollten sie zu ihm an dem verabredeten Tage kommen, um mit ihm über die streitige Angelegenheit zu verhandeln. Bald aber änderte Lothar seinen Entschluß, ließ den Vater im Kloster des heiligen Dionysius zurück und wandte sich mit seinen Anhängern nach Burgund. Er kam bis nach Vienna†). Dort entschloß er sich, Halt zu machen. Die Vasallen aber, die mit dem Kaiser zurückgeblieben waren, drangen in ihn, sich wieder mit den Zeichen der königlichen Würde zu umkleiden. Wohl war der Kaiser, wie wir oben erzählt haben, aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen, aber er wollte es bei dem übereilten Urteil nicht bewenden lassen. Am anderen Tage, einem Sonntag††), ließ er sich in der Kirche des heiligen Dionysius durch die Hand der Bischöfe wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen aufnehmen und mit den Waffen umgürten. Bei dieser Feier erhob sich unter dem Volke ungeheurer Jubel; ja auch die Naturgewalten schienen Erbarmen mit seinem Unglück zu fühlen und dem Wiedererhobenen Glück zu wünschen.

*) Bruder Bernhards von Septimanien und Sohn Wilhelms, des Herzogs von Toulouse. Adrebald war Abt von St. Germer de Flay.

**) Graf von Orleans.

***) Fulko von Fontenaille und Hugo von St. Quentin. †) Vienne.

††) Es war am 1. März 834.

Denn bis zu jener Zeit hatten gewaltige Stürme gerast und waren solche Ströme Regen gefallen, daß die Ströme über das gewohnte Maß stiegen und die Stürme jede Fahrt auf dem Wasser unmöglich machten. Als jedoch der Kaiser losgesprochen wurde, schien es, als ob die Elemente durch gemeinsame Übereinkunft sich beruhigten, denn die tobenden Winde ließen nach, und des Himmels Angesicht leuchtete wieder wie früher in der lange nicht gesehenen Heiterkeit."

So verdankte Ludwig aus Befreiung die der Gefangenschaft Lothars seinen jüngeren Söhnen Pippin und Ludwig. Anstatt aber diese beiden in ihrem Besitze ungekränkt zu lassen, ließ er sich durch seine Schwäche gegen Judith und ihren Sohn nochmals dazu verleiten, Karls Erbe auf Kosten Pippins und Ludwigs zu vergrößern. Eine neue Teilung auf dem Reichstag zu Aachen (837) beraubte zunächst Pippin eines beträchtlichen Teiles seines Reiches, der nördlich von der Loire lag. Noch gaben Pippin und Ludwig ihre Einwilligung. Als jedoch im folgenden Jahre Ludwig auf Bayern beschränkt wurde, griff er zu den Waffen. Mit großer Schnelligkeit rückte sogleich der Kaiser an den Rhein vor, wußte nach längerem Verweilen am Fluß im Januar 839 den Übergang zu erzwingen und seinen Sohn, den jetzt Ostfranken, Alemannen und Thüringer verließen, auf Bayern zu beschränken.

Unterdessen war Pippin gestorben und hatte sein Land Aquitanien seinen Söhnen Pippin und Karl hinterlassen. Judith wußte diese Gelegenheit zu ergreifen, um für immer die Macht Ludwigs des Jüngeren zu brechen. Sie schloß einen Bund mit Lothar und brachte (839) zu Worms eine Teilung zu Stande, wonach Lothar Italien, einen Teil von Burgund, ferner sämtliche deutsche Stämme mit Ausnahme der Bayern, Karl hingegen den ganzen Westen, Aquitanien, Septimanien mit der spanischen Mark, Burgund und die Provence bis zu den Seealpen, dem Genfersee und bis zur Saone, ganz Neustrien und Ripuarien am linken Ufer der Maas empfangen sollte. So waren Pippins Söhne wider alles Recht um ihr Erbe betrogen, während Ludwig der Jüngere auf Bayern beschränkt blieb. In Lothar aber konnte Judith jetzt einen Schützer ihres Sohnes und Begünstiger ihrer Herrschaft sehen.

Während nun der Kaiser nach Aquitanien zog, um seine Enkel ihres ererbten Reiches zu berauben und sich womöglich ihrer selbst zu bemächtigen, hatte Ludwig seine Rüstungen in Bayern vollendet.

In welcher Weise der Kampf zwischen Vater und Sohn endete, mag

uns weiter die Lebensbeschreibung*) Kaiser Ludwigs des Frommen erzählen:

„Unterdessen kehrte das Fest der Geburt unseres Herrn wieder. Der Kaiser beging dieses Fest zu Pictavi**) mit der schuldigen und gewöhnlichen Feierlichkeit. Da er nun hier weilte und verordnete, was erforderlich war, erreichte ihn die Botschaft, daß sein Sohn Ludwig mit einer Schar von Sachsen und Thüringern in Alemannien eingefallen sei. Großes Ungemach erwuchs dem Kaiser hieraus, denn zu dem, daß das Alter ihn schon gebeugt hatte und daß durch die große Menge des Schleims, welche im Winter sich noch vermehrte, seine Lunge außergewöhnlich angegriffen und seine Brust geschwächt war, kam nun noch diese traurige Kunde. Mit so großer Bitterkeit erfüllte sie ihn, obgleich er sonst fast über das menschliche Maß hinaus von Natur milde, großmütig und fromm war, daß der Schleim in seiner Brust sich verhärtete und so an seiner Lunge ein tödliches Geschwür entstand. Dennoch gab er sich, da er vernahm, daß die Kirche Gottes und das christliche Volk in Verwirrung und Not seien, ungebeugten Geistes weder dem Überdrusse hin, noch unterlag er zusammenbrechend der Schwere des Grams, sondern nachdem er die heiligen Fasten mit seinem Weibe und seinem Sohne Karl begonnen hatte, zog er aus, um den drohenden Sturm zu beschwichtigen. Und er, der gewöhnt war, diese Zeit unter dem Absingen von Psalmen, fortwährendem Gebet, Feier der Messe, Austeilung von Almosen zu einer so heiligen zu machen, daß er kaum an einem oder zwei Tagen zu seiner Erfrischung ein Roß bestieg, wollte jetzt, wo es galt, die Zwietracht niederzuschlagen und den Frieden ins Land zurückzuführen, an keinem Tage des Festes sich erfreuen und floh, dem Beispiele des guten Hirten folgend, um des Heils der ihm anvertrauten Herde willen nicht Krankheit und Schwäche seines Leibes. Darum zweifeln wir auch nicht daran, daß ihm der Lohn geworden ist, den solchen getreuen Arbeitern der größte, der Fürst der Hirten verheißt. Unter großen Anstrengungen gelangte er, während die oben erwähnten Leiden seine Gesundheit erschütterten, kurz vor dem heiligen Osterfeste***) nach Aachen und beging hier die Feier mit gewohnter Andacht. Hierauf beeilte er sich, das angefangene Werk zu Ende zu führen. Er überschritt deshalb den Rhein und zog ohne Rast nach Thüringen, wo damals, wie er vernommen hatte,

*) Vita Hludowici imperat. 62—64.

**) Poitiers.

***) Am 28. März 840.

Ludwig weilte. Aber jenen litt es nicht in diesem Lande, sondern, als er von der Ankunft des Vaters hörte, verzweifelte er an seinem Glück und suchte sein Heil in der Flucht. Sogleich machte er sich wieder auf den Weg und kehrte durch das Land der Slaven in sein eigenes Reich zurück.

Als nun sein Sohn Ludwig heimgezogen war, berief der Kaiser eine allgemeine Reichsversammlung nach der Stadt der Wangionen, welche jetzt Worms genannt wird. Und da die Angelegenheiten Ludwigs sich so verhielten, sein Sohn Karl aber mit seiner Mutter in Aquitanien weilte, so sandte der Kaiser*) zu seinem Sohne Lothar nach Italien und entbot ihn zu der Versammlung, damit er mit ihm hierüber und über andere Dinge berate.

Um diese Zeit trat am Dinstag nach St. Markustag**) eine ungewöhnliche Sonnenfinsternis ein. Denn durch das Verschwinden des Sonnenlichtes trat eine solche Dunkelheit ein, daß, mit der Nacht verglichen, kaum ein Unterschied bestand. Klar trat der gestirnte Himmel hervor, weil die Sterne nicht von dem Glanze der Sonne überstrahlt wurden. Der Mond selbst stand gerade vor der Sonne, und indem er allmählich nach Osten hinrückte, gab er ihr das Licht von Westen her zurück, und zwar in jener sichelförmigen Gestalt, in welcher er selbst im ersten oder zweiten Viertel erscheint. Endlich erschien mit dem Vorübergehen des Mondes die ganze Sonnenscheibe unverhüllt wieder. Mag ein solches Wunder auch einen natürlichen Grund haben, so erhielt es doch durch das darauffolgende beklagenswerte Ereignis eine gewisse Bedeutung. Denn es wies, die Zukunft kündend, darauf hin, daß das größte Licht der Sterblichen, welches, aufgestellt im Hause Gottes, allen leuchtete, nämlich der Kaiser hochseligen Angedenkens, in kürzester Zeit den irdischen Dingen entrückt und die Welt durch sein Dahinscheiden in der Finsternis der Trübsal zurückgelassen werden würde. Er begann nämlich, da er Widerwillen gegen Nahrung hatte, abzunehmen, sein Magen wurde durch Speise und Trank zum Erbrechen gereizt. Häufige Atemnot quälte ihn, Husten erschütterte seine Brust. So verfielen seine Kräfte. Denn wenn die Natur von ihren Gefährten verlassen wird, muß das Leben entschwinden. Als der Kaiser dies sah, ließ er sich auf einer Rheininsel nahe der Stadt Mainz eine zeltartige Sommer-

*) Von Salz an der fränkischen Saale aus, wo der Kaiser das Fest der Himmelfahrt Christi beging.

**) Es war am Tage vor Himmelfahrt, am 5. Mai 840.

wohnung errichten. Hier sank er, schwach und gebrochen, aufs Krankenlager.

Wer aber schildert nun seine Sorge um den Zustand der Kirche und seine Trauer über die ihr drohenden Erschütterungen? Wer möchte aufzählen die Thränenströme, welche er für die Beschleunigung der göttlichen Barmherzigkeit vergoß? Denn nicht erfüllte ihn sein nahes Ende mit Schmerz, sondern er jammerte über die Zukunft und klagte über sein Los, welches bestimmt habe, daß sein Leben unter Jammer und Not zu Ende gehe. Es waren aber zu seinem Troste um ihn versammelt die ehrwürdigen Bischöfe und andere Diener Gottes in großer Menge. Unter ihnen war Hetti, der ehrwürdige Erzbischof von Trier, Otgar, der Erzbischof von Mainz, und Drogo, der Bruder des Kaisers, Bischof von Metz und Erzkapellan des Palastes, welchem Ludwig um so mehr sich und alles Seinige anvertraute, als er ihn sich verwandt wußte. Durch ihn brachte er täglich das Geschenk seiner Beichte und das Opfer eines geängstigten Herzens und demütigen Geistes dar, welches Gott nicht gering ansieht, und seine Speise war vierzig Tage hindurch allein der Leib des Herrn. Darum lobte er auch die Gerechtigkeit Gottes und sagte: ‚Gerecht bist du, o Herr, daß du mir, da ich die Zeit des vierzigtägigen Fastens nicht innehielt, gestattest, meiner Pflicht gezwungen nachzukommen.‘ Er befahl aber seinem verehrungswürdigen Bruder Drogo, daß er die Diener seines Hauses vor sich bescheide, und hieß sein Vermögen, welches in dem königlichen Schmuck, wie Kronen und Waffen, Gefäßen, Büchern und Priestergewändern bestand, in verschiedene Anteile verteilen. Er hatte ihm aber mitgeteilt, was er wolle, daß den Kirchen, den Armen und zuletzt seinen Söhnen Lothar und Karl gegeben werde. Und zwar überwies er an Lothar eine Krone und ein mit Gold und Edelsteinen verziertes Schwert, unter der Bedingung, daß er Judith und Karl die Treue bewahren und ihm den ganzen Teil des Königreiches zugestehen und schützen möchte, welchen er mit ihm vor Gott den Großen des Palastes und vor ihm an Karl gegeben habe. Nachdem dies vollbracht war, dankte er Gott, daß ihm kein irdisches Gut mehr geblieben sei. Unterdessen sagten der ehrwürdige Bischof Drogo wie die übrigen Bischöfe für alles, was geschah, dem Herrn Dank. Sahen sie doch, daß der, welchen alle Tugenden jeder Zeit geschmückt hatten, jetzt voll Standhaftigkeit das Opfer seines Lebens Gott angenehm machte. Nur eins allein stimmte ihre Freude herab. Sie waren in Furcht, daß der Kaiser unversöhnlich sei wider seinen

Sohn Ludwig und wußten wohl, daß die öfter geschnittene oder gebrannte Wunde den Schmerz des Kranken nur vermehren werde. Doch im Vertrauen auf die unwandelbare Sanftmut, die der Kaiser immer bewiesen, suchten sie durch seinen Bruder Drogo, dessen Worte er nie gering zu achten pflegte, sein Herz allmählich zu rühren. Zuerst nun zeigte der Kaiser all seine Bitterkeit, dann aber versank er eine kurze Zeit lang in Überlegung und begann, nachdem er seine Kräfte ein wenig gesammelt, aufzuzählen, wie oft und wie sehr ihm Unbill von jenem widerfahren, und was Ludwig, gegen die Natur und das Gesetz des Herrn handelnd, verdient habe. ‚Weil er aber,‘ so fuhr der Kaiser fort, ‚zu seiner Rechtfertigung vor mir nicht selbst erscheinen kann, so sei ihm — ihr und Gott seid dessen Zeugen — jede Sünde vergeben, die er an mir begangen hat. Eure Sache aber wird es sein, ihn daran zu erinnern, daß er, wie oft auch ich ihm seine Frevelthaten verziehen habe, nie vergessen möge, daß er es gewesen, der seines Vaters graue Haare mit Herzeleid zur Grube gebracht und dadurch Gottes, unseres gemeinsamen Vaters, Gebote und Drohungen verachtet hat.‘

Nach diesen Worten — es war am Abend vor Sonntag — gab er den Befehl, daß man die Vigilien während der Nacht vor ihm feiere und zu seiner Stärkung ein Stück vom heiligen Kreuze auf die Brust ihm lege. So lange seine Kraft es vermochte, machte er selbst mit seiner Hand das Zeichen des Kreuzes über Stirn und Brust. Ermattete er, so ließ er es durch seinen Bruder Drogo über sich schlagen. So blieb er die ganze Nacht über in völliger Kraftlosigkeit, aber war des Geistes mächtig. Am anderen Tage, einem Sonntage, befahl er den Altardienst vorzubereiten und durch Drogo die heilige Messe feiern zu lassen. Auch nahm er aus der Hand des Bruders der Sitte gemäß das heilige Abendmahl. Nachdem er sich noch einen warmen Trank hatte geben lassen und davon getrunken, bat er seinen Bruder und die Umstehenden, für ihren Körper Sorge zu tragen: er würde so lange warten, bis sie sich gestärkt hätten. Da aber der Augenblick seines Abscheidens nahe war, drückte er den Daumen mit den übrigen Fingern zusammen — es war dies das Zeichen, welches er zu machen pflegte, wenn er wünschte, daß sein Bruder näher zu ihm heranträte, — und rief so Drogo an sein Lager. Als nun der Bruder mit den anderen Geistlichen herantrat, empfahl er sich, so gut er konnte, durch Worte und Zeichen, bat um den Segen und forderte, daß geschehe, was bei dem Abscheiden der Seele gethan zu werden pflegt. Während jene noch seinen Wunsch er-

füllten, wandte er, wie mir mehrere berichtet haben, sein Antlitz nach der linken Seite und rief zornig und so laut, als er vermochte, zwei Mal: „Hutz,' Hutz!" was ‚hinaus' bedeutet. Offenbar wurde er eines bösen Geistes gewahr und wollte wie im Leben so auch im Sterben mit ihm keine Gemeinschaft haben. Darauf erhob er seine Augen zum Himmel, und je zorniger vorher sein Ausdruck gewesen war, um so milder wurde er, ja ein Lächeln schwebte auf seinem Antlitz.

So gelangte er an die Grenze des irdischen Lebens und ging glückselig, wie wir glauben, zur Ruhe ein, denn in Wahrheit ist gesagt worden vom wahren Lehrer: ‚Nicht kann mit Schmerzen sterben, wer tugendhaft gelebt hat.' Er starb aber am zwanzigsten Juni im vierundsechzigsten Jahre seines Lebens. Siebenunddreißig Jahre lang hatte er über Aquitanien geherrscht und den kaiserlichen Namen siebenundzwanzig Jahre lang geführt.

Als aber Ludwigs Seele entschwunden war, nahmen Drogo, des Kaisers Bruder und Bischof von Metz, und die anderen Bischöfe, Äbte, Grafen und kaiserlichen Vassallen und eine große Menge Geistlichkeit und Volk des Kaisers Körper auf und geleiteten ihn mit großer Ehre nach Metz, wo er in der Kirche des heiligen Arnulf, der Ruhestätte seiner Mutter, beigesetzt wurde."

7. Die Kämpfe der Söhne Ludwigs.

Kaum war Ludwig gestorben, als auch schon Lothar als Kaiser Anspruch auf das Erbe seines Vaters erhob. Bei seinem ersten Auftreten wurde er vom Glück begünstigt. Es gelang ihm sowohl auf dem rechten Rheinufer wie in dem Reiche seines Bruders Karl Anhänger zu gewinnen, und namentlich fiel ihm die Geistlichkeit zu, die schon früher im Interesse der Kirche für die Einheit des Reiches thätig gewesen war. Doch war Lothar unentschlossen und ohne Thatkraft, und so kam es, daß er den rechten Augenblick, sich in seiner Herrschaft zu befestigen und jeden Widerstand im Keime zu ersticken, ungenützt vorüber gehen ließ. Daher konnte Ludwig, der durch seinen Todfeind und Lothars Anhänger, den Grafen Adalbert von Metz, angegriffen und durch Verrat, nicht in offener Feldschlacht überwunden, zum vierten Male die Herrschaft über die deutschen Stämme fahren lassen und sich nach Bayern flüchten mußte, sich wieder erheben. Er besiegte im Riesgau unweit des Flusses Wörnitz (841) den Grafen Adalbert, der sich ihm mit den

schwäbischen Scharen entgegengestellt hatte, und zog über den Rhein zur Unterstützung Karls, der, von Lothar bedrängt, mit ihm sich verbunden hatte.

Wir entnehmen die Darstellung der nächstfolgenden Ereignisse dem Berichte Nithards, eines Enkels Karls des Großen und Sohnes Angilberts. Nithard stand den Ereignissen nahe und kämpfte selbst mit in der Schlacht von Fontanetum auf Seiten Karls. Sein königlicher Herr gab ihm, wohl weil er eine wissenschaftliche Bildung erhalten hatte, mitten im Bürgerkriege im Mai des Jahres 841 den Auftrag, die Begebenheiten seiner Zeit der Nachwelt zu überliefern. Schon im Herbste desselben Jahres hatte Nithard die beiden ersten Bücher, welche die Begründung der folgenden Ereignisse geben, vollendet. Klar und bestimmt weist er hier nach, wie vornehmlich die Reichsteilungen es waren, welche die Quelle aller Wirren bildeten, und führt dann die Erzählung noch bis zur Schlacht von Fontanetum. Die beiden folgenden Bücher sind gleichzeitig mit den Ereignissen entstanden. Sie führen bis zu den Verhandlungen, welche dem Vertrage von Verdun vorangehen. Müde seiner Teilnahme am öffentlichen Leben, zog Nithard sich nach Beendigung seines Werkes in das Kloster St. Riquier zurück, dessen Laienabt er, wie sein Vater vor ihm, war. Bald danach, im Jahre 844, fiel er, noch einmal zum Schwert greifend, vermutlich bei der Verteidigung des Klosters gegen die Normannen.

Nithard nimmt einen Parteistandpunkt ein; er verficht Karls Recht, aber das hat der Wahrhaftigkeit seiner Darstellung keinen Eintrag gethan. Schwer liegt ihm die Feder in der Hand, welche das Schwert zu führen gewöhnt war. Er vermag nicht lange Perioden zu schreiben und salbungsvolle schöne Worte zu machen, wie die geistlichen Schriftsteller seiner Zeit. Sein Wortschatz ist dürftig und sein Stil arm an Wendungen. Aber jede Zeile des Buches zeugt von einem lauteren, ernsten Geiste, den die Wirren seiner Zeit mit tiefem Schmerz erfüllten.

Nithard*) erzählt:

„Unterdessen waren von Ludwig Gesandte zu Karl gekommen, um ihm zu melden, daß, wenn er wüßte, wie es zu veranstalten wäre, er zu seiner Hilfe herbeieilen wolle. Karl gab zur Antwort, daß er des Beistands bedürfe, ließ ihm Dank sagen für seinen guten Willen und

*) Nithardi Histor. II. 9. — III. 6. Ausgabe von Alfr. Holder. Germ. Bücherſch. Heft 6, 1882. Überſ. Geſch. d. d. Vorz. Heft 13.

entließ sogleich die Boten, damit sie die Unterstützung beschleunigten. Da nun Karl vier oder mehr Tage hier*) auf Lothars Ankunft gewartet hatte und jener sich nicht nahte, berief er eine Versammlung, um zu beraten, was man in dieser Lage am besten thun könne. Einige sagten wohl, er solle seiner Mutter**), welche mit den Aquitaniern heranzog, entgegengehen, aber die Mehrzahl riet doch, gegen Lothar zu ziehen oder wenigstens seine Ankunft, wo es auch immer sein möchte, abzuwarten, und zwar aus dem Grunde vor allem, weil alle, wenn Karl seinen Weg in einer anderen Richtung nähme, prahlen würden, daß er sich zur Flucht gewendet habe. Die Folge davon aber würde sein, daß Lothar und den Seinen der Mut wachsen und die übrigen, die bisher aus Furcht sich keiner Partei angeschlossen hätten, allenthalben ihm zufallen würden. Und so geschah es denn auch. Denn wenn auch erheblicher Widerspruch sich erhob, zuletzt siegte doch die erstgenannte Meinung. Daher zog Karl nach Cadhellonum***). Als er nun hier mit seiner Mutter und den Aquitaniern sich vereinigt hatte, wurde plötzlich die Nachricht gebracht, Ludwig habe in einer Schlacht über Adalbert, den Herzog der Austrasier†), den Sieg erfochten, den Rhein überschritten und nahe sich mit größter Schnelligkeit zu Karls Hilfe. Schnell verbreitete sich diese Kunde durch das ganze Lager und erweckte bei allen frohen Mut. Sie rieten, man solle Ludwig entgegengehen. Als aber Lothar hiervon Kenntniß erhielt, verkündete er dem zusammengeströmten Volke, Karl habe die Flucht ergriffen, und es sei seine Absicht, ihn, so bald er nur könnte, zu verfolgen. Durch diese Erklärung flößte er seinen Getreuen Zuversicht ein, machte den Unentschiedenen Mut, sich ihm noch anzuschließen, und verband sie fester seiner Partei. Da nun Karl erfuhr, daß er von Lothar verfolgt werde, zog er, weil er sein Lager an einem schwer zugänglichen, von Wässern und Sümpfen

*) In Attigny. Lothar hatte (840) mit Karl zu Orleans einen Waffenstillstand geschlossen, demgemäß Karl vorläufig Aquitanien, Gotien, die Provence und zehn Grafschaften zwischen Loire und Seine behalten und am 8. Mai 841 sich in Attigny zu weiteren Verhandlungen einfinden sollte. Lothar hatte versprochen, sich als treuer Freund gegen Karl zu bewähren und alle Feindseligkeiten gegen Ludwig einzustellen, aber kurze Zeit darauf hatte er sein Versprechen schon wieder gebrochen. Trotzdem hatte sich Karl in Attigny eingefunden.

**) Judith.

***) Châlons a. d. Marne.

†) In Adalbert von Metz, der in der Schlacht im Riesgau fiel, hatte Lothar seinen besten Ratgeber verloren.

umgebenen Orte aufgeschlagen hatte, sogleich ihm entgegen, damit sie, wenn Lothar wolle, zusammenkommen könnten. Auf die Nachricht hiervon machte Lothar Halt und gestattete seinen erschöpften Rossen eine zweitägige Ruhe. Während sie nun zu wiederholten Malen in Verhandlung getreten waren und öfters einander Boten zusandten, aber zu einem gedeihlichen Übereinkommen nicht gelangen konnten, rückten inzwischen Ludwig und Karl einander immer näher und vereinigten zuletzt ihre Scharen. Bei der Zusammenkunft besprachen sie alle die Übel, welche Lothar ohne jedes Maß über sie und die übrigen gebracht habe. Über die Maßregeln, die man gegen solche Gewalt treffen müsse, gedachten sie aber erst am folgenden Tag in Beratung zu treten. Mit Anbruch des Morgens kamen sie zusammen, begannen alsbald sich zu beraten und beklagten bitter die traurige Lage des Reiches. Und da ein jeder von beiden Brüdern erzählt hatte, was und wie viel Unbill er von Lothar erlitten habe, waren alle, die zugegen, einmütig der Ansicht, sowohl aus dem heiligen Stande der Bischöfe als dem der Laien kluge und wohlwollende Männer auszuwählen, um durch sie dem Bruder vorstellen zu lassen, was der Vater über sie angeordnet und was sie seit dem Tode des Vaters von ihm zu erdulden gehabt hätten. Sie sollten ihn beschwören, daß er, eingedenk des allmächtigen Gottes, seinen Brüdern und der gesamten Kirche Gottes Frieden gewähre, und daß er einem jeden gebe, was ihm nach dem Beschlusse des Vaters und der Brüder von Rechts wegen gebühre. Zudem sollten sie ihm, damit er auf ihre gerechten Bitten um so eher einginge, alles anbieten, was sie außer ihren Rossen und Waffen im ganzen Lager hätten. Wolle er ihren Ermahnungen und Bitten Gehör schenken, so erfülle er damit ihren Wunsch, wenn aber nicht, so könnten sie unzweifelhaft auf den Beistand der göttlichen Macht hoffen, da sie allein das verlangten, was gerecht sei, und in Demut dem Bruder solches vorschlügen. Da nun, wie billig, dieser Auftrag Beifall erhielt, wurde er sogleich ausgeführt.

Aber Lothar achtete der Bitten seiner Brüder nicht; er verwarf sie und ließ durch die Seinen ankündigen, daß sein Sinn allein auf den Kampf gerichtet sei. Sogleich rückte er darauf dem Pippin*), welcher von Aquitanien her zu seiner Unterstützung herbeieilte, entgegen. Als Ludwig und die Seinen hiervon Kunde erhielten, wurden sie in großen

*) An Pippin, dem Sohn seines verstorbenen Bruders Pippin, hatte Lothar einen Bundesgenossen gegen Karl gefunden.

Schmerz versetzt, denn sie waren durch die Länge des Weges wie durch Schlachten und Mühen aller Art sehr geschwächt und litten vor allem Mangel an Rossen; aber wiewohl sich solches also verhielt, so fürchteten sie doch, daß, wenn der Bruder dem Bruder die Hilfe weigere, sie bei der Nachwelt ein schmachvolles Andenken hinterlassen würden, und um solches zu vermeiden, beschlossen sie lieber jede Not, und wenn es sein müßte, selbst den Tod zu erleiden, als den unbefleckten Namen zu verlieren. Und hohen Sinnes warfen sie alle Traurigkeit von sich, und einander anfeuernd, machten sie sich fröhlichen Herzens schnell auf den Weg, um Lothar bald einzuholen. Als nun aber unweit der Stadt Alciodorum*) beide Heere einander gewahr wurden, da geriet Lothar in Besorgnis, daß seine Brüder sogleich sich auf ihn werfen würden, und rückte mit Heeresmacht nur eine kleine Strecke über sein Lager hinaus vor. Die Brüder aber, welche dies sahen, ließen einen Teil ihrer Truppen zurück, um ein Lager aufzuschlagen; die anderen Bewaffneten nahmen sie mit sich, um ohne Aufschub dem Feinde entgegenzurücken. Doch sandten sie zunächst einander Boten zu und schlossen für die Nacht eine Waffenruhe. Die Lager waren von einander ungefähr drei Meilen**) entfernt und durch einen kleinen Sumpf und eine waldige Anhöhe getrennt, so daß der Zugang von dem einen zum anderen erschwert war. Darauf schickten mit Anbruch des Morgens Ludwig und Karl noch einmal Gesandte zu Lothar und ließen ihm sagen, es bereite ihnen großen Schmerz, daß er ihnen den Frieden weigere ohne Kampf: da es aber sein Wunsch wäre, so möge dann auch die Schlacht, wenn sie unvermeidlich sei, ohne jede Hinterlist geschlagen werden. Darum wollten sie zuerst unter Fasten und Beten Gott anrufen. Alsdann aber, so versprachen sie ihm, wollten sie ihm, wenn er zu ihnen käme, Gelegenheit zum Heranrücken geben, damit man nach Hinwegräumung eines jeden Hindernisses von seiner und ihrer Seite ohne Trug und List den entscheidenden Kampf zu beginnen vermöge. Diese Versicherungen hießen sie ihre Boten ihm, falls er wolle, durch einen Eidschwur bekräftigen. Falls er aber nicht angreifen wolle, so bäten sie um ungehinderten Anmarsch und um eidliche Zusicherung. Lothar aber antwortete nach seiner gewohnten Weise, er werde durch die Seinigen eine Antwort erteilen, und kaum waren die Boten zurückgekehrt, als er sich auch schon sogleich auf den Weg machte und nach einem Orte, welcher

*) Auxerre. **) Französische Lieues.

Fontanetum*) hieß, eilte, um hier ein Lager aufzuschlagen. An demselben Tage brachen aber auch die Brüder auf und zogen schnell hinter Lothar her, sie überholten ihn und machten bei dem Dorfe Tauriacus**) Halt. Tags darauf verließen beide Heere, zum Kampf gerüstet, das Lager und rückten ein Stück über das Lager hinaus. Und noch einmal entsandten Ludwig und Karl eine Botschaft an Lothar und baten ihn, er möge, eingedenk der brüderlichen Liebe, der Kirche Gottes und dem ganzen christlichen Volke Frieden gewähren und die ihnen von ihrem Vater unter seiner Beistimmung übertragenen Reiche überlassen. Für sich möge er das Seine behalten, was ihm der Vater nicht nach Verdienst, sondern aus Mitleid allein gegeben. Als Geschenk boten sie ihm alles an, was sie im Lager hatten außer ihren Waffen und Rossen, und wenn er hierauf nicht eingehen sollte, versprach ein jeder ihm einen Teil seines Reiches abzutreten. Der eine das Land bis zu den Carbonarien***), der andere aber bis zum Rhein. Wenn er auch dies Anerbieten zurückweisen sollte, wollten sie das ganze Frankenreich zu gleichen Teilen teilen, und dann möchte sein eigen sein, was er sich erwähle. Aber wieder beschied Lothar die Gesandten in seiner gewohnten Weise: was ihm gut schiene, werde er durch die Seinen kund thun. Darauf schickte er auch den Drogo, Hugo und Hegibert und ließ durch sie sagen, daß Vorschläge dieser Art ihm von seinen Brüdern vorher nicht gemacht worden seien. Er brauche daher Zeit zur Überlegung. In Wirklichkeit aber war Pippin noch nicht gekommen, und durch den Aufschub wollte Lothar nur Zeit gewinnen, um jenes Ankunft zu erwarten. Doch hieß er den Ricuin, Hirmenald und Friedrich eidlich versichern, daß er die Waffenruhe aus keinem anderen Grunde nachsuche, als weil es sein Wunsch sei, das allgemeine Beste jener und des ganzen Volkes, wie es die Pflicht gegen die Brüder und Christi Volk fordere, zu erreichen. Durch diese eidliche Zusicherung ließen sich Ludwig und Karl täuschen und kehrten, nachdem der Waffenstillstand für diesen und für den nächsten Tag und bis zur zweiten Stunde des dritten Tages, des 25. Juni†), festgesetzt und von beiden Seiten beschworen worden war, in ihr Lager zurück. Am nächsten Tage aber gedachten sie das Fest des heiligen Johannes zu feiern. An diesem selben Tage noch vereinigte Pippin sein Heer mit Lothars Scharen, und nun ließ Lothar durch Boten seinen

*) Fontenoy en Puisaye, ein Dorf an einem damals als Bach der Burgundionen bezeichneten Gewässer. **) Thury. ***) Der Kohlenwald, ein Teil der Ardennen. †) Im Jahre 841.

Brüdern melden: Sie wüßten wohl, daß ihm der Name des Kaisers mit der kaiserlichen Macht übertragen worden sei; darum möchten sie denn auch darauf bedacht sein, daß er dieses hohen Amtes, welches ihm dieser Titel auferlege, zu walten vermöge. Im übrigen aber gehe er durchaus nicht auf seinen und Pippins Vorteil aus. Als aber die Gesandten von den Brüdern gefragt wurden, ob Lothar eine der Bedingungen, welche sie ihm vorgeschlagen hätten, annehmen wolle oder ob er ihnen eine andere entscheidende Erklärung aufgetragen habe, gaben sie zur Antwort, daß kein Bescheid derart ihnen erteilt worden sei.

Da nun jede Hoffnung, von Lothar Gerechtigkeit und Frieden zu erhalten, verschwinden mußte, ließen die Brüder ihm sagen, daß, wenn er einen besseren Entscheid nicht fände oder keinen der von ihnen gemachten Vorschläge annähme und sie bis morgen um die zweite Stunde — es war dies aber, wie oben schon gesagt worden ist, der 25. Juni — nichts hierüber wissen ließe, sie zum Gerichte des allmächtigen Gottes kommen würden, zu welchem er sie gegen ihren Willen herausfordere. Doch auch dieser Botschaft achtete Lothar in seiner gewohnten übermütigen Weise nicht. Sie würden sehen, so ließ er ihnen antworten, was er thue . . . Nach diesem Bescheid erhoben sich Ludwig und Karl in der Morgendämmerung, besetzten den Gipfel des dem Lager Lothars benachbarten Berges mit dem dritten Teile ihres Heeres und erwarteten hier in Erfüllung ihres Gelübdes die zweite Stunde*) und Lothars Ankunft. Als er nun erschien, schlugen sie in hartem Kampfe die Schlacht am Bache der Burgundionen. Und zwar trafen Ludwig und Lothar an einem Orte, welcher Brittas**) geheißen wird, hart auf einander. Überwunden von ihm, wandte sich Lothar zuletzt zur Flucht. Der eine Teil von Lothars Heer, gegen welchen Karl an einer anderen Stelle kämpfte, die Fagit***) im Munde des Volkes genannt wird, flüchtete sogleich. Eine andre Schar aber, welche sich im Solennat†) auf Adalhard und die übrigen warf, denen ich selbst mit des Herrn Beistand nicht geringe Hilfe gebracht habe, leistete wackern Widerstand, so daß hier der Sieg schwankte. Zuletzt flohen jedoch alle von der Partei Lothars . . .

Nachdem die heiße Schlacht, wie wir berichtet haben, geschlagen worden war, begannen Ludwig und Karl noch auf dem Schlachtfelde

*) Acht Uhr Morgens. Am 25. Juni 841.

**) Bois-des-Briottes.

***) Le Fay.

†) Solémé.

mit einander zu beraten, was mit den Flüchtigen zu thun sei. Und einige sprachen, von Zorn getrieben, für Verfolgung. Die anderen aber und vor allem die Könige empfanden Mitleid mit Lothar und seinem Volke und hegten in ihrer gewohnten Weise milden Herzens den Wunsch, daß die durch das Urteil Gottes und die Niederlage Gedemütigten von ungerechter Begierde ablassen und sich mit Gottes Hilfe einmütig in wahrhafter Einigkeit fernerhin verbinden möchten. Daher rieten sie, in dieser Angelegenheit des allmächtigen Gottes Erbarmen walten zu lassen. Die übrige Menge aber rief ihnen Beifall zu. So gab man denn Verfolgung und Beute auf und kehrte ungefähr um die Mitte des Tages zum Lager zurück, um hier zu beraten, was weiter zu thun sei. Groß war wohl die Beute, groß die Menge der erschlagenen Feinde und staunenswert: wunderbarer aber mit Recht war noch viel mehr der Könige und aller ihrer Krieger Barmherzigkeit. Aus mancherlei Gründen beschlossen sie den Tag des Herrn auf dem Schlachtfeld zu feiern. Nach der Messe bestatteten sie mit gleichen Ehren Freunde und Feinde, Getreue und Ungetreue und pflegten ohne Unterschied nach besten Kräften die Verwundeten und Halbtoten. Den Flüchtigen schickten sie Boten nach und ließen ihnen anbieten, wenn sie in redlicher Absicht zurückkehren wollten, so sollten ihre Vergehen vergessen sein. . ."

Lothar ließ nach dieser Schlacht, welche dem Kaisertum eine schwere Wunde schlug, kein Mittel unversucht, um wieder zu Macht und Ansehen zu gelangen. Rücksichtslos verschleuderte er das Krongut und trug keine Scheu, in Sachsen mit den Gemeinfreien oder Frilingen und den Halbfreien oder Liten in Verbindung zu treten und ihnen Abhilfe gegen die drückende Abhängigkeit von dem geistlichen und weltlichen Adel zu versprechen. So scharten sich denn die in ihrer alten Freiheit beschränkten Sachsen in bewaffneten Haufen zusammen und bildeten unter dem Namen der Stellinga eine Verbindung gegen ihre adligen Unterdrücker. Ja selbst mit den Dänen verbündete sich Lothar und räumte ihnen die friesische Insel Walcheren ein.

Unter diesen Umständen entschlossen sich Ludwig und Karl, in Straßburg zusammenzutreffen und ihr Bündnis, durch das in der gefahrvollen Lage ihr Heil allein gesichert war, in feierlicher Weise zu erneuern (842).

Nithard berichtet hierüber weiter:

„Unterdessen empfing Lothar die Kunde, daß Ludwig und Karl, beide mit gewaltigen Heeren, sich zu vereinigen gedächten. Von allen Seiten sah er das Unglück über sich hereinbrechen. Darum begann er, nachdem er

vergeblich seinen Zug gegen Karl unternommen hatte, von Turones*) aus den Heimweg anzutreten und kam endlich mit dem erschöpften Heere ermattet in das Frankenland zurück. Pippin aber empfand Reue darüber, daß er sich mit ihm in ein Bündnis eingelassen hatte, und kehrte nach Aquitanien heim. Während dieser Zeit vernahm Karl, daß Otgar, der Bischof von Mainz, im Bunde mit anderen seinem Bruder Ludwig den Weg zu ihm verlege. Sogleich beschleunigte er seinen Marsch durch die Stadt Tullum**) und rückte bei Zabarna***) in das Land Elisaza†) ein. Auf diese Nachricht hin verließ Otgar mit seinen Verbündeten das Rheinufer, und wohin ein jeder von ihnen gelangen konnte, dahin nahm er schnell seine Zuflucht.

So kamen denn am 14. Februar Ludwig und Karl in der Stadt, welche ehedem Argentaria, jetzt aber gewöhnlich Straßburg heißt, zusammen und leisteten hier die unten verzeichneten Eide, Ludwig in romanischer, Karl aber in deutscher Sprache. Und ehe sie schwuren, redeten sie das versammelte Volk an, der eine in deutscher, der andere in romanischer Zunge. Ludwig aber, als der ältere, begann und sprach also: ‚Wie oft Lothar mich und diesen meinen Bruder nach unseres Vaters Dahinscheiden verfolgte und bis zur Vernichtung zu verderben trachtete, das wißt ihr wohl. Da aber weder die Bande des Blutes noch die christliche Liebe noch sonst eine Erwägung dazu hat verhelfen können, daß zwischen uns ein billiger und gerechter Friede herrsche, haben wir endlich, der Not gehorchend, unsere Sache dem Urteile des allmächtigen Gottes anheimgestellt, um nach seinem Willen uns zufrieden zu geben mit dem, was uns zufiele. Hierbei haben wir, wie euch bekannt ist, durch das Erbarmen Gottes den Sieg davongetragen. Lothar aber mußte überwunden mit den Seinen sein Heil in der Flucht suchen. Von brüderlicher Liebe getrieben und aus Erbarmen mit dem christlichen Volke, haben wir jene nicht verfolgen und vernichten mögen, sondern, wie schon zuvor, unsern Bruder aufgefordert, daß er einem jeden sein Recht gewähre. Doch jener giebt sich auch jetzt noch nicht mit dem Urteile Gottes zufrieden, sondern läßt nicht ab, mit gewaffneter Hand mich und diesen meinen Bruder zu bedrohen, und sucht dazu unser Volk mit Brand heim, mit Raub und Mord. Darum sind wir, durch die Not gezwungen, jetzt zusammengetreten und haben, damit ihr nicht an unserer unwandelbaren Treue und brüderlichen Eintracht zweifelt, den Beschluß ge-

---

*) Tours. **) Toul. ***) Zabern. †) Elsaß.

faßt, vor eurem Angesicht diesen Eid zu leisten. Und dies thun wir, nicht von ungerechter Begierde verlockt, sondern damit wir, falls Gott uns mit eurer Hilfe Frieden gewährt, um so sicherer die Gewähr eines glücklichen Erfolges haben. Wenn aber, was Gott verhüten möge, ich mich unterfangen sollte, den Schwur, den ich meinem Bruder leiste, zu brechen, so spreche ich einen jeden von euch vom Gehorsam gegen mich und von dem Treueid, den ihr mir geschworen habt, frei und ledig.' Als nun Karl eben dieselben Worte in romanischer Zunge gesprochen hatte, schwur Ludwig, als der ältere, zuerst, solches halten zu wollen: ‚Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo et in aiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid numquam prindrai qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.'*)

Als Ludwig geendet hatte, schwur Karl dasselbe in deutscher Zunge: ‚In Godes Minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes, so fram so mir got gewizci indi mahd furgibit, so haldih thesan minan bruodher, soso man mit rehtu sinan bruodher scal in thiu thaz er mig so sama duo, indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegango, the minan willon imo ce scadhen werdhen.'

Der Eid aber, welchen beide Völker, ein jedes in seiner Sprache, leisteten, lautete in romanischer Zunge folgendermaßen: ‚Si Lodhuvigs sagrament, quae son fradre Karlo iurat, conservat, et Karlus meos sendra de sua part non los tanit, si io returnar non l'int pois, ne io ne neuls cui eo returnar int pois, in nulla aiudha contra Lodhuwig nun li iv er.'

In deutscher Sprache aber lautete er: ‚Oba Karl then eid, then

*) In der Übersetzung lautet der Eid der Könige: ‚Aus Liebe zu Gott und um des christlichen Volkes und unser beider Heil willen will ich von diesem Tage an fürderhin, so weit Gott mir Wissen und Macht giebt, diesen meinen Bruder halten, wie man seinen Bruder halten soll, unter der Bedingung, daß er mir ein Gleiches thut. Und mit Lothar werde ich keinen Vergleich eingehen, der nach meinem Willen diesem meinem Bruder zum Schaden gereicht.' Die Völker aber schwuren: ‚Wenn Karl (Ludwig) diesen Eid, welchen er seinem Bruder Ludwig (Karl) geschworen hat, hält und Ludwig (Karl), mein Herr, was er geschworen, bricht, will, wenn ich ihn davon nicht abzubringen vermag, weder ich noch wen ich sonst daran hindern kann, wider Karl (Ludwig) ihm darin Hilfe leisten.'

er sinemo bruodher Ludhuwige gesuor, geleistit indi Ludhuwig min herro then er imo gesuor forbrihchit, ob ih inan es irwenden ne mag, noh ih noh thero nohhein the ih es irwenden mag, widhar Karle imo ce follusti ne wirdhit.'

Hierauf ging Ludwig rheinabwärts über Speier, während Karl am Wasgau entlang über Wizzunburg*) nach Worms zog . . ."

Eine Charakteristik der beiden Brüder, welche Nithard unmittelbar nach der Erzählung über den Straßburger Eid giebt, möge noch hier Platz finden:

„Es wird eben nicht unpassend erscheinen," so schreibt er, „über die Eigenschaften der beiden Könige und ihre Einmütigkeit, in welcher sie damals lebten, einiges zu berichten, was erfreulich und mit Recht bemerkenswert erscheint. Beide besaßen mittlere Größe und ebenmäßige, schöne Gestalt, die zu jeder Übung wohl geschickt war; beide waren kühn, freigebig, gleich klug und beredt, und alle diese herrlichen Eigenschaften übertraf noch der Brüder heilige und verehrungswürdige Eintracht. Denn fast ununterbrochen lebten sie mit einander, und was der eine von wertvollen Dingen besaß, das pflegte er dem anderen voll Freundlichkeit zu geben. In einem Hause aßen sie und pflegten der Ruhe; öffentliche und private Angelegenheiten besprachen sie einträchtigen Sinnes, und niemals erbat der eine von dem andern etwas, was nicht auch der andere für nützlich und dienlich hielt.

Oft stellten sie um der Übung willen Kampfspiele folgender Art an. Sie versammelten sich auf einem Platze, der ihnen für ein solches Spiel passend erschien, und während auf zwei Seiten die Menge sich aufstellte, stürzten gleich große Scharen von Sachsen, Waskonen, Austrasiern und Briten von zwei Seiten wie zum Streite in schnellem Laufe auf einander los. Drauf gab sich ein Teil, den Rücken mit dem Schild deckend, den Anschein, als wolle er flüchtig zu den Genossen zurückjagen, während die Gegner die Flüchtigen verfolgten. Zuletzt aber stürmten beide Könige mit der gesamten jungen Mannschaft unter lautem Schlachtruf mit verhängten Zügeln und die Lanzen schwingend gegen einander vor und maßen sich, während bald diese, bald jene Partei sich zur Flucht wandte, in wechselndem Kampfe. Es war dies ein Schauspiel, bewundernswert wegen des Glanzes und der maßvollen Ordnung. Denn auch nicht einer wagte trotz der großen Zahl und der Verschiedenartigkeit der

*) Weißenburg im Elsaß.

Stämme einem andern, wie dies doch selbst bei einer sehr geringen Zahl und unter Bekannten zu geschehen pflegt, eine Verwundung zuzufügen oder sonst einen Schimpf anzuthun."

Tief bekümmert zeigt sich der wackere Nithard, denkt er an die Schrecken des Bürgerkrieges, an die stets wachsende Unordnung, den schwindenden Einfluß der Krone, den Eigennutz mächtig emporstrebender Vasallen und an die Angriffe, mit welchen die Feinde des Reiches das in Zwietracht zerrissene Frankenland heimsuchten. Mit Wehmut ruft er sich die goldenen Zeiten des großen Karl ins Gedächtnis zurück, „wo das Volk noch einen und denselben rechten Weg, den allgemeinen Weg Gottes ging und darum Frieden und Eintracht unter ihm herrschte, während jetzt ein jeder seinen Weg für sich geht, der ihm gut scheint, und deshalb Hader und Zwist das Haupt erheben." „Damals," so klagt er, „sah man allerwärts Überfluß und Fröhlichkeit: jetzt aber fehlt es nirgends an Elend und Jammer; damals halfen selbst jeglichem Dinge die Kräfte der Natur: jetzt zeigen sie sich allerorten feindlich, so daß das Wort der Schrift in Erfüllung geht: ‚Es wird der Erdkreis kämpfen wider die Bethörten.'"

Ein Mann, der das Unglück seines Landes so klar erkannte, der konnte nicht in Jubel ausbrechen über den Sieg seines Herrn und seiner Partei, über einen Sieg, welchen die das Reich auflösenden Strebungen über den Einheitsgedanken davontrugen. Aber noch weniger vermochte er ihn zu beklagen. War ihm doch der unterlegene Lothar, dem er nie den Kaisertitel zugesteht, jenes Nimbus bar, welchen die Anhänger der Reichseinheit seiner Krone beilegten. Ihm erschien Kaiser Lothar lediglich als der ungerechte Anmaßer, der habgierig seine Hand nach der rechtmäßigen Herrschaft seiner Brüder ausstreckt: Lothar, so ist seine Meinung, hat die verdiente Strafe gefunden; bei Fontanetum hat Gottes Gericht über ihn entschieden.

Anders hat man im Lager Lothars jenen Kampf angesehen, anders mußte man hier über einen Sieg urteilen, der die Einheit der Völker zu zerstören und damit ihnen jede friedliche und segensreiche Entwickelung zu rauben schien. Manche Klage ertönte hier über „die wechselseitige Zerfleischung der Christen," und laut erklang der Jammer, daß so viel edles Blut nicht in rühmlichem Streit mit den Feinden der Christenheit, sondern in selbstmörderischem Bruderkampfe geflossen sei. Nirgends aber spricht sich die Klage über den Fall des Reiches so erschütternd aus wie in einem Gedichte, welches Angilbert, ein Ge-

führte Lothars, verfaßte. Wie Nithard, so führte auch Angilbert in dem verhängnisvollen Streite sein Schwert. Den Sieg schreibt er seinem Herrn, dem Kaiser, zu.

Angilbert*) singt:

1. „Rot begann der frühe Morgen und vertrieb die dunkle Nacht.
Doch es ward kein Tag des Sabbats, ward ein heidnisch wild' Gelag,
Und des Bruchs des Bruderfriedens freuet sich der Bösen Macht.

2. Kriegsruf schallet, hier und dorten hebet an der heiße Kampf,
Bruder rüstet Tod dem Bruder, Ohm dem Schwestersohne Tod.
Nicht erfüllt der Sohn dem Vater, was die Pflicht ihm sonst gebot.

3. Niemals war ein größres Morden, nie selbst auf dem Feld des Mars,
Nie geschah solch Christenmorden, nie vergoß man so viel Blut,
Des die Schar der bösen Geister jubelt in der Hölle Glut.

4. Es beschirmte Gottes Rechte übermächtig den Lothar.
Sieg errang sich seine Faustkraft, und er kämpfte wie ein Held.
Hätten andre so gestritten, wär' die Eintracht hergestellt.

5. Doch sieh da, wie den Erlöser einstmals Judas schnöd' verriet,
Also gaben deine Fürsten, dich, Lothar, dem Schwerte preis.
Vorsicht übe, denn der böse Wolf unschuldig' Lamm zerreißt!

6. Fontanetum nennt die Quelle, nennt den Hof des Bauern Mund,
Wo von edlem Frankenblute in des heißen Kampfes Not
Felder starren, Wälder starren und die Sümpfe starren rot.

7. Jene Trift flieh' Tau und Regen, jede Feuchte bleib' ihr fern,
Wo die Tapfern niedersanken, in den Waffen wohlbewährt.
Tief beklagen mag man jene, die hier traf der Feinde Schwert.

8. Diesen Frevel, hier verübet, den mein Lied jetzo besingt,
Ich selbst schaut ihn, Angilbertus, kämpfte in der Vordern Reih'n
Und am Quell harrt' ich im Streite aus von vielen noch allein.

9. Tief ins Thal schaut' ich zurücke, auf den Berg fiel auch mein Blick,
Wo mit seinen Feinden kämpfte, tapfer unser Herr Lothar
Und zum Bache siegreich jagte seiner Feinde flücht'ge Schar.

10. Doch wo Karl sein Heer geführet, wo im Streite Ludwig hielt,
Glänzten weiß die Felder alle von der Toten Leingewand,
Wie von Wandervögeln weiß ist in des Herbstes Zeit das Land

11. Ruhmeswürdig ist die Schlacht nicht und kein Lied besinge sie,
Und im Osten, Süden, Westen, in des kalten Nordens Reich,
Überall wird man beweinen, die hier traf des Todes Streich.

*) Angilberti carmen de pugna Fontanetica. In der Ausgabe des Nithard. Script. rer. Germ. Hann., 1839. Übers. bei Gerold Meyer von Knonau, Über Nithards vier Bücher Geschichten. Leipzig, 1866.

12. Ewig sei der Tag verfluchet, ungezählt sei er im Jahr,
Weggeweht aus der Erinnerung und vergessen soll er sein.
Nie leucht' ihm der rote Morgen und der Sonne heller Schein.

13. O du Nacht, du Nacht des Jammers, allzu harte, bittre Nacht,
Wo die tapfern Franken fielen kampfesmutig in der Schlacht.
Vater, Mutter, Schwester, Brüder, Freunde haben sie beklagt."

8. Die Auflösung des Reiches.

Das enge Bündnis, zu welchem Ludwig und Karl in Straßburg sich vereinigt hatten, verfehlte seine Wirkung auf den unentschlossenen Lothar nicht. Unfähig, weiteren Widerstand zu leisten, knüpfte er mit seinen Brüdern Verhandlungen an. Darauf traten in Verdun Karls des Großen Enkel zusammen und spalteten hier am 10. August des Jahres 843 nach alter Frankensitte ihres Vaters Erbe in drei Teile. Ludwig erhielt alle Länder auf dem rechten Rheinufer mit Ausnahme von Friesland, dazu noch auf dem linken Ufer die Gaue von Mainz, Worms und Speier, außerdem Churwalchen, den Thurgau und Aargau. Dem jüngsten Sohne Ludwigs, Karl, welchem später der Beiname ‚der Kahle' gegeben wurde, fiel Neustrien mit Flandern und der Bretagne, der nordwestliche Teil von Burgund, Aquitanien und Septimanien mit der spanischen Mark zu, während Lothar im Besitz der kaiserlichen Würde blieb und Austrasien, den größten Teil von Burgund, die alemannischen Gebiete auf dem linken Rheinufer, ferner Friesland, die Provence und Italien empfing.

Auf Lothars ehemaligen Verbündeten, Pippin von Aquitanien, wurden dabei keine Rücksichten genommen. Zwar wurde Karl der Kahle durch die schwierigen Verhältnisse, mit denen er von Anfang an in seinem Lande zu kämpfen hatte, genötigt, noch eine Zeit lang seinen Neffen Pippin im Besitze der Krone von Aquitanien zu lassen. Bald aber gelang es, durch Verrat Pippin seiner Macht zu berauben. Flüchtig suchte Karls Urenkel bei den Normannen Schutz und Beistand und schwor bei ihnen sogar seinen Glauben ab. Aber er hatte das Unglück, in die Hände seines Oheims Karl zu fallen, der ihn, wie schon früher seinen Bruder, zum Mönch scheren ließ.

Obwohl die Länder, welche die Brüder auf der Zusammenkunft zu Verdun teilten, als in Zusammenhang stehend auch fernerhin betrachtet wurden und die Könige dem Kaiser Lothar selbst einen gewissen Vorrang einräumten, so hat doch jener Teilungsvertrag das

Schicksal von Karls des Großen Reich besiegelt, war durch ihn der Sieg der auflösenden Bestrebungen über die Idee des Kaisertums entschieden worden. Es waren nicht die Interessen der beherrschten Völker, welche die Gesichtspunkte gaben, nach denen man jetzt die neuen Staaten bildete, sondern lediglich nach den Interessen der Herrscher wurde auseinandergerissen, was bisher verknüpft gewesen war. Dennoch erlangte in der Folge der Teilungsvertrag für die Entwickelung und die Ausbildung der Nationalitäten im Abendlande eine unleugbare Wichtigkeit. Im wesentlichen hatte Karl diejenigen Gebiete des Frankenreiches zum Besitz empfangen, in welchen das romanische Wesen zu unbestrittenem Siege gelangt war, und hatte Ludwig die rein germanischen Länder jenseits es Rheines erhalten. Kein Wunder, wenn daher hier wie dorten die jetzt von einander geschiedenen Völker ihrer Eigenart mehr bewußt wurden als früher und das Gefühl der Zusammengehörigkeit sich bei ihnen entwickelte. Mitten inne zwischen den Reichen Karls und Ludwigs lag in weiter Ausdehnung Lothars Reich. Es war aus romanischen und germanischen Bestandteilen zusammengesetzt, und das war sicherlich einer der wichtigsten Gründe seiner rasch erfolgten Auflösung. Denn wiewohl es die Hauptländer der karolingischen Herrschaft vereinigte und die altberühmten Städte, wie Aachen, Köln, Trier enthielt, so ist es doch, eben weil es des nationalen Zusammenhangs entbehrte, frühzeitig zu Grunde gegangen. Überdies teilte Lothar, als er sein Ende herannahen fühlte, im Jahre 855 seine Länder unter seine drei Söhne. Der älteste, Ludwig, wurde mit der Kaiserkrone und Italien ausgestattet. Lothar II. erbte Austrasien, schon damals Lothringen genannt, das dinksrheinische Alemannien und Friesland, Karl die Provence. Frühzeitig starben die jüngeren Brüder Karl und Lothar II., welcher durch sein sittenloses Leben viel Ärgernis und der Kirche eine erwünschte Gelegenheit zur Einmischung und Erweiterung ihrer Macht gegeben hatte. Da der rechtmäßige Erbe ihrer Reiche, Kaiser Ludwig II., in Italien durch Kämpfe mit Sarazenen und Griechen vollauf beschäftigt war und nicht die Möglichkeit hatte, seine Rechte geltend zu machen, so vermochten seine Oheime, Karl der Kahle und Ludwig, über das ihm gehörige Erbe herzufallen und sich durch eine Übereinkunft in den Besitz desselben zu teilen. Im Vertrag von Meersen an der Maas (8. August 870) erhielt Ludwig den größten Teil Lothringens und Friesland, nachdem er schon früher die alemannischen Besitzungen auf dem linken Rheinufer in seine Hand gebracht hatte. Das ganze übrige Land mit vorwiegend

romanischer Bevölkerung fiel Karl zu. So traten nach dem Erlöschen von Lothars Reich die beiden Nationalitäten, welche in Karls Reich vereinigt gewesen waren, Ostfranken und Westfranken, jetzt schärfer denn vorher einander gegenüber.

Noch einmal drohte ein Krieg zwischen Ludwig und Karl dem Kahlen, als im Jahre 875 Lothars letzter Sohn, Kaiser Ludwig II. von Italien, ohne Erben starb. Ehe noch der Ostfranke Ludwig imstande war, sich zum Zuge nach Rom zu rüsten, eilte sein jüngerer und darum für die Kaiserkrone minder berechtigter Bruder Karl über die Alpen und empfing hier aus den Händen Papst Johanns VIII. das kaiserliche Diadem. Mit Recht fühlte sich Ludwig hierdurch benachteiligt. Schon entschloß er sich, die Entscheidung durch die Schärfe des Schwertes herbeizuführen, da sank er 876 ins Grab.

Ludwig, König der Ostfranken, der Bayer, später auch der Deutsche genannt, hatte mit Einsicht und Kraft über die Völker, welche ihm bei den früheren Teilungen wie zuletzt durch den Vertrag von Verdun zugewiesen worden waren, das Scepter geführt und viel dazu beigetragen, daß die bisher so spröde von einander geschiedenen Stämme der Alemannen, Franken, Sachsen, Bayern und Thüringer sich näher traten. Wacker hatte er mit den Mähren und Böhmen gestritten, doch war er durch die dauernden Verwickelungen mit den übrigen fränkischen Reichen daran gehindert worden, seine Siege über die Slaven erfolgreich auszunützen. Dazu hatte die noch zu seinen Lebzeiten nach fränkischem Brauch vorgenommene Teilung seines Reiches unter seine Söhne Kämpfe hervorgerufen, welche, auch wenn er als Sieger aus ihnen hervorging, die gedeihliche Entwicklung des Landes hemmten.

Nach seinem Tode erhielt sein Sohn Karlmann Bayern mit seinen Nebenländern, Ludwig Franken und Sachsen, Karl der Dicke Alemannien und Lothringen. Sogleich gedachte ihr Oheim Karl der Kahle von der Zerspaltung des ostfränkischen Reiches Vorteil zu ziehen und die vielumstrittenen Grenzländer bis zum Rheine hin seiner Macht zu unterwerfen. Kaum hatte er die Kunde von Ludwigs Tod empfangen, als er sich auch schon zum Kampfe rüstete. Wir entlehnen die Schilderung von Ludwigs Tod und von dem denkwürdigen Angriff Karls des Kahlen auf Ostfranken, jenem ersten Kampfe in der langen Reihe derer, in welchen Ost- und Westfranken oder wie wir jetzt sie nennen, Deutsche und Franzosen ihre Kräfte maßen, der Chronik, welche im Anfange des

zehnten Jahrhunderts Regino, der Abt des Klosters Prüm in der Eifel, der hervorragendste Geschichtschreiber jener Zeit verfaßte.

Regino*) erzählt:

„Im Jahre der Fleischwerdung unseres Herrn 876 beschloß König Ludwig in seiner Pfalz zu Franconofurt**) sein Leben am 28. August und wurde in dem Kloster des heiligen Nazarius, welches Lorasham***) heißt, bestattet. Er war ein christlicher Fürst, von katholischem Glauben, nicht nur in den weltlichen, sondern auch den geistlichen Wissenschaften wohl unterrichtet, und was die Religion, der Frieden und die Gerechtigkeit von ihm verlangten, das führte er mit großem Eifer durch. Von klugem Geist, von Einsicht und weitschauenden Blicks, bei der Verleihung und Entziehung öffentlicher Würden von Vorsicht und Überlegung geleitet, siegreich im Kampfe, mehr dem Waffenhandwerk als behaglichem Wohlleben ergeben, war er jeder Zeit zum Kriege wohl gerüstet, liebte er mehr die Schärfe des Eisens als den Glanz des Goldes. Keiner galt bei ihm etwas, wenn er untauglich war; selten mißfiel ihm ein Wackrer. Niemand vermochte ihn durch Geschenke zu gewinnen und von ihm durch Geld eine geistliche oder weltliche Würde zu erhalten, sondern eine geistliche Würde empfing allein, wer von rechtschaffenen Sitten und unsträflichem Wandel war, und eine weltliche Würde fiel nur treuem Dienst und bewährter Anhänglichkeit zu. Es hatte aber dieser berühmte König, dessen Andenken gesegnet ist, die Königin Emma zur Ehe, die edel von Abstammung war, aber, was noch höheren Lobes wert ist, auch durch Adel des Geistes sich auszeichnete. Drei hochbegabte Söhne schenkte sie ihm, Karlmann, Ludwig und Karl, denen ein glückliches Geschick nach des Vaters Hinscheiden das Steuer des Staates in die Hand legte.

Da aber Karl vernahm, daß sein Bruder von hinnen geschieden sei, wurde seine Seele von übergroßer Fröhlichkeit erfüllt, denn er meinte, daß der Teil von Lothars Reich, welchen der Bruder besessen hatte, ihm zufallen werde. Deshalb sammelte er mit großer Schnelligkeit ein Heer, brach mit allen seinen Scharen ins Reich ein und gelangte nach der Pfalz zu Aachen, wo er wenige Tage rastete. Dann aber zog er nach Köln.

Während jenes in dem Reiche geschah, war Karlmann, Ludwigs

*) Reginonis chronicon. M. G. SS. I. p. 588. Übers. Gesch. d. d. Vorz. Heft 30.
) Frankfurt. *) Lorsch.

erstgeborener Sohn, nach Italien gegangen, um dies Land der väterlichen und seiner Herrschaft zu unterwerfen. Denn der Kaiser Ludwig*) war aus dem Leben geschieden, und Karl war, nachdem er den kaiserlichen Namen angenommen hatte, aus Italien zurückgekehrt. Karl**) aber, Karlmanns Bruder, hielt sich in Alemannien auf.

Ludwig, der bei dem Hingang seines Vaters zugegen gewesen war und das Leichenbegängnis mit gebührender Ehre gefeiert hatte, weilte gerade in Franconofurt, dem wichtigsten Orte des östlichen Reiches, als ihm die Kunde gebracht wurde, daß sein Oheim die Grenzen seines väterlichen Reiches überschritten und am Rheinufer ein Lager aufgeschlagen habe. Da entbrannte er von heftigem Zorn und ließ durch Gesandte ihn bitten, daß er eingedenk sein möge ihrer nahen Blutsverwandtschaft und sich erinnere an den Namen unseres Herrn Jesu Christi. Denn bei diesem hätten in Gegenwart einiger Zeugen er selbst und sein Bruder, als sie das Reich unter einander teilten, mit furchtbarem Schwur sich Frieden gelobt. Er solle sich scheuen, einen solchen Namen für nichtig zu halten, solle dem Herrn seinen Eidschwur halten und das Bündnis, welches sie unter einander geschlossen hätten, unverletzlich bewahren. Das Schwert solle in der Scheide bleiben, und er solle davor zurückschaudern, in seiner wilden Leidenschaft Menschenblut zu vergießen. Möchte er doch, mit seinem Lose zufrieden, das ihm von Gott verliehene Erbteil friedlich genießen, ohne das Recht anderer zu kränken, zu schädigen und zu stören. Ein Mann wie er dürfe nicht von der Sucht nach eitlem Ruhme, nicht von Hochmut und Begierde nach dem Lande eines andern beherrscht werden, sondern Gerechtigkeit, Liebe und Eintracht müßten in ihm wohnen und Frieden zwischen ihm und seinen Neffen zu allen Zeiten walten.

Doch Karl achtete solche Ermahnungen gering und erklärte, mit dem Bruder habe er einen Vertrag geschlossen, nicht mit den Neffen. Unterdessen hatte aber Ludwig schon ein Heer aus Sachsen, Thüringen und Ostfranken zusammengerufen und Köln und dem Lager Karls gegenüber ein Lager mit großen Zurüstungen aufgeschlagen. Er selbst aber, und daran erkannte man, daß der Sohn nicht nur das Angesicht, sondern auch den Scharfsinn des Vaters und seine Befähigung zu klugen Anschlägen geerbt habe, setzte mit seinem ganzen Heere zwischen Koblenz und Andernach über den Rhein. Bald kam die Nachricht zu

*) Ludwig II., Kaiser Lothars Sohn.

**) In späterer Zeit Karl der Dicke genannt.

Karls Ohren, daß sein Neffe mit allen seinen Truppen den Rhein überschritten habe. Jetzt erst bemerkte Karl, daß er von Ludwig mit dem Lager getäuscht worden sei. Daher brach er unverweilt auf und zog mit fünfzigtausend und mehr Streitern, wie man berichtet, im Megingau*) unweit der Feste Andernach seinem Neffen zur Schlacht entgegen. Aber der König wird nicht errettet durch die große Zahl seiner Streiter, denn trügerisch ist das Roß zum Heil**). Denn gleich bei Beginn des Kampfes erlag Graf Reginar, der das königliche Banner trug, dem ersten Ansturm. Die dichtgedrängte Schlachtreihe wurde von Ludwigs Genossen durchbrochen, und wie der ins Stroh geworfene Feuerbrand im Augenblick alles verzehrt, so vernichten sie mit dem Schwert des Feindes kriegerische Kraft und werfen ihn zu Boden. Nach schweren Verlusten wandte sich Karls Heer zur Flucht und lag in Ludwigs Hand der Sieg. Als Karl die Seinen auf der Flucht sah, rettete er selbst fliehend sein Leben. Zu spät erkannte er, wie gefährlich es sei, die Rechte der Billigkeit, welchen göttliche und menschliche Gesetze Kraft verliehen haben, in zügellosem Ehrgeiz verletzen zu wollen.

Geschlagen wurde diese Schlacht am 8. Oktober. Darauf traten die drei Brüder Karl, Karlmann und Ludwig an einem Orte zusammen, welcher Sualifelt***) heißt. Hier teilten sie das Reich, und zwar erhielt Karlmann Bayern, Pannonien und Carnutum, welches fälschlich Carantanum genannt wird†) dazu die Reiche der Slaven, Böhmen und Mähren; Ludwig empfing Ostfranken, Thüringen, Sachsen und Friesen und einen Teil von Lothringen. Dem Karl aber fiel als sein Anteil Alemannien zu und einige Städte vom Reiche Lothars."

Nicht lange überlebte Kaiser Karl der Kahle jene Schlacht. Schon im Jahre 877 starb er und hinterließ sein Reich in voller Auflösung seinem Sohne Ludwig dem Stammler, und als dieser schon zwei Jahre später in das Grab sank, kam die Herrschaft über das, eine kräftige

---

*) Maienfeld.

**) Nach den Annalen von St. Bertin drängten sich die Packpferde bei der Flucht auf dem engen Wege dermaßen zusammen, daß die Westfranken nicht von der Stelle kamen. Die Jahrbücher von Fulda machen ein Wunder daraus. Danach blieben die Rosse der Gegner, obwohl man sie blutig spornte, wie angewurzelt stehen. So erleichterte der Himmel dem König Ludwig den Sieg über seinen Oheim Karl.

***) Der alemannische Gau Sualafeld liegt an der oberen Altmühl. Nach den Fuldaer Annalen fand die Zusammenkunft im Riesgau statt.

†) Kärnthen, dessen Name schon von Paulus Diakonus mit der Stadt Carnuntum an der Donau verwechselt wird.

Hand heischende Land an Ludwigs unmündige Kinder, Ludwig III. und Karlmann. Auch unter den Karolingern des Ostfrankenreichs räumte der Tod rasch auf. Karlmann von Bayern wie Ludwig von Sachsen fanden ein frühes Ende, so daß ihr jüngster Bruder Karl der Dicke, da sie keine rechtmäßigen Erben zurückließen, noch einmal das ganze Ostfrankenreich vereinigte.

Es waren trübe Zeiten über die Völker, welche einst unter Karls des Großen Scepter gelebt hatten, hereingebrochen. An der Ostgrenze erhoben sich die slavischen Stämme. Rastislav gründete das mährische Reich, welchem die griechischen Mönche Methodius und Konstantinus das Christentum predigten, und gab ihm feste staatliche und kirchliche Ordnungen. Zugleich warfen Sorben und Böhmen das deutsche Joch ab und drangen verheerend in die Grenzmarken des Ostfrankenreiches ein, während Wilzen und Abotriden verwüstend die Elbe überschritten. Keine Gefahr aber konnte mit der verglichen werden, welche den unglücklichen Bewohnern der Westküste von seiten der Normannen oder Dänen jahrein jahraus drohte. Schon Karl der Große hatte einst, da er bei einem Hafen des mittelländischen Meeres die schnellen Schiffe der Nordlandssöhne kreuzen sah, unter Thränen prophezeit, welch schweres Übel seinen Nachfolgern von den kühnen Eroberern kommen werde. Durch den Bau von Flotten und die Anlage von Hafenbefestigungen hatte er während seiner Regierung die weiten Küsten gegen räuberische Einfälle mit Erfolg geschützt. Aber nach seinem Tode war mit so mancher anderen segensreichen Einrichtung auch die Bewachung der Küsten in Verfall geraten und damit den Feinden der Weg in das durch inneren Zwist gespaltene Reich geöffnet. Zugleich begann jetzt jener letzte große Akt der Völkerwanderung. Die den Ost- und Westgermanen stammverwandten Germanen des Nordens verließen in Scharen die Heimat, um auf Kriegszügen Gewinn und Ehre, Befriedigung ihrer kriegerischen Lust oder neue Wohnsitze zu suchen. Erst mit der Grundlegung des russischen Reiches durch den Waräger Rurik, mit der Besetzung einer westfränkischen Provinz, der Normandie, mit der Gründung normännischer Herrschaften in Unteritalien und Sizilien und der Eroberung Englands durch die romanisierten Normannen Frankreichs fand diese Bewegung der Nordgermanen ihren Abschluß.

So kamen denn jetzt mit jedem Frühjahr Normannen, welche in der armen Heimat keinen lohnenden Unterhalt oder keinen Tummelplatz für ihre kühne Abenteuerlust fanden, in ihren leichten Schiffen, den

Meeresrappen, gegen die Küsten des Frankenreiches herangezogen. Wo sie einen sicheren Landungsplatz fanden, stiegen sie ans Land, und wehe dann den unglücklichen Bewohnern, die nicht zur rechten Zeit sich in eine feste Stadt oder in ein sicheres Versteck zu flüchten vermochten. Jeder Widerstand wurde gebrochen, Dörfer und Klöster wurden geplündert und gingen in Flammen auf. Bald wagten die Raubscharen sich weiter ins Land hinein. Sie fuhren die großen Flüsse hinauf und störten selbst mitten im Innern des Landes alles aus der geträumten Sicherheit auf. Wurden sie angegriffen, so eilten sie, mit Beute beladen, nach ihren Schiffen und zogen wieder hinunter nach dem Meere oder bargen sich in ihren festen Lagern, die sie in geschützter Stellung nahe den Flußmündungen anlegten. Sperrte man ihnen den Rückzug auf dem Flusse ab, dann griffen sie tapfer zu den Waffen und schlugen sich durch. Auch kam es wohl vor, daß sie ihre Schiffe über das Land zogen und sich so einen neuen Weg bahnten. Selbst vor der Belagerung fester Städte schreckten sie zuletzt nicht mehr zurück. Namenloser Jammer erhob sich in den Gegenden, durch welche sie ihren Weg genommen hatten, und unsäglich war die Verzweiflung, denn bei dem Mangel an einer Flotte, dem ungenügenden Schutz, den das kraftlose, durch übermütige Vasallen gelähmte Königtum leisten konnte, war keine Hoffnung auf Abhilfe gegeben und blieben Dorf und Stadt rettungslos neuen Raubzügen überlassen. Schon unter Ludwig dem Frommen hatten die Normannen die Küsten des Reichs heimgesucht. Damals war Hamburg, dessen Bistum das Licht des christlichen Glaubens im Norden verbreiten sollte, in Asche gelegt worden. Dann drangen sie in der folgenden Zeit der Zerrüttung mit steigender Kühnheit tief in das Ostfrankenreich ein. Längs des Rheines und seiner großen Nebenflüsse bezeichneten Mord und Brand den Weg, den ihre Scharen gezogen waren. Selbst die kaiserlichen Pfalzen zu Aachen und Nymwegen wurden zerstört. Noch mehr aber als das Ostfrankenreich, wo doch damals noch die Erhaltung eines freien Bauernstandes dem Herrscher die Mittel gab, mit den Waffen in der Hand den Räubern entgegenzutreten, litt das Reich Karls des Kahlen, weil hier bei der Ausbildung der Vassalität der König fast ganz von dem guten Willen der übermächtigen Großen abhing. Ohne Erfolg hatte Judiths Sohn mit den Normannen gekämpft. Noch vergeblicher war sein Versuch gewesen, den kühnen Feinden den Frieden durch Zahlung von großen Geldsummen abzukaufen. Nur seine Schwäche hatte er damit verraten und zugleich die Habsucht der Angreifer noch mehr angelockt.

Unter Karls schwachen Nachfolgern wuchs das Elend riesengroß. Keine Rettung zeigte sich gegen den gewandten, übermütigen Feind. Jede Abwehr machte er durch Tapferkeit und kluge List zu nichte. Um so größere Freude mußte sich erheben, wenn es einmal gelang, den unerreichbaren Feind fern von seinem gewohnten Element zu überfallen und zu schlagen. Einmal noch ist dies Glück einem der westfränkischen Karolinger zu Teil geworden, dem Sohne Ludwigs des Stammlers, Ludwig III., dem, als er noch ein unmündiges Kind war, der sterbende Vater zugleich mit seinem Bruder Karl die Herrschaft hinterlassen hatte.

Ueber jenen Sieg, den Ludwig bei Saucourt im Jahre 881 davontrug, geben die zuverlässigen Annalen des Klosters St. Vaast bei Arras*) folgenden kurzen Bericht:

„Mit einer ungeheuren Menge brachen die Normannen in unser Kloster am 26. December**) ein. Sie verbrannten am 28. December Kloster und Stadt mit Ausnahme der Kirchen, das Gut des Klosters und alle Dörfer rings herum, töteten alle, auf die sie trafen, durchschweiften alles Land bis zur Somme und brachten eine unzählige Beute an Menschen, Vieh und Pferden zusammen. Von dort überfielen sie noch an demselben Tage die Stadt Cambray, suchten mit Brand und Mord die Stadt und das Kloster des heiligen Gaugerich heim, und nachdem sie mit gewaltiger Beute zu ihrem Lager zurückgekehrt waren, zerstörten sie alle Klöster am Flusse Hiscat***) und verjagten und töteten hier alle Einwohner. Schon um Mariä Lichtmesse†) machten sie sich wieder auf den Weg, zogen durch Therouanne bis nach Centula, dem Kloster des heiligen Richarius, und nach dem des heiligen Walarich††), suchten alle Orte am Meere, Klöster und Dörfer heim. Dann wandten sie sich nach der Stadt Amiens und dem Kloster Corbie, um darauf wieder, mit reicher Beute beladen, unverletzt und ohne Hindernis zum eigenen Lager zurückzukehren. Nochmals kamen sie zur Zeit des Festes des heiligen Petrus nach Arras und erschlugen hier alles Lebende, was in ihre Hand fiel, und nachdem sie alles Land mit Feuer und Schwert heimgesucht hatten, nahmen sie wieder ihren Weg, ohne Verluste erlitten zu haben, nach ihrem Lager.

---

*) Annales Vedastini, M. G. SS. II. p. 198. Übers. der Annalen von St. Bertin und St. Vaast. Gesch. d. d. Vorzeit. Heft 34.

**) Im Jahre 880.

***) Entweder die Scarpe oder die Yser.

†) Am 2. Februar 881. ††) St. Riquier und St. Valery.

Unterdessen wurde König Ludwig von heftigem Schmerz ergriffen wegen der Verwüstung seines Königreiches. Sein ganzes Kriegsvolk rief er zusammen und rüstete sich zur Heerfahrt. Alles war bisher den Normannen geglückt. Mit großer Macht überschritten sie im Monat Juli den Sommefluß und suchten alles Land nach ihrer Sitte weit und breit mit Verwüstung heim bis zur Stadt Beauvais hin. König Ludwig aber ging mit seinem Kriegsvolk über den Oisefluß und zog auf Laviers*) los, wohin nach seiner Meinung die Normannen zurückkehrten. Es sandte alsdann der König Botschafter aus. Sie kamen zurück und brachten die Kunde, mit Beute beladen zögen die Normannen heim. Da rückte der König gegen sie vor. Im Gau Witmau**) stellte er sich ihnen entgegen, bei einem Dorfe, welches Sathulcurtis***) heißt. Hier entbrannte die Feldschlacht. Nach kurzer Zeit flohen die Normannen und retteten sich in jenes Dorf. Der König aber errang über sie einen ruhmvollen Sieg. Und da schon der Sieg zum Teil erfochten war, begannen die Streiter sich zu rühmen, daß mit ihrer Kraft dies gethan sei, und gaben nicht Gott die Ehre. Da stürmte plötzlich eine kleine Schar Normannen aus dem Dorfe hervor, schlug das ganze Frankenheer in die Flucht und tötete viele von ihnen, an die hundert Mann. Und wäre der König nicht hurtig vom Rosse herabgesprungen und hätte nicht die Seinen wieder zum Stehen gebracht und sie mit frischem Mut erfüllt, so würden alle in schmählicher Flucht das Schlachtfeld verlassen haben. Nach diesem Siege, durch welchen es geglückt war, so viele Normannen zu töten, ging der König triumphierend über die Oise. Nur wenige Feinde vermochten unversehrt in ihr Lager zurückzukehren, um dort der Ihrigen Untergang zu melden. Von da an begannen die Normannen den jungen König Ludwig zu fürchten. Es vereinigte darauf Ludwig sein Heer und zog in den Gau von Cambray, wo er zur Bekämpfung der Normannen ein festes Lager an dem Orte aufschlug, welcher Strum†) heißt. Sobald aber die Feinde hiervon hörten, kehrten sie nach Gent heim, stellten ihre Schiffe wieder her und zogen zu Wasser und zu Lande nach der Maas, wo sie in Haslao††) ein Lager zur Ueberwinterung bauten."

*) Auf dem rechten Ufer der Somme.

**) Vimeux auf dem linken Sommeufer.

***) Saucourt zwischen Abbeville und Eu. Die Schlacht war am 3. Aug. 881.

†) Etrun bei Arras.

††) Elsloo bei Maastricht.

So groß war der Jubel über den Erfolg, den Ludwig davongetragen hatte, daß, wie gering auch jener Sieg, verglichen mit der entsetzlichen Normannennot, erscheinen mochte, die Dichtkunst ihn verherrlichte. Wir besitzen auch ein deutsches Lied auf jenen Sieg Ludwigs bei Saucourt, den Ludwigsleich. Weil der Geist jener Zeit uns aus ihm so lebhaft entgegenweht, so mag es hier seinen Platz finden.

Es*) lautet:

„1. Einen König weiß ich, er heißet Ludwig,
Der mit Eifer Gott dient, ich weiß, er lohnt's ihm.

2. Als Kind ward er vaterlos. Dafür ward ihm alsbald Ersatz:
Es rief ihn der Herr, sein Erzieher wurde er**).

3. Er gab ihm Macht, herrliches Heergefolge,
Den Königsstuhl hier bei den Franken. Möge er des lange genießen

4. Er teilte dann alsbald mit Karlmann,
Seinem Bruder, die Menge der Weideländer.

5. Als all das beendigt war, wollte Gott ihn versuchen,
Ob er Mühsale trotz seiner Jugend ertragen könnte.

6. Er ließ heidnische Männer über das Meer kommen,
Das Volk der Franken seiner Sünden zu mahnen.

7. Einige gingen bald zu Grunde***), andere wurden auserwählt.
Schmerzliche Strafe duldete, der früher in Sünden gelebt hatte.

8. Wer da ein Dieb gewesen und der Strafe entgangen war,
Der büßte nun durch Fasten: von jetzt an ward er ein frommer Mann.

9. Der eine war ein Lügner gewesen, der andere ein Räuber,
Der dritte voll Zuchtlosigkeit: sie alle sühnten es durch Buße.

10. Entfernt war der König, das Reich voll Verwirrung,
Christus war erzürnt: wehe, davon hatte es den Schaden.

11. Doch erbarmte sich Gott, er kannte all die Not.
Er hieß Ludwig ungesäumt dorthin reiten.

12. ‚Ludwig, mein König, hilf meinen Leuten!
Es haben die Nordmänner schwer sie bedrückt!'

13. Darauf sprach Ludwig: ‚Herr, so thue ich,
Wenn der Tod mich nicht hinrafft, alles was du gebietest.'

---

*) Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.—12. Jahrhundert. 2. Aufl. S. 17. Übers. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reichs. II. S. 154.

**) Gott nahm sich seiner an.

***) Sie erlagen der Versuchung. Die ganze Zeile im geistlichen Sinne.

14. Da nahm er Abschied von Gott, er schwang die Kriegsfahne.
Ritt hin ins Frankenland den Nordmännern entgegen.

15. Gott dankten, die seiner warteten,
Sie sprachen alle, ‚Herr schon lange harren wir dein.‘

16. Da rief laut Ludwig, der gute:
‚Tröstet euch, Genossen, meine Kriegsgefährten.

17. Her sandte mich Gott und selbst mir gebot,
Wenn es euch nützlich schiene, daß ich hier kämpfte,
Mich selbst nicht schonte, bis euch ich errettet hätte.

18. Nun will ich, daß mir folgen alle Gott Getreuen.
Beschert ist das Erdenleben, so lang' es Christus will:
Will er unser Abscheiden, so hat er darüber Gewalt.

19. Jedem, der hier in Kraft Gottes Willen thut,
Dem lohne ich es, kommt er heil davon;
Bleibt er im Kampfe, seinem Geschlechte.‘

20. Da nahm er Schild und Speer, kräftiglich ritt er;
Er wollte erkunden seine Widersacher.

21. Es währte nicht lange, da fand er die Nordmänner.
Er sagte Gott Dank, als er sah, was er begehrte.

22. Kühn ritt der König her, er sang das heilige Lied,
Und alle zusammen sangen: ‚Kyrie eleyson.‘

23. Der Sang war gesungen, begonnen der Kampf.
Das Blut schien in den Wangen, freudig kämpften da die Franken.

24. Da kämpften alle die Helden, doch keiner wie Ludwig;
Tapfer und kühn, das war ihm angestammt.

25. Manchen durchschlug er, manchen durchstach er.
Er schenkte in Fülle seinen Feinden
Bitteren Trank. Wehe da über ihr Leben!

26. Gelobt sei Gottes Kraft: Ludwig ward sieghaft;
Auch allen Heiligen Dank! Sein wurde der Siegkampf.

27. Heil also Ludwig, dem kampfesglücklichen Könige!
So bereit als er immer war, wenn des irgend Not war,
Erhalte ihn der Herr in seiner Barmherzigkeit.“

Frühzeitig starben Ludwig, der Sieger von Saucourt, und sein Bruder Karlmann, und im Jahre 884 war von der ganzen Nachkommenschaft Karls des Kahlen nur noch ein unmündiges Kind, Karl der Einfältige, am Leben.

Die Normannennot, die Jahr für Jahr das Westfrankenreich heimsuchte, wies gebieterisch auf eine Vereinigung der beiden Reichshälften

hin. Darum übergingen jetzt die westfränkischen Großen den letzten Sprossen Ludwigs des Stammlers, Karl den Einfältigen, und übertrugen die Krone an Karl den Dicken, der noch einmal den größten Theil des gewaltigen Reiches Karls des Großen beherrschen und die Kaiserkrone tragen sollte. Aber alle die Hoffnungen, die man auf die Einheit des Reiches gesetzt hatte, scheiterten an dem neuen Kaiser, dem es an Einsicht wie an Thatkraft gebrach, um die verheerenden Stürme, welche das Land verwüsteten, zu beschwören. Vergeblich suchte Karl der wachsenden Unbotmäßigkeit der Großen im Innern zu steuern, vergeblich war auch sein Mühen, sein Reich gegen die Angriffe von außen zu schirmen. Als er zuletzt noch auf das gefährliche Mittel verfiel, den Normannen die Schonung des Reiches durch Geld abzukaufen, kam es zum Aufruhr. Arnulf von Kärnthen, ein unehelicher Sohn von Karls des Dicken verstorbenem Bruder Karlmann, erhob im Jahre 887 die Fahne der Empörung. Die Großen fielen ihm zu, und ohne Widerstand zu wagen, ließ Karl die Zügel des Reiches seinen schwachen Händen entwinden.

Wir entlehnen den Bericht über jenen denkwürdigen Vorgang auf dem Reichstage zu Tribur, durch welchen der letzte echte Nachkomme Karls des Großen seines Thrones entsetzt wurde, der Chronik Reginos. Daselbst*) heißt es:

„An Geist und Körper krank, kam im Monat November um die Zeit des Todestages des heiligen Martin**) der Kaiser nach Tribur, wohin er eine allgemeine Reichsversammlung berief. Als nun die Großen des Reiches hier erkannten, daß nicht nur die Kräfte des Körpers, sondern auch der Geist von ihm gewichen sei, erhoben sie Arnulf, Karlmanns Sohn, aus eigenem Antriebe zum Könige. In plötzlicher Verschwörung fielen sie vom Kaiser ab und eilten mit solcher Schnelligkeit zu dem genannten Fürsten, daß schon nach drei Tagen kaum einer beim Kaiser war, der ihm wenigstens die Pflichten der Menschlichkeit erfüllt hätte. Speise und Trank nur ließ ihm Bischof Liutbert reichen***). Es war dies ein Ereignis, wert der Betrachtung, und durch den gewaltigen Umschwung wohl geeignet, menschliche Dinge in ihrem wahren Werte zu erkennen. Denn zur Zeit des Glückes hatte der Kaiser, da ihm alles in unglaublicher Fülle zuströmte, viele und große Reiche ohne Anstrengung und ohne Kampf gewonnen, so daß unter den Nachfolgern

*) A. a. O. Zum Jahre 887 und 888.

**) 11. November 887.

***) Von Mainz.

Karls des Großen kein Frankenkönig ihm an Hoheit, Macht und Reichtum gleichzustellen war. Jetzt aber entriß ihm das Unglück, gleich als wollte es die menschliche Schwäche recht vor Augen führen, in einem Augenblicke schmählich alles, womit ihn das Glück verschwenderisch umgeben und was er dereinst noch, als ihm ein glücklicher Erfolg lächelte, ruhmvoll sich errungen hatte.

Darum entsandte er, vom Kaiser zum Bettler herabgesunken, Boten an Arnulf. Verzweiflung hatte ihn erfaßt; nicht gedachte er mehr an seine kaiserliche Würde, sondern allein an sein tägliches Brot, und so bat er denn flehentlich, ihm so viel Lebensmittel zu gewähren, als er zur Erhaltung seines armseligen Lebens brauchte. Auch schickte er seinen Sohn Bernhard, den ihm ein Nebenweib geboren hatte, mit Geschenken an Arnulf und empfahl ihn seinem Schutz. Es war ein trauriges Schauspiel, den eben noch mächtigsten Kaiser nicht nur der Gaben des Glückes beraubt zu sehen, sondern auch menschlicher Hilfe bedürftig.

Arnulf gewährte ihm aber mehrere Hofgüter in Alemannien, von denen er seinen Unterhalt bestreiten sollte. Er selbst kehrte, nachdem in Franken die Verhältnisse glücklich geordnet waren, nach Bayern zurück . . .

888. Es starb aber Kaiser Karl, der dritte dieses Namens und dieser Würde, am 13. Januar*) und wurde zur Erde bestattet im Kloster Reichenau. Er war ein christlicher Fürst, fürchtete Gott, gehorchte seinen Befehlen von ganzem Herzen, befolgte mit größter Ergebung die kirchlichen Satzungen, war freigebig im Almosengeben, eifrig im Gebet und Psalmengesang, unermüdlich im Preise des Herrn und setzte alle seine Hoffnung und seinen Rat auf die göttliche Vorsehung. Darum schlug ihm denn auch alles glücklichen Erfolges zum Guten aus, derart, daß er alle Reiche der Franken, welche seine Vorgänger nur in blutigen Schlachten und unter großen Mühen errungen hatten, in kurzer Zeit ohne Kampf und ohne Widerspruch mit Leichtigkeit in Besitz zu nehmen vermochte Wenn er aber am Ende seines Lebens seiner Würden entkleidet und aller seiner Güter beraubt wurde, so war das, wie wir glauben, nur eine Versuchung, die ihn nicht nur läutern, sondern, was mehr gilt, erproben sollte. Denn da er, wie man erzählt, sein Unglück voll Geduld ertrug und nicht im Unglück wie im Glück aufhörte, Gott zu danken, so hat er auch die Krone des Lebens, welche Gott denen, die

*) Es war infolge der Krankheit, welche schon längst seine Kraft untergraben hatte.

ihn lieben, verheißt, entweder schon erhalten oder wird sie unzweifelhaft noch empfangen.

Nach seinem Tode löste sich das Reich, welches seiner Herrschaft unterthan gewesen war, als ob es eines rechtmäßigen Erben entbehrte, in seine einzelnen Bestandteile auf. Und diese erwarteten nicht mehr ihren natürlichen Herrn, sondern ein jedes Reich schickte sich an, einen eignen König sich zu setzen. Dies war der Grund zu schweren Kämpfen, nicht als ob es den Franken an Fürsten gefehlt hätte, welche durch Adel, Tapferkeit und Weisheit würdig gewesen wären, das Scepter zu führen, sondern sie waren gleich an Adel des Geschlechts, Würde und Macht, und dies schürte die Zwietracht: ragte doch keiner so weit über die anderen hervor, daß die übrigen sich seiner Herrschaft untergeordnet hätten."

9. Die letzten Karolinger im ostfränkischen Reich und Konrad I.

Die Wahl Arnulfs von Kärnthen zum König war eine glückliche, denn der neue Herrscher bewies in allen Dingen klugen Sinn und Thatkraft. Zwar vermochte er nicht in dem ganzen Reiche, dessen Krone sein Oheim getragen hatte, Anerkennung zu erlangen, wie er doch gehofft hatte In der Provence und Südburgund hatte ein fränkischer Großer, Boso von Vienne, im Jahre 879 ein neues Reich gegründet, welches man das niederburgundische oder nach seiner Hauptstadt Arles das arelatische Reich nannte. Nördlich davon erhob sich im Jahre 888 zwischen Jura und den penninischen Alpen das hochburgundische Königreich des Welfen Rudolf, eines Brudersenkels von Ludwigs des Frommen Gemahlin Judith. In Italien stritten Berengar von Friaul und Wido von Spoleto um die Herrschaft, bis es nach langen Kämpfen Wido gelang, für sich und seinen Sohn Lambert die jetzt freilich bedeutungslose Kaiserkrone zu gewinnen. Bei allen diesen Fürsten hat wohl Arnulfs Oberherrschaft zeitweilig Anerkennung gefunden, aber eine wahrhaft kaiserliche Stellung vermochte sich der neue König der Ostfranken doch nicht zu erringen.

Die hervorragendste That, welche Arnulf im Beginn seiner Regierung vollbrachte, war die glückliche Überwindung der Normannen durch die Schlacht an der Dyle (891).

Lassen wir über jene Schlacht, durch welche die Normannen für immer von den ostfränkischen Küsten verdrängt wurden, die Annalen

berichten, welche in Fulda, der berühmten Stiftung des heiligen Bonifatius, entstanden sind. Hier im Kloster, wo auch nach Sturmis, des ersten Abtes, Ableben Baugulf, Ratgar, Eigil, Hrabanus Maurus die Beschäftigung mit den Schriftwerken des Altertums förderten, schrieb man Jahrbücher, welche wie die früher erwähnten Lorscher Annalen weit über die das Kloster unmittelbar berührenden Ereignisse hinausgehen und sich mit der Geschichte des ganzen Reiches beschäftigen.

Die Fuldaer Annalen*) erzählen:

„Es brachen die Normannen in das Gebiet der Ostfranken ein. Zu ihrer Abwehr wurde ihnen aus Franken ein Heer entgegengesandt. Aber unvorsichtig zog Sunderold, der Erzbischof von Mainz, mit ihm jenen entgegen und fand im Kampfe den Tod**). An seiner Statt wurde Hatto, der Abt des Klosters Reichenau, ein Mann von klugem Geiste, zum Erzbischof gewählt. Darauf zog König Arnulf an der Spitze der Franken, um die Niederlage zu rächen, gegen die Normannen aus. Auch ein alemannisches Heer nahm er mit sich, doch ohne Nutzen, denn unter dem Vorwande von Krankheit verließen die Alemannen den König und kehrten in ihre Heimat zurück. Arnulf selbst gelangte mit seinen Franken glücklich nach Westen. Hier hatten die Normannen nach Verheerung des größten Teiles von Lothringen nahe dem Flusse Dyle an einem Orte, welcher Löwen heißt, nach ihrer Sitte eine Verschanzung aus Verhauen herzustellen begonnen und sich unbesorgt niedergelassen. Unversehens traf der König mit seinem Heere auf das feindliche Lager. Schnell wurde der Fluß überschritten, und ohne Verzug rüstete man sich zur Schlacht. Wohl zögerte der König eine Zeit lang, sein starkes Heer schwerer Gefahr auszusetzen, weil auf der einen Seite ein Sumpf lag und von der anderen Seite ein Fluß die feindliche Verschanzung schützte und er daher mit seinen Reitern keinen Angriff wagen konnte. Hin und her gingen seine Augen und mancherlei Gedanken und Anschläge durchkreuzten sein Haupt. Voll Besorgnis erwog er, was zu thun sei, weil es der Franken Sitte nicht war, zu Fuß zu streiten. Endlich rief der Held die Großen der Franken zu sich und redete sie mutig also an: ‚Männer, die ihr Gott verehrt und mit Hilfe des Herrn bei der Beschirmung des Vaterlandes jederzeit unbesieglich gewesen seid, fasset Mut, wenn ihr gedenkt, das von den in heidnischer Wut rasen-

*) Annalium Fuldensium pars V. ad annum 891. M. G. SS. I. p. 407. Übers. Gesch. d. d. Vorz. Heft 17.

**) In der Schlacht am Geulenbache unweit Meerssen am 26. Juni 891.

den Feinden vergossene teure Blut eurer Vorfahren zu rächen, wenn ihr seht, wie die zu Ehren der Heiligen eures Schöpfers errichteten Heiligtümer selbst in eurer Heimat vernichtet und die Diener des Herrn, welche die höchste Würde zierte, niedergestreckt sind. Wohlan, Krieger, jetzt habt ihr die Urheber des Unheils vor Augen! Folgt mir, wenn ich vom Rosse herabspringe und euch das Banner vorantrage! Nicht um unsere, sondern um des Herrn, der alles vermag, Schmach zu rächen, laßt uns im Namen Gottes uns auf den Feind werfen!" Solche Worte feuerten alle an, Jünglinge und Greise. Gleiche Bereitwilligkeit, gleiche Kühnheit beseelte alle, und eifrig rüsteten sie sich zum Fußkampf. Nur baten sie noch den König, daß er sie durch eine Reiterschar decke, damit sie nicht während der Schlacht einen feindlichen Angriff in ihrem Rücken zu besorgen hätten. Der laute Schlachtruf der Christen drang zum Himmel empor, während von drüben her das Feldgeschrei der Heiden erschallte und die verderbendrohenden Feldzeichen erhoben wurden. Nun zog man auf beiden Seiten das Schwert, und wie Stein auf Eisen so prallten die streitenden Scharen aufeinander. Es kämpften aber hier die Dänen, unter allen Normannen das tapferste Volk, das niemals früher, wie man hört, in einem Bollwerk zur Ergebung gezwungen oder überwunden wurde.

Heiß entbrannte der Streit, doch währte er nicht lange, denn bald fiel der Sieg durch die Hilfe des gnädigen Gottes den Christen zu. Die Normannen suchten sich durch die Flucht zu retten, aber der Fluß, den sie vorher in ihrem Rücken als einen Schutz betrachtet hatten, wurde ihnen jetzt zum Verderben. Von den Christen mit Mord bedrängt, waren sie gezwungen, sich in den Strom zu stürzen, und hier sanken sie, in Haufen sich an Händen, Hals und Beinen erfassend, zu Hunderten und Tausenden in die Tiefe, so daß die Leichen das Bett des Flusses erfüllten und dieser trocken erschien.

Zwei Könige der Dänen wurden in diesem Kampfe erschlagen, Siegfried und Gottfried, und sechzehn königliche Banner erobert und als Zeugen des Sieges nach Bayern übersendet.

Auf dem Schlachtfeld befahl der König am ersten Tage des Novembers Bittgänge zu halten. Er selbst brachte sogleich mit dem ganzen Heere in feierlichem Aufzug Gott seinen Dank dar, welcher den Seinen einen so glänzenden Sieg gewährt hatte. Denn während bei den Christen nur ein einziger Streiter erschlagen worden war, waren auf der Seite des Gegners eben so viele Tausende gefallen."

Der Sieg an der Dyle war entscheidend, denn fortan haben die Normannen von der Verheerung Ostfrankens abgelassen. Nach diesem glücklichen Kampfe wandte sich König Arnulf gegen Rastislavs Neffen Swatopluk oder Zwentibald von Mähren, der sich offen gegen die Deutschen erhoben und seine Herrschaft über Böhmen und die meisten bisher den Franken unterworfenen Teile Pannoniens ausgebreitet hatte. Wiederholt drang Arnulf in Mähren ein, um den gefürchteten Gegner durch Verwüstung seines Gebietes zur Unterwerfung zu zwingen. Doch umsonst. Erst als Swatopluk starb und sein Reich unter seinen von Hader entzweiten Söhnen zerfiel, war von dieser Seite her keine Gefahr mehr zu besorgen.

So konnte denn Arnulf daran denken, seine Herrschaft auf Italien auszudehnen, wo noch Berengar, der Markgraf von Friaul, und Wido, der Markgraf von Spoleto, sich bekämpften, und die Kaiserkrone den Ostfrankenstämmen zu gewinnen. Wie er zweimal über die Alpen zog, das hören wir am besten aus den Berichte der Fuldaer Annalen.

Derselbe*) lautet:

„893. . . . Es kamen Gesandte des Papstes Formosus mit Briefen und Edle des italischen Reiches zum König nach Bayern und baten ihn flehentlich, er möge kommen, um Italiens und des heiligen Petrus sich zu erbarmen und sie den schlechten Christen zu entreißen: Der Tyrann Wido trachte nach der Herrschaft. Ehrenvoll empfing sie der König in der Stadt Regensburg, und nachdem er ihren Wünschen Erfüllung verheißen, entließ er sie reich beschenkt.

Der Winter war rauh und dauerte außergewöhnlich lange, denn noch im März konnte man fünf Tage lang an einigen Orten den Schnee in der Höhe von einem Fuße liegen sehen. Daher trat denn auch in Bayern an Wein großer Mangel ein, und Schafe und Bienen gingen zu Grunde.

894. Ein schweres Gewitter brach am 28. Januar los.

Der König hatte sich sogleich auf den Weg gemacht und die Geburt des Herrn**) in dem königlichen Hofe zu Wehibilingua***) gefeiert. Von da aus rückte er mit dem alemannischen Aufgebot in Italien ein. Zuerst erfuhr er, daß die Stadt Bergamo unter Ambrosius, einem

*) Annal. Fuld. pars V. ad ann. 893—896. M.G. SS. I. p. 409.

**) Weihnachten 893.

***) Waiblingen.

Grafen Widos, sich gegen ihn im Aufstande befinde. Hierdurch aufgebracht, ritt der König sogleich an die Stadt heran und befahl das Heereslager rings herum auf den Bergen bis an die Mauern der Stadt vorzurücken. Noch am Abend desselben Tages gerieten die Gegner so heftig aneinander, daß die Nacht hindurch die Belagerer wie die Belagerten gleicher Wachsamkeit bedurften. Als aber die Morgenröte sich zeigte, ließ der König die heilige Messe feiern und überwies dann die einzelnen Teile des Mauerringes seinem Heere zur Eroberung. Er selbst hielt mit einigen Scharen auf der Höhe des Berges, um den auf die Mauern Stürmenden Hilfe zu bringen. Auf beiden Seiten erhob sich bewundernswerter Kampfesmut, bei den Angegriffenen und den Angreifern, und fest wie die Mauer zwischen ihnen, standen ihre Reihen. Beim ersten Ansturm prallten die herabgeschleuderten Steine mit solch' lautem Getöse von den Schilden der Stürmenden ab, daß die Männer, welche das über eine Meile entfernte Lager des Königs hüteten, Donner zu hören vermeinten. Aber die königlichen Dienstmannen fochten im Angesicht ihres Herrn mit höchster Anstrengung, und so gelang es ihnen endlich, bis zur Mauer selbst vorzudringen. Hier erhoben sie die Schilde über sich zu einem Dach und versuchten die vor alten Zeiten erbaute Mauer zu untergraben. Vergeblich stürzten die unglücklichen Bewohner der Stadt ganze Fässer voll Steine auf sie herab, vergeblich schleuderten sie ihre Lanzen und versuchten zuletzt noch die Mauerzinnen hinabzuschmettern. Alles war umsonst, denn die Angreifer drängten mit aller Kraft ihrer Brust heran, bis es ihnen gelang, auf Gottes Befehl die Mauer bis auf den Grund zu zerstören. Draußen ertönte gewaltiger Ruf unter dem Kriegsvolk, drinnen herrschte Bestürzung und Flucht, und wie ein Sturm, so brach von allen Seiten das Heer in die Stadt ein und begann die Plünderung.

Der Urheber des Aufstandes gegen den König, Graf Ambrosius, suchte flüchtig Schutz in einem Turm, aber vergeblich, denn das ergrimmte Heer verurteilte ihn zum Tode. Bald hing er am Galgen. Sein Weib, seine Söhne und sein großer Schatz wurden dem Könige ausgeliefert. Auch der Bischof der Stadt, Adalbert mit Namen, wurde ergriffen und dem Bischof Hatto zur Bewachung übergeben.

Solcher Schrecken erregte der Fall der Stadt in ganz Italien, daß selbst die größten Städte, Mailand und Pavia, aus freien Stücken Boten zum Könige sandten und sich unterwarfen. Auch die hervorragendsten Markgrafen, welche zum italischen Reiche gehörten, Adalbert und sein Bruder

Bonifacius, Hildebrand und Gerhard, stellten sich dem Könige. Da sie jedoch voll Anmaßung über das Maß hinaus belehnt zu werden heischten, wurden alle gefangen und den Fürsten zur Hut überlassen. Aber nicht lange ertrug dies der König. Voll Mitleid gestattete er ihre Lösung und forderte von ihnen ein eidliches Treuversprechen. Zwei von ihnen, Adalbert und Bonifacius, brachen freilich ihr Wort und entzogen sich dem Gehorsam gegen den König durch die Flucht. Bis Piacenza kam der König. Von dort aus kehrte er, da das Heer wegen der Länge des Weges ermattete, zurück. . .

895. . . . Abermals wurde der König vom Papst Formosus durch Briefe und Botschaften dringend eingeladen, nach Rom zu kommen. Da Arnulf auf den Rat seiner Bischöfe den Bitten des Papstes zu willfahren beschloß, so rückte er im Monat Oktober aus Franken und Alemannien mit seinem Heere nach Italien ab. Er überschritt den Po und teilte hier sein Heer. Den Alemannen befahl er über Bologna nach Florenz zu gehen. Er selbst zog mit den Franken über die Höhen des Apennin nach dem Hofe, welcher Turris heißt, und von da nach der Stadt Luni*). Hier feierte er das Geburtsfest des Herrn.

896. Unterdessen erhoben sich furchtbare Stürme, gewaltige Ströme Regen gingen nieder und bewirkten ein ungewöhnliches Übertreten der Gewässer. Das Heer wurde im Gebirge aufgehalten, irrte zerstreut umher und kam nur unter großen Schwierigkeiten vorwärts. Unter den Pferden brach überdies eine Seuche aus, welche durch die Anstrengungen des Marsches noch gefährlicher wurde, so daß zuletzt das ganze Heer sein Gepäck ungewohnter Weise auf Ochsen, die nach Art der Pferde gesattelt waren, fortbringen mußte. Zu all' diesem Unglück traf nun auch noch eine böse Kunde ein, welche den König und sein Heer erschreckte: Berengar, sein Vetter**), sei abgefallen und deswegen nach Italien***) zurückgekehrt, Adalbert aber, der Markgraf von Tuskien, sei durch Verhandlungen mit Berengar von der Treue gegen den König gebracht worden. Nach dieser Nachricht gelangte der König nach großen Müh-

*) Arnulf überschritt den Apennin zwischen Berceto und Pontremoli und zog dann an der Magra entlang nach Luni bei Carrara.

**) Die Friauler Markgrafen stammten von Eberhard und Gisela, der Tochter Ludwigs des Frommen, ab und legten jederzeit auf ihre Verwandtschaft mit dem karolingischen Hause großen Wert.

***) D. h. nach Oberitalien. Vermutlich hatte er den König bis dahin nach Tuskien geleitet.

salen und das Heer in höchster Besorgnis und Not endlich nach der Stadt Rom. Hier erwartete das Heer noch ein neuer Schrecken.

Ageltrud, Widos Witwe*), hatte im ganzen Mauerring alle Thore verschließen und besetzen lassen, um so den Herannahenden den Zugang zur Kirche des heiligen Petrus zu verwehren. Hierüber bekümmert, rief der König das ganze Heer zu einem Kriegsrat nach der Kirche des heiligen Pankratius zusammen. Hier wurde feierlich die heilige Messe gehalten. Dann befragte der König das Heer, was man thun solle. Alle aber waren einer Gesinnung, gelobten unter Thränen Treue und legten öffentlich vor dem Geistlichen Beichte ab. Ein Tag wurde zum Fasten angesetzt und einmütig beschlossen, die Stadt mit Waffengewalt zu erobern. Noch zögerten alle, in das Lager zurückzukehren, und umritt der König die Stadt, um die Mauern in Augenschein zu nehmen, als plötzlich, unverhofft und wie auf Gottes Geheiß zwischen den Belagerten und Belagerern ein Streit entbrannte. Von beiden Seiten eilt das Volk herbei. Lauter Ruf erhebt sich: man müsse die Stadt mit Sturm nehmen. Alle erfüllt gleiche Kampfeslust, und ohne Verzug drängt man an die Mauern heran und verjagt durch Steinwürfe die Verteidiger von den Mauern. An den Thoren rottet sich die Menge der Angreifer zusammen. Hier zerschmettert man mit Beil und Schwert die Thorflügel und die eisenbeschlagenen Vorlegebalken, dort unterwühlt man die Mauern. So wurde durch Gottes Fügung die feste, altberühmte Stadt, ohne daß von dem großen Heere des Königs auch nur einer gefallen wäre, als die Dämmerung herniedersank, in rühmlichem Kampfe erobert und der Papst wie die Stadt von den Feinden befreit. Nun kam der ganze Senat der Römer und die Gilde der Griechen mit Fahnen und Kreuzen nach der milvischen Brücke**), empfing hier unter Hymnen und Lobgesängen feierlich den König und geleitete ihn zur Stadt.

Dort empfing der Papst mit väterlicher Liebe den König vor dem Paradiese***) an dem Orte, den man die Stufen des heiligen Petrus nennt. Ehrerbietig und voll Freude führte er ihn in die Kirche der heiligen Apostelfürsten und setzte hier nach der Sitte seiner Vorgänger dem König

*) Wido von Spoleto war 894 gestorben. An seine Stelle war sein Sohn Lambert getreten.

**) Jetzt Ponte molle.

***) Das Paradies des hl. Petrus wurde der Vorhof in der alten Peterskirche genannt.

zur Weihe als Kaiser die Krone aufs Haupt und nannte ihn Cäsar Augustus.

Vielerlei wurde hier angeordnet. Dann leistete das ganze Volk der Römer bei St. Paulus dem Kaiser eidlich Treue. Den Eid aber will ich, damit er niemand unbekannt bleibe, hier einfügen: „Ich schwöre bei all diesen Geheimnissen Gottes, daß ich unbeschadet der Ehre, meiner Verpflichtung und Treue gegen meinen Herrn, Papst Formosus, treu bin und sein werde zu jeder Zeit meines Lebens gegen Kaiser Arnulf und mich niemals zur Untreue gegen ihn mit irgend einem Manne verbinden werde. Und niemals werde ich Lambert, dem Sohn der Ageltrud, oder seiner Mutter selbst zur Erlangung weltlicher Ehre Hilfe leisten und nie diese Stadt Rom dem Lambert oder seiner Mutter Ageltrud oder ihren Leuten aus irgendwelchem Grunde oder Vorwand übergeben.'

Hierauf wurden Konstantin und Stephanus, die Häupter des Senates, des Majestätsverbrechens angeklagt, weil sie sich früher mit Ageltrud zur Einnahme der Stadt verschworen hatten. Ohne Verzug befahl der König, sie zu ergreifen und mit nach Bayern zu führen. Die Stadt aber übergab er einem seiner Vassallen, dem Farold, damit er sie für ihn bewache. Er selbst verließ fünfzehn Tage nach seiner Ankunft die Stadt. Da er jedoch hörte, daß Ageltrud sich in der Stadt Spoleto aufhalte, machte er sich auf den Weg, um diese Stadt zu erobern. Aber bevor er noch dorthin kam, wurde er von heftigem Kopfweh ergriffen*). Sogleich ließ er von seinem Plane ab und kehrte eilends, nachdem er noch seinen kleinen Sohn Ratolf, den ihm eine Nebenfrau geboren hatte, zur Huldigung des italienischen Volkes nach Mailand geschickt hatte, durch das Thal von Trient im Monat Mai nach Bayern heim. Nicht lange darauf kehrte auch sein Sohn, welchen er in Italien zurückgelassen hatte, über den See von Como zu ihm zurück**).

Nach dem Tode Waltfrids, des Markgrafen von Friaul, welcher mit großer Treue Verona für den Kaiser behauptet hatte, drang sogleich Berengar in das italienische Reich ein und nahm es bis zum Addafluß wie durch Erbrecht in Besitz, in Teilung mit Lambert. Maginfrid, der Graf von Mailand, wurde von Lambert, dem Sohn Widos, zum Tode

*) Nach einer späteren Sage hatte Widos Witwe ihm einen Zaubertrank reichen lassen.

**) Lambert rückte gegen ihn heran und zwang ihn zur Flucht.

verurteilt und getötet, sein Sohn und sein Schwiegersohn des Augenlichtes beraubt."

Der Zug nach Italien, der mit so großen Erwartungen angetreten worden war, hatte mit tiefer Enttäuschung geendet. Kaum hatten Arnulfs Scharen den Boden der Lombardei verlassen, so war auch die soeben erst errungene Macht verweht. Lambert und Berengar teilten sich in die Herrschaft, und als im Jahre 898 der Sohn der Ageltrud durch einen unglücklichen Sturz auf der Jagd sein Leben verlor, bemächtigte sich Berengar ganz Oberitaliens. Wohl wäre es auch jetzt den Ostfranken bei dem Wankelmut der Italiener nicht schwer gewesen, die Herrschaft Berengars zu stürzen, aber gerade zu dieser Zeit brachen wilde Stürme über das Ostfrankenreich herein. Es mußten die deutschen Stämme, die nur mit Mühe sich der feindlichen Angriffe erwehren konnten, auf alle Eroberungen Verzicht leisten, und das Band, das soeben erst wieder Italien und die deutschen Völker verknüpfte hatte, wurde auf ein halbes Jahrhundert hin wieder zerrissen.

Gerade jetzt trat auch in dem Westfrankenreich, in welchem bisher der mächtigste Herzog, Odo von Francien, dem König Karl dem Einfältigen die Krone streitig gemacht hatte, durch den Tod Odos Frieden ein. Die Folge davon war, daß auch hier, wo Arnulf bisher bei dem Hader der Großen nicht ohne Einfluß gewesen war, sein Anspruch auf die Oberherrschaft zurückgewiesen wurde. So bezeichnet denn die glorreiche Kaiserkrönung Arnulfs, die all seinen Erfolgen erst rechten Wert verleihen sollte, zugleich den Anfang seines sinkenden Glücks.

Mit zunehmender Heftigkeit trat die Krankheit, die Arnulf schon zu schneller Heimkehr nach Bayern getrieben hatte, auf und zwang ihn, fast ganz auf die Leitung des Reiches zu verzichten und sich lediglich auf die Regierung Bayerns zu beschränken. Durch Lähmung im Gebrauche seiner Kräfte gehemmt, siechte der Kaiser dahin, bis ihn am 29. November oder 8. Dezember des Jahres 899 der Tod von seinen Leiden erlöste. In der Hauptstadt seines Landes, in Regensburg, wurde er im Chor der Klosterkirche St. Emmeram beigesetzt.

Wie so ganz anders hatte Arnulfs Regierung begonnen als geendet. Unter seinem kräftigen Regiment hatte nach dem Verfall der Königsmacht das Ostfrankenreich endlich wieder bessere Tage gesehen. Gegen das mährische Reich hatte der König die Grenzen geschützt, und sein siegreiches Schwert hatte die Normannen überwunden. Er hatte die Kaiserkrone, das Sinnbild höchster weltlicher Macht, an heiliger Stätte in

Rom empfangen, und jetzt, da dem Schwergeprüften der Tod die müden Augen schloß, hallte das Reich von wildem Bürgerkriege wieder und flutete zugleich von Osten her eine neue Völkerwelle gegen die christlichen Staaten des Abendlandes heran, von welcher wildere Zerstörung drohte als jemals von den räuberischen Horden der Wikinger.

Es war eine schwere Aufgabe, welche der Erbe von Arnulfs Thron auf seine Schultern nehmen mußte, eine Last, schwer genug, die Kräfte eines gewaltigen Herrschers auf die Probe zu stellen, und dieser Erbe, den jetzt die weltlichen und geistlichen Großen einmütig zu Forchheim in Franken zum König wählten, war Arnulfs Sohn Ludwig, ein sechsjähriger Knabe. Wie bei seinem Alter nicht anders zu erwarten war, wurde der junge König zum willenlosen Werkzeug seiner geistlichen Vormünder, unter denen der Erzbischof Hatto von Mainz, ein Mann von scharfem Geist und rücksichtsloser Kühnheit, die erste Stelle einnahm.

Trübe genug begann die Regierung Ludwigs. Allenthalben stand Gewalt wider Gewalt im Reiche. In Lothringen fiel Zwentibald, ein unehelicher Sohn König Arnulfs, der bis dahin die königliche Gewalt ausgeübt hatte, im Kampfe gegen seinen Nebenbuhler, den Grafen Reginar von Hennegau. Der Erzbischof Fulko von Rheims wurde auf Anstiften des Grafen Balduin des Kahlen von Flandern ermordet, und die Mörder lachten des Bannes, welchen die Kirche gegen sie schleuderte. In Franken befehdeten sich Babenberger und Konradiner auf das Erbittertste, bis Adalbert von Babenberg, der sich vor seiner Burg Theres freiwillig dem Könige gestellt hatte, von einem Gericht der Vasallen als Hochverräter verurteilt und enthauptet wurde, und auch in Schwaben geschahen blutige Gewaltthaten, ohne die Rache des Herrschers herauszufordern.

Zu alledem kam noch die Ungarnnot. Die Magyaren oder Ungarn gehören dem finnisch-uralischen Stamm an. An der oberen Wolga hatten sie ihre Sitze gehabt. Von hier aus zogen sie, von anderen Völkern gedrängt, auf derselben Bahn, die vor ihnen schon ihre Verwandten, die Hunnen, Bulgaren und Avaren gegangen waren, dem Süden zu, wo sie in dem Reiche der Chasaren, das sich vom Kaspisee bis zum Dniepr erstreckte, Aufnahme fanden. Hier schlossen sich auch die bisher in sieben Stämme geteilten Ungarn zu festerer Einheit zusammen und wählten ihren tapfersten Häuptling, den Arpad, zu ihrem Oberanführer. Aber nicht lange weilten sie hier. Ein türkischer Stamm, die Petschenegen, ergriffen von dem Lande zwischen Don und Dniepr Besitz

und zwangen die Ungarn, das Verhältnis zum chasarischen Reiche zu lösen und weiter nach Westen zu wandern. Sie zogen in das Land zwischen Sereth und Bug. Vor sich, in erreichbarer Nähe, sahen sie hier die Schätze der abendländischen Kultur, während sie im Rücken von den furchtbaren Petschenegen bedroht wurden. Von hier aus brachen sie zur selben Zeit, da Arnulf gegen das großmährische Reich zog, verwüstend in Swatopluks Land ein. Als aber die Petschenegen ihr Lager überfielen und die Bulgaren sie im Kampfe überwanden, verließen sie die jedem feindlichen Angriffe preisgegebene Ebene am Bug, zogen über die Karpathen und siedelten sich an den Flüssen Donau, Theiß, Temes, Marosch und Körös an, von hier aus die bisherigen Bewohner allmählich aus der Ebene nach den die weite Donauebene umschließenden Gebirgen drängend. Noch waren die Ungarn vorzugsweise ein Nomadenvolk. Ihr Reichtum bestand in großen Herden von Vieh und Rossen.

Ihre Kampfesweise machte sie den Völkern des Abendlandes überaus gefährlich. Mit staunenswerter Gewandtheit führten sie den aus Horn gefertigten Bogen, den sie von ihren leichten, mit einem Panzer geschützten Rossen aus, ohne das Ziel zu verfehlen, handhabten. Selten hielten sie einem Angriff Stand. Rasch fliehend wußten sie den Gegner zu ermüden, bald von dieser, bald von jener Seite zu bedrohen, einzelne zu überfallen, bis sich ihnen die Möglichkeit bot, einen glücklichen Handstreich gegen die Unvorbereiteten zu führen. Von unwiderstehlicher Tapferkeit im Kampfe, waren sie ohne Treu und Glauben bei friedlicher Verhandlung.

Wie ein zerstörendes Ungewitter brach jetzt dieses fremdartige Volk, Schrecken verbreitend, über die östlichen Gaue des Ostfrankenreichs herein. Im Jahre 899 verwüsteteten sie Oberitalien auf das Entsetzlichste und vernichteten König Berengars Heer in der Schlacht an der Brenta. Um 906 erlag ihrem Angriffe das mährische Reich, und nichts blieb von dem stolzen Volke Swatopluks, das den Beruf zu haben schien, neben dem zerfallenden Ostfrankenreiche einen mächtigen slavischen Kulturstaat zu begründen, übrig, als eine verarmte und geknechtete Menge. Bald erschienen die ungarischen Reiterscharen in Bayern, in Thüringen, in Schwaben und Sachsen. Im Jahre 907 wurde ein großes bayerisches Heer von ihnen besiegt und sein Führer, Markgraf Luitpold erschlagen. Im Jahre darauf verlor der Thüringer Markgraf Burchard in unglücklicher Feldschlacht gegen sie sein Leben. Endlich rüstete sich 910 der langsam zum Jüngling reifende Ludwig zum Heereszug gegen die furcht-

baren Bedränger. Ein allgemeines Aufgebot erging durch das Reich, welches alle, die sich ihrer Dienstpflicht entziehen würden, nicht bloß wie sonst mit dem Heerbann, sondern mit dem Galgen bedrohte. Aber in der Nähe von Augsburg wurde das ostfränkische Heer gänzlich vernichtet. Dieser erfolglose Kampf war die erste und letzte That des jungen Königs gewesen. Kaum achtzehn Jahre alt, starb kurze Zeit darauf der letzte Sprößling aus Ludwigs des Ostfranken Geschlecht. In der St. Emmeramskirche zu Regensburg wurde er an der Seite seines glorreichen Vaters, König Arnulfs, beigesetzt.

Manche wichtige Veränderung, die in dem letzten Jahrhundert begonnen hatte, war unter den Wirren und Kriegen während Ludwigs Regierung zum Abschluß gekommen. Wie einst unter dem sinkenden Merowingerstamm die sich überlassenen Völker des fränkischen Reiches sich selbst fremder Angriffe zu erwehren suchten und unter eigenen Oberhäuptern selbständig wurden, so traten jetzt in den einzelnen Reichsteilen, die nach ihrer Vergangenheit oder nach ihrer Lage ein Ganzes bildeten und auch nach der Vernichtung ihres Sonderlebens durch Karl den Großen nie ganz das Bewußtsein ihrer Sonderheit sich hatten rauben lassen, Herzöge auf, um die Gewalt des Königs auszuüben. Die Völker aber, die bei ihnen mehr Sicherheit gegen feindlichen Angriff und größeren Schutz gegen Vergewaltigung fanden, als bei dem in der Ferne weilenden König, fielen den neuen Herrschern mit Freuden zu: hatten sie doch zum Teil nie aufgehört, den Frankenkönig als einen Fremden und Unterdrücker anzusehen.

In Bayern war das alte Herzogtum der Agilolfinger mit Tassilo erloschen. Jetzt mußte gerade in dem von zwei Seiten her von Feinden bedrohten Grenzlande zuerst wieder das Bedürfnis einer Sondergewalt aufleben. Markgraf Luitpold, der mächtigste Herr im Bayerland, führte hier zuerst die herzogliche Gewalt. Er herrschte in Bayern und den weit ausgedehnten östlichen Marken und hat sich hier rühmlich gegen die Plünderungszüge der Ungarn verteidigt, bis er in einem unglücklichen Kampfe gegen die wilden Eroberer sein Leben verlor. Ihm folgte in der Regierung sein wackerer Sohn Arnulf, der sich schon Herzog der Bayern nannte. Unbekümmert um die Angelegenheiten des übrigen Reiches, widmete er seine ganze Kraft allein der Beschirmung seines Landes.

In ähnlicher Weise entwickelte sich fast naturgemäß das Herzogtum bei dem sächsischen Volke, denn auch hier forderten die ununterbrochenen Grenzkriege mit Dänen und Slaven gebieterisch die Vereinigung der

kriegerischen Kraft des ganzen Stammes in einer Hand. Schon unter Ludwig dem Deutschen wurde der Grund zum Herzogtum gelegt. Liudolf, der Sprößling eines der angesehensten und reichsten Geschlechter, wird zuerst als Herzog Ostsachsens bezeichnet. Ihm folgte sein Sohn Bruno in der Herrschaft und nach dessen Tode Otto der Erlauchte, der unter drei fränkischen Herrschern, Karl, Arnulf und Ludwig, ungestört in seiner Machtstellung sich behaupten konnte. Als Burchard von Thüringen gegen die Ungarn fiel, dehnte Otto seine Gewalt auch über Thüringen aus. Wohl nannte er sich selbst nur Graf. In Wahrheit aber gebot er als der Herzog der Sachsen und Thüringer.

Nicht ohne schwere Kämpfe fand dagegen die Bildung des Herzogtums bei den Stämmen im Innern des Reiches statt, welche, feindlichen Eroberungen weniger ausgesetzt, nicht in gleicher Weise wie Bayern und Sachsen, das Bedürfnis einer Sondergewalt fühlten. In Franken entbrannte eine blutige Fehde zwischen den beiden mächtigsten Familien, den Babenbergern und Konradinern. Das Volk stand mit seiner Gunst auf der Seite des ehrgeizigen Adalbert von Babenberg. Aber der kühne Fürst unterlag seinen Gegnern und der mit ihnen verbündeten königlichen Gewalt und mußte seinen Ehrgeiz mit dem Leben bezahlen. Die Konradiner zogen von der Niederlage ihres gefährlichen Gegners Nutzen, und Konrad der Jüngere vermochte in einem Teile von Ostfranken und Hessen die Stelle des Herzoges einzunehmen, aber neben ihm besaß das Bistum Würzburg eine so große Macht, daß das Herzogtum nicht zu rechter Entfaltung gelangte.

In Schwaben trachtete Burchard, der Markgraf von Rhätien, nach der herzoglichen Gewalt. Doch er unterlag im Kampfe mit der Geistlichkeit, vor allem mit Salomon von Konstanz, und wurde 911 erschlagen. War auch dieser Versuch verfehlt, so glückte doch einem andern, was Burchard versagt blieb. Denn bald riß der Graf Erchanger die herzogliche Gewalt an sich und nahm selbst den herzoglichen Namen an.

Lothringen hatte schon unter König Arnulfs Sohn Zwentibald eine selbständige Stellung eingenommen. Als Zwentibald fiel, machte sich Graf Reginar zum Herrn des Landes, das er unter dem schon damals nicht mehr üblichen Namen eines Sendboten regierte. Um die Zeit von Ludwigs des Kindes Tod löste Reginar den Zusammenhang mit dem Ostfrankenreiche und huldigte mit seinen Großen König Karl dem Einfältigen.

So endete die Regierung des letzten ostfränkischen Karolingers nicht bloß mit einer vollständigen Auflösung des Reiches in die Herzogtümer, sondern auch noch mit dem Verluste eines der wichtigsten Länder.

Daneben hatten sich noch innerhalb der Herzogtümer wichtige Wandelungen vollzogen. Schon früher war die Macht der Beamten durch den Wegfall der Sendboten und ihrer Aufsicht überall gewachsen. Jetzt wirkte die Fortbildung des Lehnswesens umgestaltend auf ihre Stellung ein. Die Grafen erschienen als Vasallen und erhielten zu den zu ihrem Amte gehörigen Gütern, deren Einkünfte neben den Strafgeldern ihre Besoldung ausmachten, noch Lehen. Ja allmählich gewöhnte man sich daran, die Grafschaften selbst als Lehen zu betrachten und zu behandeln. Wer aber einmal in dem Besitz einer Grafschaft war, der strebte danach, sich in ihrem Besitze zu befestigen und sie womöglich seinen Nachkommen zu vererben. So entwickelte sich aus den großen Lehensträgern eine Aristokratie, an deren Spitze jetzt die Herzöge traten.

Die weitere Ausbildung des Lehnswesens wurde der Menge der Freien immer gefährlicher und erschütterte die alte Gemeindeverfassung. Immer mehr schmolz die Zahl derer zusammen, welche keinen anderen Herrn über sich erkannten als den König, und fast bildeten die Übriggebliebenen schon einen besonderen bevorrechteten Stand. Die meisten zwang bittere Not oder die Unmöglichkeit, Hab und Gut mit eigner Faust gegen äußere und innere Feinde zu beschirmen, ihr freies Grundstück an einen mächtigen Mann zu übertragen, der in der schlimmen Stunde der Gefahr seine Hand über die Seinen hielt, und so gegen Zins Schutz und Sicherheit zu erkaufen. Der schutzbefohlene Mann sank aber leicht in Hörigkeit hinab und mußte dann sein Landrecht mit dem Hofrecht vertauschen. Mancher arme Freie trat auch sogleich in die Reihe der hörigen Leute. Daher teilte sich das Volk bald nur in zwei Klassen ein. Auf der einen Seite sehen wir den Bauer, Handwerker und Kaufmann, der jeden Anteil am Staatsleben eingebüßt und den alten Stolz der Freiheit verloren hat. Ihm gegenüber steht ein trotziger, übermütiger Kriegerstand, ein waffengeübter Adel, der alle Gewalt an sich zu reißen sucht.

Als Ludwig, Arnulfs Sohn, die Augen schloß, dachte niemand daran, den westfränkischen König Karl den Einfältigen auf den erledigten Thron des Ostfrankenreichs zu setzen. Dazu ging der Riß, der die beiden Reichshälften geschieden hatte, viel zu tief. Ja die Gefahr lag nicht allzufern, daß die vier Herzogtümer überhaupt kein gemeinschaft-

liches Oberhaupt fortan wählten. Denn stärker als zuvor war der alte Sondertrieb wieder in den deutschen Stämmen erwacht, und wenig lag es den Herrschenden am Herzen, ihre Macht durch die Erhebung eines neuen Herrn zu beschränken. Doch die entsetzliche Not, welche die Raubzüge der Magyaren über die Ostfranken brachten, wendeten das traurige Geschick ab, das unfehlbar über die von einander getrennten deutschen Stämme hereingebrochen wäre, und ließ in entscheidender Stunde die Trennungsgelüste verstummen. Franken und Sachsen, Bayern und Alemannen traten in Forchheim auf fränkischem Boden zusammen und vereinigten ihre Stimmen auf den mächtigsten und geachtetsten deutschen Fürsten, den Sachsenherzog Otto den Erlauchten, und als dieser wegen seines Alters sich weigerte, die schwere Last der Krone auf sich zu nehmen, wählten sie den tapferen Frankenherzog Konrad zum König.

Acht Jahre lang, von 911—918 hat Konrad das Scepter geführt, aber wenig Glück ward ihm auf dem Thron beschieden, denn unaufhörlich hallte das Reich von dem Lärm des Bürgerkrieges wieder. Erzbischof Hatto, sein Nachfolger Heriger von Mainz und der kluge Salomo von Konstanz standen dem König als Berater zur Seite. Die Kirche war bedroht, wenn die Einheit des Reiches zusammenbrach, und ihre Güter wurden von den Herzögen schonungslos angetastet. Kein Wunder daher, wenn jene geistlichen Ratgeber den Herrscher in dem Plane unterstützten, des Herzogtums Macht wieder zu brechen. Doch vergeblich waren Konrads schwere Kämpfe, und ungelohnt blieb seine Tapferkeit. Es gelang ihm nicht, den Herzog Reginar von Lothringen zu bezwingen, noch den Grafen Erchanger und seinen Bruder Berthold in Schwaben zu besiegen. Zwar ließ Konrad die Brüder, welche sich freiwillig dem Gericht gestellt hatten, unter schnödem Verratsbruch verurteilen und hinrichten, aber sogleich empörte sich ganz Schwaben und in dem Sohn des 911 getöteten Burchard, Burchard dem Jüngeren, erstand dem Stamm ein neuer Führer und Herzog.

Nicht glücklicher war der König in seinem Angriff gegen Bayern. Herzog Arnulf flüchtete sich, durch ein übermächtiges fränkisches Heer angegriffen, zu den Ungarn und rief die alten Feinde zur Hilfe herbei, und nicht viel Zeit verfloß, so ergossen sich wieder wilde Reiterscharen verheerend über die schutzlos ihrem Schwert preisgegebenen Gefilde von Bayern, Schwaben, Elsaß, Lothringen. Als nun Konrad auch noch die Macht Herzog Heinrichs zu brechen gedachte, der seinem Vater Otto in

der Herrschaft Sachsens gefolgt war, traf ihn wieder eine tiefe Demütigung, denn sein Bruder Eberhard unterlag den Waffen der Sachsen in der Schlacht an der Eresburg. Alles war dem hochstrebenden Frankenherzog mißglückt. Umsonst war sein Streben gewesen, das königliche Ansehen wieder zu erhöhen und die Auflösung des Reiches in seine Stammesteile zu hindern. Das Unglück zehrte an seiner Kraft, sein Mut war gelähmt, und als er nun noch verwundet auf das Schmerzenslager gesunken war, kam er im Angesicht des nahenden Todes zu dem hochherzigen Entschluß, demselben Fürsten, den er noch eben auf das bitterste gehaßt und bekämpft hatte, dem Herzog Heinrich, des Reiches Krone zuzuwenden. Er beauftragte seinen Bruder Eberhard, dem Sachsen Krone und Scepter zu überbringen.

Zweites Kapitel.

Die sächsischen Kaiser

1. König Heinrichs Wahl.

Was Eberhard seinem sterbenden Bruder, dem König Konrad, gelobt hatte, hat er redlich gehalten. Den alten Groll zum Heile des Reiches bezwingend, machte sich der Fürst, der dem Throne am nächsten gestanden hatte, mit seinen Franken nach Sachsen auf, um seinem ehemaligen Gegner den königlichen Schmuck darzureichen. Er überraschte den Herzog Heinrich, wie er im Walde am Vogelherd saß. So berichtet wenigstens die alte Sage, und noch heute wird bei Quedlinburg jene denkwürdige Stelle gezeigt, wo Eberhard dem neuen Herrscher huldigte.

Zu Fritzlar im Hessenland wählten darauf Sachsen und Franken den Herzog Heinrich zum König der Sachsen und Franken, und die anderen deutschen Stämme haben in der Folge ihn auch als ihren Herrn anerkannt. Ein denkwürdiger Vorgang hatte sich damit vollzogen. Denn durch Heinrichs Wahl wurde die Herrschaft von den Franken an die Sachsen übertragen, an denjenigen unter den deutschen Stämmen, der sich dem Blute, der Sitte und der Sprache nach am reinsten erhalten hatte, und von dem also zur Herrschaft gelangten Volke ging die Einigung der deutschen Stämme und die Gründung eines neuen, eines deutschen Reiches aus.

Die Geschichte der beiden ersten großen Herrscher, welche aus dem Geschlechte der Liudolfinger hervorgingen, Heinrichs und Ottos, hat uns Widukind, ein Mönch des Klosters Corvey an der Weser, geschildert, der, volkstümlich durch Stoff und Auffassung wie kein anderer Geschichtschreiber des zehnten Jahrhunderts, sich nicht unebenbürtig den großen Volksgeschichtschreibern des sechsten bis achten als jüngster und letzter anschließt

und das seinen Sachsen geworden ist, was Jordanis den Goten, Gregor, Beda und Paulus den Franken, Angelsachsen und Langobarden gewesen. Als Widukind zur Feder griff, waren schon die glanzvollen Zeiten Kaiser Ottos für Deutschland angebrochen. Ihr Widerschein strahlt uns aus dem Werke des wackeren Mönches entgegen; ganz erfüllt ist er von den rühmlichen Thaten seiner Fürsten und der Größe seines Volkes, und mit Wärme und Begeisterung verweilt er bei ihnen. Aber wenn schon Widukind als Zeuge, als Teilnehmer unmittelbar in den großen Ereignissen seiner Zeit steht, so hat er doch darum die inneren Beziehungen zur frühesten Vergangenheit seines Volkes nicht verloren. Die Helden der sächsischen Vorzeit sind nicht durch klügelnde Gelehrsamkeit bei ihm zu abgeblaßten Schattenbildern geworden, sondern sie leben ihm als Vertreter eines Zeitalters, dessen Streiter zwar längst dahingegangen, dessen Geist und Kraft aber noch die thatkräftigen Enkel erfüllen. Und darin liegt ein Hauptreiz seines Werkes. „Über dem Volk und seinen Thaten sieht man die Sonne des hellen historischen Tages allmählich emporsteigen, wunderbar wechseln Lichter und Schatten, und die großen Gestalten einer fernen nebelhaften Vergangenheit scheinen in nahe Beziehung zu den Menschen der späteren Zeitalter zu treten. Erfüllt von warmer Hingabe an die ältesten Überlieferungen seines Volkes, wie das eben verklingende Heldenlied sie ihm noch zugeführt hat, wird er ein treuer Bewahrer der Stammsage, indem er sie in dem Augenblicke, wo sie dem allgemeinen Gedächtnisse zu entschwinden beginnt, mit der Geschichte in Verbindung setzt."

Ganz erfüllt ist Widukind von jenem Stammessinn, der in dem eigenen Volk und Land die tiefsten Wurzeln hatte und die Entwickelung eines einheitlichen Reiches so sehr lähmte. Wie er mit stolzer Freude erzählt, welche List seine Vorfahren anwandten, um über die Thüringer zu siegen, so erscheint ihm später in der geschichtlichen Zeit die Erhebung Herzog Heinrichs und König Ottos als eine Ausdehnung des Sachsenreichs über die benachbarten Völker, ist ihm das von Otto erworbene Kaisertum keine kirchlich politische Macht, geknüpft an Rom und die Weihe des Papstes, sondern der Preis sächsischer Tapferkeit. Diese Vorliebe für kriegerische Thaten bewirkt denn auch, daß Widukind trotz seines geistlichen Standes weniger als andere Geschichtschreiber dieser Zeit die Kirche als Gegenstand geheiligter Ehrfurcht betrachtet, daß er in den Eroberungskriegen gegen die Slaven nicht Glaube und Kirche, sondern Ruhm und Herrschaft als die Beweggründe bezeichnet und der Begrün-

dung der zahlreichen Bistümer bei Slaven und Dänen und der großen Organisation, welche durch die Gründung des Erzbistums Magdeburg der sächsischen Kirche gegeben wurde, nicht gedenkt.

Widukinds Werk ist nicht ohne Schwierigkeiten. Neben großen und lichtvollen Abschnitten finden wir auch Dunkelheiten und auffallende Kürzen. Der oft episch breit dahinfließende Strom seiner Erzählung wird plötzlich unterbrochen, ein ferner liegendes Ereignis wird eingeschoben. Darauf wird der leitende Faden wieder angeknüpft, um im ferneren Verlauf nochmals abgerissen und wieder aufgenommen zu werden. In erster Linie hat dies seinen Grund in dem Mangel des Geschichtschreibers, Zusammengehöriges zu verbinden und sein Werk übersichtlich zu gestalten. Daneben aber mag auch sein persönliches Verhältnis zu den Thatsachen und leitenden Menschen dazu beigetragen haben, absichtlich manches in Dunkelheit zu lassen und nicht alles zu sagen, was er wußte. Am Hofe Ottos empfing der Mönch vermutlich durch Wilhelm, den Erzbischof von Mainz, die Anregung und den Stoff seines Werkes. Dieser Umstand mußte von Anfang an auf seine Auffassung bedeutenden Einfluß ausüben.

Wie Karls Biograph Einhard sich an Suetons Lebensbeschreibungen römischer Kaiser in seiner Darstellung anlehnt, so hat Widukind vielfach die Heldenthaten seines Volkes in das fremde Gewand sallustischer Redensarten gekleidet.

Wir entlehnen Widukinds Geschichtswerk zunächst die vielfach sagenhafte Erzählung über Heinrichs Kämpfe mit König Konrad und seine Königswahl.

Er*) erzählt:

„Als der Vater des Vaterlandes, der mächtige Herzog Otto, aus diesem Leben schied, hinterließ er seinem erlauchten und erhabenen Sohne Heinrich die herzogliche Gewalt über das ganze Sachsenland. Noch andere Söhne hatte der Tote gehabt, Thankmar und Liudolf, aber sie waren schon vor dem Vater gestorben. König Konrad hatte nun oft genug die Tapferkeit Herzog Heinrichs erprobt und scheute sich deshalb, ihm die ganze Macht, die sein Vater gehabt hatte, zu übertragen**). Daher geschah es denn, daß er das ganze Volk der Sachsen mit tiefem Unmut erfüllte. Zwar sprach er voll Heuchelei viel zum Lob und Ruhme des trefflichen Fürsten und verhieß, ihm größere Macht zu geben und mit

*) Widukindi rerum gest. Saxon. L. III. Scr. rer. Germ. in usum schol. ed. III. Hann. 1882. I. 21—26.

**) Man vermutet, daß er ihm seinen thüringischen Besitz entziehen wollte.

hoher Ehre ihn schmücken zu wollen, aber die Sachsen achteten nicht des trügerischen Vorwands, sondern rieten ihrem Herzog, daß, wolle der König ihn nicht freiwillig mit der Würde des Vaters bekleiden, er wider des Herrschers Willen, was er verlange, behaupten solle. Da aber der König sah, daß die Sachsen mit finsterer Miene und trotzigem Blick sich von ihm abkehrten, daß eine Schar tapferer Krieger Heinrich umgab und sein Heer von zahlloser Menge war, gab er es auf, offen Gewalt zu gebrauchen, und versuchte auf jede Weise ihn durch List aus dem Wege zu räumen.

Es saß aber zu jener Zeit auf dem bischöflichen Stuhle zu Mainz Hatto, ein Mann klugen Rates und scharfen Verstandes, der an Schlauheit vielen Menschen überlegen war. Der wollte dem Könige Konrad und dem Volk der Franken gefallen und machte mit gewohnter List einen Anschlag gegen das Leben des Mannes, den uns recht eigentlich die göttliche Barmherzigkeit verliehen hat. Er ließ nämlich für ihn eine goldene Kette*) schmieden und lud ihn darauf zu einem Gastmahl ein, damit er ihn mit reichen Geschenken ehre. Unterdessen gedachte der Bischof noch einmal die bestellte Arbeit zu betrachten und ging zum Goldschmied. Als er aber die Kette ansah, soll er geseufzt haben, und da der Goldschmied ihn fragte, was sein Herz bedrücke, gab er zur Antwort: ‚Mit des wackersten Mannes und meines trautesten Freundes Blut, mit Heinrichs Blut wird diese Kette befleckt werden!‘ Solches hörte der Goldschmied, bewahrte es aber in seinem Herzen, vollendete die Arbeit und lieferte sie ab. Dann aber bat er, hinweggehen zu dürfen, und nachdem man seine Bitte gewährt hatte, eilte er dem Herzoge, welcher im Begriff war, der Einladung zu folgen, entgegen und berichtete ihm, was er gehört. Da ergriff den Herzog tiefer Ingrimm. Er rief den Gesandten des Bischofs, welcher zu ihm gekommen war, um ihn einzuladen, vor sein Angesicht und sagte ihm: ‚Melde dem Hatto, daß Heinrich keinen härteren Hals hat als Adalbert, und daß wir es für besser halten, zu Hause zu sitzen und darüber nachzudenken, wie wir ihm dienen können, als mit der großen Schar unserer Dienst-

*) Es ist hier an eine Kette gedacht, welche sich nach dem Glauben des Volkes, sobald sie als Schmuck um den Hals gelegt wird, zusammenzieht und ihren Träger erdrosselt. Von einem solchen Halsband erzählt Konrad Stolles Thüringisch-Erfurtische Chronik S. 177. Es heißt hier, daß das Halsband von Eisen gemacht war „unnd hatte fele gelencke unnd Stacheln innewendigk, . . wer das an synen halss kreigk, der moste sterbe . . . es konde ouch nymant uff gethu ane slossel, der zu dem dinge gehort; es konde ouch nymant en czwey gefile adder abe ge neme.“

mannen ihn zu belästigen.' Diesem Adalbert aber war, wie man erzählt, einst vom Bischof Hatto sicheres Geleit gelobt worden. Doch als er ihm folgte, wurde er durch des Bischofs treulosen Rat getäuscht*). Doch wollen wir diese Erzählung, weil uns Sicheres darüber nicht bekannt ist, nicht für wahr erklären. Vielmehr glauben wir, daß sie sich im Volksmunde gebildet hat. Und alsbald überfiel Heinrich alle Güter, welche dem Bischof in Sachsen und Thüringen zugehörten, schlug auch den Burchard und Bardo, von denen der eine des Königs Schwestermann war, mit solcher Macht aufs Haupt, daß sie aus dem Lande wichen und er allen ihren Besitz an seine Dienstmannen verteilen konnte. Hatto aber sah seiner Schlauheit ein Ende gesetzt. Gram und Krankheit zehrten an seinem Leben und ließen nicht lange darauf ihn in das Grab steigen. Einige berichten jedoch auch, daß er von dem Blitze des Himmels getroffen und zerschmettert von hinnen geschieden sei.

Der König sandte nun seinen Bruder mit einem Heere zur Verwüstung Sachsens aus. Eberhard, so hieß er, rückte bis nahe an die Feste, welche Eresburg**) genannt wird. Hier soll er voll Übermut gesagt haben, nichts mache ihm größere Sorge, als daß die Sachsen vor den Mauern der Stadt sich nicht zu zeigen wagen würden und er keine Gelegenheit zum Kampfe habe. Noch war das Wort seinen Lippen nicht entflohen, siehe, da brachen die Sachsen aus der Burg hervor und zogen ihm eine Meile Wegs entgegen. Sogleich griff man zu den Waffen, und mit so furchtbarem Blutbad erging über die Franken das Strafgericht, daß man die fahrenden Sänger davon singen und in ihrem Liede fragen hörte, wo es wohl einen Höllenschlund gebe, groß genug, eine solche Menge Erschlagener zu fassen. Eberhard war aber von seiner Furcht, daß er die Sachsen nicht sehen könnte, befreit, und nachdem er sie zu Gesicht bekommen und von ihnen besiegt worden war, kehrte er, mit Schimpf bedeckt, in die Heimat zurück.

Als nun der König die Kunde empfing, daß sein Bruder unglücklich gekämpft habe, versammelte er die ganze Streitkraft der Franken um sich und machte sich auf, Heinrich aufzusuchen. Sobald er nun erfuhr, daß Heinrich in der Burg Grona***) in Sicherheit sei, zog er eilig vor die

*) Ob in der Anschuldigung, daß Hatto dem Grafen Adalbert von Babenberg zu freiwilliger Unterwerfung bewogen und dann doch seine Bestrafung treuloser Weise zugelassen habe, ein Kern von Wahrheit liegt, läßt sich nicht mehr ermitteln. Nach der späteren Sage hat Hatto in treuloser Weise den unglücklichen Adalbert verlockt. Vgl. S. 159.

**) Stadtbergen an der Diemel. Der Kampf fand im Jahre 915 statt.

***) Grone unweit Göttingen.

Feste, um sie zu belagern, und schickte zugleich eine Gesandtschaft an Heinrich und ließ ihn zu freiwilliger Übergabe auffordern: er werde dann an ihm einen Freund, nicht einen Feind finden. Während Heinrich mit den Gesandten verhandelte, traf Thietmar, der Graf Ostthüringens, ein Mann, im Kriege wohl erfahren, verschlagen und voll guten Rates und an Schlauheit allen überlegen, bei ihm ein. Der kam dazu, wie die Boten des Königs vor Heinrich standen, und richtete alsbald an den Herzog die Frage, wo das Heer das Lager aufschlagen solle. Jener war schon willens, den Franken sich zu fügen, jetzt aber wurde er, da er von einem Heere vernahm, wieder guten Mutes, denn er glaubte, daß Thietmar die Wahrheit gesagt habe. Thietmar hatte indes voll Truges so gesprochen, denn nur mit fünf Mannen war er erschienen. Und als der Herzog fragte, wie viele er mit sich bringe, antwortete der Graf, bei dreißigtausend Mann könne er heranführen. Da kehrten des Königs Boten getäuscht zu ihrem Herrn zurück. Thietmar aber hatte durch seine Klugheit die Feinde aus dem Felde geschlagen, welche Herzog Heinrich mit dem Schwerte nicht überwinden konnte. Denn noch vor Tagesanbruch hatten die Franken ihr Lager verlassen, um in ihre Heimat zurückzukehren."

Wie aber Konrad auf dem Totenbette dem Wohle des Reiches seines eigenen Hauses Größe und Glanz unterordnete und seinen Bruder an Herzog Heinrich sandte, erzählt uns Widukind in folgender Weise:

„Der König Konrad war nach Bayern gezogen und kämpfte mit Arnulf, und als er hierbei, wie einige berichten, verwundet wurde, kehrte er in sein Land zurück. Da er nun fühlte, daß die Krankheit und der Schmerz über den Verlust seines früheren Glückes an seiner Lebenskraft zehre, berief er seinen Bruder Eberhard, der, um ihn zu besuchen, in seiner Nähe weilte, zu sich und sprach ihn also an: ‚Mein Bruder, ich fühle, nicht länger ertrage ich dieses Lebens Last. Gott will es so, und nach seinem Willen unterliege ich dieser Krankheit. Darum gehe mit dir zu Rate und trage, was vornehmlich deine Pflicht ist, für das ganze Reich der Franken Sorge, indem du auf meinen Rat, deines Bruders Rat, achtest. Wir haben viele Getreue und ein großes Heer, das auf unsern Ruf zusammentritt und uns in den Kampf folgt, wir haben Burgen und Waffen, in unsern Händen sind die königlichen Abzeichen und alles, was der Glanz des Königtums verlangt, aber das Glück fehlt uns und die rechte Sinnesart. Das Glück, mein Bruder,

und die beste Sinnesart fielen Heinrich zu, und das Heil des Staates liegt in der Sachsen Hand. Darum nimm die Abzeichen königlicher Würde, die heilige Lanze, die goldenen Armspangen, den Mantel, Schwert und Krone unserer alten Könige, gehe hin zu Heinrich und schließe deinen Frieden mit ihm, auf daß du ihn für immer zu deinem Freunde habest. Denn warum soll das Volk der Franken mit dir vor seinem Schwerte fallen? Denn wahrlich, er wird ein König sein und ein Herr über viele Völker.' Also sprach er, und unter Thränen gelobte der Bruder zu thun, wie ihm geheißen.

Bald darauf starb König Konrad, ein Held voll Tapferkeit und Macht, im Frieden wie im Kriege erprobt, mild und von freigebiger Hand und mit dem Schmucke jeglicher Tugend geziert, und er wurde zur ewigen Ruhe bestattet in seiner Stadt Wilinaburg*) unter dem Jammer und den Thränen des ganzen Frankenvolks.

Wie aber der König befohlen hatte, so begab sich Eberhard zu Heinrich und gab sich mit allen seinen Schätzen in des Herzogs Macht, schloß Frieden und erwarb sich seine Freundschaft, die er bis an sein Ende in Treue und voll Liebe bewahrt hat. Darauf versammelte er die Großen und Ältesten des Frankenvolkes an dem Orte, welcher Fridisleri**) genannt wird, und rief Heinrich vor allem Volk der Franken und Sachsen zum Könige aus. Als nun der höchste Bischof des Landes, damals Erzbischof Heriger***), ihm Salbung und Krönung anbot, verschmähte sie Heinrich zwar nicht, nahm sie aber auch nicht entgegen. ‚Es ist mir genug,' sagte er, ‚daß ich, was meinen Vorfahren nicht zu teil geworden ist, zum König erwählt worden bin und diesen Namen führe, da es Gottes Gnade und eure Liebe also will. Aber Salbung und Krönung mögen Würdigeren zu teil werden. Ich selbst halte mich solcher Ehre für unwert.'

Es fand aber solche Rede bei der ganzen Menge Beifall. Alle erhoben die Rechte zum Himmel, und mächtig hallend ertönte der Ruf: ‚Heil und Segen dem neuen König.'"

Wenn der neue Herrscher Krönung und Salbung zurückwies und sich genügen ließ an dem einmütigen Willen des sächsischen und fränkischen Stammes, so hatte dies vermutlich darin seinen Grund, daß er sich der

*) Weilburg. Es ist dies ein Irrtum Widukinds. Konrad wurde im Kloster zu Fulda am Altar des heiligen Kreuzes begraben.

**) Fritzlar. Die Zusammenkunft war im Frühjahr 919.

***) Erzbischof von Mainz, Nachfolger Hattos seit 913.

Geistlichkeit nicht verpflichten wollte, die seinen Vorgänger zu seinem Unheil geleitet hatte. Schwer hatten die Erzbischöfe und Bischöfe des Reiches unter der Zerrissenheit des Reiches gelitten, und schutzlos war das geistliche Gut den Übergriffen der Herzöge ausgesetzt gewesen. Darum hatten auch die geistlichen Berater König Konrad un-unterbrochen zur Unterdrückung des Herzogtums aufgerufen. Heinrich gedachte jedoch nicht den Weg seines unglücklichen Vorgängers zu gehen. Seinem klaren, nüchternen Blick konnte es nicht verborgen bleiben, daß die Wiederherstellung der Reichseinheit durch Niederwerfung der Herzöge für jetzt unmöglich sei. Nur eines schien ihm erreichbar, und dies eine, dem er in den seiner Erhebung folgenden Jahren mit eiserner Beharrlichkeit nachstrebte, war: die Herzöge zur Anerkennung seiner Oberherrschaft zu zwingen, im übrigen aber den deutschen Stämmen eine starke einheimische Gewalt zu überlassen. Was er aber einmal klar erkannt hatte, das führte er auch entschlossen durch.

Zuerst wandte er sich gegen Herzog Burchard von Schwaben und nötigte ihn zur Unterwerfung. Zwar wurde Burchard freie Gewalt über Schwaben und den mit Schwaben verbundenen Elsaß gelassen, und weiterhin durfte er sich Herzog der Alemannen von Gottes Gnaden nennen und auf eigne Hand Krieg führen, aber das Schwabenland war doch wieder mit dem Reiche verbunden. Darauf kam ein Vertrag mit dem aus Ungarn wieder heimgekehrten Herzog Arnulf von Bayern zu stande. Nicht so leicht war es hier Heinrich wie in Schwaben geglückt, den Widerstand der Sonderbestrebungen zu vernichten. Vor den Mauern der Stadt Regensburg hatten sich der Bayer und der Sachse, gerüstet zur blutigen Entscheidung, gegenübergestanden. Da gelang es im letzten Augenblick dem versöhnlichen und verständigen Worte des Königs, den Trotz Arnulfs zu brechen. Wie Burchard, so erkannte fortan auch der Bayernherzog in Heinrich seinen Gebieter und Lehnsherrn. Aber noch mehr Rechte als dem Schwabenherzog mußten ihm belassen werden, denn auch die Besetzung der Bistümer, sonst allein des Königs Befugnis, wurde ihm zugestanden. Noch schwieriger war es, Lothringen zur Anerkennung zu zwingen. Ja, eine Zeit lang hatte es den Anschein, als sollte Heinrich auf dieses deutsche Herzogtum, welches ganz unter westfränkische Oberherrschaft gekommen war, Verzicht leisten. Hier war nach Reginars Tode dessen Sohn Giselbert in der herzoglichen Gewalt gefolgt, ein ehrgeiziger und verschlagener Fürst, der nicht gewillt war, sich Heinrich zu unterwerfen. Aber auch ihn wußte der kluge König zu

überwinden. Er machte Frieden mit König Karl von Frankreich. Unweit Bonn trafen im Jahre 921 der neue Ostfrankenkönig und der Sproß der Karolinger inmitten des Rheines zu einer Unterredung zusammen, und hier auf der Grenze der beiden Reiche schlossen sie einen Freundschaftsbund. Feierlich erkannte der Karolinger den Sachsen Heinrich als König der Ostfranken an und verzichtete damit auf alle Ansprüche auf die Länder jenseits des Rheines, welche, wie damals wohl mancher meinte, nach Erbrecht ihm zugehörten. Trotz dieser feierliche Anerkennung strebte Heinrich beharrlich danach, das lothringischen Herzogtum wieder zu gewinnen. Nur wenige Jahre vergingen, und auch Lothringen gehörte wieder zum Ostfrankenreiche. Durch wilde Bürgerkriege wurde das Reich Karls zerrüttet, und wie einst Odo von Francien dem Sprossen Karl des Kahlen den Besitz der Krone streitig gemacht hatte, so trat jetzt Odos Bruder, Graf Robert als Gegenkönig auf, und als er im Kampfe unterlag, erhoben die Feinde Karls den Schwiegersohn Roberts, den Herzog Rudolf von Burgund, zum Könige. Der unglückliche Karolinger geriet in Gefangenschaft. Im Kerker hat er sein wechselreiches Dasein beschlossen. Aber auch König Rudolf fand nicht allenthalben Zustimmung, und zu den Großen, die ihm den Gehorsam weigerten, gehörte vor allem Herzog Giselbert. Der Lothringer rief jetzt selbst den König Heinrich herbei, und Heinrich, der schon lange auf diese Gelegenheit gewartet hatte, griff rasch ein, und wenn er auch bald in dem wetterwendischen Fürsten wieder einen Feind erblicken mußte, so trat er doch mit solcher Thatkraft und Entschlossenheit auf, daß die Lothringer ihm zufielen und zuletzt auch Giselbert sich ihm unterwarf. Reginars Sohn behielt die herzogliche Gewalt, und der König wußte ihn durch das Band der Verwandtschaft noch mehr an sich zu fesseln. Er vermählte ihm seine Tochter Gerberga.

2. Heinrichs I. Kämpfe mit Slaven und Ungarn.

Sechs Jahre lang hatte Heinrich ringen müssen, ehe er in allen deutschen Gauen als König anerkannt war. Als er nun die Einigung aller deutschen Länder und Stämme glücklich vollendet hatte, glich zwar das neu begründete Reich nur einem lockeren Staatenbunde, doch ist das Band der Eintracht, welches die Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben und Lothringer jetzt umschlang, nicht wieder gerissen. Fester und fester hat es sich in den nächsten Jahren geschürzt und den um-

schlossenen Völkern das Gefühl einer eigenen Nationalität zum Bewußtsein gebracht.

So gering zunächst auch die Festigkeit des Reiches zu sein schien, so war doch der Wiederaufbau so weit gediehen, daß Heinrich mit größerer Zuversicht daran denken konnte, den Angriffen, welche von äußeren Feinden drohten, zu begegnen. Noch während Heinrich an der Unterwerfung Lothringens arbeitete, waren die Ungarn verheerend über Thüringen und Sachsen hereingebrochen und hatten Klöster und Kirchen, Dörfer und Burgen niedergebrannt, Alt und Jung, Mann und Weib erschlagen oder in Gefangenschaft davon geführt. Mit Mühe war Heinrich ihnen entronnen und hatte in der Burg Werla bei Goslar eine Zuflucht gefunden. Da wollte das Glück, daß ein vornehmer Ungar in die Hände der Sachsen fiel. Sogleich boten die Feinde Gold und Silber, um ihn aus der Gefangenschaft zu lösen. Aber nicht nach Schätzen stand Heinrichs Sinn. Er bedurfte des Friedens, und so schloß er denn einen Vertrag mit den Ungarn auf neun Jahre. Gegen einen jährlichen Tribut gelobten die Feinde, Thüringen und Sachsen mit ihren Raubzügen zu verschonen.

Die Jahre des Friedens hat Heinrich mit rastloser Thätigkeit ausgefüllt. Ununterbrochen war er bemüht, in den Grenzlandschaften ältere Burgen stärker zu befestigen, neue feste Plätze zu bauen und eine wehrhafte Bevölkerung in ihnen anzusiedeln. Dann aber galt es, ein neues kampfgeübtes Reiterheer zu bilden. Zwar bestanden noch die alten Bestimmungen über den Heerbann und waren alle Freie, welche mindestens fünf Hufen besaßen, zu persönlichem Kriegsdienst verpflichtet, die Ärmeren aber gehalten, gemeinschaftlich einen Streiter auszusenden. Doch mit dem Niedergang des Standes der freien Leute waren auch die alten Ordnungen hinfällig geworden. Der Bauer verstand es nicht mehr, die Waffen zu führen, und die Vasallen und Dienstmannen, mit denen die Großen in den letzten Jahren ihre Kriege geführt hatten, waren wohl in kleinen Fehden geübt, nicht aber an den Kampf in Massen und auf freiem Felde gewöhnt.

In so schwieriger Lage bedurfte es der ganzen Thatkraft Heinrichs, um alle Hindernisse glücklich zu überwinden. Doch alles gelang seiner Einsicht und rastlosen Thätigkeit. In kurzer Zeit erhoben sich wieder die zerstörten Wälle, stiegen neue feste Mauern um alte Orte empor, in denen nun ein reiches städtisches Leben ungehindert sich entwickeln konnte. Zu gleicher Zeit umgab sich König Heinrich mit einem Heer trefflich gerüsteter und geübter Reiterscharen. Kämpfe mit den benach-

barten Slaven bereiteten die Seinen vor, zuversichtlich dem Ungarnheere auf offenem Felde entgegen zu gehen.

Die Thätigkeit Heinrichs für den Schutz seiner Länder, Sachsen und Thüringen, schildert uns der Corveyer Mönch*) folgendermaßen:

„Wie König Heinrich, nachdem er von den Ungarn einen neunjährigen Waffenstillstand erhalten hatte, mit großer Klugheit für die Verteidigung des Vaterlandes und Unterwerfung der barbarischen Völker Sorge trug, das zu erzählen übersteigt zwar unsere Kraft, kann aber doch nicht ganz verschwiegen werden. Zunächst nämlich wählte er von den auf dem Lande angesiedelten Kriegsleuten jeden neunten Mann aus und ließ ihn in einer der Burgen wohnen, damit er für seine anderen acht Gefährten hier Wohnungen errichte und von aller Frucht den dritten Teil empfange und bewahre; die anderen acht aber sollten säen und ernten und die Frucht sammeln für den neunten und an ihrem Platze aufbewahren**). Alle Gerichtstage, Volksversammlungen und Festgelage befahl er in den Burgen abzuhalten, an deren Errichtung man Tag und Nacht arbeitete, auf daß man im Frieden lerne, was gegen die Feinde im Falle der Not zu thun sei. Außerhalb der Burgen sollte es dagegen nur geringe oder gar keine Gebäude geben.

Während er noch die Bürger an solche Vorschrift und Zucht gewöhnte, machte er plötzlich einen Einfall in das Gebiet der Slaven, welche Heveller heißen, und brach ihre Kraft in vielen Treffen. Zuletzt schlug er mitten in einem strengen Winter ein Lager auf dem Eise auf und bezwang so die Feste, welche man Brennaburg***) nennt, durch Hunger, Schwert und Kälte. Und da er mit jener Burg das ganze Land sich unterworfen hatte, zog er in das Gebiet der Dalemincier†), zu deren Bekämpfung ihn schon sein Vater dereinst ausgesandt hatte, und legte sich vor die Burg Gana††). Am zwanzigsten Tage endlich war die Feste

*) A. a. O. I. 35—37.

**) Was hier von der Uebersiedelung jedes neunten Mannes in die Städte berichtet wird, scheint am meisten auf bestimmte Orte und Zeiten beschränkt werden zu müssen. Ohne Zweifel handelt es sich nur um abhängige Leute des Königs, welche er zur Verteidigung seiner Pfalzen bestimmen konnte, und um die gefährdeten Grenzlandschaften.

***) Die Heveller sind ein Teil der Wilzen an der oberen Havel. Ihre Hauptstadt Brennaburg ist das heutige Brandenburg. Die hier erzählte Unternehmung fällt ins Jahr 928.

†) Dies Land, slav. Glomaci genannt, lag zwischen Elbe und Chemnitzfluß.

††) Vielleicht Jahna zwischen Lommatzsch und Meißen. Meißen wurde damals als fester Stützpunkt deutscher Macht an der Elbe angelegt.

in seiner Hand. Die Beute im Orte wurde den Kriegern überlassen; wer erwachsen war, fiel durchs Schwert, Knaben und Mädchen aber bewahrte man der Knechtschaft. Darauf wandte sich Heinrich mit ganzer Heeresmacht nach Prag, der Stadt der Böhmen, und zwang des Volkes König zur Unterwerfung. Von diesem*) werden einige Wunder berichtet, welche wir, da keine sichere Kunde uns vorliegt, mit Stillschweigen übergehen wollen. Er war aber ein Bruder des Boleslav, der bis an seines Lebens Ende dem Kaiser treu und hilfreich sich bewies. Nachdem nun der König Böhmen zinspflichtig gemacht hatte, kehrte er nach Sachsen zurück.

Schon waren alle Nachbarvölker dem König Heinrich unterworfen, Obodriten, Wilzen, Heveller, Dalemincier, Böhmen und Redarier, und herrschte Frieden, als plötzlich die Redarier den Vertrag brachen, ein großes Heer zusammenbrachten und die Burg Wallislevu**) berannten. Sie erstürmten die Stadt. Alle Bewohner wurden ergriffen und erschlagen, eine unzählige Menge. Nach dieser That standen alle barbarischen Stämme wie ein Mann auf und wagten noch einmal sich zu erheben. Um die drohende Empörung im Keime zu ersticken, wurde dem Markgrafen Bernhard, welchem die Bewachung der Redarier übertragen war, ein Heer und eine Reiterschar übergeben und ihm Thietmar als Gefährte beigesellt. Beide erhielten den Auftrag, eine Burg zu belagern, welche Lunkini***) heißt. Schon fünf Tage lag man vor der Feste, da kamen Kundschafter und meldeten, ein Heer der Wenden sei in der Nähe und beabsichtige, bei einbrechender Nacht das Lager der Sachsen zu überfallen†). Da mehrere dieselbe Kunde brachten, so schenkte die Menge ihren Worten Glauben. Noch in derselben Stunde versammelte sich alles Kriegsvolk bei dem Zelte des Markgrafen, und dieser erließ auf den Rat seines Genossen Thietmar das Gebot, daß ein jeder die ganze Nacht unter den Waffen bleibe, damit nicht etwa durch Überfall die Feinde das Lager nähmen. Die Menge ging auseinander, und jeder überließ im Lager sich der Traurigkeit oder Freude, je nachdem

*) Es ist der heilige Wenceslaus gemeint, welcher 935 von seinem Bruder Boleslav getötet wurde. Weil Boleslav dem Kaiser — es ist ohne Zweifel an Otto gedacht — später treu war, geht Widukind über Wenzel kurz hinweg.

**) Walsleben nahe der Elbe, zwischen Werben und Arneburg. An sich war der Ort nicht volkreich; vermutlich hatte sich aber die umwohnende Bevölkerung hinter die Mauern der Stadt geflüchtet. Die Redarier hatten ihre Sitze in Mecklenburg-Strelitz.

***) Lenzen in der Priegnitz. †) Es war am 3. September 929.

er die Schlacht fürchtete oder sich nach ihr sehnte, und je nach der Art ihres Sinnes schwebten die Krieger zwischen Hoffnung und Furcht. Unterdessen ging der Tag zur Neige, die Nacht brach herein; sie war finsterer als gewöhnlich, und der Regen floß in Strömen herab nach Gottes Willen, damit der frevelhafte Anschlag der Barbaren vereitelt würde. Getreu dem Befehle gehorchend, hatten die Sachsen die ganze Nacht unter den Waffen zugebracht. Endlich erschien das erste Morgenlicht und wurde das Zeichen zum Beginn der Schlacht gegeben. Da empfingen alle das Abendmahl, und mit feierlichem Eidschwure gelobten sie zuerst ihren Führern, dann unter einander Beistand und Hilfe für den beginnenden Streit. Als dann die Sonne aufging — denn in heller blauer Pracht strahlte der Himmel nach dem Regenguß —, da erhoben die Sachsen die Fahnen und zogen zum Lager hinaus. In der ersten Reihe stand der Markgraf. Er machte den ersten Angriff auf die Feinde. Aber da die wenigen, welche bei ihm waren, gegen die Übermacht nichts vermochten, kehrte er zum Heere zurück und berichtete, daß die Wenden nicht mehr Reiter hätten als sie, wohl aber unermeßliche Scharen von Fußvolk, die jedoch durch den nächtlichen Regen so ermattet seien, daß sie nur von Reitern getrieben zum Kampfe vorrückten. Als nun die Strahlen der Sonne auf die feuchten Kleider der Barbaren fielen, stieg aus diesen ein dichter Dunst zum Himmel empor. Dies stärkte Hoffnung und Zuversicht in dem Volke Gottes, zumal ihm selbst die Sonne in voller Klarheit leuchtete. Abermals wurde das Zeichen zum Angriff gegeben, und während der Markgraf seine Scharen durch Zuruf anfeuerte, stürzten sie sich mit mächtigem Schlachtruf auf die Feinde. Dicht gedrängt standen die Wenden, und vergebens versuchte man sich eine Gasse durch die Feinde zu öffnen. Nur zur rechten und zur linken gelang es einzubrechen. Wer aber hier von seinen Genossen getrennt wurde, war dem Tode verfallen. Da nun der Kampf immer heißer wurde und auf beiden Seiten schon viel Blut geflossen war und die Wenden noch immer Stand hielten, bat der Markgraf seinen Waffengefährten, er solle dem Heere zu Hilfe eilen. Jener aber sandte einen Hauptmann mit fünfzig geharnischten Rittern dem Feinde in die Seite und brachte seine Reihen ins Wanken. Nun ergoß sich das ganze Heer in wilde Flucht und wurde dem Schwert der Sachsen eine Beute. Auf dem Blachfelde drohte den Wenden der Tod, darum suchten sie flüchtig die nahe Burg*) zu erreichen. Aber umsonst,

*) Lenzen.

denn Thietmar hatte alle Wege verlegt. Da stürzten sie verzweifelnd in einen nah gelegenen See, und so kam es, daß jene ganze gewaltige Menge vernichtet wurde. Denn wen das Schwert verschont hatte, der fand in den Wellen den Tod. Von dem Fußvolk rettete sich keiner, wenige nur von den Reitern, und mit dem Verderben aller Gegner fand der Krieg sein Ende.

Unterdessen erhob sich in Folge des neu errungenen Sieges ein ungeheurer Jubel. Alle waren voll Lobes über die Feldherrn, aber auch unter einander rühmten sich die Krieger, und selbst der Feige ging, wie es bei einem solchen Glücksfall zu geschehen pflegt, nicht ohne Lob aus. Tags darauf rückten die Sachsen gegen die Burg vor, doch die Bürger streckten die Waffen und baten allein um das Leben. Das ließ man ihnen, aber waffenlos mußten sie aus der Feste ziehen. Ihre Knechte aber, all ihr Gut, Weiber und Kinder, die ganze Habe der Wenden, alles wurde für den König als Kriegsbeute genommen.

Auch die Unsrigen hatten manchen wackeren Mann zu beklagen, denn es fielen in jenem Treffen zwei Liuthare*) und einige andere edle Männer. Der Markgraf kehrte darauf mit seinen Kampfgenossen und den übrigen Befehlshabern als Sieger nach Sachsen heim und fand mit den Seinen bei dem Könige ehrenvolle Aufnahme und für seine Thaten das schönste Lob, denn mit einer geringen Schar hatten sie unter dem Beistande der göttlichen Barmherzigkeit einen glänzenden Sieg davongetragen. Versicherten doch einige, daß 200 000 Feinde erschlagen das Feld bedeckten. Den Gefangenen aber wurde anderen Tages, wie ihnen verheißen worden war, das Haupt abgeschlagen.

In den Jubel über den frisch erstrittenen Sieg mischte sich die Freude über eine Hochzeit, welche damals im königlichen Hause mit großer Pracht gefeiert wurde. Denn der König gab seinem Sohne Otto die Tochter des Angelnkönigs Edmund, Athelstans Schwester**), zur Ehe, die ihm nachmals einen Sohn, mit Namen Liudolf, einen gewaltigen und nach Verdienst allen Völkern teuren Mann, und eine Tochter, namens Liutgard, welche sich mit Konrad, dem Herzog der Franken, vermählte, geboren hat."

Noch einmal zog Heinrich im Jahre 932 gegen die Wenden. Diesmal griff er die slavische Landschaft Losicin (Lausitz) an. Zwischen

*) Vorfahren des Geschichtschreibers Thietmar.

**) Sie hieß Edgitha oder Editha und war übrigens nicht Edmunds, sondern Eduards Tochter.

Dahme und Schlieben liegt heute noch ein kleiner Flecken, Lebusa genannt, damals eine Stadt von bedeutendem Umfang. Sie faßte 10000 Menschen und hatte zwölf Thore und erschien noch in ihren Trümmern so gewaltig, daß der Merseburger Bischof Thietmar, welcher über sie berichtet, auf den Gedanken kam, daß sie von dem Römer Julius Cäsar herrühre. Lebusa wurde von Heinrich belagert, zur Ergebung genötigt und verbrannt. Hierauf unterwarf der König die Milziener, deren Sitze sich südlich an die Landschaft Losicin anschließen. Der Angriff erfolgte von der Burg Meißen aus, welche für diese Gebiete der Stützpunkt sächsischer Herrschaft wurde. Auch in den folgenden Jahren waltete selten an der Grenzscheide des deutschen und slavischen Volkes Frieden. Kurz vor seinem Tode griff Heinrich nochmals zum Schwert. Im Jahre 934 wandte er sich gegen die Bucraner oder Bucroner, deren Namen noch in der heutigen Uckermark fortklingt. Auch sie, heißt es, unterlagen seinem Angriff und wurden zinspflichtig gemacht, so daß fortan die deutsche Oberherrschaft bis zur Oder hin sich ausdehnte. Doch kehren wir zu den Zeiten zurück, da König Heinrich sich gegen den Angriff der ungarischen Reiterscharen wappnete.

Nur Sachsen und Thüringen hatte Heinrich durch Vertrag mit den Ungarn schützen können. Während er in den Jahren der Waffenruhe sein Land befestigte und sich ein Reiterheer schuf, standen nach wie vor Schwaben, Lothringen und Bayern den verheerenden Raubzügen der Ungarn offen.

Wir besitzen in Ekkehards IV. Klosterchronik von St. Gallen eine lebendige Schilderung von dem Überfall des Klosters St. Gallen im Jahre 926. Ekkehard schrieb um die Mitte des elften Jahrhunderts, also mehr denn hundert Jahre nach jenen Ereignissen, welche er uns erzählt, und so kommt es, daß aus seinem Bericht der furchtbare Schrecken, welchen die Räuber sonst allenthalben hinterließen und welcher sich sonst in den Aufzeichnungen der Annalen in wenigen inhaltsreichen Worten erschütternd ausspricht, weniger lebhaft hervortritt. Vielmehr zeigt sich bei ihm jene behagliche Stimmung, welche sich, nachdem das schwere Unheil verhältnismäßig glücklich vorübergegangen ist, an dem allerhand kleinen Ungemach, das es im Gefolge hatte, ergötzt.

Was die mündliche Überlieferung von dem Besuche der wilden Gäste in dem stillen Frieden des Klosters aufbewahrte, das hat der St. Galler Mönch mit all dem anekdotenhaften Beiwerk, das sich an jenes Ereignis geheftet, getreulich gesammelt. Wohl ist mancher Irrtum mit unter-

gelaufen, aber Ekkehards Bericht ist trotzdem glaubwürdig und vor allem deshalb wertvoll, weil er uns die Ungarn in ihrem Lagerleben wie in ihren Gewohnheiten auf ihren Raubzügen schildert. Ekkehard*) erzählt:

„Kaum hatten die Ungarn von den Wirren des Reiches**) Kunde erhalten, als sie wutschnaubend in das Land Noricum***) einbrachen und es mit Verwüstung erfüllten. Lange lagen sie vor Augsburg, aber die Gebete des Bischofs Ulrich, welcher damals unter allen der heiligste Mann war, vertrieben sie von hier, und da es niemand wehrte, so fielen sie in dichten Scharen in Alemannien ein. Doch voll Thatkraft bewies jetzt Engilbert†), wie geeignet er war, Ungemach zu ertragen. Denn da so schwere Gefahr drohte und ein jeder der Dienstmannen des Klosters für sich selbst besorgt war, hieß er die Kräftigeren unter den Brüdern zu den Waffen greifen und das Gesinde sich rüsten. Er selbst legte wie ein Riese des Herrn den Panzer an, zog Kutte und Stola darüber und befahl den Seinen, dasselbe zu thun. ‚Gegen den Teufel,‘ so redete er zu ihnen, ‚haben wir, liebe Brüder, bisher, auf Gott vertrauend, einen Kampf des Geistes gekämpft. Laßt uns jetzt zu dem Herrn flehen, daß er auch unseren Armen Kraft verleihe!‘ Wurfspieße werden verfertigt, aus festen Leintüchern Panzer gemacht, Schleudern geflochten, starke Bretter und Weidengeflechte zu Schilden umgewandelt, vorn zugespitzte Speere und Pfähle am Feuer gehärtet.

Anfangs wollten einige von den Brüdern und dem Gesinde nicht entfliehen, weil sie dem Gerüchte, welches das Nahen der Feinde verkündete, keinen Glauben schenkten. Dennoch wählte man einen Ort aus, der, wie geschaffen zu einer Burg††), ihnen von Gott verliehen ward. Er lag am Flusse Sintriaunum, den einst der heilige Gallus, weil er aus drei in einen Fluß zusammenströmenden Gewässern entsteht, aus Liebe zur heiligen Dreifaltigkeit also genannt haben soll†††). Dieser Ort also wird befestigt, ein Wall über den schmalen Zugang zur Höhe gezogen und

*) Ekkeharti Casus St. Galli. Ausg. v. G. Meyer von Knonau. Mitteil. zur vaterl. Gesch. St. Gallen 1877. C. 50—65. Gesch. d. d. Vorz. Heft 54.

**) Von Unruhen des Reiches war im Jahre 926 nicht die Rede. Offenbar denkt Ekkehard, in der Zeit sich irrend, an die Anfänge von Heinrichs Regierung.

***) Bayern.

†) Engilbert, seit 926 Abt des Klosters zu St. Gallen.

††) Vermutlich die Waldburg bei Bernhardzell.

†††) Die Sitter, lat. Siteruna, hat jedenfalls ihren Namen nicht von dem lat. sint tria unum ‚drei seien eins‘, d. h. von der Vereinigung dreier Gewässer, wie jene mönchische Deutung will.

der Wald ringsherum gerodet, und so eine Burg errichtet, so fest wie es sich für die heilige Dreifaltigkeit geziemte. Eilig wurde alles herbeigeführt, wessen man noch bedurfte ... Eine schnell gebaute Kapelle wurde zum Bethaus. Hier fanden die Kreuze, die Kapseln mit den Totenverzeichnissen und fast der ganze Kirchenschatz eine Stätte mit Ausnahme der auf den Gestellen stehenden Bücher. Diese hatte der Abt nach Reichenau*) geschickt. Doch nicht allzu sicher waren sie dort gewesen, denn da sie zurückgeführt wurden, war wohl, wie man sagt, die Zahl der Bücher in Ordnung, nicht aber stimmten sie selbst. Greise und Kinder hatte man nach Wazzirburc**) geführt, das durch die Hörigen, welche jenseits des Sees wohnten, gesichert war. Auch befahl ihnen der Abt, damit sie längere Zeit auf den Schiffen zu verweilen vermöchten, Lebensmittel mit sich zu nehmen.

Kundschafter zogen bei Tag und Nacht durch die ihnen bekannte Gegend, um die Ankunft des Feindes den Brüdern sogleich zu melden, damit jene, die immer noch ungläubig wähnten, daß der heilige Gallus niemals von den Barbaren angegriffen werden könne, zur rechten Zeit nach ihrer Feste zu fliehen vermöchten. Selbst Engilbert stimmte den Vertrauenden bei und führte daher fast zu spät die teuerste Habe des heiligen Gallus in die Burg. So kam es denn auch, daß Othmars Ciborium***) den Feinden zurückgelassen wurde. Denn die Feinde zogen nicht in hellem Haufen vorbei, sondern in vereinzelten Scharen, weil niemand Widerstand zu leisten wagte. So drangen sie in Städte und Dörfer ein, plünderten und verbrannten sie allenthalben, wo sie die Lust anwandelte, und fielen über die Ungerüsteten her. Auch verbargen sie sich oft, zu hundert oder weniger noch an Zahl, im Walde. Von dort aus brachen sie hervor. Wo aber ihre Scharen hausten, das wurde durch Rauchsäulen und den sich rötenden Himmel kund.

Es gab damals unter unsern Brüdern einen, welcher einfältig und schwachsinnig war und durch seine Worte wie Thaten oft genug Gelächter erregte. Heribald hieß er mit Namen. Als nun die Brüder das erste Mal nach der Burg aufbrachen und einige voll Schrecken ihn aufforderten, sich der Flucht anzuschließen, sagte er: ‚Fliehe wer will, mir fällt es nicht ein, davonzulaufen, hat doch in diesem Jahre der Kämmerer

*) Kloster Reichenau auf einer Insel des Bodensees.

**) Wasserburg am jenseitigen, jetzt bayrischen Ufer des Sees, damals dem Kloster St. Gallen gehörig.

***) Vielleicht der Altarbaldachin.

mir nicht das Leder zu meinen Schuhen gegeben.' Und als die Brüder im letzten Augenblick mit Gewalt ihn zwingen wollten, mit ihnen sich zu retten, wehrte er sich und erklärte unter einem Eide, niemals werde er hinweggehen, wenn er nicht das Leder für das vorige Jahr erhalte. So erwartete er denn ohne Furcht die einstürmenden Ungarn. Fast zu spät eilten die Brüder davon zugleich mit anderen, welche ungläubig gewartet hatten. Jetzt erschreckte sie der furchtbare Ruf: ‚Die Feinde kommen über uns.' Heribald aber blieb unerschüttert bei seiner Meinung und ging müßig umher. Endlich stürmten die köchertragenden Krieger herbei, starrend von drohenden Wurfspeeren und Geschossen. Sorgfältig durchforschten sie den ganzen Ort. Sicherlich hätten sie kein Alter und kein Geschlecht geschont. Da trafen sie jenen an. Unverzagt stand er allein in der Mitte. Sie wunderten sich, was er wolle und warum er nicht entflohen sei. Alsbald gaben die Führer Befehl, ihn zu verschonen, und befragten ihn durch Dolmetscher. Sowie sie aber erkannten, daß er von Sinnen sei, ließen sie ihn unter Lachen unangetastet. Den steinernen Altar des heiligen Gallus mühten sie sich nicht einmal ab zu berühren, da sie früher oft genug getäuscht worden waren und nur Knochen und Asche gefunden hatten. Zuletzt wandten sie sich an den blöden Bruder und fragten ihn, wo der Schatz des Klosters versteckt sei. Hurtig führte sie Heribald zu dem verborgenen Thürchen der Schatzkammer. Man erbrach es, fand aber nur vergoldete Leuchter und Lichtkronen, welche die Brüder bei der eiligen Flucht zurückgelassen hatten. Darum wandten sich die Eindringlinge gegen ihn, um ihn für seinen Trug mit den Händen zu züchtigen. Zwei andere stiegen auf den Glockenturm, weil sie meinten, daß der die Spitze zierende goldglänzende Hahn, den man wohl scherzweise den Gott des Ortes*) nannte, nur aus wertvollerem Metall gegossen sein könne. Während der eine sich weit vornüberbeugte, um den Hahn vom Dache herabzustoßen, verlor er das Übergewicht und stürzte aus der Höhe hinunter auf den Hof, wo er seinen Geist aufgab. Der andere war bis zum höchsten Punkte des östlichen Turmgiebels hinaufgeklettert und gedachte, das Heiligtum frech zu verhöhnen. Doch rückwärts fiel er herab und wurde vollständig zerschmettert. Beider Leichen verbrannten die Ungarn, wie Heribald nachmals erzählte, zwischen den Pfosten der Thürflügel, so daß der brennende Scheiterhaufen die Oberschwelle und das Deckengetäfel schwer beschädigte. Aber

*) Ein Mönchsscherz. Wortspiel zwischen Gallus, ‚der Hahn' und dem Namen des Heiligen und Begründers des Klosters.

wiewohl einige eifrig den Brand mit Stangen schürten, so gelang es ihnen doch weder des Gallus noch des Magnus*) Gotteshaus in Flammen zu setzen.

Es befanden sich aber in dem gemeinsamen Keller der Brüder zwei Fässer, die noch bis zum Zapfen hinauf ganz voll waren, denn weil man in dem Augenblicke der Flucht nicht gewagt hatte, Ochsen anzuspannen und anzutreiben, so waren sie zurückgelassen worden. Diese öffnete, ich weiß nicht durch welches Glück des Klosters, keiner der Feinde, vielleicht auch weil sie dergleichen in Menge auf ihren Wagen als Beute mit sich führten. Denn als einer von ihnen mit geschwungener Axt eines der Faßbänder durchhauen wollte, trat Heribald, der schon ganz freundschaftlich mit ihnen verkehrte, an ihn heran und rief: ‚Laß ab, guter Mann, was willst du denn, daß wir nach eurem Abzug trinken sollen!‘ Jener ließ sich durch den Dolmetscher die Worte übersetzen, dann lachte er laut und verbot seinen Gefährten, fortan die Fässer des Narren zu berühren. So wurden sie denn erhalten, bis der Abt nach dem Wegzuge der Ungarn sie wieder sah.

Eifrig entsandten die Ungarn Späher, welche die Wälder und alle verborgenen Plätze sorgfältig durchforschen sollten, und warteten dann, ob sie ihnen wohl etwas Neues meldeten. Dann zerstreuten sie sich, nachdem Wiborada**) schon den Opfertod erlitten hatte, durch den Hof und die Wiesen, um hier eine reichliche Mahlzeit einzunehmen. Auch das Ciborium des heiligen Othmar, welches mit Silber umkleidet war, beraubten sie seiner Hülle. Es war von den überraschten Brüdern bei der Flucht zurückgelassen worden. Die Führer ließen sich im Hofe des Klosters nieder und schmausten hier in jeglicher Fülle. Auch Heribald saß unter ihnen und stillte, wie er nachmals sagte, mehr denn je zuvor seinen Hunger. Sie alle lagerten, ein jeder für sich, nach ihrer Gewohnheit auf dem grünen Heu, ohne sich der Sessel zu bedienen, um so zu essen. Heribald aber hatte für sich und einen gefangenen Priester Sessel herbeigebracht. Nun begannen die Ungarn die Schulterblätter und die anderen Teile der Schlachttiere, wiewohl sie halbroh waren, mit den Zähnen, ohne Messer, zu zerfleischen und zu verschlingen und dann die

*) Die St. Mangkirche, neben welcher sich die Zelle der heiligen Wiborada befand.

**) Die heilige Wiborada, welche unweit des Klosters eine Zelle bewohnte, wurde am 1. Mai von den Ungarn tödlich verwundet und starb am folgenden Tage. Ihre Biographie wurde von Ekkehard benutzt.

abgenagten Knochen einander zur Kurzweil zuzuwerfen. In der Mitte standen mit Wein gefüllte Kufen, aus denen ein jeder, so viel ihm beliebte, ohne Unterschied schöpfte. Bald erhitzte die Trinker der ungemischte Wein. In entsetzlicher Weise schrieen nun alle zu ihren Göttern, und den Geistlichen wie den Narren zwangen sie, dasselbe zu thun. Der Geistliche, welcher ihre Sprache wohl verstand — er war deshalb von ihnen auch verschont worden —, mischte kräftig seine Stimme in ihr Geheul, und als er in ihrer Sprache genug des thörichten Zeuges gesungen hatte, setzte er unter Thränen mit der Antiphonie vom heiligen Kreuze ein, dessen Auffindung am folgenden Tage*) gefeiert wurde, und begann das ‚Sanctifica nos', das Heribald, wiewohl mit rauher Stimme, mit ihm zu Ende sang. Alle Anwesenden aber traten hinzu und lauschten dem ungewohnten Gesange ihrer Gefangenen. Dann tanzten sie in ihrer übermütigen Lust vor ihren Fürsten und rangen mit einander. Einige stritten auch mit Waffen und zeigten, was sie an kriegerischer Übung vermöchten. Bei solcher Fröhlichkeit meinte der Geistliche, sei die Gelegenheit gekommen, um seine Freigebung zu erflehen. Der Arme erbat die Hilfe des heiligen Kreuzes und warf sich unter Thränen den Fürsten zu Füßen. Diese aber gaben wilden Sinnes durch ein Pfeifen und schreckliches Grunzen ihren Gefolgsleuten ein Zeichen, worauf jene wütend herbeiflogen, rascher, als es sich erzählen läßt, den Mann ergriffen und ihre Messer zogen, um, bevor man ihm das Haupt abschlüge, das Spiel, welches die Deutschen ‚picchin'**) nennen, gegen seine Tonsur zu vollziehen.

In diesem Augenblicke eilten die Kundschafter, welche den nach der Feste hin liegenden Wald durchforscht hatten, unter Hörnerklang und lautem Geschrei herbei und brachten die Kunde, daß in der Nähe eine von Bewaffneten besetzte Burg liege. Von allen verlassen, blieben Heribald und der Geistliche im Kloster zurück, während die Männer, ungeordnet und ein jeder für sich, zum Thore hinausstürmten und hier, ehe es noch einer glauben möchte, nach ihrer Gewohnheit gerüstet zur Schlacht standen. Bald aber vernahmen sie, die Burg sei so gelegen, daß man sie nicht einschließen könne, der Zugang zu ihr führe über einen langen schmalen Berggrat und bringe darum dem Angreifer sichere Gefahr und große Verluste. Die Besatzung aber werde, so lange sie Lebensmittel habe, wenn sie nur tapfer sich hielte, niemals bezwungen werden können. Deshalb ließen sie von dem Kloster ab, und weil sie meinten, daß sein Schutzheiliger

*) Es war also dies am 2. Mai 926, am Tage vor der Kreuzerfindung.
**) Das heißt Messerwerfen.

Gallus des Feuers mächtig sei, begnügten sie sich, einige Häuser des Dorfes, nur um sehen zu können, anzubrennen, denn schon nahte sich die Nacht. Darauf zogen sie, nachdem durch Hörnerklang und mündlichen Befehl allen Stillschweigen geboten worden war, auf dem nach Konstanz führenden Wege ab. Die Besatzung der Burg meinte zuerst, das Kloster stehe in Brand. Sobald man aber von dem Abzuge der Ungarn gehört hatte, folgte man ihnen auf Seitenwegen, griff die in großer Entfernung folgende Nachhut von vorn an, tötete einige Feinde und schleppte einen anderen, der verwundet war, gefangen fort. Die übrigen entrannen durch die Flucht und gaben sofort der vorangegangenen Hauptschar durch Hörnerklang ein Warnungszeichen. Darauf rückten die Ungarn schnell auf freies Feld und in die Ebene vor, stellten sich, sobald es möglich war, in Schlachtreihe auf und errichteten aus ihren Karren und dem Gepäck, welches sie mit sich führten, eine Wagenburg. Dann verteilten sie die Nachtwachen unter einander und gaben sich, ins Gras gelagert, still dem Weine oder dem Schlummer dahin. Bei Tagesanbruch liefen sie wieder in die benachbarten Dörfer, suchten nach dem, was die Flüchtigen etwa zurückgelassen, schleppten es davon und legten alle Gebäude, an welchen ihr Zug vorüberging, in Asche.

Engilbert hatte den Angriff auf die Feinde geleitet; er entließ jetzt die übrigen Genossen und hieß sie die Feste wieder aufzusuchen. Er selbst drang mit wenigen gleich beherzten Männern, vorsichtig alle Gefahren vermeidend, in das Kloster ein und forschte nach, ob etwa ein feindlicher Hinterhalt darinnen geblieben sei. Und da man Mitleid mit dem armen Thoren Heribald hatte, der von angesehenem Geschlechte abstammte, so suchte man mit Eifer nach seinem Leichnam, um ihn zu bestatten. Aber nirgends fand man ihn, denn von dem Priester mit Mühe überredet, hatte er sich auf den Gipfel eines nahen Berges geflüchtet und sich hier im Gebüsch und Strauchwerk verborgen. Es jammerte Engilbert, daß die Feinde den armen Narren als Sklaven hinweggeführt hätten. Auch verwunderte er sich, daß die Fässer Weins von den trunksüchtigen Feinden verschont worden seien, und er brachte Gott seinen Dank. Darauf sangen sie eilig und so leise als möglich die Morgenlobgesänge zu Ehren des heiligen Kreuzes, staunten über die verbrannte Thür und Decke und verließen dann schnell das Kloster. Sie wandten sich schweigend zur Zelle der heiligen Wiborada, um zu erkunden, ob die Klausnerin noch lebe. Als sie aber in Erfahrung gebracht hatten, daß sie den Leidenstod gestorben sei, wagten sie nicht zu zögern, sondern überstiegen

den nahen Berg, durchmaßen eine ihnen bekannte unwegsame Gegend, um schnell wieder zu ihrer Feste zu gelangen, denn sie fürchteten, daß, wie es zu geschehen pflegt, Feinde aus einem Hinterhalte heraus oder auf einem Zuge nach neuer Beute ihre klösterlichen Gefährten verfolgen und überfallen könnten. Zugleich aber waren sie entschlossen, da sie hochherzig waren und kühnen Mutes, tapfer zu sterben oder wenigstens sich voll Mannessinnes zu wehren. Der geflohene Geistliche nahm unterdessen den Heribald mit sich und kam am Morgen im Lager an, welches er vom Berge aus erblickt hatte. Die Wächter glaubten, da sie die zwei Männer in der Ferne und noch in der Morgendämmerung nur undeutlich sahen, daß es feindliche Kundschafter seien, und riefen darum ihre Gefährten herbei. Rasch stürmten jene aus dem Lager heraus. Heribald wurde sogleich erkannt. Wegen des Geistlichen waren sie aber anfangs im Zweifel. Zuletzt jedoch nahmen sie ihn in ihre Feste auf, ließen sich von ihm all sein Ungemach berichten und behandelten ihn um Christi willen, wie auch wegen des Gefangenen, dessen Sprache er verstand, gastfreundschaftlich. Darauf erfuhren sie von jenen beiden, welchen Übermut die Feinde im Kloster getrieben hatten. Der Ungar empfing später die heilige Taufe und führte ein Weib heim, welches ihn mit Kindern beschenkte.

Da man vernahm, daß die Ungarn zuweilen zurückzukehren pflegten, fällte man gegenüber dem Zugang zur Feste noch mehr Bäume und hob einen tiefen Graben aus. An einer Stelle, wo Binsen zu wachsen pflegten, grub man überdies in die Tiefe, um Wasser zu finden, und stieß auf einen reinen Quell. Den Wein aber, den die Ungarn dem Heribald überlassen hatten, trug man in Lägeln und anderen Gefäßen aller möglichen Art heimlich bei Tag und Nacht und mit größter Eile in das Lager. So arbeiteten die Mönche, und ohne Aufhören riefen sie den Herrn an.

Es getraute sich aber unser Engilbert, da Tag und Nacht der Himmel sich von Bränden rötete, nicht mehr Kundschafter auszuschicken, sondern blieb in seiner Feste und schirmte sie mit den Seinen. Bisweilen nur entsandte er einige Beherztere von den Brüdern in das Kloster zum Messelesen, doch wagte er kaum Atem zu schöpfen, bis sie glücklich wieder heimgekehrt waren. Viel aber trug die fleißige Erzählung Heribalds und des Geistlichen über die Feinde dazu bei, die zwischen Furcht und Hoffnung schwankenden Brüder zu ermutigen. Es verwunderten sich die Brüder tieferen Geistes über den gnädigen Gott, der sich der Einfalt erbarmt und inmitten der feindlichen Schwerter und Lanzen auch über den Thoren und geistig Blinden seine schützende Hand gehalten hatte.

In einer müßigen Stunde richteten sie an Heribald die Frage, wie ihm die zahlreichen Feinde des heiligen Gallus gefielen. ‚Vortrefflich‘ antwortete er. ‚Niemals entsinne ich mich, glaubt mir, angenehmere Menschen in unserem Kloster gesehen zu haben, denn freigebig waren sie mit Speise und Trank. Während ich sonst von unserem geizigen Kellermeister kaum einen Trunk bekomme, wenn ich Durst habe und um Wein bitte, gaben mir diese auf meinen Wunsch in reicher Fülle zu trinken.‘ Da sprach der Geistliche: ‚Und wenn du nicht trinken wolltest, so zwangen sie dich durch Schläge dazu.‘ „Ich leugne es nicht,‘ gab Heribald zur Antwort, ‚das eine mißfiel mir an ihnen, daß sie so wenig gute Zucht hatten. Wahrhaftig, niemals habe ich im Kloster des heiligen Gallus Leute gesehen, denen es so an Zucht fehlte. Denn jene Wilden benahmen sich in der Kirche und im Kloster ebenso, als wenn sie auf der Wiese wären. Als ich ihnen nur ein einziges Mal mit der Hand ein Zeichen machte, sie sollten Gottes selbst eingedenk sein und sich in der Kirche ruhiger aufführen, versetzten sie mir schwere Schläge auf den Rücken. Aber sogleich machten sie das, was sie an mir gesündigt hatten, wieder gut und gaben mir Wein zu trinken. Das hätte sicherlich keiner von euch gethan.‘

In solcher Weise ergötzten sie sich unerschrocken und jeder Zeit Gott anrufend in ihrem Unglück, so lange sie Muße hatten. Als aber das Gerücht ging, wie dies zu geschehen pflegt, daß die Feinde wiederum im Kloster seien, bat der blöde Heribald dringend darum, man solle ihn zu seinen Lieben hinaus lassen. So wartete man denn einige Tage lang hier wie auch in Wazzirburc, wo man in die Schiffe geflüchtet war, weil solche die Feinde nicht besaßen, das Ende des feindlichen Überfalles ab. Endlich hörte man, die Vorstadt von Konstanz sei eingeäschert, die feste Stadt aber verteidigt worden; auch sei die Reichenau, nachdem man alle Schiffe vom Ufer des Bodensees nach der Insel geführt habe, von vielen Bewaffneten besetzt und beschirmt, und die wilden Feinde hätten nach Verwüstung alles Landes diesseits und jenseits des Rheines den Rückzug nach dem anderen Ufer des Sees angetreten. Jetzt endlich wagte man ohne Furcht in das Kloster zurückzukehren. Die Bethäuser wurden gereinigt, die Werkstätten untersucht und der Bischof Noting*) herbeigerufen, der auf die Bitte des Abtes alles mit geweihtem Wasser besprengte und so alle Gewalt der Teufel vertrieb.

Engilbert aber legte die Waffen ab und gewöhnte wieder sich und

*) Bischof von Konstanz 921—934.

die Seinen an den himmlischen Kriegsdienst. In beiden aber bewies er sich als ein wackerer Mann."

So weit der Bericht Ekkehards über jenen verderblichen Ungarnsturm, der verhältnismäßig gnädig über das Kloster des heiligen Gallus hinwegbrauste.

Unterdessen hatte König Heinrich seine Rüstungen vollendet. Die Grenzen seiner Herrschaft waren durch Burgen geschirmt, die Städte gegen einen plötzlichen Überfall des ungarischen Reiterheeres gesichert, und ein mutiges, durch die siegreichen Schlachten gegen die Slaven kampferprobtes Heer erwartete, auf des Königs Führung zuversichtlich vertrauend, die Wiederkehr des Feindes, begierig, all das Elend und die Schmach, die man erduldet, endlich zu rächen.

Lassen wir Widukind*) weiter berichten:

„Als nun der König ein im Kampfe erprobtes Ritterheer hatte, beschloß er, sich mit seinen alten Feinden, den Ungarn, zu messen. Und er berief alles Volk und redete in folgender Weise zu ihm: ‚Wie große Verwirrung einst in eurem Lande herrschte und wie ihr jetzt von allen Gefahren befreit seid, das ist euch selbst nur zu gut bekannt, die ihr durch innere Zwietracht und auswärtige Kriege bedrängt darniederlagt. Jetzt aber seht ihr das Reich durch meine Sorge und eure Tapferkeit unter Gottes gnädigem Beistand beruhigt und neu gekräftigt, die Wenden aber überwunden und euch unterthan. Eines jedoch ist noch zu thun übrig, daß wir gegen die gemeinsamen Feinde, die Ungarn, einmütig zu den Waffen greifen. Euch, eure Söhne und Töchter habe ich bisher mit Schatzung bedrückt, um die Säckel der Feinde zu füllen, jetzt sehe ich mich gezwungen, die Kirche und die Diener der Kirche zu berauben, denn kein Geld, nichts ist uns geblieben als die nackten Leiber. Geht daher mit euch selbst zu Rate und entscheidet, was ich in solcher Not thun soll! Soll ich nun auch den Schatz, der dem Dienste des Herrn geweiht ist, nehmen und zu unserer Lösung den Feinden Gottes geben? Oder soll ich nicht lieber dem Dienste Gottes die Ehre irdischen Gutes zuwenden, auf daß wir vielmehr von dem selbst erlöst werden, der in Wahrheit unser Schöpfer und Erlöser ist?‘ Da erhob alles Volk seine Stimme zum Himmel und rief: ‚Der lebendige und wahrhaftige Gott, der treu und gerecht ist in allen seinen Wegen und heilig in allen seinen Werken, mache uns frei von der Knechtschaft!‘ Und sie gelobten dem Könige ihre

*) A. a. O. I. c. 38—41.

Hilfe gegen das wilde Volk und beschwuren, die Rechte zum Himmel erhoben, den Vertrag. Nachdem diese Übereinkunft mit dem Volke geschlossen war, entließ der König die Menge.

Darauf erschienen die Gesandten der Ungarn vor dem Könige und forderten den gewohnten Zins. Aber mit Hohn wurden sie zurückgewiesen, und mit leeren Händen mußten sie in ihr Land heimkehren. Als die Ungarn solches hörten, sammelten sie unverweilt ein großes Heer und zogen eilends nach Sachsen. Sie nahmen ihren Weg durch das Land der Dalemincier und forderten hier von ihren alten Bundesgenossen Unterstützung. Jene aber wußten wohl, daß die Ungarn nach Sachsen zögen und die Sachsen zum Kampfe wohlgerüstet seien, und warfen ihnen daher statt des Tributes einen fetten Hund hin*). Da es jedoch nicht Zeit war, die Unbill zu rächen, und man zu einem anderen Kampfe eilen mußte, konnten die Dalemincier noch lange ihre ehemaligen Genossen unter Spott und Hohn verfolgen. Nun drangen die Ungarn so schnell als möglich in das Gebiet der Thüringer ein und durchzogen das ganze Land unter Sengen und Brennen. Hier teilten sich ihre Scharen. Ein Teil wandte sich westlich und suchte von Westen und Süden her in Sachsen einzudringen. Aber Sachsen und Thüringer scharten sich zusammen und griffen sie an. In einem Kampfe wurden die Führer des Feindes getötet und das ganze Heer, welches von Abend her einfallen wollte, nach allen Seiten auseinandergesprengt. Die einen starben vor Hunger, andere kamen im Winterfroste um, andere wurden niedergehauen oder gerieten in Gefangenschaft und fanden hier einen jammervollen Tod, wie sie es wert waren.

Der andere Teil des Ungarnheeres, der im Osten zurückgeblieben war, hatte Kunde erhalten, daß eine Schwester des Königs, geboren von einem Nebenweibe und dem Thüringer Wido vermählt, in der Nähe eine Burg bewohne und daß sich hier eine große Menge von Gold und Silber befinde. Darum bestürmten sie mit solcher Heftigkeit die Burg, daß sie ihnen, wenn nicht das Dunkel der Nacht die Feinde gehindert hätte, in die Hände gefallen wäre. Gerade in dieser Nacht aber wurde ihnen die Botschaft gebracht, daß die Ihrigen vernichtet seien und der König mit starker Heeresmacht herbeiziehe. Denn schon hatte König Heinrich nahe einem Orte, Riade*) genannt, ein Lager aufgeschlagen. Da ergriff sie

*) Die spätere Überlieferung läßt Heinrich selbst in solcher Weise die den Tribut fordernden Gesandten der Ungarn abweisen.

**) Vielleicht Rietheburg an der Unstrut. Nach Liudprand II. 28 war der Kampf bei Merseburg. Das Ereignis fällt in das Jahr 933.

gewaltige Furcht. Sie verließen ihre Lagerstätte und riefen nach ihrer Weise durch Feuerzeichen und ungeheure Rauchsäulen ihre zerstreuten Scharen zusammen. Der König aber führte am folgenden Tage sein Heer zum Kampfe vor und ermunterte seine Krieger, daß sie alle ihre Hoffnung auf die göttliche Barmherzigkeit setzen und nicht daran zweifeln sollten, daß, wie schon in früheren Schlachten, so auch jetzt des Herrn Beistand mit ihnen sei; denn die Ungarn seien aller Menschen gemeinsame Feinde. Sie sollten allein daran denken, ihr Vaterland und die Ihrigen zu rächen, und bald würden die Feinde zur Flucht sich wenden, wenn sie nur im wackeren Kampfe Ausdauer bewiesen. Nach solchen tapferen Worten schwoll jedem Krieger der Mut, und da sie ihren Feldherrn bald voran, bald in der Mitte, bald in den letzten Reihen des Heeres sich auf dem Rosse tummeln sahen und vor ihm den Erzengel*) erblickten — denn mit dem Namen und dem Bildnis desselben war das Hauptbanner geziert —, wuchs ihre Zuversicht und Standhaftigkeit. Der König aber besorgte, daß, wie es in der That dann geschah, die Feinde beim Anblick des gerüsteten Ritterheeres sogleich die Flucht ergreifen würden. Darum schickte er einen Haufen Thüringer mit nur wenigen gewappneten Rittern vor, damit die Ungarn mit den Leichtbewaffneten anbinden möchten und so allmählich an sein Heer herangelockt würden. Und so geschah es. Aber kaum wurden die Feinde der Schlachtordnung ansichtig, als sie auch schon sich zur Flucht wandten. Und mit solcher Eile sprengten sie davon, daß, obwohl man sie acht Meilen weit verfolgte, doch nur wenige von ihnen gefangen oder niedergemacht werden konnten. Ihr Lager jedoch wurde erstürmt, und wer hier gefangen war, befreit."

So lautet der durchaus zuverlässige Bericht des sächsischen Chronisten Daneben besitzen wir noch eine andere Erzählung jener denkwürdigen Schlacht aus der Feder des freilich nach Zeit und Ort den Ereignissen ferner stehenden Bischofs Liudprand von Cremona. Der italienische Bischof irrt sicherlich, wenn er den Kampf bei Merseburg stattfinden läßt, aber was er über den Verlauf selbst berichtet, macht Anspruch auf Glaubwürdigkeit und läßt sich mit Widukinds Darstellung wohl vereinen.

Sein Bericht**) lautet:

„Plötzlich eilte das geflügelte Gerücht durch das Sachsenland, daß die Ungarn bei Merseburg, einer Stadt an der Grenze Sachsens, Thü-

*) Michael.

**) Liudprandi Antapodosis II. 28—31. Script. rer. Germ. Hannov. 1877. Gesch. d. d. Vorz. 22.

ringens und des Slavenlandes, angelangt seien: Eine unzählige Menge von Kindern und Frauen schleppten sie als Beute mit sich fort, unter den Männern aber hätten sie ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Denn sie hätten geschworen, keinen am Leben zu lassen, der das zehnte Jahr überschritten hätte. Groß aber war der Schrecken, der sich deshalb bei den Sachsen erhob. Doch der König wurde, standhaften Geistes, wie er war, nicht durch solche Kunde erschüttert, sondern ermahnte die Seinen, für das Vaterland zu sterben oder rühmlich den Tod für seine Rettung zu erleiden.

Unterdessen befragten die Ungarn ihre Gefangenen, ob sie einen Angriff zu erwarten hätten. Da nun jene zur Antwort gaben, daß sie sich auf den Kampf gefaßt machen sollten, sandten sie Kundschafter aus, um zu erforschen, ob die Gefangenen die Wahrheit gesprochen. Die Kundschafter aber trafen Heinrich an mit seinem gewaltigen Heere. Kaum vermochten sie zu den Ihrigen zurückzueilen und das Nahen des Feindes zu verkünden, denn kein anderer als der König selbst kam zu ihnen als der Vorbote der Feldschlacht. Ohne Verzug entbrennt der Kampf. Aus den Reihen der Christen erschallt der Ruf ‚Kyrie eleison, Kyrie eleison', während von der Seite des Feindes her das fürchterliche, teuflische ‚Hui Hui' ununterbrochen sich hören ließ.

Vor dem Beginn der Schlacht hatte Heinrich den Seinen einen weisen und heilsamen Rat gegeben: ‚Wenn ihr', so hatte er gesagt, ‚zum Kampfe sprengt, so suche niemand den anderen, auch wenn er ein schnelleres Roß hat, vorauszueilen. Gedeckt, Schild an Schild, erwartet den ersten Pfeilregen. Dann aber werft euch in mächtigem Ansturm und raschem Lauf auf den Feind, und noch ehe er zum zweiten Male seine Geschosse gegen euch entsendet, laßt ihn die Kraft eures Armes fühlen!' Die Sachsen beherzigten den trefflichen Rat und ritten in gerader Schlachtreihe auf, die so geordnet war, daß auch nicht einer mit feurigem Roß den Langsameren überholte. Schildrand an Schildrand gelehnt, deckten sie sich, nach des Königs Befehl, so daß wirkungslos der Pfeilregen auf das Schilddach herniederprasselte. Dann aber stürmten sie, wie der kluge Feldherr ihnen geheißen hatte, in raschem Laufe auf den Feind ein, so daß dieser unter Seufzen das Leben verlor, ehe er noch einmal den gefiederten Pfeil zu entsenden vermochte.

So geschah es durch die Gnade der göttlichen Barmherzigkeit, daß die Feinde mehr an die Flucht als an den Kampf dachten. Da deuchte auch das schnellfüßigste Roß seinen Reiter langsam, war der Schmuck

des Pferdes, waren die Waffen den Ungarn kein Schutz, sondern nur eine Last. Die Flüchtigen warfen ihre Bogen hinweg, ihre Pfeile und den Schmuck des Pferdes, um schneller davoneilen zu können, und suchten in der Flucht allein ihr Heil. Aber der allmächtige Gott, der ihnen den Mut zum Kampfe genommen hatte, versagte ihnen auch die Möglichkeit zu entfliehen. So wurden sie denn niedergehauen oder versprengt. Einer ungeheuren Schar von Gefangenen wurde die Freiheit wiedergegeben und die Stimme der Klage zur Freude gewandelt. Diesen Sieg, welcher des Ruhmes und der Erinnerung würdig ist, befahl der König in der oberen Halle seiner Pfalz zu Merseburg durch ein Gemälde darzustellen. Dasselbe ist aber so getreu, daß man nicht ein Bild, sondern die Wirklichkeit selbst zu sehen vermeint.*)"

Widukind erzählt weiter:

„Als nun der König als Sieger zurückkehrte, stattete er, wie es ziemlich war, auf alle Weise der Ehre Gottes Dank ab für den ihm von Gott über die Feinde verliehenen Sieg, und den Zins, den er sonst den Feinden zu zahlen gepflegt, gab er jetzt der Kirche und bestimmte ihn zu Almosen für die Armen. Darauf wurde er als Vater des Vaterlandes, als der Welt Herr und Kaiser vom Heere begrüßt**), und der Ruhm seiner Macht und Tapferkeit drang weit und breit zu allen Völkern und Königen. Deshalb wandten sich auch die Großen anderer Reiche an ihn und suchten Gnade vor seinem Angesicht zu finden, und wenn sie die Treue des herrlichen und großen Mannes erprobt hatten, waren sie ihm in Liebe zugethan. So erschien Heribert, der Schwager Hugos, als Rudolf, den man wider Fug und Recht zum König eingesetzt hatte, ihn bekämpfte, vor Heinrich und bat ihn, daß er ihn gegen seinen Herrn, König Rudolf, beschütze, denn Heinrich war von so großer Güte, daß er seinen Freunden nichts abzuschlagen vermochte***). Darum zog er nach Gallien, dort hatte er mit König Rudolf eine Besprechung. Dann kehrte er, als er sein Ziel erreicht hatte, nach Sachsen zurück.

So bereit war er jeder Zeit, sein Volk zu erhöhen, daß im ganzen

*) Vermutlich brachte das Bild in der Pfalz zu Merseburg Liudprand auf den Gedanken, daß die Schlacht in der Nähe stattgefunden haben müsse.

**) Hierbei schwebt Widukind der Gebrauch der römischen Heere vor, den siegreichen Feldherrn als Imperator zu begrüßen.

***) Graf Heribert, welcher den westfränkischen König Karl gefangen hielt (vgl. S. 174), hatte sich jetzt mit dem Gewalthaber, König Rudolf, entzweit. Es fallen Heinrichs Friedensvermittelungen in das Jahr 935. Hugo war Herzog von Francien, Sohn Roberts.

Sachsenlande es wenige oder gar keinen hervorragenden Mann gab, den er nicht durch ein herrliches Geschenk, ein Amt oder irgend ein Lehen geehrt hätte.

Er ragte hervor durch ungewöhnliche Klugheit und Weisheit. Hierzu kam noch eine gewaltige Körpergestalt, welche seiner königlichen Würde die rechte Zier verlieh. Bei Kampfspielen zeichnete er sich in solcher Weise vor allen aus, daß er den übrigen Schrecken einflößte, und so eifrig war er auf der Jagd, daß er auf einmal vierzig oder noch mehr Stück Wildes erlegte. Bei Gelagen pflegte er wohl leutselig zu sein, vergab sich aber dabei nichts von seiner königlichen Würde. Denn mit der Liebe flößte er zugleich achtungsvolle Scheu seinen Waffengefährten ein, so daß sie, selbst wenn der König scherzte, sich nichts Unziemliches in seiner Gegenwart erlaubten.

Als nun alle Völker ringsumher unterworfen worden waren, zog er mit einem Heere gegen die Dänen, welche mit Seeräuberei das Land der Friesen heimzusuchen pflegten, besiegte und unterwarf sie und zwang ihren König Knut*), sich taufen zu lassen. So waren denn sämtliche Völker im Umkreise überwunden. Da beschloß König Heinrich zuletzt, nach Rom zu ziehen**). Aber Krankheit zehrte an seiner Kraft, und so unterließ er denn den Zug***).

Als er seine Krankheit zunehmen fühlte, rief er alles Volk zusammen, bestimmte seinen Sohn Otto zum Könige und verteilte auch an seine übrigen Söhne Güter und Schätze; den Otto aber, den größten und besten, setzte er über seine Brüder und das ganze Reich der Franken†).

*) Widukind nennt ihn Chnuba. Knut regierte in dem östlichen Teile Dänemarks, während noch sein Vater Gorm der Alte auf dem Throne saß. Dagegen erzählt Adam von Bremen I. c. 61, daß Harald es war, Knuts Bruder, der zwar nicht die Taufe empfangen, aber dem Christentum Vorschub geleistet habe. Der Feldzug vom Jahre 934 endete mit der Wiederherstellung der alten Grenze des Karolingischen Reiches an der Treene und Schlei. Übrigens war Heinrich schon einmal im Jahre 931 gegen Gorm ausgezogen, aber der Kampf hatte damals zu keiner Entscheidung geführt.

**) Daß Heinrich, der die Krone aus der Hand des Priesters zurückwies, gegen Ende seines Lebens daran gedacht habe, nach Rom zu ziehen, um hier die Kaiserkrone zu gewinnen, erscheint wenig glaubhaft, wenn man sein bisheriges Streben, das immer nur auf das nahe Liegende, Erreichbare gerichtet war, bedenkt. Da aber Widukinds Worte nicht bezweifelt werden können, so muß man vermuten, daß Heinrich wie so mancher seiner Zeitgenossen, nach Rom gehen wollte, um als Pilger an der Stätte der Heiligen zu beten.

***) Im Jahre 935 traf den König zu Bodfeld im Harz ein Schlaganfall.

†) Es war dies Anfang 936 zu Erfurt.

So erklärte er seinen letzten Willen der Ordnung gemäß und erfüllte nach Gebühr alle seine Pflichten. Darauf schied er aus dem Leben. Selbst der Herr eines mächtigen Reiches und der größte unter allen Königen Europas, an geistigen und körperlichen Gaben keinem andern nachstehend, hinterließ König Heinrich einen Sohn, der noch weit größer war als der Vater, und diesem Sohn ein großes, weites Reich, das er nicht von seinen Vorfahren ererbt, sondern selbst gegründet und allein der Gnade Gottes zu danken hatte. Sechzehn Jahre*) lang hat er die Herrschaft geführt und sein Leben auf ungefähr sechzig Jahre gebracht. Sein Körper wurde von seinen Söhnen nach der Stadt gebracht, welche Quidilingaburg**) heißt, und hier beigesetzt in der Kirche des heiligen Petrus vor dem Altar. Groß aber war der Jammer unter vielen Völkern."

Einen anderen, mit legendenhaften Zusätzen ausgeschmückten Bericht über die letzten Tage König Heinrichs bringt uns die jüngere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde, welche auf Veranlassung König Heinrichs II. im Anfange des elften Jahrhunderts verfaßt wurde, und in ihrer Darstellung meist auf die unter Otto II. entstandene ältere Lebensbeschreibung zurückgeht.

Hier***) lesen wir:

„Nachdem Heinrich in die Bitte der Äbtissin Diemoht†) gewilligt und die Verlegung des Klosters von Wendhausen nach Quitilingoburc genehmigt hatte, begab er sich nach Imilebun††) in Begleitung weniger Gefährten. Hier wiederholte sich sein Schwächezustand und traf ihn nicht lange darauf des Todes Bitterkeit. Da er aber fühlte, daß die Auflösung des Leibes nahe sei, rief er die Königin zu sich, sprach lange Zeit mit ihr insgeheim und schloß endlich seine Unterredung mit folgenden Worten: ‚Mein getreues und über alles geliebtes Weib, ich sage Christus Dank, daß ich vor dir aus diesem Leben scheide. Niemand hat je ein Weib gehabt, das im Glauben fester und in jeder Tugend erprobter war. Habe Dank, daß du, wenn ich erzürnt war, mit Eifer zum Guten sprachst und mir in jeder Weise nützlichen Rat gabst. Oft hast du mich von der Ungerechtigkeit zu gerechter Entscheidung geführt und eifrig an

*) Genauer siebzehn und ein viertel Jahr. Es starb Heinrich am 2. Juli 936.

**) Quidilingaburg oder Quitilingoburc ist das j. Quedlinburg.

***) Vita Maht. reg. c. 7—8. M.G. SS. IV. p. 288. Geschichte d. d. V. Heft 35.

†) Äbtissin des Klosters Wendhausen.

††) Memleben an der Unstrut.

die Barmherzigkeit gegen den überwundenen Gegner gemahnt. Jetzt empfehle ich dem allmächtigen Gott und der Fürbitte der Auserwählten Gottes dich und unsere Söhne, zugleich mit unserer Seele, welche dem Körper entfliehen will.' Als er dies gesprochen und die Königin nicht weniger warm ihm gedankt hatte, betrat sie in tiefem Schmerz die Kirche, sich und all das Ihrige Gott anheimstellend, wie sie zu thun pflegte. Unterdessen entfloh die Seele des Königs den Fesseln seines Körpers. Sobald aber die Königin an der lauten Klage des Volkes erkannte, daß ihr herrlicher Gemahl aus dem Leben geschieden sei, warf sie sich nieder zum Gebet und empfahl seine Seele der Macht Christi. Darauf erhob sie sich und fragte, ob ein Priester da sei, der noch keine Speise zu sich genommen habe, um eine Messe für ihres Herrn und Gemahls Seele lesen zu können. Das hörte der Priester Adaldag, und sogleich antwortete er: ‚Herrin, noch habe ich nichts genossen.' Die verehrungswürdige Königin hatte aber einst zwei goldene Armringe von trefflicher Arbeit angelegt, welche so eng den Arm umschlossen, daß sie ohne Hilfe des Schmiedes nicht entfernt werden konnten. Diese berührte sie jetzt nur mit dem Finger, und sogleich vermochte sie die Ringe vom Arm zu streifen, da sie sich zu dem Priester wendete und sagte: ‚Empfange dieses Gold und stimme eine Seelenmesse an!'

So lange die ehrwürdige Herrin noch lebte, wußte sie diesem Priester vielen Dank, und niemals vergaß sie ihm, daß er die erste Messe für die Seele König Heinrichs angestimmt hatte. Später noch hat sie um dessentwillen für ihn die bischöfliche Würde von ihrem Sohne Otto erlangt*).

Als aber die Seelenmesse geendet worden war, da betrat die Königin unter heißen Thränen das Gemach, in welchem der entseelte Körper lag. Hier traf sie die königlichen Söhne, welche ihren Schmerz durch Thränen bezeugten, und bei ihnen alle großen Vasallen. Und wie die herrliche Königin solches sah, entstürzten Thränen ihren Augen. Bitterlich weinend sank sie zu den Füßen des toten Gemahls nieder und klagte laut, wie es der verehrungswürdige König um sie verdient hatte. Aber auch ihr hatte Gott solche Huld und so lobenswertes Maß verliehen, daß sie ihn nicht durch allzu heftigen Schmerz verletzte und dennoch voll Würde des Königs Tod beklagte. Darauf aber berief sie ihre Söhne zu sich und ermahnte sie mit ernsten Worten. ‚O teure Söhne,' sagte sie zu ihnen, ‚haltet euch sorgfältig vor Augen und im Herzen, was ich zu euch rede! Fürchtet

*) Adaldag wurde nach dem Tode Unnis zum Bischof von Hamburg erhoben.

Gott und ehret ihn immer in allen Dingen, ihn, der mächtig ist, solches zu thun! Mit Recht wird König und Herr genannt, wer solche Gewalt ausübt über Arme und Reiche. Laßt ab davon, zu streiten für eine vergängliche Würde, denn solch ein Ende nimmt jeder Ruhm dieser Welt. Glückselig ist, wer Himmlisches sich zu erwerben trachtet, das unvergänglich währt. Möge euer Geist sich nicht durch den Streit um die Herrschaft betrüben und haltet fest, was im Evangelium*) gesagt ist: Wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der soll erhöht werden!"

Nachdem alles, was das Begräbniß erfordert, nach der Sitte erfüllt war, brachte man den Leichnam unter großen Feierlichkeiten nach Quitilingoburc, wo der König selbst zu ruhen beschlossen hatte. Hier setzte man ihn ehrenvoll bei."

Wir können es uns nicht versagen, an dieser Stelle noch die schönen Worte anzuführen, welche der kölnische Kleriker Ruotger, der uns das Leben Bruns, des jüngsten Sohnes Heinrichs, so trefflich beschrieben hat, dem König nachruft.

„Der Tag", so sagt er**), „würde nicht ausreichen, wollten wir erzählen, wie König Heinrich die Segnungen des Friedens seinem Lande gab, das er selbst zu einer Zeit übernahm, da alle Gaue des Reiches durch unaufhörliche Einfälle der Nachbarn heimgesucht wurden und von den Waffen blutigen Bürgerkrieges zwischen Bürgern und Verwandten widerhallten. Hier drohte das zu Wasser und zu Lande gleich gewaltige wilde Dänenvolk, dort knirschte die Wut der hundertfach gespaltenen Slavenstämme. Und zugleich fielen die Scharen der Ungarn mit entsetzlicher Grausamkeit ins Land. Sie überschritten die Grenzen des Mährenreiches, welches sie kurz vorher überwunden hatten, und verwüsteten weit und breit die meisten Länder des Reiches mit Feuer und Schwert. Eher würde es mir an Zeit als an Stoff gebrechen, wollte ich hiervon berichten. Jenseits des Rheines, im Westen, war alles gegen uns im Aufstande, und die Fürsten des also beschränkten Reiches wüteten selbst im eigenen Fleische, so daß keine Rettung möglich schien. Hier die Schäden auszuschneiden oder Heilung zu bringen, wahrlich, niemand wäre es gelungen, als dem, welcher mit den herrlichsten Eigenschaften und mit rastloser Ausdauer geschmückt war. Doch in kurzer Zeit flößte durch die

*) Luc. 14. 11.

**) Ruotgeri Vita Brunonis archiep. Colon. c. 3. M.G. SS. IV. 255. Gesch. d. d. Vorz. Heft 14.

Gnade Gottes Heinrich den fremden Völkern solchen Schrecken ein, wie sie niemals zuvor gekannt hatten, und mit solcher Liebe einte er sein Volk, daß nirgends, auch nicht in dem mächtigsten Reiche, größere Eintracht gefunden wurde."

3. Ottos Wahl und Krönung.

Als König Konrad I. unter den Wirren verderblichen Bürgerkrieges die Augen schloß, war das Ostfrankenreich in eine Reihe von Sondergewalten zerfallen, die feindlich einander gegenüberstanden. Es war seinem glücklichen Nachfolger gelungen, unter den Trümmern des zerfallenen Reiches eine neue Grundlage zu gewinnen, die zerstreuten Kräfte zu machtvoller Einheit zu führen und das neu gegründete Reich nach außen hin zu schirmen. Jenen kühnen Plänen seiner fränkischen Vorgänger, den Glanz ihrer Macht durch den Schimmer der Kaiserkrone zu erhöhen, hat sein Sinn nicht nachgehangen. In seiner weisen Beschränkung auf erreichbare, nahe Ziele lag seine Größe.

Nur langsam und nicht ohne Waffengewalt hatte Heinrich, nachdem ihn Sachsen und Franken zum Könige gewählt hatten, die Anerkennung der Schwaben, Bayern und Lothringer sich erringen können. Wie fest er aber das neue Reich begründet, das thut vielleicht kein anderes Ereignis so klar kund, als der einmütige Eifer, mit welchem jetzt die Großen aller deutschen Stämme nach Aachen eilten, um hier der von Franken und Sachsen getroffenen Wahl Ottos durch feierliche Salbung und Krönung die rechte Weihe zu geben.

Widukind*) berichtet hierüber:

„Nachdem der Vater des Vaterlandes und der größte und beste der Könige, Heinrich, aus dem Leben geschieden war, da erkor das ganze Volk der Franken und Sachsen seinen Sohn Otto, der schon früher von dem Vater zum Könige bestimmt worden war, zum Herrscher, und es wurde beschlossen, daß die allgemeine Wahl in der Pfalz zu Aachen stattfinde. Nahe liegt aber jene Stätte dem Orte Jülich, der nach seinem Gründer Julius Cäsar zubenannt worden ist. Und da man sich in Aachen versammelt hatte, traten die Herzöge und die ersten unter den Grafen mit der übrigen Schar der mächtigsten Vassallen in der Säulenhalle zusammen, welche an die Basilika Karls des Großen

*) A. a. O. II. 1—2.

angrenzt, und erhoben den neuen Herrscher auf den hier errichteten Thron, reichten ihm die Hand, Treue gelobend, versprachen ihm Beistand gegen alle seine Widersacher und machten ihn so nach alter Sitte zu ihrem Könige. Während die Herzöge und die übrigen Beamten also thaten, erwartete der höchste Bischof*) mit der ganzen Geistlichkeit und der großen Menge des niederen Volkes in der Basilika den feierlichen Aufzug des neuen Gebieters. Als nun der König sich nahte, schritt ihm der Bischof entgegen, den Krummstab in der Rechten, angethan mit dem weißen leinenen Talar, geschmückt mit Stola und Meßgewand, und führte ihn, mit der linken die rechte Hand des Herrschers erfassend, in die Mitte des Heiligtums. Hier blieb er stehen und wandte sich zu dem Volke, welches die in zweifachem Umgang die Kirche umkreisenden Säulengänge rings umher erfüllte und von hier aus den König sehen konnte, und rief: ‚Sehet, ich führe euch Otto zu, den Gott auserwählt, König Heinrich einst euch bestimmte und jetzt alle Fürsten zum Könige erkoren haben. Gefällt euch solche Wahl, so erhebt zum Zeichen eure Hände zum Himmel!‘ Da erhoben alle insgesamt die Hand, und mit lautem Jubelrufe flehte man Glück und Segen auf das Haupt des neuen Herrschers herab. Darauf schritt der Erzbischof mit dem Könige, der nach fränkischer Weise mit eng anliegendem Gewande bekleidet war, bis zum Altare vor, wo Schwert und Wehrgehenk, Mantel und Spangen, Stab, Scepter und Diadem bereit lagen. Es war aber zu dieser Zeit der höchste Bischof des Reiches Hildebert, ein Mann fränkischer Abkunft, seines Standes Mönch, erzogen und gebildet im Kloster zu Buld**) und nach Verdienst zu so hohen Ehren emporgestiegen, daß er zum Abte dieses Stiftes eingesetzt wurde und darauf die höchste Würde des erzbischöflichen Stuhles zu Mainz erhielt. Dies war ein Mann von wunderbarer Heiligkeit und abgesehen von seiner angeborenen Weisheit in den Wissenschaften hoch berühmt. Ja man erzählt sogar von ihm, daß er unter anderen hohen Gaben den Geist der Weissagung empfangen habe. Da nun ein Streit unter den Bischöfen über die Krönung des Königs ausbrach, zwischen dem von Trier und dem von Köln, und jener geltend machte, daß sein Bistum älter und gewissermaßen von dem heiligen Apostel Petrus gegründet sei, dieser aber sich darauf berief, daß die Stadt der Krönung zu seinem Sprengel gehöre, und jeder für sich deshalb die Ehre

*) Hildebert, Erzbischof von Mainz.
**) Fulda.

der Weihe in Anspruch nahm, traten sie doch vor der allbekannten Hoheit Hildeberts zurück.

Hildebert also trat zum Altar, ergriff Schwert und Wehrgehenk und sprach, zum König gewendet, also: ‚Nimm hin das Schwert und triff damit alle Feinde des Herrn, Heiden und schlechte Christen, denn darum hat dir Gottes Wille alle Macht über das ganze Reich der Franken gegeben, daß du der ganzen Christenheit sicheren Frieden gewinnst.‘ Dann nahm er die Spangen und den Mantel, umkleidete ihn damit und sagte: ‚Die Säume dieses Gewandes, die bis zur Erde hinabwallen, sollen dich gemahnen, nicht kalt zu werden im Eifer für den Glauben und bis ans Ende auszuharren im Schutze des Friedens.‘ Und als er ihm Scepter und Stab überreichte, sprach er: ‚Diese Zeichen mögen dich erinnern, daß du väterlich züchtigen sollst, die dir untergeben sind. Vor allem aber strecke deine Hand aus voll Barmherzigkeit über die Diener Gottes, über Witwen und Waisen, und niemals versiege auf deinem Haupte das Öl des Erbarmens, auf daß du hier und in aller Zukunft den Preis einer unvergänglichen Krone empfangest.‘ Und sogleich salbte er ihn mit dem heiligen Öle. Darauf setzten die Erzbischöfe Hildebert und Wikfried*) dem Herrscher das goldene Diadem aufs Haupt und geleiteten ihn, nachdem also die Vorschriften für die Weihe nach Gebühr erfüllt waren, gemeinschaftlich zu dem Throne, zu dem man auf gewundener Treppe hinaufstieg und welcher zwischen zwei Marmorsäulen von wunderbarer Schönheit erhöht war. Von hier aus konnte Otto das ganze versammelte Volk überblicken und von allen gesehen werden.

Nachdem man hierauf Gott gepriesen und das feierliche Meßopfer dargebracht hatte, stieg der König vom Throne herab und begab sich nach der Pfalz zurück. Hier trat er an die marmorne, mit königlichem Geräte geschmückte Tafel und setzte sich mit dem Bischof und allem Volk. Die Herzöge aber dienten ihm beim Mahle, und zwar ordnete der Lothringerherzog Giselbert, in dessen Gebiet Aachen lag, die ganze Feier, Eberhard**) sorgte als Truchseß für die Tafel, Hermann, der Franke***), stand den Mundschenken vor, und Arnulf trug als Marschall für die Ritter, für die Wahl und Absteckung des Lagers Sorge. Siegfried aber, der beste Mann im Sachsenlande und der zweite nach dem Könige, einst Schwager König Heinrichs†)

*) Erzbischof von Köln. **) Herzog von Franken.

***) Herzog von Schwaben seit dem Tode Burchards 926.

†) Wenn auch nicht der Schwager Heinrichs, so war doch Siegfried ein Vetter von Heinrichs erster Gemahlin Hatheburg.

und auch dem neuen Herrscher durch Verwandtschaft verbunden, waltete zu dieser Zeit Sachsens, damit nicht etwa unterdessen ein feindlicher Einfall stattfände. Auch hatte er den jüngeren Heinrich*) zur Erziehung bei sich.

Der König aber ehrte nach dieser Feier einen jeden der Fürsten mit Geschenken, die seiner königlichen Freigebigkeit würdig waren, und froh kehrten alle in die Heimat zurück."

4. Der Kampf um die Krone.

In glänzender Weise war die Krönung Ottos in Aachen gefeiert worden. Nie hatten die deutschen Stämme eine solche Feier gesehen, und bis auf die neueste Zeit hat man kein Fest von solcher Bedeutung wieder begangen. Denn damals, als der neue König von dem ersten Bischof des Reiches nach altem Brauch gesalbt wurde und lauter Jubelruf sich unter dem nach Aachen zusammengeströmten Volke erhob, beging man das Fest der Einigung der deutschen Stämme, die Gründung eines deutschen Reiches. Die Herrschaft der Nachkommen Karls des Großen über Deutschland war verfallen und endlich mit dem letzten Sprossen, Ludwig dem Kinde, erloschen. Feierlich hatten die westfränkischen Karolinger sich ihres Erbrechtes begeben und den Sachsenherzog Heinrich als ostfränkischen König anerkannt. Eine neue Ordnung der Dinge begann, als die Großen aller deutschen Stämme sich um Otto scharten, der dem sächsischen, dem reinsten deutschen Stamme entsprossen war, und diese neue Ordnung erhielt jetzt durch die Krönungsfeier einen sichtlichen Ausdruck.

Wie einmütig aber auch die deutschen Fürsten und Völker bei der Krönung in Aachen zusammentraten, so bezeichnete doch jenes Fest mit nichten den Beginn eines ununterbrochenen Friedens. Noch waren allenthalben die Gegensätze lebendig, welche den Sachsen von dem Bayer, dem Franken, dem Lothringer schieden, noch vermochten die Franken sich nicht daran zu gewöhnen, fortan sächsischen Fürsten gehorchen zu müssen.

Mit kluger Versöhnlichkeit hatte Heinrich alles vermieden, was die Eifersucht der verbundenen Herzogtümer zu den Flammen hellen Hasses auflodern lassen konnte. Otto war nicht durch jene harte Schule trüber Erfahrungen gegangen wie der vorsichtige Vater. Von Beginn seiner Regierung an fühlte er sich als Herr, als König aller deutschen Stämme,

*) Bruder Ottos.

und mit Nachdruck machte er seine Stellung geltend. Darum lehnten sich denn auch die Sondergewalten gegen seine Macht auf. Noch einmal entbrannte der Bürgerkrieg wie zu Zeiten König Konrads. Aber glücklicher als der fränkische Herrscher überwand Otto alle Empörungen und gründete das Reich fester, als es sein Vater ihm hinterlassen hatte.

Schwer lastete der Druck der Krone auf dem hochstrebenden Jüngling, als es galt, seine Herrschergewalt zu beschützen. Denn nicht nur gegen feindliche Angriffe mußte er sich verteidigen, sondern auch gegen die Feinde, welche ihm im eigenen Stamme, in der eigenen Familie entstanden. Sein Vater Heinrich war mit Hatheburg, der Tochter des Grafen von Merseburg, vermählt gewesen. Aber diese Ehe wurde durch die Kirche geschieden, welche sie nicht gebilligt hatte, und Hatheburg mußte sich von ihrem Gemahl trennen, um den Schleier zu nehmen. Ein Sohn entstammte diesem Ehebunde, der tapfere leidenschaftliche Thankmar, dem das Unglück seiner Geburt das Leben vergällte. In zweiter Ehe hatte sich Heinrich mit Mathilde verbunden, der Tochter eines der angesehensten sächsischen Geschlechter, das seinen Ursprung auf Karls des Großen Gegner, den Sachsenfürsten Widukind, zurückführte. Otto war der erste Sohn, den Mathilde dem Gemahl gebar, da er noch die herzogliche Gewalt in Sachsen und Thüringen ausübte. Als Heinrich durch die Wahl der sächsischen und fränkischen Großen auf den Thron des Ostfrankenreichs berufen worden war, schenkte Mathilde noch zwei Söhnen das Leben, dem feurigen, ehrgeizigen Heinrich und dem ernsten Brun, der sich später dem Dienste der Kirche widmete.

Heinrich war als der erste Sohn König Heinrichs geboren, und das gab ihm in den Augen so mancher ein höheres Recht auf den Thron als Otto, dem Sohne des Herzogs. Aber Heinrich war auch der Liebling seiner Mutter und der Liebling des Volkes. Tiefsinnende Naturen mit gewaltigem inneren Leben haben selten die Fähigkeit, die Liebe der Ihrigen zu gewinnen. So erging es Otto. Wie hell auch seine Tugenden leuchten mochten, wie sehr man sein unerschütterliches Gottvertrauen und seine Treue gegen seine Anhänger rühmte, so vergaß man doch in der Nähe des Jünglings nie den selbstbewußten Herrscher. Er erweckte mehr Bangen als Zuneigung. Heinrich dagegen, der das Ebenbild des Vaters war, gewann sich leicht die Herzen der Menschen, und da alle, welche das gebietende Auftreten Ottos einschüchterte und hinwegscheuchte, oder die sich mit Undank belohnt sahen, Heinrichs Freunde wurden, so konnte er den Versuch wagen, die Krone, welche der Vater dem älteren Bruder bestimmt

und mit der das Volk ihn geschmückt hatte, sich zu erkämpfen. So erhob sich nach einer kurzen Frist der Ruhe in allen deutschen Gauen lauter Kriegslärm und wurde das Werk, welches Heinrich unter schweren Mühen gegründet hatte, noch einmal in Frage gestellt. Aber die schweren Stürme, welche jetzt die deutschen Lande heimsuchten, erprobten nicht nur die Kraft des jungen Königs, sondern sollten es auch offenbar machen, wie der Baum deutscher Einheit, den König Heinrichs Hand gepflanzt, schon tiefe Wurzeln getrieben hatte. Über jene Jahre der Prüfung erzählt Widukind*) folgendes:

„Mittlerweile erhoben sich die Wenden, um das Joch der Sachsen abzuschütteln, und erschlug Boleslav seinen Bruder, der Christ und, wie man sagt, dem Dienste Gottes voll Eifer ergeben war**). Da aber der Böhmenherzog voll Mißtrauen auf einen benachbarten slavischen Häuptling***), der willig den Sachsen Gehorsam leistete, blicken mußte, zog er gegen ihn zu Felde. Der aber sandte Boten ins Sachsenland und bat um Hilfe. Darum wurde ihm Asico mit der Schar der Merseburger und dem Aufgebot des Hassegaus†) zum Beistand geschickt und das Aufgebot der Thüringer hinzugesellt. Jene Schar der Merseburger war aber aus Räubern gesammelt. Denn wie streng auch König Heinrich den Fremden begegnen mochte, voll Milde war er doch in allen Dingen gegen die Seinigen. Sah er, daß ein Dieb oder Räuber von tapferer Hand und kriegerischem Sinn war, dann pflegte er ihn von der verdienten Strafe loszusprechen und in die Vorstadt von Merseburg zu versetzen, wo er ihm Äcker und Waffen unter der Bedingung übergab, daß er die Deutschen schone, die Barbaren aber, so viel er sich nur getraue, mit Plünderung heimsuche. Von solchen Leuten sammelte sich alsbald eine so große Menge, daß ihrer zum Heereszug eine ganze Schar ausgesendet werden konnte.

Boleslav aber erhielt die Kunde, daß ein sächsisches Heer heranziehe und zwar daß Sachsen und Thüringer, getrennt von einander vorrückten, und da er ein Mann war von trefflicher Einsicht, entschloß er sich, auch sein Heer zu teilen und beide Heere getrennt anzugreifen. Die Thüringer entflohen, da er unvermutet über sie hereinbrach.

*) A. a. O. II. 3—19.

**) Der hl. Wenzel, Herzog von Böhmen, wurde am 28. September 935 von seinem Bruder erschlagen.

***) Weder sein Name noch die Lage des Gebiets sind bekannt. Vermutlich aber lag sein Gebiet nicht in Böhmen, sondern westlich nach der Saale zu.

†) Zwischen Unstrut und Saale. Asico war wohl der Merseburger Grenzgraf.

Nicht so Asico. Ohne Zögern warf er sich mit den Sachsen und den übrigen Hilfsvölkern auf die Feinde, vernichtete den größten Teil durch die Gewalt der Waffen und jagte die Übrigbleibenden in die Flucht. Als Sieger kehrte er in sein Lager zurück, und da er keine Kunde von dem Heere vernahm, welches die Thüringer verfolgte, so zeigte er, im Bewußtsein des errungenen Sieges, zu wenig Vorsicht. Wie aber Boleslav unsere Krieger zerstreut sah, die einen bei der Entwaffnung der Toten, andere mit der Pflege des verwundeten oder ermatteten Körpers, andere mit dem Holen von Futter für die Pferde beschäftigt, sammelte er seine geschlagenen und die zurückkehrenden Scharen, überfiel plötzlich die im Gefühl des frisch errungenen Sieges Unbesorgten und vernichtete den Feldherrn mit seinem ganzen Heere. Von da wandte er sich nach der Hauptfeste jenes Häuptlings, nahm sie im ersten Anlauf und zerstörte sie so, daß sie bis auf den heutigen Tag noch wüste liegt. Und es währte jener Krieg bis in das vierzehnte Jahr*) von des Königs Herrschaft; von da ab verblieb Boleslav dem König ein getreuer und nützlicher Diener.

Als aber dem Könige die Botschaft von jener Niederlage kam, geriet er nicht in Bestürzung, sondern zog, durch göttliche Kraft gestärkt, mit seinem ganzen Heere in das Gebiet der Wenden**), um die Wut jenes Volkes zu brechen. Schon vorher hatte sein Vater jene bekriegt, weil sie an den Boten seines Sohnes Thankmar, von dem wir später ausführlich zu reden gedenken, sich vergriffen hatten. Es beschloß aber der neue König einen Feldhauptmann zu bestellen, und er erhob zu diesem Amte einen edlen Mann voll Thatkraft und klugen Sinnes, mit Namen Hermann***). Durch diese ehrenvolle Stellung zog sich jedoch Hermann nicht nur der übrigen Fürsten, sondern auch seines Bruders Wichmann Haß zu, der deshalb unter dem Vorgeben, daß er krank sei, das Heer verließ. Es war aber Wichmann ein mächtiger und tapferer Mann, hochherzig und erfahren im Krieg und von solchem Wissen, daß seine Untergebenen von ihm rühmten, er wisse mehr, als sonst dem Menschen zu kennen vergönnt sei.

Hermann aber, welcher sich an der Spitze des Heeres befand, geriet beim Eintritt in das Land mit den Feinden in Kampf, überwand sie

*) Im Jahre 950 wurde Frieden geschlossen.

**) Es waren die Redarier.

***) Hermann ist der Stammvater des Billingischen Herzogsgeschlechts. Der folgende Kampf im Jahre 936.

in tapferem Kampfe und gab dadurch der Mißgunst seiner Neider nur neue Nahrung. Unter diesen befand sich auch Ekkehard, Liudolfs Sohn, der das Glück Hermanns so wenig verwinden konnte, daß er einen Schwur that, entweder wolle er Größeres vollbringen oder das Leben lieber dahingeben. Darum sammelte er aus dem ganzen Heere die tapfersten Männer um sich, durchschritt wider das königliche Gebot mit seinen Gefährten den Sumpf, welcher das Lager von der Burg der Feinde trennte, und drang sogleich auf die Wenden ein, aber von diesen umzingelt, wurde er mit allen den Seinen erschlagen. Es waren aber die Männer, die er aus dem ganzen Heere auserlesen hatte und sein Schicksal im Tode teilten, an Zahl achtzehn . . .

Als nun die Kriege mit den auswärtigen Feinden nachließen, begann Bürgerzwist sich zu erheben. Denn die Sachsen waren stolz darauf geworden, daß die königliche Herrschaft an ihren Stamm gekommen war, und hielten es für unwürdig, einem Manne aus anderem Stamme länger zu dienen; und trugen sie von einem solchen ein Gut zu Lehen, so erfüllten sie ihm nicht die gebührende Pflicht, sondern thaten, als wenn sie das Lehen der Gunst des Königs allein verdankten. So geriet der Frankenherzog Eberhard in heftigen Zorn gegen den Sachsen Bruning. Er sammelte ein Heer, rückte gegen Elmeri*), die Burg Brunings, steckte sie in Brand und ließ alle Einwohner erschlagen. Sobald der König von diesem Frevel vernommen hatte, verurteilte er Eberhard zu einer Buße von hundert Pfund Silber, welche er in Rossen zu zahlen hatte, alle Großen aber, die ihm zu dieser That geholfen, zu der schändenden Strafe, öffentlich Hunde nach der königlichen Pfalz zu tragen**), die wir Magathaburg***) nennen . . . Als aber die Störer des Landfriedens die verdiente Strafe abgebüßt hatten, nahm sie der König, wie er ja von überaus großer Milde war, voll Leutseligkeit wieder zu Gnaden auf und ließ sie dann, nachdem er noch einen jeden mit einem königlichen Geschenk geehrt hatte, in Frieden nach Haus ziehen. Doch nichtsdestoweniger hingen jene Franken an ihrem Herzoge und waren bereit, mit

*) Helmarshausen an der Diemel oder Hellmern im Kreise Warburg.

**) Die sogenannte Harmschar, die altherkömmliche Strafe des Friedensbruches für Freie, der bei den Ministerialen die Strafe des Satteltragens, bei den Bauern des Pflugradtragens entsprach. 100 Pfund Silber, etwa 2000 Schillinge, mögen etwa gleich 100 Pferden geachtet worden sein.

***) Magdeburg.

ihm jegliches Verbrechen zu begehen: war er doch ein Mann von fröhlichem Sinn, auch gegen den Geringeren voll Leutseligkeit und von freigebiger Hand, so daß er selbst unter den Sachsen viele Freunde gewann ...

Der Hader jedoch, welcher zwischen Eberhard und Bruning entstanden war, nahm so zu, daß offener Totschlag verübt wurde, und daß man Äcker verwüstete und allenthalben die Häuser einäscherte. Aber auch über die Verschiedenartigkeit der Gesetze erhob sich ein Streit, da einige behaupteten, daß die Söhne der verstorbenen Söhne nicht den lebenden Söhnen gleich geachtet werden und mit diesen an einer Erbschaft zu gleichen Teilen rechtmäßig teilnehmen dürften, wenn ihre Väter bei Lebzeiten der Großväter gestorben seien. Darum erließ der König ein Gebot, daß alles Volk bei dem Dorfe Stela*) zu einer Versammlung zusammentrete, und hier wurde der Streit dahin beigelegt, daß man das Urteil Schiedsrichtern überließ. Doch der König folgte besserem Rat. Nicht wollte er, daß edle Männer und die Ältesten des Volkes ohne Ehrerbietung behandelt würden; er befahl daher, die Sache durch einen Zweikampf zu entscheiden. Es siegte aber die Partei, welche die Enkel den Söhnen gleichgestellt wissen wollte. Daher wurde denn die Bestimmung getroffen, daß sie für ewige Zeiten neben ihren Oheimen an dem Erbe Anteil haben sollten.

Hierbei wurde es auch offenkundig, wer die Friedensstörer waren, welche bisher jederzeit behaupteten, daß sie nichts gegen die Macht des Königs verübt, sondern nur die Unbill an ihren Genossen gerächt hätten. Denn trotz des königlichen Gebotes hatten sie sich zur Versammlung nicht gestellt. Obwohl nun der König sah, daß man ihm mit Mißachtung begegnete, so wollte er doch nicht die Aufrührer durch Waffengewalt bestrafen, sondern verzieh ihnen in gewohnter Milde. Aber diese Nachgiebigkeit verlockte nur noch viele zu größerem Unheil. Dazu wurden noch viele Greuel von den Aufrührern verübt; Totschlag und Meineid, Verheerung und Brand erfüllten das Land, und zwischen Recht und Unrecht, Treue und Wortbruch machte man in jenen Tagen wenig Unterschied.

Mit Eberhard stand auch Thankmar im Bunde, welcher eine starke Schar um sich sammelte und damit die Burg bestürmte, die Badiliki**) heißt. Hier befand sich auch Heinrich der jüngere***). Thankmar nahm ihn gefangen und führte ihn wie einen gemeinen Knecht mit sich fort, während er die Burg seinen Kriegern zur Plünderung überließ. Es

*) Steele an der Ruhr.
**) Belecke, südlich von Lippstadt. Der Kampf brach 938 aus.
***) Sohn Heinrichs I., Bruder Ottos und Stiefbruder Thankmars.

wurde aber bei diesem Kampfe Gebhard, der Sohn Udos*), eines Bruders von Herzog Hermann, erschlagen, und dieser Tod sollte nach dem Ratschluß des alles lenkenden Gottes der Grund zu dem Hader sein, welcher die Herzöge der Franken feindlich von einander schied. Bereichert mit der Beute der Burg, machten sich nun Thankmars Krieger zu jeder That bereit. Thankmar bemächtigte sich hierauf der Eresburg, setzte sich hier fest und verwüstete von hier aus mit der zahlreichen Schar, die er um sich gesammelt hatte, weit und breit alles Land . . . Es war aber Thankmar ein Sohn des Königs Heinrich und einer edlen Mutter, ein Jüngling voll von Kampfeslust und lebhaften Sinnes, kriegserfahren, aber im Streit ehrbarer Sitte wenig eingedenk. Seine Mutter hatte reichen Besitz gehabt, aber der Vater hatte ihm, wenn er ihn auch mit andern Gütern beschenkt, so doch das mütterliche Erbteil entzogen, und das war es, was ihn mit bitterem Groll erfüllte und bewog, die Waffen gegen seinen Herrn und König zu eigenem Verderben zu ergreifen **). Als der König sah, wie aus dem Streite eine ungeheure Gefahr sich erhob, zog er, wiewohl schmerzlich bewegt, mit zahlreichem Gefolge gegen die Eresburg aus, Thankmars Übermut zu bändigen. Sobald aber den Bürgern die Kunde kam, daß der König mit starker Heeresmacht wider sie heranziehe, öffneten sie die Thore und ließen das Heer, welches die Burg umlagert hatte, ein. Thankmar flüchtete sich in die Kirche, welche von Papst Leo dem heiligen Apostel Petrus geweiht war, allein das Heer drang ihm bis in die Kirche nach, allen voraus Heinrichs Vassallen, welche von Ingrimm bewegt waren und vor Begierde brannten, die ihrem Herrn zugefügte Schmach zu rächen. Sie scheuten sich nicht, die Thüre mit der Axt zu zerschlagen, und betraten, mit den Waffen in der Hand, die heilige Stätte. Thankmar stand am Altar. Seine Waffen und seine goldene Kette hatte er hier niedergelegt. Als man aber Geschosse auf ihn richtete und ein Sachse, namens Thiadbold, ein Bastard des Kobbo, unter höhnenden Worten ihn verwundete, da wehrte er sich nochmals und traf den Angreifer mit solchem Erfolge, daß er sogleich unter heftigen Schmerzen den Atem aushauchte. Da wird Thankmar von einer Lanze, die durch das dem Altar zunächstliegende Kirchenfenster

*) Graf von der Wetterau.

**) Im Jahre 937 war Graf Siegfried, welcher mit der Grafschaft über den um Merseburg sich breitenden Hassegau die Mark zwischen Saale und Elbe gegen die Slaven vereinigt hatte, gestorben. Er war es, dem während der Krönung Ottos die Stellvertretung in Sachsen übertragen worden war. Thankmar mochte sich auf das Amt Siegfrieds, eines Verwandten seiner Mutter Hatheburg, Hoffnung gemacht haben.

geschleudert wurde, im Rücken getroffen und erhält am Altar von einem Krieger, namens Maincia, den Todesstoß. Der Mörder selbst, der die Zwietracht zwischen den Brüdern in solcher Weise geendet hatte, verlor später in dem Kampfe bei Biertan*) sein Leben und die goldene Kette, die er frevelhaft vom Altar geraubt, und starb eines kläglichen Todes.

Der König hatte nichts von alledem befohlen. Er war abwesend. Als er nun die Kunde davon erhielt, ergrimmte er über den Frevel seiner Krieger. Aber noch loderte der Bürgerkrieg und konnte er nicht mit Strenge gegen die Seinen verfahren. Doch beklagte er seines Bruders Schicksal tief, und seines Herzens Milde bezeugend, gedachte er mit wenigen Worten lobend seiner kriegerischen Tüchtigkeit und Umsicht gegen die Seinen. Über Thiadrich und drei Söhne von dessen Tante, welche mit Thankmar gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, wurde nach fränkischem Rechte Gericht gehalten, und sie fanden durch den Strang ihren Tod. Hierauf führte der König sein kampfbegieriges und mit der reichen Beute der Eresburg beladenes Heer wider Larun**). Doch die Besatzung leistete unter der Führung des Burggrafen heftigen Widerstand und ließ nicht ab, Stein mit Stein und Geschoß mit Geschoß zu vergelten. Aber schwer bedrängt durch den Angriff, fordern die Eingeschlossenen zuletzt einen Waffenstillstand, um von ihrem Herzog Eberhard Befehle einholen zu können. Derselbe wurde ihnen gewährt, doch der Herzog vermochte ihnen nicht Beistand zu leisten. Darum zogen sie aus der Burg heraus und gaben sich in des Königs Gewalt. In diesem Kampf errang sich Tamma, der Schenk, der schon durch viele andere wackere Thaten sich bekannt gemacht hatte, hohen Ruhm.

Eberhard aber hörte von dem Tode Thankmars und dem Abfall seiner Vasallen. Da sank ihm der Mut. Er warf sich seinem Gefangenen, Heinrich, zu Füßen und erbat sich von ihm Verzeihung und erhielt sie um schändlichen Preis. Noch stand Heinrich zu dieser Zeit im Jünglingsalter; glühender Ehrgeiz verzehrte ihm das Herz, und unbezwingliche Begierde nach Herrschaft leitete sein Thun. Er schloß mit Herzog Eberhard ein Bündnis und sprach ihn los von seiner Schuld unter der Bedingung, daß er sich mit ihm gegen den König, seinen Herrn und Bruder, erhebe und ihm die Krone, wenn möglich, aufs Haupt setze. So wurde das Bündnis geschlossen. Freigebig beschenkt

*) Birthen bei Xanten.

**) Laer bei Meschede oder Laar bei Herford.

und geehrt, schied Heinrich und kehrte zum Könige zurück. Reinere Freude und Liebe empfingen ihn hier, als er selbst in seinem Herzen hegte.

Auch Eberhard stellte sich auf den Rat Friedrichs, eines trefflichen und überaus frommen Mannes, des Nachfolgers Erzbischof Hildeberts, dem Könige. Demütig erbat er von ihm Verzeihung und gab sich und all sein Gut in des Königs Hand. Damit sein ungeheures Vergehen nicht ungerächt bleibe, sandte man ihn in die Verbannung nach der Burg Hildinesheim*). Aber nicht lange darauf nahm ihn Otto voll Milde wieder zu Gnaden auf und setzte ihn in seine frühere Würde wieder ein . . .

Darauf gab Heinrich, den die Sehnsucht nach der Königsherrschaft verzehrte, ein großes Gelage an einem Orte, welcher Salaveldun*) genannt wird. Und da er reich war und mächtig, von königlichem Ansehen und Macht, so beschenkte er viele freigebig und gewann dadurch eine große Zahl zu Genossen seines verbrecherischen Anschlags. Doch waren unter ihnen auch viele, welche wünschten, daß die Sache vorläufig noch geheim gehalten würde, denn sie wollten nicht als Mitschuldige an dem Bruderzwiste erfunden werden. Darum erteilten sie den Rat, Heinrich möchte, damit der Krieg um so leichter zum Ausgang gebracht werden könne, Sachsen dem Schutze seiner Vasallen überlassen und sich selbst zu den Lothringern, einem unkriegerischen Volke, begeben. Und so kam es denn, daß der König sie besiegte und durch eine einzige Schlacht ihre Kräfte schwächte. Heinrich aber verließ auf den Rat seiner Genossen Sachsen und übertrug die Bewachung seiner Burgen in Sachsen und Thüringen seinen Vasallen. Er selbst eilte mit seinen Freunden zu den Lothringern. Als die Kunde von diesem Ereignis sich verbreitete, gerieten alle in Schrecken, weil man den Grund des unerwarteten Abfalls vom König und des plötzlichen Krieges durchaus nicht kannte. Der König aber wollte, als ihm die Nachricht gebracht wurde, sie anfänglich nicht glauben. Dann aber, als kein Zweifel über den Ausbruch des Krieges mehr übrig blieb, zögerte er keinen Augenblick, sondern machte sich sogleich mit seinem Heere auf, den Bruder zu verfolgen. Und wie er sich der Burg Throtmanni***), in welcher eine Schar seines Bruders lag, näherte, da gedachten die Vasallen, welche

*) Hildesheim.
**) Saalfeld an der Saale in Thüringen.
***) Dortmund.

darin waren, an das Schicksal Thankmars und wagten nicht die Ankunft des Königs zu erwarten, sondern verließen die Stadt und übergaben sich der Gewalt des Herrschers. Es war aber Egina*), der für Heinrich jene Burg halten sollte. Mit einem furchtbaren Eid band ihn der König, daß er sogleich eile, um, wenn er könne, seinen Herrn vom Kampf zur Eintracht und zum Frieden zurückzubringen, wenn aber nicht, solle er selbst zurückzukehren. So wurde er entlassen und ging zu seinem Herrn. Der König jedoch führte sein Heer weiter und gelangte an das Ufer des Rheines.

Zu jener Zeit, als noch zwischen Eberhard und dem Könige Krieg geführt wurde, hatte Otto seinen Kämmerer Hadald zu Herzog Giselbert von Lothringen gesendet, um über ein Bündnis und den Frieden zu unterhandeln, da jener für keine der streitenden Parteien sich offen entschied. Unziemlich war die Aufnahme, welche jener fand, und von Tag zu Tag wurde die Antwort auf seinen Antrag verschoben. Aber Hadald durchschaute die List des Herzogs und wollte nicht durch leere Ausflüchte sich täuschen lassen. Er trat vor Giselbert und sprach zu ihm: ‚Auf königlichen Befehl gebiete ich dir vor allem Volke, dich an bestimmtem Tage vor des Königs Richterstuhl zu stellen. Wenn nicht, so wisse, daß man dich sicherlich für einen Feind erklären wird!‘ In gleicher Weise hat der Herzog auch den Bischof Bernhard**), welchen der König zu ihm entsendet, ungeehrt und ohne bestimmte Antwort nach Hause entlassen. Ja, er soll auch öfter die Siegel königlicher Schreiben gemißbraucht haben. Nach jener Drohung des Abgesandten begann er jedoch ihn etwas besser zu behandeln und ließ ihn ehrenvoll zurückgeleiten.

Jetzt aber hatten Heinrich und Giselbert gemeinschaftlich zum Krieg gerüstet und sich entschlossen, an den Rhein dem Könige entgegen zu ziehen. Egina eilte, um sein Wort zu lösen, seinem Herrn voraus, überschritt den Rhein und stellte sich dem Könige. Ehrfurchtsvoll begrüßte er den Herrscher. Darauf sprach er: ‚Dein Bruder, mein Lehnsherr, wünscht dir Heil und Wohlergehen und eine lange und gesegnete Regierung und läßt dir melden, daß er zu deinem Dienste herbeieilt.‘ Und als der König noch fragte, ob Heinrich friedliche oder feindliche Absichten im Schilde führe, erblickte er schon das gewaltige Heer der Feinde, welches in langem Zuge mit erhobenen Bannern vorrückte und die

*) Hagen.
**) Von Halberstadt.

Richtung auf den Teil seiner Truppen nahm, welcher schon den Rhein überschritten hatte. Rasch wandte er sich zu Egina und rief: ‚Was wollen diese Scharen? wer führt sie?‘ Aber ruhig gab ihm dieser zur Antwort: ‚Das ist mein Lehnsherr, dein Bruder; wäre er meinem Rate gefolgt, wahrlich, es wäre anders gekommen. Ich aber bin hier, wie ich dir geschworen habe.‘

Als der König dies hörte, vermochte er seinen Schmerz und seine Besorgnis nicht zu verbergen. Nirgends gab es Schiffe, auf denen man über den Rhein setzen konnte. Keine andere Möglichkeit zeigte sich, die gewaltige Breite des Flusses zu überschreiten. Die Krieger aber, welche am jenseitigen Ufer standen, ließ der unerwartete, drohende Angriff an nichts anderes denken, als an den Tod vor dem Feind oder wenigstens an tapfere Verteidigung des Lebens. Da erhob der König seine Hände zum Himmel und rief: „Herr, der du alles geschaffen hast und alles lenkst, siehe gnädig herab auf dein Volk, an dessen Spitze du mich gestellt hast, und entreiße es den Händen deiner Feinde, auf daß alle Völker wissen, daß kein Sterblicher widerstreben könne deinem Willen, der du alles vermagst, lebst und regierst in Ewigkeit.‘ Die Krieger aber, welche drüben am Ufer waren, ließen all ihr Gepäck und ihren Troß nach Xanten*) bringen. Sie selbst erwarteten, zum Kampfe gerüstet, den Feind. Zwischen den Unsrigen und den Gegnern befand sich aber ein Teich. Daher vermochten die Sachsen noch ihre Schar zu teilen. Die einen stürmten dem Feind geradenwegs entgegen, die anderen umgingen ihn und griffen ihn vom Rücken her an. Und indem sie so den Gegner in der Mitte faßten, gelang es den wenigen, die Übermacht in schwere Bedrängnis zu bringen. Nicht über hundert Bewaffnete soll nämlich unser Heer gezählt haben, während das Heer der Gegner eine große Menge Streiter zählte. Da nun die Lothringer von vorn und vom Rücken her heftig angegriffen wurden, wußten sie nicht, wie sie sich wehren sollten. In den Reihen der Unsrigen gab es Krieger, welche französisch sprechen konnten; die erhoben jetzt in der Sprache des Feindes lauten Ruf und forderten zur Flucht auf. Die Feinde aber meinten, es seien ihre Genossen, welche gerufen hätten, und wandten sich zum Fliehen.

An diesem Tage wurden von den Unsrigen viele verwundet, mancher auch fand den Tod. Unter diesen war Albert, der Weiße zubenannt,

*) Unweit Xanten war die Schlacht, bei dem Ort Birthen im Jahre 939.

der, durch ein Geschoß Herzog Heinrichs getroffen, wenige Tage darauf starb. Die Feinde aber lagen entweder erschlagen im Felde oder waren gefangen oder geflohen. All ihr Gepäck und Heergerät konnte von den Siegern geteilt werden. Unter den Lothringern soll in jenem Kampfe Gottfried der Schwarze wacker gestritten haben. Auch Maincia, dessen wir früher gedachten, ist an jenem Tage gefallen.

Der thüringische Graf Dadi hatte den Befehlshabern der Burgen, welche im östlichen Sachsen lagen und Heinrich angehörten, die Kunde bringen lassen, ein Sieg sei vom König erfochten und der Herzog selbst habe im Kampfe sein Leben verloren. In kluger Weise brachte er es dahin, daß alle sich der Macht des Königs unterwarfen. Später hat Heinrich für diese That Rache genommen. Jetzt aber waren ihm von allen Burgen nur zwei, Mersburg und Scithingi*), übrig geblieben, während der König nach seinem Siege sich aufmachte, seinen Bruder und Schwager zu verfolgen.

Als Heinrich von dem Abfall seiner Burgen hörte, da machte er sich, durch das neue Glück des Königs gebeugt, mit nur neun Reisigen auf den Weg. Zu spät erreichte er Sachsen und zog in die Mersburg ein. Dem König wurde dies gemeldet. Sogleich kehrte auch er nach Sachsen zurück und schloß die Burg, in welcher der Bruder seine Zuflucht gefunden, mit Heeresmacht ein. Fast zwei Monate hielt sich Heinrich. Länger aber vermochte er der Tapferkeit und Macht des Bruders nicht zu widerstehen. Er übergab die Burg und erschien vor seinem Bruder. Ein Waffenstillstand von dreißig Tagen wurde ihm bewilligt, damit er mit seinen Vasallen, die ihm anhingen, aus dem Sachsenlande weichen könne oder, falls einer von ihnen es vorzöge, sich an den König zu wenden, er die Möglichkeit habe, Verzeihung zu erbitten. Und hierauf hatte Sachsen eine Zeit lang von inneren Kämpfen Ruhe."

Aber noch wollte Heinrich sich nicht dem Bruder beugen. Immer noch trachtete sein hochfliegender Sinn nach der Krone, auf welche er ein besseres Recht zu haben wähnte als Otto, und neben ihm standen die Herzöge Giselbert und Eberhard, welche für die Macht ihres Herzogtums besorgt waren und darum gern den brüderlichen Zwist nährten, der für jetzt eine Erhebung der königlichen Macht unmöglich machte. Heinrich und Giselbert suchten nach neuem Beistand und scheuten sich nicht, Frankreichs Hilfe anzurufen. Ja Giselbert gab für den Augenblick selbst alle

*) Merseburg und Scheidungen.

Hoffnungen auf Lothringens Selbständigkeit auf und huldigte mit vielen Großen seines Landes dem König Ludwig von Frankreich. Ein Heer Ludwigs rückte heran, die Empörung zu unterstützen, aber rasch eilte Otto herbei, um den gefährlichen Aufstand im Keime zu ersticken. Mit solcher unerbittlichen Strenge trat er in Lothringen auf, daß niemand Widerstand wagte. König Ludwig zog sich von der Grenze in das feste Laon zurück und Herzog Giselbert warf sich in die unbezwingliche Burg Chevremont bei Lüttich. Otto konnte sich indes nicht in Lothringen mit der Bezwingung der Burgen aufhalten, denn schon riefen ihn neue Sorgen um seines Reiches Nord- und Ostgrenzen zurück. Er schloß deshalb mit seinem Schwager Herzog Hugo von Francien einen Bund gegen König Ludwig, um diesen von weiterem Kampfe zurückzuhalten, während Giselbert durch den lothringischen Grafen Immo, den Otto für sich gewonnen hatte, beschäftigt werden sollte.

Über diesen Kampf erzählt Widukind*) folgendes:

„Heinrich zog nach dem Waffenstillstand aus Sachsen hinweg und begab sich nach Lothringen zu seinem Schwager, dem Herzog Giselbert, bei dem er mit seinen Vasallen eine Zeit lang weilte. Zum zweiten Male führte König Otto sein Heer gegen Giselbert. Ganz Lothringen fiel in seine Hand und wurde mit Sengen und Brennen verheert. Giselbert selbst ward in einer Burg, Kievremont**) geheißen, eingeschlossen. Aber er entfloh von dort, und da die Belagerung wegen der außerordentlich günstigen Lage der Feste keine Fortschritte machte, verwüstete der König alles Land und kehrte nach Sachsen zurück.

Er kannte aber einen Grafen Giselberts mit Namen Immo; der war der klügste und verschlagenste Kopf im Lande. Durch dessen List hoffte er besser kämpfen zu können als mit der Gewalt seiner Waffen. Jener war jedoch ein Mann von klugem Geiste, unterwarf sich dem besseren und größeren Herrn und griff zu den Waffen gegen den Herzog. Das war nun für Giselbert in allem Unglück der herbste Schmerz, daß er jetzt gegen den sich wehren mußte, dessen Rat und Treue er bisher am meisten vertraut hatte. Die Erbitterung des Herzogs wuchs aber noch mehr, da Immo ihm mit großer Schlauheit eine Herde Schweine nahm. Als nämlich des Herzogs Hirten einst eine Herde Schweine vor Immos Burg vorbeitrieben, ließ der Graf ein Ferkel vor das Thor treiben und

*) A. a. O. II. 22—25.

**) Das ist Chevremont am rechten Maasufer unweit Lüttich.

dann das Thor wieder öffnen. Sogleich lief die Schweineherde dem Ferkel in die Feste nach und kam so in Immos Hände. Erbittert über diesen Streich zog der Herzog mit Heeresmacht aus und umlagerte den Grafen. Der aber hatte, wie man erzählt, eine Menge Bienenkörbe*) in der Burg. Diese ließ er zerbrechen und auf die Reiter herabwerfen. Da fielen die Bienen über die Rosse her und machten sie durch ihre Stiche wild, so daß die Ritter in Gefahr gerieten. Immo schaute unterdessen von der Mauer auf die Verwirrung herab und drohte mit einem Ausfall. Als der Herzog durch solche listige Anschläge oft von Immo zum besten gehalten worden war, hob er die Belagerung auf. Beim Abzug aber soll er gesagt haben: ‚Als Immo mein Genosse war, hielt ich alle Lothringer leicht danieder, jetzt vermag ich aber ihn allein nicht mit allen Lothringern zu fahen.'

Als nun Herzog Eberhard sah, wie der Krieg sich in die Länge zog, vermochte er nicht länger Frieden zu halten. Er warf die Scheu vor dem Könige ab, brach seinen Eid, machte wie anfangs mit Giselbert gemeinschaftliche Sache und verband sich mit ihm, den Krieg von neuem zu entzünden. Die Verschworenen begnügten sich nicht mit dem Westreich, sondern wandten sich nach Osten an den Rhein, um mit ihrem Heer hierher die Verwüstung zu tragen. Als das Gerücht hiervon in das Lager des Königs drang, der damals Briseg**) und die anderen Burgen, welche in Eberhards Gewalt waren, umschlossen hielt, flohen seine Anhänger scharenweise aus seinem Lager und war alle Hoffnung verschwunden, daß die Herrschaft der Sachsen ferner bestehen könne. Bei der allgemeinen Bestürzung bewahrte jedoch der König eine unerschütterliche Ruhe, und obwohl ihn nur noch wenige getreue Vasallen umgaben, schaltete er doch mit derselben Festigkeit weiter, als wenn kein Hemmnis sich ihm in den Weg stellte. Selbst die höchsten geistlichen Fürsten eilten von ihren Zelten hinweg, ließen ihr Gepäck im Stiche und brachen den Eid der Treue.

Es steht mir nicht zu, den Grund des Abfalles und des Königs Geheimnisse zu enthüllen, doch glaube ich der Pflicht des Geschichtschreibers genügen zu müssen. Sollte ich dabei in etwas fehlen, so möge man es mir verzeihen. Der höchste Bischof des Reiches***) wurde an Eberhard gesendet, um über ein Bündnis und einen Vertrag mit dem Herzog zu

*) Manche haben diese Sage von den Bienen (Immen) aus dem Namen des Helden herleiten wollen. Ein Immo ist jedoch urkundlich nachzuweisen.

**) Alt-Breisach.

***) Erzbischof Friedrich von Mainz.

unterhandeln. Da ihn aber sehnlichst nach dem Frieden verlangte, schloß er einen Vertrag ab und setzte sein Wort zum Pfande. Darum wollte er nicht, wie man erzählt, von dem Abkommen weichen. Der König aber sandte durch den Bischof eine Antwort, die seiner Würde entsprach, an Eberhard und ließ ihm sagen, was der Bischof ohne seinen Willen gethan habe, das könne ihn nicht binden*). Da nun der Erzbischof Friedrich sich nicht dem König als seinem Herrn unterwerfen wollte, sondern entwich, wurde er wie zur Verbannung nach Hammaburg verwiesen. Den Bischof Rothard aber schickte der König nach Neu-Corbie**). Bald jedoch verzieh er beiden in Milde, nahm sie wieder zu Gnaden an und gab ihnen ihre frühere Würde zurück."

Wir unterbrechen hier Widukinds Bericht, der aus Rücksicht auf die Kirchenfürsten wie auf den König allzukurz über jene Not hinweggeht, in welche damals Otto durch den allgemeinen Verrat geriet, und lassen das Unglück des Königs und seine wunderbare Rettung aus der Hand seiner Feinde von einem anderen Geschichtschreiber, dem Bischof Liudprand von Cremona, schildern. Zwar vermissen wir an dem Bericht Liudprands jene ungelenke Frische und Wärme, die uns bei Widukind anzieht. Er ist schwülstig und breit, bietet aber gerade an dieser Stelle mehr Einzelheiten als der Corveyer Mönch.

Liudprand***) erzählt:

„Es liegt im Elsaß eine Burg, Brisaca†) geheißen, welche der Rhein gleich einer Insel umfließt, und die auch von Natur durch ihre hohe Lage gesichert ist. Hierher hatte Eberhard eine Schar seiner Krieger gelegt, durch welche er nicht nur einen großen Teil jenes Landes sich unterwürfig erhielt, sondern auch die in der Nähe wohnenden Getreuen des Königs mit grausamen Verwüstungen heimsuchte. Der König aber, welcher in seiner Güte nicht an das Seine, sondern an seiner Freunde Gut dachte, sammelte endlich ein Heer und zog nach Elsaß, um jene Feste zu bezwingen. Als er nun dorthin gelangt war, verließen die

*) Welche Forderungen Eberhard stellte, wissen wir nicht. Jedenfalls ging der Erzbischof über seine Vollmacht weit hinaus und blieb dann noch, Treue heuchelnd, in dem Lager Ottos, bis die Nachricht von dem Angriff Eberhards und Giselberts ihn dazu veranlaßte, die Maske abzuwerfen.

**) Corvey an der Weser. Hammaburg das heutige Hamburg.

***) Liudprandi Antapodosis. Scr. rer. Germ. in us. schol. ed. II. Hann. 1877. L. IV. 27—30. Geschichtschr. d. d. Vorz. Heft 22.

†) Wie oben Briseg, das jetzige Alt-Breisach.

meisten Bischöfe auf Anraten Friedrichs, des Erzbischofs von Mainz, der beim König war, nächtlicher Weile ihre Zelte, welche ringsumher aufgeschlagen waren, begannen sich von dem König zu trennen und flohen in ihre Städte. Nur Friedrich blieb voll arger List bei dem Herrscher zurück.

Als die Vasallen des Königs solches sahen, wandten sie sich an ihren Herrn und redeten ihn also an: ‚Denke, o König, an deine Rettung! Weiche von hinnen und kehre nach Sachsen heim. Nicht ist dir verborgen, daß dein Bruder Heinrich zum Kampfe wider dich rüstet. Sieht er, daß dein Heer so gering an Zahl ist, so wird er plötzlich sich auf dich werfen, und dann wirst du selbst nicht zu fliehen vermögen. Darum ist es besser, mit einem neuen, verstärkten Heere wieder zurückzukehren als elend zu Grunde zu gehen oder schimpflich zu fliehen.‘

Da gab der König ihnen unverzagt, wie einst Judas Makkabäus den Seinen, zur Antwort: ‚Wollet nicht also sprechen! Kommt für uns die Zeit, so werden wir tapfer in den Tod gehen, und ferne sei es von uns, unseren Ruhm durch eine üble That zu beflecken. Besser ist es, für die wahre Gerechtigkeit den Tod zu erleiden als vor ihm fliehend mit Schande zu leben. Gefällt es endlich unseren Feinden, dem Befehle Gottes entgegen und allein im Vertrauen auf ihre Menge ohne Hilfe des Herrn den ungerechten Kampf zu beginnen und damit den ewigen Strafen der Hölle zu verfallen, so wollen wir um so thatkräftiger streiten, da wir doch mit ruhigem Gewissen für eine gerechte Sache kämpfen und, wenn das Los aller Sterblichen uns treffen sollte, ruhig im Streite sterben können. Für die Gerechtigkeit kämpfen und wegen der geringen Schar der Krieger vor der Entscheidung der Schlacht fliehen, das heißt wahrlich an Gott verzweifeln.‘ Durch solche Worte überredete er sie, den Plan zur Flucht, den sie schon gefaßt hatten, wieder aufzugeben, und ermunterte sie zu wackerem Kampfe . . .

Es war aber damals ein reicher Graf bei ihm, dessen zahlreiche Krieger das Heer des Königs verstärkten. Als nun dieser sah, wie viele von der Schar des Königs flüchtig davoneilten, dachte er nicht an den innern, sondern an den äußeren Menschen und begann bei sich also zu überlegen: ‚Richte ich in solcher Not an den König einen Wunsch, so wird er ihn ohne Zweifel erfüllen, zumal uns ein heißer Kampf bevorsteht und er voll Furcht ist, daß auch ich ihn verlassen könnte.‘ Darum ließ er den König durch Boten bitten, er solle ihm die an Gütern überaus

reiche Abtei Laresheim*) zum Lehen geben, damit er von dessen Besitzungen sich und seinen Kriegern verschaffe, was ihm bisher fehlte. Doch der König, der nicht nur ohne Falsch wie eine Taube, sondern auch klug war wie eine Schlange, mußte die Bedeutung dieser Bitte wohl erkennen. Er gab darum den Boten folgenden Bescheid: ‚Meine Meinung hierüber will ich jenem lieber selbst durch Worte kund thun als durch Boten.‘ Als dies der Graf vernahm, der sie ausgesandt hatte, wurde sein Herz mit Freuden erfüllt, da er hoffte, daß er seinen Wunsch schon erreicht habe. Und ungeduldig begab er sich zum König und bat ihn um Antwort. Der König aber sagte zu ihm in Gegenwart des Volkes: ‚Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Wer wäre wohl so thöricht, nicht einzusehen, daß du deinen Wunsch nicht als demütige Bitte, sondern als Drohung vorgebracht hast? Es steht geschrieben: Ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben**). Zwar werden diese Worte von den Lehrern der Kirche nur im geistlichen Sinne verstanden. Ich aber würde glauben, das Heiligtum den Hunden zu geben, wollte ich die Güter, welche von gottesfürchtigen Männern denen, die Gott dienen, gegeben worden sind, nehmen, um sie denen zu geben, welche der Welt Knechte sind. Dir aber, der du so dreist Unrechtes forderst, erkläre ich — und das ganze Volk sei dessen Zeuge —, daß du nie von mir dies oder etwas anderes je empfangen wirst. Hast du das Herz, mit den anderen Ungetreuen davonzugehen, so ziehe hin, je eher, desto besser!‘ Als der Graf solche Worte hörte, ward sein Antlitz, der Seele Spiegel, von dem Rot der Scham gefärbt. Er warf sich dem Könige zu Füßen und bekannte laut, er habe gesündigt und sich schwer vergangen. . .

Der heilige David***) sagt im Namen des Herrn: ‚Wollte mein Volk mir gehorsam sein und Israel auf meinem Wege gehen, so wollte ich ihre Feinde bald dämpfen und meine Hand über ihre Widerwärtigen wenden.‘ Wie dies Wort an diesem Könige, der dem Herrn gehorsam war und auf seinen Wegen wandelte, in Erfüllung ging, das wird klar aus jenem hervorgehen, was ich jetzt zu erzählen beginne. Eberhard und Giselbert vernahmen, daß der König im Elsaß weile, und da sie niemandes Widerstand fürchteten, sammelten sie ein großes Heer, überschritten den Rhein bei Andernach und machten sich daran, die in der

*) Lorsch am Rhein, wo damals Königin Editha weilte.
**) Matth. 7. 6.
***) Psalm 81, 14—15.

Nähe wohnenden Getreuen des Königs durch Brand und Raub zu schädigen. Wohl befanden sich Udo, der Bruder Herzogs Hermann von Schwaben, und Konrad der Weise*), welche voll Treue dem Könige anhingen, in jener Gegend. Aber da ihre Kriegerschar um vieles schwächer war als das Heer der Feinde, so fürchteten sie sich, ihnen entgegenzutreten. Doch auf Geheiß Gottes, nicht auf ausdrücklichen Befehl, sondern durch Eingebung dazu bestimmt, folgten sie den Feinden, als diese, mit reicher Beute beladen, heimwärts zogen. Schon waren sie ein Stück Weges ihnen nachgerückt, als ihnen plötzlich ein Geistlicher unter Thränen und Klagen entgegenkam. Sie fragten ihn, woher des Weges er käme und was der Grund seiner Thränen sei. ‚Von jenen Räubern', erwiderte er, ‚komme ich her, welche das einzige Roß, das ich besaß, mir geraubt und dadurch die Not meiner Armut noch größer gemacht haben.' Als Udo und Konrad dies hörten, erkundigten sie sich genau, ob er Giselbert und Eberhard gesehen habe. ‚Wohl,' gab jener zur Antwort, ‚fast das ganze Heer mit der Beute haben sie über den Rhein gesendet. Sie selbst aber sind zurückgeblieben und mit einer auserwählten Schar ihrer Ritter bei der Mahlzeit, die Gott ihnen gesegnen möge'. Als Udo und Konrad das hörten, warfen sie sich mit solcher Schnelligkeit auf die Herzöge, daß, wer sie sah, vermeinen mußte, sie ritten nicht, sondern flögen durch die Luft. Eberhard unterlag den feindlichen Schwertern, Giselbert versank in den Fluten des Rheines, und da er sie ob ihrer Fülle nicht auszutrinken vermochte, so entfloh seinem Körper die Seele. Von den übrigen entkam keiner. Lebend wurden sie gefangen oder mit dem Schwert erschlagen. Offen wurde es da kund, wie des Herrn Hand die Feinde des Königs traf, welchen er auf seinen Wegen wandeln sah.

Ohne Kunde hiervon weilte unterdessen der König im Elsaß, bereit, lieber den Tod zu erleiden, als vor seinen Gegnern zurückzuweichen. Da geschah es, daß, als er nach seiner Gewohnheit früh sein Roß bestieg, um nach einer entfernten Kirche zu reiten, wo er im Gebete Kraft sich zu erwerben pflegte, in der Ferne einen Mann erblickte, welcher mit großer Eile auf ihn zu kam. Sogleich erkannte der König, es müsse ein Bote sein. Und weil der Bote glückliche Kunde brachte, so deutete er, sobald er des Königs gewahr wurde, die kommende Freude durch fröh-

*) Wie diese beiden sich von der Sache ihres gemeinschaftlichen Vetters lossagten, ist von Widukind S. 207 erzählt worden. Graf Konrad vom Niederlahngau, gewöhnlich Konrad Kurzpold genannt, und Udo von der Wetterau, Herzog Hermanns Bruder, waren Geschwisterkinder.

liche Geberden an. Daran sahen alle, welche zugegen waren, daß er eine frohe Botschaft bringe, und begierig, sie zu vernehmen, liefen sie voll Eifer herbei. Ein Jahr schien ihnen zu vergehen, während jener seinen Gang mäßigte, Haar und Gewand ordnete und ehrfurchtsvoll grüßte. Es sah der König, daß sein Volk atemlos vor Erwartung war und von Ungeduld ergriffen wurde, weil der Bote so langsam seines Auftrags sich entledigte. ‚Wohlan,‘ so sprach er, ‚rede, wozu du gesandt bist. Erst melde die Hauptsache, mag auch die Ordnung verkehrt sein, nur nimm den Meinen die Besorgnis und erfülle ihre Herzen mit Freude. . .!‘ Als dies der Bote hörte, meldete er sogleich voll Hast, daß Eberhard und Giselbert aus dem Leben gegangen seien. Schon wollte er fortfahren und erzählen, wie das Ereignis sich zugetragen hätte. Da winkte der König mit der Hand, seinen Worten Einhalt thuend. Sogleich stieg er vom Roß, unter Thränen dankte er Gott und neigte sich zum Gebet. Hierauf erhob er sich und setzte seinen Weg fort, um in der Kirche den Schutz des Herrn auf sich herabzuflehen.“

Der Tod der beiden Herzöge Eberhard und Giselbert brachte einen gewaltigen Umschwung in dem Kampfe zwischen Otto und den aufständischen Herzögen hervor. Rasch konnte sich der König Breisachs und der anderen Burgen bemächtigen. Die Anhänger Heinrichs kehrten zum Gehorsam zurück. Heinrich selbst floh, da seine Schwester, Giselberts Witwe Gerberga, ihm die Thore ihrer Burg Chevremont verschloß, zu König Ludwig nach Frankreich*). Wohl wagte Ludwig einen Einfall in Lothringen, aber entschlossen zog ihm Otto entgegen und zwang ihn zum Rückzug in sein Reich, in welchem ihm neue Unruhen erwachsen sollten, denn eng verband sich der deutsche Herrscher mit dem mächtigsten Manne Frankreichs, dem Herzog Hugo von Francien, der eine Tochter König Heinrichs, die Hathuwi, zur Gattin hatte.

Endlich fühlte sich der ungestüme Heinrich überwunden. Nirgends zeigte sich ihm eine Hoffnung auf neuen Beistand. Darum suchte er die Gnade seines Bruders nach, die ihm auch durch Vermittelung mehrerer Bischöfe zu teil wurde. Aufrichtig bot Otto die Hand zur Versöhnung und übertrug, um den hochstrebenden Bruder fester an sich zu ketten, Heinrich das Herzogtum Lothringen, welches bisher Otto, Richwins Sohn, verwaltet hatte. Aber noch fühlte sich Heinrich nicht befriedigt. Seine Un-

*) Kurze Zeit darauf flüchtete auch Gerberga zu Ludwig, der sich mit ihr vermählte.

ruhe stürzte ihn in eine Menge Verwickelungen in dem fremden Lande, und da er ihrer nicht Meister werden konnte, verließ er flüchtig das Herzogtum. Der König übergab Lothringen jetzt von neuem seinem früheren Leiter Otto, dem Sohne Richwins, und dies verletzte wiederum Heinrich und ließ ihn in seinem schweren Haß auf neue verräterische Pläne sinnen. Die Gelegenheit zu neuen Anschlägen gegen des Bruders Herrschaft und Leben sollte sich ihm bald bieten.

Ohne Unterlaß mußte während der schweren Kämpfe, welche Otto um seine Krone zu führen hatte, mit den Wenden gestritten werden. Hier war es Markgraf Gero, der Ottos Fahne hoch hielt und mit mächtiger Hand die Grenzen des Reiches schirmte. Aber auch in jenen blutigen Fehden fehlte es unter den Sachsen an Einigkeit. Hatte schon Geros Erhebung viele der Großen mit Neid erfüllt, so erbitterten jetzt die un- unterbrochenen, an Entbehrungen reichen und an Gewinn armen Kriege die Vasallen. Überall erhob sich der Geist der Zwietracht, und da beim König vergeblich gegen den Markgrafen Beschwerde geführt worden war, kam es auch zu bitterem Haß gegen Otto selbst. Noch einmal schien sich daher für Heinrich die Hoffnung zu bieten, wieder in Sachsen festen Fuß zu fassen. Durch Geschenke und Versprechungen nährte er die Unzufriedenheit, und bald war er mit den sächsischen Vasallen gegen den König im Bunde, dem auch der eben begnadigte Erzbischof von Mainz, der erste Bischof des Reichs, nicht fern stand.

Widukind*) erzählt uns über den letzten und frevelhaftesten Anschlag Heinrichs folgendes:

„Boten gingen hin und her und Geschenke wechselte man untereinander. Endlich hatte Heinrich fast alle Vasallen Ostsachsens für sich gewonnen. Und zu so ungeheurem Frevel erwuchs der Anschlag, daß die Feinde eine mächtige Verschwörung zu stande brachten und daran dachten, an dem nahen Osterfeste, wenn Heinrich selbst sich zur Pfalz begeben würde, den König zu ermorden und seinem Bruder die Krone aufs Haupt zu setzen. Wohl fand sich niemand, der offen den furchtbaren Plan verraten hätte, aber die göttliche Barmherzigkeit war mit dem Könige, und kurze Zeit vor Ostern**) kamen ihm Warnungen zu, die auf einen Anschlag wider sein Leben hinwiesen. Tag und Nacht ließ sich der Kaiser von einer getreuen Schar Vasallen umgeben, aber in nichts that er während des

*) A. a. O. II. 31.

**) Im Jahre 941. Es war in Quedlinburg.

Festes seiner Würde oder königlichen Hoheit Abbruch. Dies schon erfüllte die Verschwörer mit banger Besorgnis. Als aber der Tag des Festes vorüber war, ließ er auf den Rat der Seinen, vor allem der Franken, die zu jener Zeit um ihn waren, Hermanns, Udos und Konrads des Roten*), im Geheimen die Verratenen ergreifen und töten. Unter diesen war der hervorragendste Erich, ein Mann von allen trefflichen Eigenschaften und, von diesem Verbrechen abgesehen, der wackerste und beste Held. Er sah, daß Bewaffnete auf ihn zueilten. Seiner Schuld bewußt, sprang er auf sein Roß und ergriff die Waffen. Von allen Seiten durch die Scharen der Gegner umringt, beschloß er, der alten Tapferkeit und seines alten Ruhmes eingedenk, lieber zu sterben als in die Hand der Feinde zu fallen. Er wurde von einer Lanze durchbohrt und brach zusammen, ein Mann, durch seine Mannhaftigkeit und Thatkraft allen seinen Landsleuten teuer und wert. Die Bestrafung der übrigen Teilnehmer an der Verschwörung wurde auf die nächste Woche verschoben. Dann erlitten sie nach den Gesetzen die verdiente Strafe und wurden enthauptet. Heinrich aber entfloh und wich aus dem Reiche."

Nach jenem letzten mißglückten verbrecherischen Anschlag auf seines Bruders Leben, zog endlich die Reue in Heinrichs Herz ein. Freiwillig stellte er sich dem König, und es gelang, den Bitten der Mutter und der Verwendung der Bischöfe, eine neue Versöhnung herbeizuführen. Heinrich wurde nach der königlichen Pfalz Ingelheim in Haft gebracht, aber der leidenschaftliche Jüngling ertrug die Beraubung seiner Freiheit nicht. Heimlich entwich er und eilte nach Frankfurt, wo gerade Otto das Weihnachtsfest feierlich beging. Es war in der Frühe des Christmorgens. Der König weilte im Dom und lauschte den Gesängen, welche die Geburt des Herrn und damit den Frieden der Welt verkündeten. Da vernahm er plötzlich eine Stimme, die um Verzeihung, um Gnade flehte. Vor ihm lag in härenem Gewande, mit entblößten Füßen sein Bruder Heinrich, der ihm nach dem Leben, nach der Krone gestanden. Großmütig verzieh ihm Otto auch jetzt. Bei Heinrich aber war in jenen Stunden wilder Verzweiflung die harte Rinde geschmolzen, mit der Hochmut und Ehrgeiz sein Herz umgeben hatten. Von jetzt ab blieb er mit unwandelbarer Treue dem Bruder ergeben, in welchem er den überlegenen Geist erkannte, und derart machte er sich zum bereitwilligen Diener

*) Konrad, Werners Sohn, Graf im Speiergau, Wormsfeld, Nahegau und Niedgau, später Schwiegersohn des Königs und Herzog von Lothringen.

und Helfer bei den Plänen Ottos, daß man noch lange Zeit nachher die Eintracht der beiden Brüder gefeiert hat.

Widukind erzählt*) über das Ende des Haders weiter:

„Da nun alle Reiche dem Könige sich beugten und seiner Macht alle Feinde wichen, gedachte er auf den Rat und die Bitte seiner frommen Mutter des durch viele Not gebeugten Bruders und setzte ihn, da Berthold schon gestorben war**), über das Reich der Bayern und schloß Frieden und Versöhnung mit ihm, worin auch jener von nun ab bis zu seinem Ende getreulich ausharrte. Es war aber Herzog Heinrich vermählt mit der Tochter Herzog Arnulfs***), einer Frau von großer Schönheit und wunderbarer Klugheit. Der Frieden und die Eintracht der Brüder waren Gott wohlgefällig und den Menschen teuer und wurden gepriesen auf dem ganzen Erdenrund, da sie einmütig das ganze Reich vergrößerten, die Feinde niederwarfen und väterlich ihr Volk beherrschten.

Es ergab sich aber Herzog Heinrich, nachdem er Bayern erhalten hatte, durchaus nicht dem Nichtsthun, sondern er zog aus, eroberte Aquileja, überwand in zwei Schlachten die Ungarn, zog über den Ticinus†) und führte dann, nachdem er ungeheure Beute in Feindes Land gewonnen hatte, das Heer unversehrt in die Heimat zurück.

Den Charakter, das Wesen und die Gestalt so großer Männer, die Gott in seinem unendlichen Erbarmen zur Freude und zur Zierde der Welt auserwählt hatte, darzulegen, gebricht uns die Kraft. Und doch vermögen wir die hohe Verehrung, mit der wir zu ihnen aufschauen, nicht ganz zu verbergen. Otto selbst, der mächtige Herrscher, der älteste und beste der Brüder, war vor allem ausgezeichnet durch Frömmigkeit und unter allen Menschen in seinem Thun von größter Beständigkeit. Abgesehen von der Strenge, die sein Königsamt erheischte, war er immer freundlich und von freigebiger Hand. Mäßig war er im Schlaf, und selbst während des Schlafens pflegte er immer noch etwas zu sprechen, so daß man meinte, er wache zu jeder Zeit. Seinen Freun-

*) A. a. O. II. 36.

**) Berthold, Arnulfs Bruder, Oheim Herzog Eberhards von Bayern, starb am 23. Nov. 945.

***) Judith. Die Ehe zwischen Heinrich und Judith war vor der Gefangenschaft bei Eberhard von Franken, also vor 938 geschlossen worden.

†) Man hat wegen der Erwähnung der Ungarn an die Theiß gedacht, doch ist es auch möglich, daß Widukind den Ticino meinte, denn es konnte wohl jener Kampf gegen die Ungarn in Oberitalien geführt werden, zumal sie mit dem Patriarchen von Aquileja im Bunde waren.

den konnte er nichts abschlagen und war er mit viel größerer Treue ergeben, als alle anderen Menschen. Haben wir doch gehört, wie er selbst solchen gegenüber, die angeklagt und des Verbrechens überwiesen waren, zum Fürsprecher und Verteidiger wurde, wie er an ihre Schuld nicht zu glauben vermochte und sie später so behandelte, als hätten sie niemals gegen ihn gefehlt. Bewunderungswürdig sind seine geistigen Fähigkeiten, denn noch nach dem Tode der Königin Editha lernte er die Schrift, welche er vorher nicht kannte, mit solcher Vollkommenheit, daß er Bücher ohne Anstoß lesen und verstehen konnte. Außer der romanischen Sprache beherrscht er die slavische. Aber nur selten kommt es vor, daß er sich ihrer bedient. Gern pflegt er das Weidwerk; auch das Brettspiel liebt er und das anmutige Reiterspiel übt er zuweilen mit königlicher Würde. Seine Würde hebt noch der gewaltige Körperbau, der die volle königliche Haltung zur Geltung bringt. Das Haupt ist mit ergrauendem Haar bedeckt. Seine Augen sind glänzend und schleudern gleichsam funkelnde Blitze. Das Antlitz ist gerötet und gegen den alten Brauch von reichlichem Bart umwogt. Seine Brust ist wie mit einer Löwenmähne bedeckt. Mäßig ist sein Leib, sein Gang, einst rasch, jetzt gemessen. Er trägt die heimische Kleidung, die er niemals mit fremdem Brauche vertauscht hat. So oft er aber die Krone tragen muß, fastet er jederzeit vorher, wie man als wahr versichert.

Heinrich aber zeichnete sich durch Ernst aus und erschien daher solchen, die ihn nicht kannten, weniger leutselig und freundlich; er war beständigen Sinnes und voll Treue gegen seine Freunde, so daß er selbst einem seiner Vasallen, einem Manne von geringem Vermögen, seiner Gattin Schwester zur Ehe gab*) und ihn so zum Genossen und Freund erhob. Er war von hervorragender Schönheit des Körpers und gewann in jungen Jahren jedermann durch seine Anmut. Der jüngste Bruder, Herr Brun, war groß an Geist, an Wissen, an jeglicher Tugend und Thätigkeit. Sein Bruder hatte ihn über das unbändige Volk der Lothringer gesetzt**). In diesem Amte hat er das Land von Räubern gereinigt und so das Ansehen der Gesetze gekräftigt, daß fortan die größte Ordnung und der tiefste Frieden hier walteten!"

*) Judiths Schwester war mit dem Grafen Burchard vermählt.

**) Im Jahre 953, nach Entsetzung Konrads des Roten.

5. Der Kampf der Söhne wider den Vater.

Schwere Jahre waren dem glänzenden Fest in Aachen gefolgt. Mit den aufrührerischen Herzögen, mit den eigenen Brüdern hatte der junge Herrscher ringen müssen, und mehr als einmal schien es, als sollte er seinen Angreifern erliegen. Aber immer wieder erhob sich Otto mit unermüdlicher Thatkraft aus all den schweren Gefahren, die ihn umgaben, und zuletzt war ihm das Glück in seltner Weise hold.

Jetzt hatten die wilden Stürme des Bürgerkrieges ausgetobt und konnte Otto endlich daran denken, das ihm von seinem Vater unvollendet hinterlassene Werk zu beendigen, den weiteren Ausbau und die Vollendung eines deutschen Einheitsstaates. Noch hatte Heinrich I. sich damit begnügen müssen, als der erste unter den deutschen Herzögen zu gelten. Seine Macht war auf Sachsen und Thüringen beschränkt geblieben, und neben ihm hatten die Stammesherzöge mit der ganzen Fülle ihrer unter den letzten Karolingern errungenen Selbständigkeit geherrscht. Seinem Sohne Otto dagegen sollte es gelingen, sich zum Herrn des ganzen deutschen Reiches zu machen. Zwar versuchte König Otto auch jetzt noch nicht, wie ehedem der unglückliche König Konrad I., das in den Sonderbestrebungen der deutschen Völker so tief wurzelnde Stammesherzogtum zu vernichten, aber er wußte von dem Glück, das ihn am Tage von Andernach zugleich von zwei seiner gefährlichsten Gegner befreite, Nutzen zu ziehen und gebrauchte sein überwiegendes Ansehen, um die Besetzung der Herzogtümer in seine Hand zu nehmen und jene volkstümlichen Sondergewalten wieder in Ämter zu verwandeln. Sein Streben nach einer festeren Vereinigung der Herzogtümer zu einem Staate wurde ihm wesentlich durch den Umstand erleichtert, daß es ihm möglich ward, die Herzogtümer in die Hand ihm unbedingt ergebener Männer und endlich seiner eigenen Anverwandten zu bringen. So übergab er Lothringen, nachdem Herzog Otto, Richwins Sohn, gestorben war, im Jahre 944 an den fränkischen Grafen Konrad den Roten, den er durch Vermählung mit seiner Tochter Liutgarde noch fester mit den Interessen seines Hauses und seiner Herrschaft verband. In Bayern war Herzog Arnulf aus dem Leben geschieden und ihm sein Sohn Eberhard in der herzoglichen Macht gefolgt. Eberhard verweigerte die Huldigung. Ein Kriegszug, den Otto unternahm, um den Trotz des Bayern zu brechen, blieb ohne Erfolg. Erst als Thankmar in der Eresburg erschlagen worden war und der aufständische

Herzog Eberhard von Franken sich zum Frieden hatte bequemen müssen, konnte der König im Jahre 938 des bayrischen Aufruhrs Herr werden. Der Bayer Eberhard unterwarf sich ihm. Seines Herzogtums für verlustig erklärt und des Landes verwiesen, verschwand er für immer aus der Geschichte. An seiner Statt erhielt sein Oheim, des verstorbenen Arnulf Bruder Berthold, die herzogliche Würde. Was aber Heinrich in der Zeit des Kampfes um den Bestand des Reiches dem Bayernherzog Arnulf hatte zugestehen müssen, die Besetzung der Bistümer, das wurde seinem Bruder mit nichten zugestanden. Ja, seine Gewalt erlitt noch dadurch eine wesentliche Einschränkung, daß ihm des entsetzten Herzogs Bruder Arnulf als Pfalzgraf zur Seite gestellt wurde, der neben Berthold als Stellvertreter des Königs im höchsten Gericht waltete und die Aufsicht über die königlichen Burgen, Güter, Lehen und Einkünfte des Reiches in Bayern zu führen hatte. Als aber Berthold im Jahre 945 aus dem Leben schied, übertrug der König, mit Übergehung des Söhnchens und der Neffen des Verstorbenen, das Land an seinen Bruder Heinrich, der mit Judith, der Tochter Herzog Arnulfs, vermählt war. Seinem eigenen Sohne von der Editha, Liudolf, gab Otto die Tochter und einzige Erbin Herzog Hermanns von Schwaben, Ida, zur Gattin. Der Tod des Herzogs machte 948 den Sohn des Königs zum Herrn der reichen Güter Hermanns und seines Landes. Das Herzogtum Franken war nach dem unglücklichen Ende Eberhards nicht wieder besetzt, sondern unmittelbar mit der Krone vereinigt worden. So befanden sich denn zuletzt alle Herzogtümer in den Händen Ottos und seiner nächsten Verwandten.

Die Macht, welche Otto jetzt unbestritten in Deutschland einnahm, machte es ihm möglich, seinen Blick auf die Nachbarländer zu lenken und zumal eine größere Aufmerksamkeit dem italischen Reiche zuzuwenden, welches seit den Zügen Kaiser Arnulfs, während der Zeiten des Verfalls und des Wiederaufbaus des deutschen Staates sich selbst überlassen geblieben war. Tausend Fäden banden das deutsche Reich an die Halbinsel. Hier war der Sitz des höchsten Priesters der Christenheit und von hier war das Licht einer höheren Bildung zu den deutschen Völkern gekommen. Auch griffen deutsche Gebietsteile, Schwaben und Bayern, noch weit in das romanische Land hinein. Kein Kampf konnte hier entbrennen, keine staatliche Veränderung hier sich vollziehen, welche nicht unmittelbar die Interessen des deutschen Reiches berührt hätte. Die Karolinger des ostfränkischen Reiches, Ludwig, Ludwigs des Frommen Sohn, und seine

Nachfolger bis auf Arnulf hinab, hatten Ansprüche auf Italien und auf die Krone des römischen Reiches erhoben. Wer konnte es jetzt dem siegreichen Otto, der, wie keiner nach Karl dem Großen, Macht und Ruhm errungen hatte, wehren, wenn er demselben Ziele seine Kraft weihte?

Überaus verworren hatten sich die Verhältnisse in Italien gestaltet, seitdem Arnulf mit seinem Heere heimwärts gezogen war. Sein Gegner, der Markgraf Berengar von Friaul, hatte sich zum König Italiens gemacht, aber unbestritten blieb auch ihm der Thron nicht. Da Berengar sich nicht fähig gezeigt hatte, die furchtbare Ungarnot von dem Reiche abzuhalten, so wandten sich die Italiener von ihm ab und dem König Ludwig von Niederburgund zu, einem Enkel des Kaisers Ludwig II. Auf den Ruf der Großen kam er herbei, wurde mit Jubel begrüßt und im Jahre 901 zum Kaiser gekrönt. Doch wie bald sollte der schöne Traum von Macht und Herrlichkeit für Ludwig verfliegen. Treulos fielen die Italiener wieder von ihm ab, um Berengar von neuem zu huldigen. Ein Kampf entbrannte zwischen den beiden Nebenbuhlern, in dessen Verlaufe der Burgunder das Unglück hatte, in die Hände seines Gegners zu fallen. Der grausame Berengar ließ ihn blenden. Gebrochen an Leib und Seele, kehrte der blinde Kaiser in sein angestammtes Reich heim, wo ihm der hochfahrende, harte Graf Hugo von Vienne alle Macht entwand und er selbst ein Spielball der übermütigen Großen wurde. So konnte denn Berengar die Sehnsucht nach dem schon längst erstrebten kaiserlichen Diadem stillen. In der Peterskirche zu Rom wurde es ihm von Papst Johann X., der an ihm einen Beschützer gegen die unaufhörlich die Küsten Italiens beunruhigenden Angriffe der Araber zu finden hoffte, aufs Haupt gesetzt. Das war im Jahre 915 gewesen. Jetzt aber riefen die Italiener, die, wie Liudprand von Cremona treffend bemerkt, immer zwei Herren haben wollten, damit sie den einen durch den andern in Furcht zu erhalten vermöchten, den Beherrscher von Hochburgund, König Rudolf II., zu Hilfe und krönten ihn im Jahre 922 zum König von Italien. Von neuem entbrannte der Bürgerkrieg in dem unglücklichen, von Magyaren und Arabern heimgesuchten Lande. In diesen Kämpfen unterlag Kaiser Berengar im Jahre 924. Aber ebenso wenig wie er, vermochte sich sein Nachfolger, Rudolf II., auf dem Throne zu behaupten. Die herrschsüchtige Markgräfin Irmengard, Tochter des reichen und prachtliebenden Markgrafen Adalbert von Toskana und Witwe des Markgrafen Adalbert von Ivrea, hatte sich als Rudolfs Weib den Genuß der Herrschaft zu sichern gedacht. Aber der neue König Italiens, welcher ihr die Ehe versprochen hatte, schreckte vor den

Hindernissen, welche diesem Bunde entgegenstanden, zurück, und aus Haß gegen ihn rief nun das einflußreiche Weib ihren Stiefbruder Hugo von Vienne, der sich im niederburgundischen Reich neben dem geblendeten Ludwig zum Herrn aufgeworfen hatte, herbei. Hugo ließ seine Macht, welche er in Burgund ausübte, in den Händen seines Bruders Boso zurück und landete im Jahre 926 an der italienischen Küste. Rasch fiel ihm das Land zu. Wohl drohte ihm noch einmal Gefahr von seiten Rudolfs. Aber es gelang ihm, diesen gegen Abtretung Niederburgunds, dessen er sich nach dem Tode Ludwigs bemächtigt hatte, zum Verzicht auf Italien zu bestimmen. So vereinigte denn Rudolf im Jahre 933 beide burgundische Reiche, doch nur auf kurze Zeit, denn wenige Jahre später starb er, und nun versuchte Hugo Burgund in seine Hand zu bringen. Er wußte es glücklich durchzusetzen, daß Rudolfs Witwe, Bertha, die Tochter Herzog Burchards von Schwaben, sich mit ihm vermählte und ihre sechsjährige Tochter Adelheid seinem Sohne Lothar verlobt wurde, doch in seinen weiteren Plänen fand er Widerstand bei den Großen, welche, seine Härte und Gewaltthätigkeit fürchtend, Rudolfs kleinen Sohn, Konrad, in ihre Gewalt brachten und dem Schutze König Ottos übergaben. Hierdurch wurde aber Otto, der während Konrads Minderjährigkeit Burgunds Angelegenheiten ordnete, in die Geschicke dieses Landes und Italiens verwickelt.

Die maßlose Härte Hugos bewirkte zuletzt eine neue Unzufriedenheit unter den unruhigen Großen Italiens. Man sah sich nach einem neuen Herrscher um, den man Hugo gegenüber stellen konnte, und als solcher schien der Markgraf Berengar von Ivrea, ein Stiefsohn Irmengards und durch seine Mutter Gisela von Friaul ein Enkel Kaiser Berengars I., am geeignetsten. Die Pläne seiner Gegner blieben dem König nicht verborgen. Wohl hatte er früher dem Markgrafen eine Tochter seines Bruders Boso — Willa war ihr Name — vermählt. Jetzt aber sann er darauf, ihn zu verderben und ihm das Schicksal des unglücklichen Ludwig zu bereiten. Doch Berengar flüchtete zu König Otto, der sich seiner hilfreich annahm, und indem er sich von dem Vertriebenen die Lehnshuldigung leisten ließ, in der Verfolgung seiner italienischen Pläne einen Schritt vorwärts that. Deutsche Hilfe war es denn auch, die Berengar 945 nach Italien und zum Siege führte. Von aller Welt verlassen, mußte Hugo sich zu Verhandlungen bequemen, das Land aufgeben, in dem er so lange geherrscht, und nach Niederburgund zurückkehren. Hier ereilte ihn im Jahre 947 der Tod. Zwar war Hugos Sohn Lothar, der Gemahl der

Adelheid, neben Berengar II. als Mitregent zurückgeblieben, aber er vermochte bedeutenden Einfluß nicht zu erringen, und als er 950, vermutlich an Gift, starb, galt Berengar als der alleinige Herrscher. Mit rascher Hand setzte er sich und seinem Sohne Adalbert die Krone aufs Haupt und brach damit den Otto geleisteten Vassalleneid. Um sich aber noch mehr in dem Besitze Italiens zu sichern, suchte er Lothars Witwe Adelheid, die man als die rechtmäßige Erbin des Landes ansah, zur Ehe mit seinem Sohne Adalbert zu zwingen. Aber Adelheid weigerte sich standhaft. In den Kerker geworfen, wußte sie zu entkommen und fand, nachdem sie vielen Gefahren glücklich entgangen war, auf der Burg Canossa bei Reggio eine sichere Zuflucht. Von hier aus knüpfte die Königin mit allen Gegnern König Berengars II. Verbindungen an. Ihre Klugheit und Schönheit gewannen ihr aller Herzen. Ihre zahlreichen Anhänger in Italien fühlten sich jedoch zu schwach, mit eigener Kraft Berengar entgegenzutreten. Sie suchten Beistand bei König Otto I., der durch Berengars Undankbarkeit dem italischen Herrscher ein Feind und durch seine Vormundschaft über Konrad ein Beschützer der burgundischen Familie geworden war. Und noch ein anderer Umstand sollte dazu beitragen, Otto noch mehr in das Schicksal der schönen Königin zu verflechten: Schon im Jahre 946 war des Königs edle Gemahlin, die fromme Editha, von allen betrauert, aus dem Leben geschieden. Jetzt sollte mit der Hand Adelheids dem König des deutschen Volkes sich die Aussicht auf den Besitz des italischen Reiches und damit die Gelegenheit bieten, das römische Kaisertum Karls des Großen wiederherzustellen.

Otto versprach, dem Rufe, welcher von den italischen Großen an ihn erging, Folge zu leisten, und damit war der erste Schritt auf einer neuen Bahn, zu neuen Zielen gethan.

Widukind von Corvey, der bisher uns die wichtigste und ausgiebigste Quelle für die Geschichte der sächsischen Zeit bot, läßt uns, sobald wir über die rein deutschen Angelegenheiten hinausgehen, im Stich. Wir wenden uns darum einer anderen Quelle zu, dem Bericht der Nonne Roswitha von Gandersheim, deren Geschichtswerk, die Thaten Oddos überschrieben, die Erzählung des Corveyer Mönches in vielen Dingen ergänzt.

Roswitha oder, wie sie eigentlich heißt, Hrotsuit, ist ein lebendiges Zeugnis für den frischen Eifer, mit welchem man sich in der Mitte des zehnten Jahrhunderts dem Studium der alten Dichter, Redner und Geschichtschreiber in Deutschland hingab. Nachdem unter Karl dem Großen Künste und Wissenschaften erblüht waren, war wieder tiefer Verfall ein-

getreten. Jetzt aber wurde unter Ottos Scepter die wissenschaftliche Thätigkeit der Geistlichkeit von neuem belebt. An der Hofschule wirkte des Königs Bruder Brun, der die tüchtigsten Lehrer heranzog und überall fördernd und belebend eingriff. Vom Hofe aus verbreitete sich das wissenschaftliche Leben in die Klöster, namentlich in diejenigen, welche dem Herrscherhause nahe standen, Corvey, Quedlinburg und Gandersheim. Hier, hinter den Mauern der Klöster lauschte man mit Entzücken den Tönen der Sprache Latiums, und mit dem Feuereifer jugendlich frischen Lebens suchte man es den Alten gleich zu thun und schuf Werke, welche durch ihr Streben nach künstlerischer Vollendung wie durch ihren Inhalt unvergänglichen Reiz besitzen. Roswitha, die Nonne von Gandersheim, welche in der Form von terentianischen Lustspielen die ernsten Heiligenleben behandelte, ist wohl die anziehendste Gestalt aus diesem Kreise. Ihre Bedeutung hat sie wesentlich in der Litteraturgeschichte, doch auch für die Geschichtschreibung der sächsischen Kaiserzeit ist sie nicht ohne Wichtigkeit. Im Auftrage der fürstlichen Äbtissin des Klosters, Gerberga, der Tochter Herzog Heinrichs von Bayern, schrieb sie die Gesta Oddonis, ein Heldengedicht zum Preise von Gerbergas Oheim, dem König und nachmaligen Kaiser Otto, welches dem Sohne Ottos, dem Erzbischof Wilhelm von Mainz, überreicht werden sollte. In den Jahren von 962 bis 967, also zur selben Zeit, da auch Widukind an seiner sächsischen Geschichte arbeitete, wurde das Werk begonnen und vollendet. Wohl wird es um seiner Form willen als Heldengedicht bezeichnet, aber die Form ist nur ein rein äußerliches Gewand, das ohne allen bestimmenden Einfluß auf den inneren Gehalt geblieben ist. Es ist ein Geschichtswerk, aber ein Geschichtswerk, das nur mit Vorsicht benutzt werden kann. Die Stellung der Auftraggeberin wie der Rang der Personen, welchen das Buch übergeben werden sollte, legten der Dichterin bestimmte Rücksichten auf. Nur mit Vorsicht konnte sie sich über gewisse Vorfälle innerhalb der königlichen Familie äußern, und an anderen Stellen schien es geratener, lieber vollständiges Stillschweigen zu beobachten.

Wir heben aus Roswithas Gedicht einen kurzen Abschnitt*) heraus, der uns von Ottos Zug gegen Berengar II. und von seiner Vermählung mit Adelheid Kunde giebt:

---

*) Gesta Oddonis V. 558—665. M.G. SS. IV. 330. Gesch. d. d. V. Heft 38.

„Als unsres Volkes Männer die traurige Kunde empfangen,
Daß des teuren Gemahles*) beraubt die Königin**) traure,
Deren freundliche Huld sie selbst zum Heile erfahren,
Als sie, pilgernd nach Rom, Italiens Lande durchzogen,
Da nun wandten sie sich an Otto, den mächtigen König,
Welcher dem römischen Reich jetzt als Augustus***) gebietet,
Lobten der Herrscherin Huld und priesen sie rühmend vor allen:
Da Editha, die Herrin, vom Volke betrauert, geschieden,
Sei sie würdig allein, des Königs Brautkammer zu zieren.
Und es erfüllte so hehres Lob mit Freuden den König.
Bei sich erwog er in stiller Brust durch Tage und Stunden,
Wie zum Weibe er sich die Königin könne vermählen,
Welche mit schwerer Gefahr damals Berengar bedrohte.
Auch gedacht' er der Hilfe, durch die er Italiens König,
Berengar, da er dereinst vom heim'schen Gefilde vertrieben,
Schnell und bereiten Herzens zurückgeführt in die Heimat.
Nun er also vergalt, was ihm ward Gutes erwiesen,
Meinte der König mit Fug, gerechten Anlaß zu haben,
Das italische Reich fortan seinem Scepter zu beugen.
Als Liudolf, die Liebe des Vaters und Hoffnung des Volkes,
Von dem König vernahm, was er im Herzen erwägte,
Dacht' er nicht an den eignen Gewinn, nur an den Vorteil des Vaters,
Sammelte heimlich um sich die geringe Schar der Genossen,
Zog ins italische Reich, brach hier mit gewaffneter Hand ein
Und ermahnte das Volk, sich der Macht des Vaters zu beugen.
Drauf kehrt im Ruhme des Sieges er heim, den er kampflos gewonnen.
Als der König die Kunde vernahm aus dem Munde des Volkes,
Jauchzt' er fröhlichen Herzens dem heißgeliebeten Sohn zu,
Der für den Vater voll Kühnheit in große Gefahr sich begeben
Mitten unter ein Volk voll trotziger Wut und Empörung.
Und auf daß nicht dies Werk der Liebe wieder verginge,
Zog der König in Eile wider Italiens Volk aus.
Groß aber war die Schar der ihn begleitenden Krieger
Und der König geziert mit dem schimmernden Glanze des Herrschers.
Also brach er hinein in das Land, das die Alpen beschützen.
Berengar ward von Schrecken erfaßt, da die Kund' ihn ereilte.
Nicht ergriff er die Waffen und stellt' im Feld sich entgegen,
Sucht mit flüchtigem Fuß sich Rettung in schützender Feste,
Welche gesichert und fest, auf steiler Höhe gelegen.
Otto jedoch, der herrliche König voll mutigen Stolzes,
Drang ohne Zagen ins Land, das nie vordem er gesehen,
Nahm auch Pavia ein, die Hauptstadt italischen Reiches.
Da nun dieses gefallen, da kamen vereinet in Scharen,
Alle die Großen des Reiches, des Herrschers Antlitz zu schauen,

*) Lothar.
**) Adelheid.
***) D. h. als Kaiser seit d. J. 962.

Und beeileten sich, dem Machtspruch Ottos zu folgen.
Doch es empfing sie der König voll Güte nach seiner Gewohnheit
Und verhieß das Geschenk der Liebe ihnen zu geben,
Wenn sie fortan ihm dienen wollten mit treuer Gesinnung.
Als nun dies also entschieden, so folgt' er dem Zuge des Herzens;
Adelheidens gedacht' er immer, der trefflichen Herrin,
Und er wünschte sehnlichst zu schauen ihr herrliches Antlitz,
Deren Liebe und Güte ihm oft von allen gepriesen.
Auch entsandt er zu ihr der Briefe heimliche Botschaft,
Sprach ihr von holdem Frieden und süßer Liebe des Herzens
Und verhandelte so mit ihr unterm Zeichen der Treue.
Drauf ermahnte er sie mit freundlich gewinnenden Worten,
Nach Pavia eilenden Fußes zu kommen, der großen,
Völkerbewohnten Stadt, von der sie einst traurigen Herzens
Mußte scheiden, um jetzt durch die Milde des ewigen Gottes
Ebendort zu gewinnen erhabene Ehre und Freude,
Wo dereinst von bitterm Harm das Herz ihr getroffen.
Durch die freundlichen Worte ließ Adelheids Herz sich gewinnen,
Und wohin sie beschieden, kam sie von Scharen umgeben
Ihrer getreuen Vasallen, die jetzt in Menge ihr folgten.
Als das Otto vernahm, der die Königin zu sich befohlen,
Hieß Herzog Heinrich er, den eignen geliebtesten Bruder,
Jenseits des Padusstroms die geliebte Herrin begrüßen:
Also sollte die Fürstin, bestimmt dem glänzendsten Throne,
Von dem Herzog empfangen und festlich geleitet einherziehn.
Schnell eilt' Heinrich und eifrig, des Bruders Befehl zu erfüllen,
Von der Thoren Pavias hinweg mit den Mannen des Königs,
Und mit fröhlichem Herzen erscheint er im Lager der Kön'gin.
Hier nun erquickt' er sich zugleich mit den treuen Gefährten.
Dann aber brach er auf und geleitet' mit ziemender Ehre
Adelheid nach der Stadt, um die Fürstin dem Bruder zu zeigen.
Otto, der Herrscher, erblickte mit Wohlgefallen die Herrin,
Und als Genossin des Throns, die würdigste, ward sie erwählet."

Die Nonne von Gandersheim läßt Liudolf seinem Vater vorauseilen und ihm den Weg nach Italien, mit den Waffen in der Hand, ebenen. Mit warmem Dank, so sagt sie, nahm der Vater den mit Sieg gekrönten Jüngling bei seiner Rückkehr auf. Dem war aber nicht so. Aus einer anderen Quelle, welche weniger Rücksicht als Roswitha auf den Hof der Ottonen zu nehmen hatte, hören wir vielmehr, daß Liudolf seinen Vater durch eine übereilte und verunglückte Unternehmung aufbrachte und daß eben hierin eine Veranlassung zu dem heftigen Zwiste lag, der nicht nur König Otto in seinem Siegeslaufe aufhielt und zwang, seine Pläne auf die Gewinnung der Kaiserkrone aufzuschieben, sondern auch alles wieder in Frage stellte, was die letzten Kämpfe glücklich errungen hatten.

Hören wir hierüber den Bericht, welchen der zuverlässige Fortsetzer der Chronik des Regino*) giebt:

„Im Jahre der Menschwerdung Christi 951 wollte Otto nach Italien ziehen und rüstete sich mit vielen Vorbereitungen zu diesem Unternehmen, denn er gedachte, Adelheid, die Witwe des italischen Königs Lothar und Tochter König Rudolfs, von den Banden und der Haft, in der sie von Berengar gehalten wurde, zu befreien, sie zur Ehe zu nehmen und mit ihrer Hand zugleich das italische Reich zu gewinnen. Sein Sohn Liudolf kam aber seinem Vater mit den Alemannen zuvor, denn er hoffte durch eine tapfere That vor dessen Ankunft seine Gunst zu gewinnen. Doch er vollbrachte nichts von dem, was er erhofft, sondern beleidigte nur hierdurch seinen Vater, den er nicht von seinem Vorhaben in Kenntnis gesetzt hatte. So erwuchs ihm hieraus nur der Keim der ganzen folgenden Zwietracht und Empörung. Sein Oheim nämlich, Herzog Heinrich, neidete ihm seine Ehren und sein Glück und schickte darum aus Bayern über Trient Boten nach Italien voraus und wendete alle Herzen der Italiener, so viel er nur vermochte, derart von ihm ab, daß weder Burgen noch Städte, die späterhin selbst den Bäckern und Köchen des Herrschers offen standen, dem Sohne des Königs sich öffneten und sich ihm Hindernisse und Schwierigkeiten aller Art in den Weg stellten. Bald darauf zog der König in das italische Reich ein und machte sich mit Gottes Hilfe zum Herrn von ganz Italien**). Die Herrin Adelheid aber, die von Gott geliebte Königin, war unter Gottes Beistand und durch ihre eigene Klugheit aus dem Gefängnis entkommen. Mit dem Könige Otto wurde sie nun durch die Gnade Gottes in glücklichem Bunde vereinigt. Darauf kehrte Herzog Liudolf, entrüstet über die Behandlung, die, wie wir eben erzählt haben, ihm zu teil geworden war, ohne Vorwissen seines Vaters, begleitet von Erzbischof Friedrich, in die Heimat zurück.

Im Jahre der Menschwerdung Christi 952 überwinterte der König nach Vertreibung Berengars mit seinen Getreuen in Italien und feierte das Geburtsfest des Herrn in Pavia. Nachdem so die Angelegenheiten des Königreiches geordnet waren, kehrte er im Frühling in das Vaterland zurück, ließ aber den Herzog Konrad***) in Italien, um Berengar weiter zu verfolgen.

*) M.G. SS. I. p. 621. Gesch. d. d. Vorz. Heft 32.

**) Es ist Oberitalien gemeint.

***) Konrad von Lothringen, sein Schwiegersohn.

Unterdessen feierte Herzog Liudolf, nachdem er aus Italien heimgekehrt war, die Geburt des Herrn mit königlicher Pracht zu Salefeld*), wo der Erzbischof Friedrich und alle Großen des Reiches, die zugegen waren, von ihm zurückgehalten wurden. Dies Gelage erregte schon bei vielen Verdacht, und es ging das Gerücht, was man dort verhandelt habe, werde zur Zerstörung, nicht zum Heile dienen.

Herzog Konrad war zur Verfolgung Berengars zurückgeblieben. Auf seinen Rat kam Berengar freiwillig nach Sachsen und stellte sich dem Könige. Doch er erlangte nichts von dem, was er wünschte. Kaum wurden ihm Leben und Reich zugestanden**). So kehrte er auf Betreiben Herzog Heinrichs von Bayern unverrichteter Weise nach Italien zurück. Hierdurch aber wurde Herzog Konrad schwer gekränkt und fiel von der schuldigen Treue gegen den König ab. Da sind denn Erzbischof Friedrich und Herzog Konrad, die vordem Feinde waren, Freunde geworden. In demselben Jahre jedoch, in der Mitte des Monats August, wurde eine öffentliche Versammlung von Franken, Sachsen, Bayern, Alemannen und Langobarden in der Stadt Augsburg in der Provinz Rhätien gehalten, wo Berengar mit seinem Sohne Adalbert sich der königlichen Oberherrschaft in allen Dingen als Vassall ergab und Italien wiederum als Gnade und Geschenk zur Regierung erhielt. Nur die Marken von Verona und Aquileja***) wurden ausgenommen und Heinrich, dem Bruder König Ottos, übergeben . . .

Im Jahre der Menschwerdung Christi 953 feierte der König den Geburtstag des Herrn in Franconofurd†) . . . Da begannen auch schon die Feindseligkeiten und die im Verborgenen gegen ihn ersonnenen Anschläge an das Tageslicht zu kommen und begann ein jeder offen zur Schau zu tragen, was er bisher heimlich bedacht hatte. Denn als der König aus dem Elsaß und Inglenheim††) zurückkehrte, um das Osterfest zu feiern, da hatten sich sein Sohn Liudolf und Herzog Konrad mit einander verschworen, mit nichtswürdigen Anhängern, meist jungen Leuten aus Franken, Sachsen und Bayern sich verbunden und befestigten so viele feste Plätze

*) Saalfeld in Thüringen.

**) Konrad hatte ihm sein Reich verbürgt, falls er sich Otto stellte. In Magdeburg traf Berengar mit Otto zusammen, der sich schon König von Italien nannte, fand aber keine freundliche Aufnahme. Die Entscheidung über sein Schicksal wurde auf den Augsburger Tag verschoben.

***) D. h. überhaupt das alte Herzogtum Friaul nebst Istrien.

†) Zu Frankfurt, Weihnachten 952.

††) Ingelheim.

und Burgen, als sie konnten, für den bevorstehenden Aufstand*). Nichts mehr wurde jetzt im Geheimen betrieben, sondern offen erhob man die Fahne der Empörung."

Wir verlassen hier den Fortsetzer Reginos und kehren zu Widukinds Erzählung zurück. Derselbe**) fährt fort:

„Als der König das Land und die Burgen der Franken besuchte, drang das Gerücht zu seinen Ohren, daß sein Sohn und Schwiegersohn einen Anschlag gegen ihn rüsteten. Darum rief er den höchsten Bischof des Reiches zu sich, der nach gewohnter Weise vor dem Osterfeste mit Einsiedlern und Mönchen ein rauhes Leben in der Stille führte. Friedrich folgte seinem Rufe, nahm den König in der Stadt Mainz auf und bewirtete ihn einige Zeit. Liudolf und Konrad nahmen aber wahr, daß ihre frevelhaften Pläne dem Könige verraten worden seien. Im Einverständnis mit dem Erzbischof baten sie um die Erlaubnis, sich von der Beschuldigung reinigen zu dürfen. Sie wurde ihnen bewilligt. Wohl wurde offen Anklage gegen ihr frevelhaftes Unternehmen erhoben, aber der König befand sich in verzweifelter Lage und mußte darum in allen Stücken den Forderungen der Aufrührer nachgeben.

In Aachen gedachte er das Osterfest zu feiern, aber er erfuhr, daß keine Vorbereitungen hier getroffen worden seien, ihn würdig zu empfangen. Deshalb wandte er sich nach Sachsen. Hier richtete ihn der freudige und ehrenvolle Empfang bei seiner Mutter wieder auf, und in der Heimat fand er die königliche Würde wieder, die er in Franken beinahe verloren hatte. Denn durch die Nähe seiner Freunde und seines Volkes ermutigt, vernichtete er den Vertrag***), den er gezwungen, wie er bekannte, eingegangen war, und erließ an Liudolf und Konrad die Forderung, daß sie ihm die Urheber der frevelhaften Verschwörung auslieferten: wo nicht, hätten sie sich als Feinde des Reiches anzusehen. Erzbischof Friedrich verwandte sich zu Gunsten des abgeschlossenen Vertrages und mühte sich, die Rolle

*) Liudolf und Konrad fühlten sich dadurch gekränkt, daß allein Herzog Heinrich Vorteil von dem italienischen Feldzuge davongetragen hatte. Beide waren zugleich verletzt, Liudolf durch das Mißglücken seines Zuges nach Italien, Konrad durch die üble Behandlung, die sein Schützling Berengar in Magdeburg erfahren. Beide fühlten sich endlich durch das steigende Ansehen Heinrichs, der im Bunde mit der klugen Königin Adelheid war, bedroht, und zumal Liudolf fürchtete, daß er durch seine ehrgeizige Stiefmutter in seinem Erbrecht geschädigt werden könnte.

**) A. a. O. III. 13—41.

***) Welche Zugeständnisse Otto gezwungen den aufrührerischen Söhnen in Mainz hatte machen müssen, bleibt unklar.

des Vermittlers spielend, um Frieden und Eintracht. Das machte ihn dem König verdächtig und zog ihm die Verachtung aller Freunde und Ratgeber des Herrschers zu. Wir sind weit davon entfernt, über ihn ohne triftigen Grund ein Urteil auszusprechen. Was wir von ihm sicher wissen, daß er groß war im Gebet bei Tag und Nacht, groß im Almosengeben und vortrefflich durch das Wort der Predigt, das zu verschweigen haben wir nicht für recht gehalten. Im übrigen ist es Gott der Herr, der über Anklagen zu Gericht sitzt.

Als die Verhandlungen kein Ende nahmen, wurde eine allgemeine Versammlung des Volkes nach dem Orte Fridesleri*) berufen, damit man hier die Streitigkeiten beilege. Des Königs Bruder Heinrich war zugegen und erhob viele und schwere Beschuldigungen gegen den Erzbischof, und Friedrich wurde von dem Unwillen des Königs und fast des ganzen Volkes getroffen, denn nach den Anklagen des Herzogs hielt ihn jedermann für schuldig. Größere Strenge zeigte der König als sonst, war er doch gereizt durch die jüngste Kränkung, die er erlitten hatte. So kam es, daß er selbst hervorragende Männer, welche ihm einst teuer waren und ihm noch im Kampfe von Birthen ihre Treue bewiesen hatten, der Obhut seines Bruders überlieferte und mit Verbannung**) bestrafte, da sie die gegen sie erhobenen Anklagen nicht zu entkräften und sich vom Verdacht zu reinigen vermochten. Es waren Thüringer von Geschlecht und Grafen der Gewalt nach, Dadan und Willehelm mit Namen***). Diese Strafe verbreitete großen Schrecken unter vielen, die um den Frevel wußten. Darauf wurde die Versammlung aufgehoben und die Menge entlassen. Der König selbst begab sich in die östlichen Landschaften.

Sobald aber die Lothringer†) hörten, daß der König dem Herzog Konrad grolle, griffen sie zu den Waffen, denn schon lange haßten sie ihn, weil er wider ihren Willen des Herzogtums über sie waltete. Aber unerschrocken und voll Löwenmut erhob er seine Fahnen wider die ihrigen und erschlug eine unglaubliche Menge ihrer Streiter mit eigener Hand. Sein Waffengenosse Konrad, der Sohn Eberhards, fiel in der Schlacht, und das Blut des Freundes steigerte seine Wut, so daß er raste wie ein umstelltes Wild. Auf das wackerste stritt die Schar seiner

*) Fritzlar in Hessen. Die Versammlung fand im Mai 953 statt.

**) Sie wurden nach Bayern verbannt.

***) Dadan oder Dadi, Graf des Hassegaus, und Wilhelm, Graf Südthüringens.

†) An ihrer Spitze stand Graf Reginar Langhals von Hennegau, Neffe Herzog Giselberts.

tapferen Vasallen an seiner Seite, während immer neues Kriegsvolk dem feindlichen Heere zuströmte. So wurde vom Mittag bis zur Abenddämmerung gerungen, und erst die Nacht schied die feindlichen Streiter. Des Sieges aber konnte sich keiner rühmen.

Um die Zeit des ersten Juli brach der König mit seinem Heere auf, um mit den Waffen in der Hand seinen Sohn und den Eidam heimzusuchen. Die Burgen der Gegenpartei, welche an seinem Wege lagen, bezwang er durch Waffengewalt. Einige ergaben sich ihm freiwillig. So gelangte er nach Mainz, in dessen Mauern sich Liudolf mit seinem Heere geworfen hatte und wo er den Vater — traurig ist es zu sagen — gerüstet erwartete. Hier hob ein Krieg an, so unnatürlich und schrecklich, wie kein Bürgerkrieg noch sonst ein Unheil. Viele Belagerungsmaschinen wurden gegen die Mauern herangeführt, aber von den Bewohnern der Stadt zerstört oder durch Feuer vernichtet. Häufig entbrannte vor den Thoren der Kampf, aber selten wurde hier das Heer des Feindes gänzlich geworfen. Auf beiden Seiten bangte man um den Ausgang und verzögerte die Entscheidung, denn draußen fürchtete man den Beherrscher des Reiches, in der Stadt aber den Erben seiner Macht. Fast sechzig Tage lang währte die Belagerung. Dann fing man an über den Frieden zu verhandeln. Als Geisel wurde in die Stadt ein Vetter des Königs, Ekbert*), gesendet. So war einem jeden freier Weg ins Lager gewährleistet und konnte er sich von der Anklage reinigen und in Frieden den Hader gütlich beilegen. Liudolf und Konrad erschienen denn auch vor dem König; sie warfen sich zu seinen Füßen nieder und beteuerten, sie seien bereit, für ihr Vergehen jegliche Strafe zu erdulden: nur möchte ihren Freunden und Waffengenossen, die sich ihrer Treue anvertraut hätten, kein Übel widerfahren. Der König wußte nicht, wie er die Söhne mit der verdienten Strafe treffen könne, und forderte darum Herausgabe der Teilnehmer der Verschwörung. Jene aber hatten sich gegenseitig einen Treueid zugeschworen und waren gleichsam durch eine List des alten Feindes, des Teufels, unter einander verbunden. So weigerten sie denn hartnäckig die Auslieferung. Unterdessen herrscht im Lager freudige Erregung, und vom Lager aus verbreitet sich nach allen Seiten das Gerücht, niemals hätten die Söhne die Stadt verlassen, es sei denn, um auf alle Forderungen des Königs einzugehen. Doch umsonst war der Jubel. Trotzig

*) Ekbert und Wichmann der Jüngere waren Söhne der Schwester der Königin Mathilde.

lehnten sie sich wider die Gebote des Herrschers auf. Da fuhr aufgegebracht Herzog Heinrich gegen den jugendlichen Liudolf los: ‚Du brüstest dich, nichts gegen meinen Herrn und König unternommen zu haben, und siehe, alles Volk weiß, daß du die Hand nach der Krone ausgestreckt und das Land räuberisch überfallen hast! Wenn du gegen mich die Anklage auf ein Verbrechen erhebst, wenn ich strafbar erscheine, warum führst du dann deine Scharen nicht gegen mich? Erhebe doch die Waffen wider mich!‘ Und indem er einen Halm vom Boden aufnahm, setzte er hinzu: ‚Nicht so viel sollst du mir und meiner Macht entziehen. Aber warum bringst du durch deinen Trotz solches Weh über deinen Vater? Gegen die Allgewalt Gottes selbst versündigst du dich, da du gegen deinen Herrn und Vater dich auflehnst. Wenn du etwas weißt oder etwas vermagst, dann lasse deinen Zorn gegen mich aus; ich wahrlich lache deiner Wut.‘ Doch stumm blieb der Jüngling nach jenen Worten, und trotzdem er den König angehört hatte, kehrte er mit den Seinen zur Stadt zurück.“

Noch ehe Liudolf das Lager des Vaters verließ, trat sein Oheim Brun, welcher kurz vorher den erzbischöflichen Stuhl von Köln bestiegen hatte, zu ihm und redete, wie sein Biograph Ruotger*) berichtet, ihn also an:

„Du weißt nicht, edelster von allen Jünglingen, welche die Welt je trug, wie viel du dir und den Deinen nützen würdest, wenn du meinen Worten der Warnung dein Herz öffnetest. Du bist deines hochberühmten Vaters Sorge und unser Ruhm. Welche Hoffnung bleibt uns, wenn du unseren Bitten kein Gehör schenkst? Siehst du nicht, wie das ehrfurchtgebietende Haupt deines milden Vaters ergraut? Ihm Herzeleid zu bereiten, ihm Unruhe anzuthun, ziemt dir wahrlich nicht! Erinnerst du dich nicht der Liebe, mit der dein Vater jederzeit dir zugethan war von deiner Kindheit an? Glaube mir, du versündigst dich gegen Gott, wenn du den Vater nicht ehrst. Nein, entschuldige dich nicht. Ein Unrecht ist es, was du jetzt gegen seinen Willen wider dieses Reich thust. Anstatt mit deinen Freunden gehst du mit deinen Feinden über das zu Rate, was dir frommt. Sie aber suchen nicht deinen, sondern ihren Vorteil bei dir und kümmern sich wenig um dein Heil. Nach Worten messen sie alles, nicht nach der Wahrheit der Dinge. Siehe zu, daß sie

*) Ruotgeri vita Brunonis c. 18. M.G. SS. VI. p. 260. Gesch. d. d. Vorz. Heft 14.

nicht anstatt zu leiten, dich verleiten. Du warst die Freude und der Stolz deines Vaters, die Hoffnung und Lust des ganzen Reiches, wie konntest du allen ein Kummer werden? Höre endlich auf, Absalon zu sein, damit du Salomon sein kannst. Bedenke, wer dich so hoch gestellt, wer alle Fürsten des Reiches durch Eid an dich gekettet hat! Warum hat er solches gethan? Daß du mit Undank ihm lohnst und mit Verrat? Thöricht ist, wer dich also täuschen will. Fürchte seine täglichen Seufzer und seine Klagen und schrecke vor den Thränen deines Vaters zurück! Wahrlich, weniger Schmerz würde es ihm bereiten, wenn ihm das Reich von den Feinden entrissen würde, als von dir, für den er es hütet. Dein unschuldiges Herz ist durch das Gift der Schmeichelei bethört. Noch steht das Herz des Vaters dir offen, kein Falsch ist an ihm. Es trauert der Vater, daß der Sohn ihm durch den Haß Verworfener entfremdet worden ist, aber es wird Freude sein über seine Rückkehr, und wenn er auch ein wenig deinen Verführern grollt, so wird sich doch sein Zorn bald legen, sobald er dich, seine Lust, wieder in seine Arme schließen kann. Nicht ein Verbrechen, sondern einen Irrtum wird er ihre That nennen, wenn er fühlt, daß du ihm zurückgegeben bist, den er mehr liebt als sich selbst."

Vergeblich verhallten die Worte Bruns. Voll Ingrimm und Bitterkeit im Herzen, kehrte der leidenschaftliche Jüngling zu seinen Genossen zurück.

Hören wir Widukind weiter:

„Des Königs Vetter Ekbert, welcher als Geisel in die Stadt geschickt worden war, ließ sich durch bösen Rat verleiten und dem König abwendig machen, denn schon vorher zürnte er ihm, weil man ihn beschuldigte, einen Kampf, in welchem er ein Auge verloren hatte, unvorsichtig begonnen zu haben.

Während der nächsten Nacht verließen die Bayern, welche mit dem Bruder des Königs gekommen waren, ihren Herzog und gingen zu Liudolf über. Liudolf selbst zog mit ihnen von dannen und nahm die königliche Stadt Rainesburg*) mit den übrigen Festen des Landes ein, verteilte den ganzen Schatz des Herzogs unter seine Vasallen und zwang seines Oheims Weib mit ihren Söhnen und Freunden, nicht nur aus der Stadt sondern auch aus dem Lande zu weichen. Solches alles aber, glauben wir, hat Gott zugelassen, damit der, welchen er als erhabenen Herrscher

*) Regensburg an der Donau in Bayern.

über viele Völker und Stämme zu setzen gedachte, lerne, wie wenig er durch sich und wie viel er mit Gottes Beistand vermöge.

Es waren aber Arnulf und seine Brüder, welche solchen Anschlag gegen Heinrich ersonnen hatten und zwar deshalb, weil Heinrch in die Herrschaft ihres Vaters eingesetzt, Arnulf selbst aber der Ehre, die sein Vater genossen, beraubt worden war*). Dann aber war auch das Heer der langen Kriegszüge müde. Es verlangte die Entlassung und erhielt sie, während der König, nur noch von wenigen begleitet, dem Sohn nach Bayern folgte ... Zur Zeit, da noch der König vor Mainz im Felde lag, stand Hermann dem Herzogtume Sachsen vor. Da nun von Sachsen aus ein neues Heer zur Ergänzung des alten abgesandt werden sollte, wurden Thiadrich und Wichmann mit der Führung beauftragt. Als diese beiden auf fränkisches Gebiet kamen, wurden sie plötzlich von Liudolf und Herzog Konrad umringt und gezwungen, sich in eine verlassene Burg zu werfen. Auch diese versuchten die Empörer zu erstürmen. Dabei büßte aber der Bannerträger durch den Wurf eines Rades vor dem Thore seinen Arm ein. Darauf ließ man vom Kampfe ab und schloß einen Waffenstillstand von drei Tagen. Während dieser Frist sollte es jedem freistehen, nach Sachsen zurückzukehren. Liudolf versuchte hierbei den Thiadrich durch große Versprechungen zum Treubruch zu bewegen. Doch vergebens. Aber Wichmann ließ sich gewinnen und begann fortan gegen seinen Oheim**) Anschuldigungen zu erheben und ihn einen Räuber seines väterlichen Erbteiles und einen Dieb seiner Habe zu heißen. Hermann wußte wohl um den Anschlag; mit welcher Weisheit und Klugheit er aber gegen seine Verwandten und offenbaren Feinde auf der Hut war, ist schwer zu sagen. Mit Wichmann schloß Ekbert einen Bund. Gleichen Sinnes erhoben sich beide gegen den Herzog und gaben ihm keine Zeit zur Ruhe. Jener aber wußte durch Edelmut und kluge Gelassenheit den Haß der Jünglinge zu brechen und verhütete es, daß in Abwesenheit des Königs in Sachsen ein gefährlicher Aufstand losbrach.

Unterdessen ließen sich die Bayern durch die unerwartete Ankunft des Königs nicht zum Frieden bestimmen, ergriffen jedoch auch nicht offen die Waffen, sondern schlossen sich in ihre Städte ein und brachten dadurch dem königlichen Heere große Anstrengungen, ihrem Lande aber Verwüstung. Denn da die Unterdrückung des Aufruhrs keinen Fortgang

*) Es ist dies der Pfalzgraf Arnulf. Vgl. S. 225.

**) Hermann Billing.

nahm, ließ das Heer keine Schonung walten, sondern suchte alles mit Verheerung heim.

Der Erzbischof von Mainz hatte während dieser Zeit, wie er selbst sagte, aus Furcht vor dem König, sein bischöfliches Amt niedergelegt. Er hatte sich in die Einsamkeit zurückgezogen, um fortan mit den Einsiedlern zusammen zu leben. In Bayern zeigten sich die Bischöfe von schwankender Treue, denn sie nahmen an dem Zwiespalt teil. Es begünstigten die einen den König, während die anderen den Gegnern beistanden, denn der Abfall vom Herrscher war mit Gefahr verknüpft und wieder drohte auch seinen Anhängern Verderben.

Drei Monate lang hatte der König nach seinem Rückzug von Mainz in jenen Gegenden geweilt, ohne zum Ziele zu gelangen. Endlich brach er im Anfang Januar*) auf und kehrte, nachdem er zwei hervorragende und hochgestellte Männer, Immed und Mainwerk, eingebüßt hatte, von denen der eine vor Mainz, der andere auf dem Zuge nach Bayern durch einen Pfeilschuß sein Leben verlor, in das Sachsenland zurück.

Als nun Hermann und seine Neffen ihren Streit vor den König brachten, waren alle Gerechten voll Lobes über des Herzogs Verhalten und sprachen sich für die Bestrafung der Jünglinge aus. Aber der König schonte sie liebevollen Sinnes und befahl allein, Wichmann in ritterlicher Haft am königlichen Hofe zu halten.

Unterdessen drang die Kunde zu ihm, daß die Ungarn in Bayern eingefallen wären, sich mit seinen Gegnern verbunden hätten und sich zu offener Feldschlacht gegen ihn anschickten. Aber unerschütterlich blieb der König in solcher Gefahr und vergaß niemals, daß er ein Herr und König von Gottes Gnaden sei. Rasch sammelte er um sich ein großes Heer und zog den wilden Feinden entgegen. Jene wichen ihm jedoch aus und durchstreiften unter Führern, welche sie von Liudolf erhalten hatten, ganz Franken und richteten hier eine grauenvolle Verheerung an. Zuerst plünderten sie ihre eigenen Freunde, so einen Gegner des Königs, namens Ernst, dem sie mehr als ein Tausend seiner Hörigen hinwegtrieben, dann hausten sie unter den andern mit solcher Grausamkeit, daß es schmerzlich ist, davon zu erzählen. Am Sonntag**) vor dem Osterfest wurden sie in Worms öffentlich bewirtet und mit Gold und Silber reich

*) Im Jahre 954.
**) Am 19. März 954.

beschenkt. Von dort zogen sie nach Gallien*) und kehrten darauf auf einem anderen Wege in ihre Heimat zurück.

Durch den Bürgerkrieg wie durch den Ungarneinfall waren die Bayern tief gebeugt worden, und kaum hatten sich die Ungarn zur Umkehr gewandt, als auch schon ein neuer Angriff des königlichen Heeres erfolgte. In solcher Not waren sie gezwungen, an den Frieden zu denken und in Verhandlung mit dem König zu treten. Ein Waffenstillstand wurde ihnen bis zum 16. Juni bewilligt. An diesem Tage sollten sie sich in Cinna**) stellen, um sich zu rechtfertigen und Bescheid zu empfangen.

Als nun an dem verabredeten Orte die Versammlung des Volkes zusammengetreten war, sprach der König also: ‚Ertragen könnte ich es, wäre der Grimm meines Sohnes und der Haß der anderen, die sich wider mich erhoben haben, mein Kummer allein und stürzte nicht das ganze christliche Volk ins Verderben. Es ließe sich verschmerzen, daß sie wie Räuber in meine Städte gefallen sind und mir meine Länder entreißen, aber sie sättigen ihren Haß mit dem Blute meiner Anverwandten und meiner teuersten Gefährten. Sehet, meiner Söhne beraubt, sitze ich auf dem Thron und muß es ertragen, daß mein eigen Kind mein bitterster Feind ist, und der***), den ich am meisten geliebt und aus geringer Stellung zu den höchsten Stufen der Ehre erhoben habe, die Hand meines einzigen Sohnes wider mich bewaffnet hat. Und doch, wie schwer dies auch alles sein mag, erträglich würde es mich dünken, wären nicht noch Gottes und der Menschen Feinde, die Ungarn, durch diesen Hader ins Land gerufen worden. Mein Reich haben sie zur Wüste gemacht, mein Volk in die Gefangenschaft geführt oder erschlagen, meine Burgen zerstört, die Kirchen eingeäschert und die Priester getötet. Noch triefen vom Blute die Wege, indessen mit dem Gold und Silber beladen, das ich einst meinem Sohn und Eidam schenkte, die Feinde Christi in ihre Wohnsitze zurückkehren. Giebt es ein größeres Verbrechen, kann eine größere Treulosigkeit erdacht werden!‘ Nach diesen Worten schwieg der König. Heinrich stimmte der Meinung des Herrschers bei und setzte noch hinzu, daß die zweimal in offener Feldschlacht besiegten Feinde in böswilliger und schändlicher Absicht ins Land geführt worden seien und ihnen dadurch wieder der Weg, Schaden zu stiften, gezeigt werde. Lieber würde er jegliches

*) Konrad hatte mit ihnen einen Vertrag geschlossen und sie gegen die Besitzungen seiner Gegner, Erzbischof Brun und Reginar Langhals, geführt.

**) Langen-Zenn bei Nürnberg.

***) Herzog Konrad von Lothringen.

Unglück und Ungemach willig erdulden, als daß er den gemeinsamen Feind aller je zum Genossen annähme. Als er solches gesagt hatte, trat Liudolf vor und sprach: ‚Die Ungarn, die gegen mich ins Feld geführt waren, habe ich um den Preis des Geldes gewonnen, damit sie weder mir noch meinen Unterthanen Schaden zufügen. Erscheine ich deshalb schuldig, so sollte doch alles Volk beherzigen, daß ich nicht freiwillig, sondern nur durch die größte Not gezwungen, solches gethan habe.‘ Darauf stellte sich Erzbischof Friedrich, um sich gegen die erhobenen Anklagen zu rechtfertigen. Er versprach, mit jedem Schwure, den ihm der König auferlegen würde, zu erhärten, daß er niemals Widriges gegen den König im Schilde geführt, gewollt oder gethan habe. Nur weil er den Zorn des Königs gefürchtet habe, sei er von ihm gewichen. Er habe aber gefühlt, daß er, obgleich unschuldig, der Wucht schwerer Anklagen erliegend, bei ihm in Ungnade gefallen sei. Er sei bereit, mit jedem Schwure fortan seine Treue zu verbürgen. Darauf gab der König zur Antwort: ‚Ich verlange von euch keinen Schwur, nur sollt ihr mein Streben nach Frieden und Eintracht nach allen euren Kräften unterstützen.‘ Der Erzbischof leistete diese Zusage und wurde darauf in Frieden und in Gnaden entlassen.

Es suchten hierauf der Erzbischof und Herzog Konrad den Liudolf zu bewegen, sich dem Vater zu unterwerfen und sich seinem Urteil zu fügen. Als jeder Versuch scheiterte, verließen sie ihn und verbanden sich wieder Gott und dem Könige.

Noch in der nächsten Nacht ging Liudolf mit seinem Gefolge von dem Könige hinweg und besetzte mit seinem Heere Rainesburg. Der König folgte ihm. Auf dem Marsche kam er nach der Burg Horsadal*), welche er belagerte. Hier kam es zur Schlacht, und einen härteren Kampf um eine Feste hat wohl niemals jemand gesehen. Viele wurden auf beiden Seiten erschlagen, noch mehr verwundet. Erst die Schatten der Nacht trennten die Streitenden. Mit dem Morgenrot zog das gelichtete Heer weiter, denn es schien nicht gut, länger hier zu verweilen, da man zur Hauptentscheidung anderswohin zog. Drei Tage lang währte der Marsch von hier bis nach Rainesburg. Hier wurden Lager aufgeschlagen und mit Befestigungen geschützt. Darauf begann man die Belagerung der Stadt mit großem Eifer zu betreiben. Da die Menge der Verteidiger es nicht gestattete, daß man die Belagerungswerkzeuge nahe an die Stadtmauern heranführte, kam es wiederholt zu heißen Kämpfen

*) Roßstall am rechten Ufer der Bibart.

vor der Umwallung. So zog sich die Belagerung eine Zeit lang hin. Zuletzt aber sahen sich die Eingeschlossenen gezwungen, eine kriegerische That zu unternehmen, denn es schien ihnen schwieriger, die drohende Hungersnot zu ertragen, als in tapferem Kampfe den Heldentod zu sterben. Deshalb beschlossen sie, daß die Reiter zum westlichen Thore hinaus einen Ausfall machen sollten, als wenn sie das feindliche Lager anzugreifen gedächten. Die anderen Krieger erhielten den Auftrag, unterdessen Schiffe zu besteigen und während des Reiterkampfes von dem bei der Stadt vorüberfließenden Strome aus sich in das von Bewaffneten entblößte feindliche Lager zu werfen. Auf ein Zeichen mit der Glocke sammelten sich die Bewohner der Stadt, um den beschlossenen Handstreich auszuführen, aber im Lager Ottos war das Zeichen wohl bekannt, und darum hatte man hier nicht minder eifrig sich für den Kampf vorgesehen. Nun verzögerte sich noch der Ausfall der Reiterei und entfernte sich die Flotte allzuweit von der Stadt. Die Krieger sprangen aus den Schiffen heraus und stürmten gegen das Lager vor. Hier aber stießen sie auf Bewaffnete. Erschreckt dachten sie nur an Flucht und wurden, von allen Seiten umzingelt, niedergehauen. Andere suchten flüchtig die Schiffe zu erreichen, verfehlten aber, von Furcht betäubt, den rechten Weg und fanden in den Wellen den Tod, andere wieder drängten sich in zu großer Zahl in die Schiffe und versanken mit ihnen. So gelang es nur einer geringen Menge, sich zu retten. Den bayrischen Reitern wurde inzwischen von den Reitern des Königs hart zugesetzt. Besiegt, wurden sie zuletzt mit vielen Verwundeten in ihren Reihen in die Stadt zurückgeworfen. Als Sieger kehrten die Krieger des Königs in ihr Lager heim; nur einen ihrer Gefährten, der vor den Thoren von einer tödlichen Wunde getroffen worden war, hatten sie zu beklagen. Seinen Leichnam führten sie mit sich. Überdies geriet noch alles Schlachtvieh der Stadt, welches auf eine Wiese zwischen Rain*) und Donau getrieben worden war, in die Hände des Herzogs Heinrich, der es unter die Genossen verteilte. Nun begannen die Bewohner der Stadt, durch die häufigen Kämpfe geschwächt, auch noch von Hungersnot gepeinigt zu werden.

Da kam Liudolf mit den angesehensten Männern seines Anhanges aus der Stadt heraus. Er bat um Frieden, aber er erlangte ihn nicht, denn noch wollte er sich dem Vater nicht unterwerfen. Er kehrte heim und machte noch einen Angriff auf Gero, der vor dem östlichen Thore

*) Der Regen.

lag und durch so viele Siege, als er Schlachten geschlagen, sich einen ruhmvollen Namen erworben hatte. Von der dritten bis zur neunten Stunde tobte der Kampf. Damals stürzte Pfalzgraf Arnulf mit seinem Rosse vor dem Stadtthore, wurde seiner Wehr beraubt und hauchte sogleich, von Geschossen durchbohrt, sein Leben aus. Erst nach zwei Tagen wurde sein Tod durch ein Weib, welches der Hunger aus der Stadt trieb, bekannt. Bis dahin hatte man nicht gewußt, was aus ihm geworden war. Der Tod des Pfalzgrafen lähmte den Mut der Städter. Wieder begannen sie wegen der Übergabe zu verhandeln.

Nochmals verließ daher Liudolf mit seinen Genossen auf Verwendung der Fürsten die Stadt, nachdem er einen und einen halben Monat lang umschlossen gehalten worden war; er erhielt Waffenstillstand bis zu einem bestimmten Tag, an welchem über die Streitfragen verhandelt werden sollte*). Als Ort der Zusammenkunft wurde Fridesleri festgesetzt. Darauf kehrte der König nach Sachsen heim. Heinrich aber besetzte die Neustadt**), während fast ganz Rainesburg in der nächsten Nacht durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt wurde***).

Als nun der König um des Weidwerks willen an einem Orte, namens Suveldun†), verweilte, warf sich der Sohn vor dem Vater mit entblößten Füßen nieder, von tiefer Reue ergriffen. Durch flehentliche Worte entlockte er den Augen des Vaters und aller übrigen Thränen. Mit väterlicher Liebe nahm der König ihn wieder zu Gnaden an. Liudolf aber gelobte, er wolle in allem sich fügen und in alles sich schicken, was des Vaters Wille über ihn verhänge.

Unterdessen traf die Nachricht ein, daß Erzbischof Friedrich schwer erkrankt und dem Tode nahe sei. Darum mußte der Tag, an welchem der König Gericht halten wollte, auf eine spätere Zeit verschoben werden. Das Ende des Erzbischofs soll, wie diejenigen bezeugen, welche zugegen waren, löblich gewesen sein††). Nach seinem Tode fand eine allgemeine

*) Im Oktober 954.

**) Auf dem linken Donauufer.

***) Ein anderer Schriftsteller, Gerhard, der Biograph Ulrichs von Augsburg, (Vita S. Oudalrici c. 12) erzählt, daß nach dem Waffenstillstand in Regensburg Otto noch nach Schwaben gezogen sei und Vater und Sohn sich bei Illertissen an der Iller nochmals gerüstet einander gegenüber gestanden hätten. Hier sei es dann auf Betreiben der Bischöfe Ulrich von Augsburg und Hartbert von Chur zu einem Vergleich gekommen.

†) Vermutlich Saufeld bei Berka an der Ilm.

††) Er starb am 25. Oktober 954.

Versammlung des Volkes statt*). Erst jetzt, nach ein und einem halben Jahre, fiel die Stadt Mainz dem König zu, mit ihr ganz Franken. Sohn und Eidam wurden wieder zu Gnaden aufgenommen und haben bis zu ihrem Ende die Treue gewahrt ... Das nächste Osterfest feierte der König mit seinem Bruder. Dann führte er sein Heer wider Rainesburg und bedrängte die Stadt heftig mit Waffengewalt und Belagerungsmaschinen. Der Hilfe der Sachsen beraubt und vom Hunger gequält, zogen die Städter zu den Thoren hinaus und gaben sich und die Stadt in des Königs Hand. Dieser bestrafte die Urheber des Aufruhrs mit Verbannung; der übrigen Menge gewährte er Schonung. Ruhmreich kehrte er nach errungenem Siege in seine Heimat zurück. Ganz Bayern aber gab er wieder an seinen Bruder Heinrich."

Damit war der Bürgerkrieg beendet. Wohl behielten Konrad und Liudolf ihre großen Eigengüter, aber ihre Reichslehen wurden ihnen entzogen. Lothringen wurde an Erzbischof Brun, Schwaben an Herzog Burchard gegeben, der vermutlich ein Sohn des 926 verstorbenen Herzogs Burchard von Schwaben, also ein Bruder der burgundischen Königin Bertha und Oheim Adelheids war und jetzt noch durch die Hand der ihm vermählten Tochter Heinrichs von Bayern, der willenskräftigen Hedwig, enger an das Interesse des ottonischen Hauses gekettet wurde.

Persönliche Beweggründe hatten den Kampf hervorgerufen. Liudolf hatte sich durch den Einfluß seines Oheims Heinrich zurückgesetzt gefühlt, und die Macht seiner schönen und ehrgeizigen Stiefmutter, die mit Heinrich in nahe freundschaftliche Verbindung trat, bedrohte ihn, wie er fürchten mußte, mit dem Verlust seiner Erbansprüche auf des Vaters Reich. Herzog Konrad war durch die harte Behandlung König Berengars beleidigt worden. Auch er grollte dem vielbedeutenden Bayernherzog. Beide, Sohn und Eidam, verbanden sich in leidenschaftlichem, die Stimme des Blutes übertönendem Haß zu frevelhaftem Aufruhr und erhoben die Waffen gegen den Herrscher, dem sie unter allen am teuersten gewesen waren. Aber mit den persönlichen Beweggründen vereinten sich doch auch allgemeine. Noch konnten die Bayern ihre verlorene Selbständigkeit und das alte herzogliche Haus der Arnulfinger nicht vergessen. Noch lebte in allen Herzogtümern ein starker, trotziger Adel und eine ehrgeizige Geistlichkeit, welche sich gegen das mächtig emporstrebende Königtum und gegen den kraftvollen Einheitsstaat auflehnten.

Indem Otto auch diesmal den Sieg errang, brach nicht nur der

*) Am 17. Dez. in Arnstadt.

Vater den leidenschaftlichen Trotz der unbotmäßigen Söhne, welche seines Herzens sich beraubt fühlten, sondern triumphierte auch der König über die Selbständigkeitsgelüste der Großen und der sich immer wieder regenden Sondergewalten.

6. Die Schlacht auf dem Lechfelde.

Der Waffenlärm des Bürgerkrieges war eben verstummt, und schon wieder erhob sich eine neue furchtbare Gefahr gegen Ottos Reich. In gewaltigen Scharen waren die Ungarn ins Land eingebrochen, schrecklicher denn je hausend und entsetzliche Greuel verübend. Schon einmal, auf die Nachricht von Heinrichs Tod, hatten die Ungarn es wieder gewagt, Ottos Gebiet heimzusuchen, und waren, von der Zerrüttung des Reiches Vorteil ziehend, in Sachsen und Thüringen eingebrochen. Aber mit leichter Mühe hatte man damals die Plünderer besiegt und verscheucht. Größere Not erwuchs jetzt dem König, wo der allgemeine Aufruhr sich kaum gelegt hatte, aber rasch entschlossen bot der König auch dieser neuen Gefahr die Stirn.

Wie Otto unverweilt gegen die Ungarn zog und sie auf dem Lechfeld bei Augsburg überwand, soll uns Widukinds Geschichtswerk*) erzählen:

„Kaum war Otto im Anfange des Juli nach Sachsen zurückgekehrt, so erschienen Gesandte der Ungarn vor ihm, scheinbar, als wollten sie ihn um der Herstellung des alten Friedens willen besuchen und die Ergebenheit ihres Volkes bezeigen, in der That aber, wie einige glaubten, um den Erfolg des Bürgerkrieges zu erkunden. Der König behielt sie einige Tage an seinem Hofe und ließ sie dann beschenkt in Frieden von dannen ziehen. Da kamen auch schon Boten von seinem Bruder, dem Herzog von Bayern, und brachten die Kunde: ‚Siehe, die Ungarn überfluten mit ihren Horden deines Reiches Grenzen und wollen mit dir einen Strauß bestehen.‘ Sobald der König dies hörte, brach er sogleich, als hätte er in dem eben geendeten Kampfe keine Mühe erduldet, auf und zog wider den Feind. Nur wenige Sachsen nahm er mit sich, weil ein neuer Krieg mit den Slaven drohte.“

Wir unterbrechen hier Widukinds Erzählung und schalten einen Abschnitt aus Gerhards Leben des heiligen Udalrich oder Ulrich, Bischofs von Augsburg, ein, aus welchem wir zuverlässige Kunde über die der Schlacht auf dem Lechfelde unmittelbar vorausgehenden Ereignisse erhalten.

*) A. a. O. III. 44—49.

Gerhard*) erzählt:

„Das Heer der Ungarn lagerte sich vor der Stadt Augsburg, welche, damals nur von niederen, durch keine Türme bewehrten Mauern umgeben, nur durch sich selbst fest war. Aber der heilige Bischof hatte innerhalb der Umwallung eine große Menge der besten Krieger um sich gesammelt, deren Gewandtheit und Kühnheit mit Gottes Hilfe die Stadt wacker schirmten. Sobald diese das Heer der Ungarn heranrücken und zur Belagerung die Stadt einschließen sahen, verlangten sie sogleich, den Feinden entgegengeführt zu werden, aber der Bischof versagte ihnen ihre Bitte und gab ihnen den Befehl, das Thor, bei welchem der Zutritt in die Stadt am leichtesten war, tapfer besetzt zu halten. Es lag dies Thor auf der östlichen Seite**) da, wo man zum Wasser geht, und war von einer dichtgedrängten Schar Ungarn im Kampfe schon soweit erobert worden, daß sie wohl glauben konnten, es sei ihnen möglich, sogleich in die Stadt einzudringen. Die Mannen des Bischofs stritten nun mit großer Tapferkeit vor dem Thore und leisteten den Gegnern Widerstand, bis einer von den Ungarn, welcher seine Genossen im Kampfe führte und durch seine Führung und sein Beispiel in jenem Augenblick große Zuversicht auf den Sieg erweckte, erschlagen vom Rosse sank. Sobald ihn die übrigen tot am Boden sahen, befiel sie Schrecken. Unter Klagegeheul ergriffen sie den Leichnam und kehrten zum Lager zurück. Während dieser Schlacht saß der Bischof auf einem Rosse, angethan mit der Stola, aber nicht mit Schild oder Panzer oder Helm bewehrt, und obgleich Geschosse und Steine von allen Seiten um ihn her durch die Luft schwirrten, so blieb er doch unverletzt und unberührt.

Nach dem Kampfe kehrte der Bischof zurück und durchwandelte die Stadt. In gleicher Entfernung von einander befahl er im Umkreise der Stadt Bollwerke zu errichten und die ganze Nacht hindurch daran zu bauen, auch hieß er die Umwallung, so weit es die Zeit gestattete, erneuern. Er selbst aber durchwachte die ganze Nacht im Gebet und rief die heiligen Frauen, welche sich in der Stadt zusammengeschart hatten, zu sich und wies sie an, daß die einen, mit Kreuzen und in inbrünstigem Gebet zum Herrn rufend, durch die Stadt zögen, die andern aber auf den Knieen das Erbarmen der heiligen Gottesmutter Maria zum Schutze des Volkes und zur Befreiung der Stadt mit Eifer anflehten.

*) Gerhardi vita S. Oudalrici episcopi. M.G. SS. c. 12. IV, p. 401.

**) Das Barfüßerthor.

Der Bischof selbst überließ eine kurze Zeit der Nacht vor der Morgenhora seinen Leib der Erquickung des Schlummers, und als das Morgengebet geendet war und die erste Morgenröte sich zeigte, konnte er Gott das heilige Meßopfer darbringen.

Nach Vollendung des heiligen Amtes stärkte er alle mit heiliger Wegzehrung und ermahnte sie mit freundlichem Zuspruch, im rechten Glauben auszuharren und alle ihre Hoffnung auf den Herrn zu setzen. Er verkündete ihnen jeglichen Trost, stärkte ihr Gottvertrauen und rief ihnen die Worte des Psalmisten David*) zu: ‚Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab tröstet mich.‘ Als nun nach den ermunternden Worten des Bischofs der Glanz der strahlenden Sonne die Gefilde der Erde beleuchtete, drang das Heer der Ungarn in unzähliger Menge von allen Seiten heran, bereit, die Stadt zu erstürmen, und führte mit sich allerhand Werkzeuge, um die Mauern zu zertrümmern. Als sie jedoch alle kampfbereit fanden und die Verteidigungswerke der Stadt voll von Verteidigern sahen, schraken sie zurück. Vergeblich bedrohten einige Anführer die Zagenden mit Peitschenhieben und suchten sie zum Kampfe vorzutreiben. Im Angesicht so vieler Verteidiger wagten die Ungarn, von Gott geschreckt, nicht, die Mauern anzugreifen. Während man aber in der Stadt und draußen sich zum Kampfe rüstete, kam Berthold, Arnulfs Sohn, von der Feste Risinesburc **) zum König der Ungarn und meldete ihm die Ankunft des ruhmreichen Königs Otto. Auf diese Nachricht hin befahl jener sogleich, durch ein Trompetensignal das ganze Heer zusammenzurufen. Alsbald gab das ganze Heer den Kampf um die Stadt auf und eilte, sich um den König zu scharen. So ließ dieser, nachdem er mit den Seinen Kriegsrat gehalten hatte, mit Gottes Hilfe von dem Kampfe um die Stadt ab und begann dem ruhmreichen König Otto entgegenzuziehen, in der Hoffnung, daß er nach der Besiegung des Gegners als Sieger zurückkehren und die Stadt wie das ganze Reich ohne Hindernis in seine Gewalt bringen könne. Graf Dietbald aber, des Bischofs Bruder, verließ während der Nacht mit den übrigen Mannen, welche darinnen waren, die Stadt und stieß zum Heere König Ottos.“

Widukind erzählt weiter:

*) Psalm 23, 4.

**) Reisersburg bei Günzburg an der Donau. Berthold der Schyre, der Sohn des Pfalzgrafen Arnulf, ein heimatloser, seiner Güter beraubter Verbannter, wurde zum Verräter seines Volkes.

„In der Nähe der Stadt Augsburg*) schlug Otto ein Lager auf. Hier traf der Heerbann der Franken und Bayern bei ihm ein. Auch Herzog Konrad kam mit starker Kriegsmacht ins Lager, und seine Ankunft hob so den Mut der Reisigen, daß sie nicht länger den Streit zu verschieben begehrten, denn Konrad war von Natur kühnen Mutes, und was bei verwegenen Kriegern selten ist, auch trefflich im Rat, im Kampfe zu Roß und zu Fuß ein unwiderstehlicher Streiter und seinen Genossen im Kriege und im Frieden gleich teuer. Bald brachten herumschweifende Scharen die Nachricht, daß beide Heere nicht weit mehr von einander entfernt seien. Darum wurde ein Fasten im Lager angesagt und befohlen, daß alle für den nächsten Tag zum Kampfe bereit sein sollten.

Als nun das Zwielicht des anderen Tages**) dämmerte, rüsteten sich die Krieger, gelobten einander Frieden, und nachdem sie erst ihrem Führer und dann sich unter einander Beistand zugeschworen, erhoben sie die Fahnen und zogen aus dem Lager, acht Züge an der Zahl. Über unebenen, beschwerlichen Boden rückte das Heer vor, wo die Feinde nicht Gelegenheit hatten, es durch eine Wolke von Geschossen in Verwirrung zu bringen, deren sie sich trefflich zu bedienen wissen, denn Buschwerk deckte hier den Vormarsch. Den ersten, zweiten und dritten Zug bildeten die Bayern, welchen die Befehlshaber Herzog Heinrichs führten. Er selbst mußte entfernt vom Kampfe bleiben, denn eine Krankheit fesselte ihn an das Siechbett, welcher er später***) erlag. Den vierten Zug bildeten die Franken, deren Leiter und Führer Herzog Konrad war. Im fünften, dem zahlreichsten, welcher auch der königliche genannt wurde, befand sich der Herrscher selbst, umgeben von einer Schar kühner Jünglinge, der Auswahl der Tapfersten aus dem ganzen Heere. Vor ihm her aber flatterte die Fahne, geziert mit dem Bilde des heiligen Erzengels†), der noch nie der Sieg gefehlt hatte, und gedeckt durch eine dichte Schar. Der sechste und siebente Zug waren die Schwaben unter ihrem Herzog Burchard, der die Tochter††) von des Königs Bruder zur Ehe hatte.

*) Die Schlacht fand auf dem linken Lechufer im Norden oder Nordwesten von Augsburg statt. Heute wird als Lechfeld nur das im Süden der Stadt Augsburg zwischen Lech und Wertach liegende Dreieck bezeichnet.

**) Am 10. August 955, dem Laurentiustag. Der König legte für sich das Gelübde ab, dem h. Laurentius, wenn Christus durch seine Fürbitte ihm den Sieg verleihen wolle, zu Ehren in Merseburg ein Bistum zu stiften.

***) Am 1. Nov. 955.

†) Michael.

††) Hedwig, Tochter von Ottos Bruder Heinrich.

Den achten Zug bildeten tausend auserlesene böhmische Streiter, besser mit Waffen als mit Glück gewappnet. Bei ihm befand sich alles Gepäck und der ganze Troß, weil man die Nachhut für den sichersten Platz hielt. Aber anders kam die Sache, als man erwartet hatte, denn die Ungarn hatten ohne Zögern den Lech durchschwommen und das Heer umgangen. Hier begannen sie den Nachtrab mit einem Pfeilregen zu überschütten, darauf erhoben sie ein fürchterliches Geheul und stürmten zum Angriff vor. Mancher sank in seinem Blute nieder, mancher geriet in Gefangenschaft, das ganze Gepäck fiel in die Hände der Feinde, und wer das Leben behielt, suchte Rettung in der Flucht. In ähnlicher Weise warfen sich die Ungarn auf den siebenten und sechsten Heerhaufen, und auch diese wurden zerstreut und flohen. Sobald der König sah, daß die Schlacht vor seinem Angesicht anhebe und in seinem Rücken der Nachtrab in Gefahr gerate, entsandte er den Herzog Konrad mit dem vierten Heerhaufen. Der aber befreite die Gefangenen, jagte dem Feinde die Beute ab und trieb die plündernden feindlichen Scharen in wilder Flucht auseinander. Nachdem er die Gegner allenthalben geworfen hatte, kehrte er mit siegreich wehenden Fahnen zum Könige zurück, und wunderbar, während seine alterprobten und an Siegesruhm gewöhnten Krieger gezagt hatten, hatte er mit der jungen Mannschaft, die des Kampfes fast unkundig war, einen glänzenden Sieg davon getragen. . .

Jetzt erkannte der König, daß er die ganze Wucht des Kampfes mit der ihm gegenüberstehenden Hauptmacht zu bestehen habe. Darum wandte er sich an seine Waffengefährten und feuerte sie mit folgenden Worten an: ‚Daß es jetzt gilt, in solcher Gefahr Kraft und Ausdauer zu beweisen, seht ihr selbst, meine Krieger, denn nicht fern von euch steht der Feind und mit den Augen vermöcht ihr ihn zu erreichen. Bisher habe ich noch immer durch eure tapfre Hand und durch euer unwiderstehliches Schwert in der Fremde, jenseits der Grenzen unseres Reiches den Sieg errungen, und nun sollte ich im eigenen Lande den Rücken wenden! An Menge, ich weiß es wohl, übertreffen uns die Feinde, nicht aber an Tapferkeit und Rüstung, denn sie entbehren, wie euch bekannt ist, zum größten Teil jeglicher Wehr, und was für uns der größte Trost: die Hilfe Gottes ist nicht mit ihnen. Jenen dient allein rücksichtslose Verwegenheit zur Stärke, uns aber schützt die Hoffnung auf Gott und seinen Beistand. Schmach müßte uns treffen, wollten wir, die Herrn fast ganz Europas, unser Reich den Feinden zu Lehen geben. Nein, besser wäre es, meine Krieger, wenn unser Ende nahe ist, im Streit ruhmvoll zu

sterben, als unter dem Joch der Feinde ein Sklavenleben zu führen oder gar wie böse Tiere durch den Strick erwürgt zu werden. Mehr noch würde ich sprechen, wüßte ich, daß Worte imstande wären, euren Mut und eure Tapferkeit zu erhöhen. Laßt uns lieber mit dem Schwert als mit der Zunge den Wettkampf beginnen!" Sprach's, ergriff den Schild und die heilige Lanze und sprengte hoch zu Roß vor allen in den Feind hinein, ein tapferer Krieger und ein wackerer Feldherr zugleich. Anfangs wagten die Beherzteren unter den Ungarn Widerstand zu leisten. Als sie aber ihre Waffengefährten flüchtig davonjagen sahen, entsank ihnen der Mut. Zersprengt und umzingelt, wurden sie vom Schwert erschlagen. Manche flüchteten, da ihre Rosse ermüdet waren, in die benachbarten Dörfer, aber die nachdringenden Angreifer umringten sie und äscherten die Stätten ein, so daß die Geflohenen ihren Tod in den Flammen fanden. Andere schwammen durch den Fluß, aber das jenseitige Ufer gewährte ihnen keinen Halt zum Emporklimmen, und von der Strömung fortgerissen, fanden sie in den Wellen ein klägliches Ende.

Noch an demselben Tage fiel das Lager der Ungarn in die Hände des Königs und wurden alle Gefangenen befreit. An den folgenden beiden Tagen wurde von den benachbarten Burgen aus die übrig gebliebene Menge so aufgerieben, daß niemand oder nur wenige mit dem Leben davonkamen. Aber nicht ohne eigenen Verlust konnte ein Sieg über ein so wildes Volk errungen werden. Tapfer hatte Konrad gestritten. Erschöpft von dem harten Strauß und der Glut der Sonne, welche an diesem Tage versengend heiß war, hatte er die Helmbänder gelüftet, um aufzuatmen. Da durchschnitt ihm ein Pfeil die Gurgel und raubte ihm das Leben. Sein Körper wurde auf Befehl des Königs aufgehoben und mit den größten Ehren nach Worms übergeführt, und hier wurde unter lauter Klage und unter den Thränen aller Franken der Held zur Erde bestattet, welcher, durch jede treffliche Eigenschaft des Geistes und Körpers geziert, die Welt mit dem Ruhme seines Namens erfüllt hatte.

Drei Heerführer des ungarischen Volkes wurden gefangen vor Herzog Heinrich geführt und zu schimpflichem Tode, wie sie es verdienten, verurteilt. Sie fanden den Tod am Galgen*).

Glorreich durch herrlichen Sieg wurde der König von dem Heere

*) Unter ihnen befand sich der Karchan Bultzu, den die Annalen von St. Gallen den König der Ungarn nennen.

als Vater des Vaterlandes und Kaiser begrüßt*). Er aber befahl, den höchsten Gott zu preisen und würdige Lobgesänge zu seiner Ehre in allen Kirchen anzustimmen, und trug durch Boten dasselbe seiner ehrwürdigen Mutter auf. In festlichem Zuge kehrte er, von dem Jubel des Volkes begrüßt, in das Sachsenland heim und wurde hier von dem Volke mit Freuden aufgenommen. Denn eines solchen Sieges hatte sich kein König seit zweihundert Jahren erfreut **)."

7. Die Slavenkriege Ottos.

Der Sieg, den Otto bei Augsburg erfocht, befreite nicht nur Deutschland und die abendländischen Völker überhaupt von der Zerstörungswut der Ungarn, sondern wurde auch eine Ursache für das Vorrücken deutscher Ansiedler nach Osten, für die Neubegründung deutscher Macht im Lande jenseits der Enns, endlich aber auch für die Civilisation des ungarischen Volkes selbst, das fortan Ruhe fand und sich zu friedlichem Anbau seines reichen Landes bequemte.

Während Otto in nimmer ruhenden Kämpfen für die Einheit seines Reiches eintrat und die Ungarn mit der Schärfe seines Schwertes traf, hatte der Lärm der Waffen auch an der Elbe und Saale nicht geschwiegen. Hier galt es, ein anderes barbarisches Volk niederzuwerfen, das Licht des Christentums zu verbreiten und weitausgedehnte Gebiete, welche dereinst von Deutschen besiedelt gewesen, aber in den Zeiten der Völkerwanderung verloren gegangen waren, wiederzugewinnen; es galt die Unterjochung der slavischen Völker zwischen Elbe und Oder. Wohl hatte schon Karl der Große mit den slavischen Völkerschaften gestritten und auch König Heinrich hatte nach dem Verfall des fränkischen Reiches auf kühnen Kriegszügen seine siegreichen Feldzeichen in das Herz des feindlichen Landes getragen und die Herrschaft der Sachsen wieder aufgerichtet. Keinem war es aber wie Otto gelungen, seine Macht zu festigen. Was Karl der Große den Sachsen war, das sollte Heinrichs I. Sohn den Slaven werden. Ottos Arm und die Kraft seiner tapferen Markgrafen schlugen alle Feinde zu Boden, und wo zuvor die Heiden ihre Götzen angebetet, erhoben sich jetzt christliche Kirchen und Klöster.

*) Wieder denkt hier Widukind an den Gebrauch des römischen Heeres, den siegreichen Feldherrn zum Kaiser auszurufen.

**) Es scheint hierbei Widukind an Karl Martells Sieg über die Araber gedacht zu haben.

So haben wohl die deutschen Völkerschaften das römische Reich zerstört und eine alte Kultur vernichtet. Aber kaum hatten sie die Herrschaft erlangt, so führten sie auch ihr Schwert im Dienste des Christentums und einer neuen Bildung.

Ehe wir zu Ottos Slavenkriegen übergehen, erscheint es uns angemessen, die wichtigsten Nachrichten über die Wohnsitze und Sitten der Slaven und der anderen Völker des Nordens, mit denen fortan die Deutschen in mannigfache Beziehungen traten, hier folgen zu lassen.

Der erste deutsche Schriftsteller, welcher eingehend uns von der slavischen und nordgermanischen Welt Kunde giebt, ist Adam von Bremen. Adam, der in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts Domherr in Bremen war, machte sich zur Aufgabe, die Geschichte des Nordens zu erforschen. Er begab sich zu dem Dänenkönig Sven Estrithson, der, wie er sagt, die ganze Geschichte der Barbaren in seinem Gedächtnisse wie in einem geschriebenen Buche verwahrte, und ließ sich von ihm so viel und so genau erzählen, daß uns die Nachrichten des Dänenkönigs überall in Adams Werke als eine Hauptquelle begegnen. Daneben ordnete er die Nachrichten, die über jene lang verhüllten Länder in der kirchlichen Metropole des Nordens, in Bremen, allmählich zusammengekommen waren, und alles, was er sonst noch durch eigene Forschung erlangt hatte, und verknüpfte alles das mit den Berichten früherer Jahrhunderte.

Adam von Bremen*) erzählt:

„Sclavanien**), ein weit ausgedehntes Land Germaniens, wird von den Winulern bewohnt, welche ehedem Vandalen hießen***). Zehnmal soll es an Umfang unser Sachsen übertreffen, zumal wenn man Böhmen und die jenseits der Oder wohnenden Polanen†), welche weder in ihrem Äußern noch in der Sprache sich von jenen unterscheiden, zu Sclavanien rechnet. Es ist dieses Land an Waffen, an Männern und an den Früchten des Feldes überaus reich und findet nach allen Seiten hin in Gebirgen oder Flüssen seine natürlichen festen Grenzen. Seine Breite erstreckt sich von Süden nach Norden, nämlich von der Elbe bis zum skythischen Meere. Seine längste Ausdehnung hat es aber von der

*) M. Adami Gesta Hammaburg. eccl. pontif. II. 18. M.G. SS. VII. p. 34. Gesch. d. d. V. Heft 7.

**) Sclavanien nennt Adam das Land der Slaven oder Sclaven, wie er sie heißt.

***) Bei Paulus Diakonus liest man, daß die Langobarden ursprünglich Winiler hießen. Was hier die Winuler sollen, ist nicht klar zu sehen, da sonst die Slaven nie mit diesem Namen bezeichnet werden.

†) Polen.

Grenze unseres Hamburger Kirchensprengels nach Osten hin, denn in dieser Richtung erweitert sich das Land in ungemessener Weite bis nach Bulgarien, Ungarn und Griechenland.

Die Slaven zerfallen in viele Völkerschaften. Die ersten von Westen her, die Nachbarn der transalbingischen Sachsen, sind die Wagrier, deren Stadt, Aldinburg genannt, am Meere liegt*). Dann folgen die Abodriten, welche jetzt Nereger**) genannt werden. Ihre Stadt heißt Mecklenburg. Ebenso wohnen nach uns zu die Polabinger mit dem Hauptort Razispurg. Über sie hinaus haben die Lingonen und Warnaber ihre Sitze, die Chizziner und Circipaner, welche der Fluß Panis von den Tholosanten und Retherern scheidet. Ihre Stadt ist Dimine. Hier liegt auch die Grenze des Hamburger Kirchensprengels. Es giebt überdies noch andere Völker in Sclavanien, welche zwischen Elbe und Oder wohnen, wie die Heveller, welche nahe dem Habolafluß sitzen, die Doxaner, die Leubuzzen, Wiliner, Stoderaner und viele andere***). Unter ihnen wohnen in der Mitte die mächtigen Retharier†), deren Stadt das bekannte Rethra ist, der Sitz der Abgötterei. Hier ist ein gewaltiges Heiligtum den Dämonen errichtet worden, unter denen Redigast das Oberhaupt ist. Sein Bildnis ist aus Gold und ruht auf purpurnem Lager. Die Stadt selbst zählt neun Thore und ist von allen Seiten von einem tiefen See umschlossen. Eine hölzerne Brücke allein führt hinüber, und nur dem ist es gestattet, seinen Weg darüber zu nehmen, der zu opfern oder eine Weissagung zu hören sich naht."

Ausführlicheres hören wir über das angesehenste Heiligtum der Slaven von dem Bischof Thietmar von Merseburg. Derselbe erzählt††) folgendes:

„Ehe wir noch an den Oderfluß kamen, stießen die Liutizen zu uns

*) In Holstein. Aldinburg ist das j. Oldenburg. Das oben erwähnte skythische Meer ist die Ostsee.

**) Vermutlich nach der Stadt Reric. Mecklenburg, ein Dorf unweit Wismar, Razispurg ist d. j. Ratzeburg. Die im folgenden erwähnten Lingonen hatten ihre Sitze bei Puttlitz, die Warnaber an der Warnow.

***) An die Chizziner erinnert Kessin bei Rostock. Die Circipaner wohnten am westlichen Ufer der Peene (Panis), die Tolensaner oder Tholosanten an der Tollense, die Retherer in den Ämtern Strelitz und Stargard. Dimine ist das h. Demmin. Die Hevelder oder Heveller wohnten an der Havel (Habola), die Doxaner an der Dosse (Doxa), die Leubuzzen an der Oder, wo die Stadt Leubus liegt, die Stoderaner im Havellande. Die Wiliner oder Vuloiner gehörten wohl zu den Rethariern oder Redariern.

†) Bei Prillwitz, unweit Neustrelitz.

††) Thietm. chron. VI. 17—18. M. G. SS. III. p. 812. Gesch. d. d. V., Heft 4.

und folgten, ihre Götter mit sich führend, unserm Heere. Wiewohl ich Abscheu davor empfinde, über jene Heiden etwas zu sagen, so will ich doch, damit du, geliebter Leser, ihren thörichten Wahnglauben und den noch nichtigeren Götzendienst jenes Volkes kennen lernst, in der Kürze entwickeln, wer sie sind und woher sie kamen.

Es liegt im Gau Riedirierun eine Stadt mit Namen Riedegost*), von dreieckiger Gestalt und mit drei Thoren versehen, welche von allen Seiten ein ungeheurer, von den Einwohnern nie berührter heiliger Hain umgiebt. Zwei von den Thoren stehen jedem in die Stadt Gehenden offen, das dritte, welches im Osten liegt und am kleinsten ist, führt nach einem nahe gelegenen See und gewährt einen furchtbaren Anblick. An diesem Thore steht nämlich weiter nichts als ein aus Holz kunstvoll errichtetes Heiligtum, das anstatt auf Grundsteinen auf den Hörnern verschiedener Tiere ruht. Die Wände sind mit verschiedenen Bildern von Göttern und Göttinnen, welche, wie man sehen kann, mit bewundernswerter Kunst in das Holz eingeschnitzt sind, außen geziert. Im Innern aber stehen die Bildsäulen der Götter, von Menschenhänden gemacht, mit Namen bezeichnet, mit Helm und Panzer bekleidet und furchtbar anzuschauen. Ihr Oberhaupt wird Zuarasici genannt und genießt vor allen andern Göttern bei allen Heiden Liebe und Verehrung. Die Feldzeichen des Volkes befinden sich immer hier und werden nur im Falle der Kriegsnot von hier weggenommen und dann von Kriegern zu Fuß getragen. Um diese Fahnen sorgfältig zu behüten, sind von den Bewohnern des Landes besondere Diener angestellt. Diese sitzen, während das Volk, welches, um den Götzen zu opfern oder ihren Sinn zu versöhnen, herbeigekommen ist, stehen bleiben muß. Unter einander heimlich murmelnd, wühlen sie zitternd die Erde auf, um aus den hervorgezogenen Losen Gewißheit über ungewisse Dinge zu suchen. Ist dies vorüber, dann bedecken sie die Lose mit grünem Rasen und führen ein Roß, welches unter allen für das größte gehalten und im Lande als heilig verehrt wird, mit demütigem Flehen über die Spitzen zweier in die Erde gesteckter und sich kreuzender Lanzen**). So suchen sie, nachdem sie schon vorher durch Losung die Zukunft zu erforschen getrachtet haben, durch jenes heilige Roß nach einem zweiten Zeichen. Und wenn in beiden Fällen dasselbe Vorzeichen sich kund giebt, geht man an die That; wenn

*) Radegast oder Redigast.

**) Es kam hierbei wohl darauf an, ob das Roß mit dem rechten oder dem linken Fuß zuerst über die gekreuzten Speere trat.

nicht, so wird von den betrübten Völkern das ganze Unternehmen aufgegeben. Auch erzählt man hier von altersher, durch mannigfachen Irrtum betrogen, daß aus den Wogen des oben erwähnten Sees ein gewaltiger Eber mit leuchtendem Zahn hervorkomme, sobald der wilde Schrecken eines lange währenden Kampfes drohe, und sich unter furchtbarem Getöse im Angesichte vieler im Sumpfe wälzend ergötze.

So viele Landschaften jene Gegend enthält, so viele Tempel hat sie auch und so viele einzelne Götzenbilder werden von den Ungläubigen verehrt. Unter allen Stätten des Götzendienstes nimmt aber die oben genannte Stadt den Vorrang ein. Wer in den Kampf zieht, naht sich ihr grüßend, und wer nach dem Siege glücklich heimkehrt, ehrt sie mit schuldiger Gabe, und sorgfältig wird durch Los und Roß, wie ich erzählt habe, nachgeforscht, welches Opfer von den Dienern der Gottheit dargebracht werden kann, um sie versöhnlich zu stimmen. Durch Blut von Menschen und Tieren wird der entsetzliche Grimm dieser Götter besänftigt.

Kein einzelner Herrscher gebietet über alle diese Völker, welche mit einem gemeinsamen Namen Liutizen genannt werden. Einmütig beraten sie auf ihren Volksversammlungen über notwendige Beschlüsse, und einmütigen Sinnes gehen sie alle an die Ausführung. Wenn aber einer der Genossen in der Volksversammlung dem gefaßten Beschluß widerspricht, so wird er mit Ruten geschlagen, und wenn er außerhalb der Versammlung öffentlich Widerstand leistet, verliert er entweder alle seine Habe durch Brand und Plünderung oder muß in Gegenwart seiner Volksgenossen eine seinem Besitz entsprechende Geldsumme zahlen.

Obwohl sie selbst treulos und wankelmütig sind, fordern sie doch von andern Beständigkeit und große Treue. Den Frieden schließen sie, indem sie einander eine Haarlocke und einen Büschel Gras überreichen, und unter Händedruck. Doch leicht sind sie wieder durch Geld zu bewegen, den Frieden zu brechen."

Lassen wir jetzt Adam*) in seinem Berichte über die Slavenvölker weiterfortfahren:

„Nördlich von den Liutizen, welche mit anderem Namen Wilzen**)

*) A. a. O. II. 19.

**) Zur Zeit der Karolinger unterschied man bei den Slaven auf dem rechten Elbufer die zwei Hauptvölker Wilzen oder Welataben und Abodriten (Obodriten). Im zehnten Jahrhundert verschwindet der Name der Welataben, und wir hören allein von Abodriten und Liutizen. Dazu kamen südlich zwischen Elbe und Oder die Lusitzer.

genannt werden, stoßen wir auf die Oder, den reichsten Strom des ganzen Slavenlandes. An seiner Einmündung in die skythischen Gewässer liegt die weitberühmte Stadt Jumne, welche den im Umkreis wohnenden Barbaren und Griechen einen vielbesuchten Handelsplatz bietet. Weil aber zum Ruhme dieser Stadt Großes und kaum Glaubliches erzählt wird, so halte ich es für nützlich, an dieser Stelle einiges Wenige, der Erwähnung Wertes einzuschalten. In der That ist Jumne die größte von allen Städten, welche Europa*) einschließt. Slaven und andere Volksstämme, Griechen und Barbaren, haben in ihr ihre Wohnstätten. Auch die zuwandernden Sachsen genießen die Erlaubnis zum Aufenthalt, falls sie während ihrer Anwesenheit ihren christlichen Glauben nicht öffentlich kund geben. Alle Landeseingeborenen leben noch verstrickt in den Irrlehren des Heidentums, doch möchte im übrigen kaum ein Volk gefunden werden, das an Ehrbarkeit in den Sitten und an gastfreundschaftlichem Entgegenkommen sich ihnen vergleichen läßt. Die Stadt ist voll von allen Waren der Völker des Nordens und besitzt jede Annehmlichkeit und Seltenheit...

Von jener Stadt aus gelangt man nach kurzer Fahrt einesteils nach Dymine**), welches an der Mündung des Peanisflusses liegt, wo auch die Rugianer wohnen, anderenteils nach Semland***), welches die Pruzen in Besitz haben. Der Weg ist derart, daß man von Hamburg oder von der Elbe her in sieben Tagen zu Lande nach Jumne kommt. Will man zur See dahin fahren, muß man in Sliaswig oder Aldinburc†) ein Schiff besteigen. Von Jumne selbst segelt man in vierzehn Tagen nach Ostrogard in Ruzzien, dessen mächtigste Stadt Chive††) ist, eine Nebenbuhlerin Konstantinopels, eine der herrlichsten Zierden Griechenlands.

Die Oder, von der wir schon oben sprachen, entspringt in dem tiefen Walde der Maraher†††), wo auch unsere Elbe ihren Ursprung hat. Nicht weit auseinander liegen ihre Quellen, aber sie strömen nach entgegengesetzter Richtung. Der eine Fluß, die Oder, wendet sich nämlich nach Norden, fließt mitten durch die Völkerstämme der Winuler und gelangt so nach

---

*) Das nicht-christliche Europa. Schon um 1120 wurde jedoch Jumne von den Dänen zerstört.

**) Demmin an der Peenemündung.

***) Samland. Die folgenden Pruzen sind die Preußen.

†) Schleswig und Oldenburg.

††) Kiew in Rußland.

†††) Der mährische Wald.

Jumne, wo er die Pommeranen von den Wilzen trennt. Der andere, die Elbe, wendet sich nach Westen, durchströmt das Land der Bechemen *) und Soraben, trennt in seinem mittleren Laufe die Heiden von den Sachsen und scheidet zuletzt die Hamburger Kirchenprovinz von der Bremer, bis er als Sieger in den britannischen Ocean eingeht."

Wir unterbrechen hier nochmals den Bericht Adams von Bremen, um eine Schilderung einzufügen, welche Helmold, der Pfarrer zu Bosau am Plöner See, im zwölften Jahrhundert von dem Gottesdienste der Slaven und namentlich dem der Rujanen, Raner oder Rugianer, der Bewohner Rügens, giebt.

Helmold **) erzählt:

„Außer den heiligen Hainen und den Hausgöttern, von denen Land und Städte voll waren, gab es noch eine ganze Menge von Gottheiten, unter welchen die ersten und vorzüglichsten Prove, der Gott des Aldenburgischen Landes, Siwa, die Göttin der Polaben, und Radigast, der Gott der Abodriten, waren. Für alle diese waren Priester bestellt, Opferhandlungen und mannigfache religiöse Gebräuche im Schwange. Wann die Festlichkeiten der Götter gefeiert werden mußten, wird von den Priestern nach dem Ausspruch der befragten Lose verkündet. Darauf versammeln sich Männer, Frauen und Kinder und bringen ihren Götzen Opfer dar an Rindern und Schafen, oft genug auch an Christenmenschen, deren Blut, wie man behauptet, den Göttern besonders wohlgefällig sein soll. Ist das Opfertier gefallen, so trinkt der Priester vom Blut, damit er um so fähiger ist, den Ausspruch des Orakels zu vernehmen, denn daß die Dämonen durch Menschenblut leichter herbeigerufen werden können, ist vieler Meinung. Wenn die Opferhandlung der Sitte gemäß vollzogen ist, so wendet sich das Volk wieder zu Gastmahl und Lustbarkeit. Dabei herrscht bei den Slaven ein eigentümlicher abergläubischer Brauch. Es geht nämlich bei den Gastmählern und Gelagen eine Schale herum, über welche ein jeder Worte, ich sage nicht der Weihe, sondern der Verwünschung zu sprechen pflegt und zwar im Namen der Götter, des guten und des bösen. Sie glauben nämlich, daß alles Heil von einem guten, das Unheil aber von einem bösen Gotte komme. Darum nennen sie auch den bösen Gott in ihrer Sprache Diabol oder Czerneboch, d. h. der schwarze Gott.

Unter den vielgestaltigen Slavengöttern ist Zwantevit, der Gott des

*) Böhmen. Die Soraben sind die Serben.

**) Helmoldi Chronica Slavorum I. 52. M. G. SS. XXI. p. 52. Gesch. d. d. V., Heft 19.

Rugianerlandes, der mächtigste und gilt in Weissagungen als besonders wirksam. Im Vergleich zu ihm betrachten die Slaven die anderen Götter gleichsam nur als Halbgötter. Daher pflegen sie denn auch zu seiner besonderen Ehre jährlich einen Christen, den das Los hierzu bestimmt, als Opfer darzubringen. Ja selbst die anderen Slavenstämme senden an sein Heiligtum bestimmte Abgaben für den Dienst des Gottes. Außerordentliche Ehrfurcht und Sorgfalt bezeugen sie seinem Tempel. Weder lassen sie sich zum Fluche bei ihm verleiten, noch dulden sie, daß die Umgebung des Heiligtums entweiht werde, selbst dann nicht, wenn der Feind im Lande ist."

Weiter erzählt Helmold*) über die Rujanen folgendes:

„Von dem ganzen Volke der Slaven, welches in Landschaften und Fürstentümer zerfällt, blieb allein das Volk der Rugianer, verhärteter denn alle übrigen, in der Finsternis des Unglaubens bis auf den heutigen Tag, zumal ihr Land wegen des umgebenden Meeres allen unzugänglich war. Es geht freilich eine dunkle Sage, daß Ludwig, Karls Sohn, das Land der Rugianer dem heiligen Veit in Corvey geweiht habe, zur Zeit, da jenes Kloster von ihm begründet worden sei. Von Corvey sollen die Priester ausgegangen sein und das Volk der Rugianer oder Raner zum Glauben bekehrt und bei ihm auch ein Bethaus zu Ehren des heiligen Märtyrers Veit begründet haben, zu dessen Verehrung das Land bestimmt worden war. Als aber späterhin die Verhältnisse sich änderten und die Raner oder Rugianer vom Lichte der Wahrheit abwichen, begann eine Irrlehre zu herrschen, die noch schlechter war, als die frühere. Denn es fingen die Raner an, den heiligen Veit, den wir als Gottes Knecht bekennen, als Gott zu verehren. Sie machten sich von ihm ein gewaltiges Bildnis und dienten so dem Menschen mehr denn dem Schöpfer. Ja es erlangte jener Aberglaube bei den Ranern solche Macht, daß Zwantevit, der Gott des Rugianerlandes, unter allen Gottheiten der Slaven den ersten Rang einnahm: so berühmt war er wegen Verleihung des Sieges und für so wirksam wurden seine Orakelsprüche geachtet. Darum schicken noch bis auf unsere Zeit nicht nur die Wagrier, sondern auch alle anderen slavischen Völker jährlich Tribute zu seinem Heiligtum und bekennen damit, daß jener der Gott der Götter sei. Im Verhältnis zum Priester genießt bei ihnen der König nur wenig Ansehen. Jener fragt nämlich nach den Orakelsprüchen des Gottes und legt das Ergebnis der Lose aus. Er hängt von dem Willen der Lose,

*) A. a. O. II. 12.

der König aber und das Volk hängen von seinem Willen ab. Unter den mannigfaltigen Opfern pflegte der Priester zuweilen auch einen Christenmenschen seinen Göttern darzubringen, indem er erklärte, daß eines solchen Blut den Göttern besonderes Wohlgefallen bereite.

Es traf sich nun vor wenigen Jahren, daß eine große Menge von Handelsleuten dahin um des Fischfanges willen gekommen war, denn im November werden, wenn der Wind stärker weht, beim Lande der Rugianer viele Häringe gefangen, und es steht zu dieser Zeit der Zutritt den Kaufleuten offen, falls sie vorher dem Gott des Landes den ihm gebührenden Zins geopfert haben. Bei ihnen befand sich damals zufällig ein gewisser Godescalk, des Herren Priester aus Bardewik, der eingeladen war, bei der großen Versammlung des Volkes zu thun, was der Ehre Gottes gebührt. Aber nicht lange blieb dies dem heidnischen Priester verborgen. Er hinterbrachte dem Könige und dem Volke, es seien die Götter heftig erzürnt und könnten nur durch das Blut des Priesters versöhnt werden, der gewagt hätte, ein fremdes Opfer unter ihnen darzubringen. Voll Bestürzung rief das Volk der Heiden die Schar der Handelsleute zusammen und verlangte, es solle ihm der Priester ausgeliefert werden, damit sie durch sein Blut ihren Gott wieder versöhnlich stimmen könnten. Als sich die Christen hiergegen sträubten, boten sie hundert Mark zum Geschenk an. Da sie aber auch so nichts durchzusetzen vermochten, begannen sie Gewalt zu versuchen und drohten für den nächsten Tag mit Krieg. Da machten sich die Handelsleute, zumal ihre Schiffe schon mit reichem Fang beladen waren, noch in derselben Nacht auf den Weg, fuhren mit günstigem Wind von dannen und erretteten also sich und den Priester aus schwerer Gefahr.

Wiewohl die Raner voll Haß gegen Christi Lehre sind und das Feuer des Irrglaubens bei ihnen stärker ist als bei den anderen Slavenvölkern, so sind ihnen doch viele gute Eigenschaften angeboren. Denn sie sind außerordentlich gastfreundschaftlich und erweisen ihren Eltern die schuldige Ehre. Auch fehlt es bei ihnen an Dürftigen und Bettlern. Wem nämlich Krankheit oder Alter die Kraft rauben, der wird ohne Weiteres seinem Erben übergeben, und dieser muß ihn pflegen und sich seiner aufs sorgfältigste annehmen: gelten doch bei den Slaven Gastlichkeit und Fürsorge für die Erben als die ersten Tugenden. Übrigens ist das Rugianerland reich an Früchten, an Fischen und Wildbret. Die Hauptstadt des Landes heißt Archona."

Wir lassen an dieser Stelle noch einen anderen Bericht folgen,

welcher in der Handschrift eines geographischen Werkes des spanisch-arabischen Schriftstellers Abû Obeid al-Bekri neben Auszügen aus Werken des Mas' ûdi entdeckt worden ist. Dieser Bericht wurde von einem Juden, namens Ibrahîm ibn Jakûb d. h. Abraham Jakobssohn zur Zeit Kaiser Ottos I. verfaßt, und Ibrahîm war hierzu um so mehr befähigt, als er die Länder und Völker, welche er schildert, zum größten Teile aus eigener Anschauung kannte. Denn er war, wie zu vermuten ist, im Jahre 973 bei jener sarazenischen Gesandschaft, welche nach dem Zeugnis Widukinds zugleich mit den Abgesandten des bulgarischen Herrschers sich zur Begrüßung Ottos in der Pfalz zu Merseburg einfand. Ibrahîms Bericht wurde im 11. Jahrhundert von Bekri neben anderen Aktenstücken in Cordova benutzt und ist uns hierdurch erhalten worden.

Hier*) lesen wir nun:

„Ibrahîm ibn Jakûb, der Jude, erzählt: Die Länder der Slaven erstrecken sich von der Syrischen See**) bis an den nördlichen Ocean. Doch haben sich Volksstämme aus dem Norden eines Teiles dieser Lande bemächtigt und wohnen bis auf den heutigen Tag zwischen jenen.

Die Slaven bestehen aus vielen verschiedenen Stämmen. In früherer Zeit waren sie alle vereinigt unter einem König, der den Titel Mâcha führte und zu einem Geschlechte gehörte, welches Walinbâba hieß und in hohem Ansehen unter ihnen stand. Hernach wurden sie uneinig und ward das gemeinsame Band zerrissen, während sich die Stämme zu verschiedenen Gruppen vereinigten, eine jede beherrscht von einem eigenen König. Gegenwärtig giebt es da vier Könige, einen König der Bulgaren, Boreslav***), den König von Prag, Böhmen und Krakau, Misiko†), den König des Nordens, und Nacon††) in dem westlichsten Teile der Slavenländer. Dies letzte Reich grenzt gegen Westen an Sachsen und einen Teil von Mermân†††). Die Kornpreise sind dort niedrig, und das Land ist reich an

*) Een belangrijk arabisch Bericht over de Slawische Volken omstreeks 965 n. Chr. door M. J. de Goeje. Overgedruckt uit de Verslagen en Mededeelingen der Koninklijke Akademie von Wetenschapen. Afdeeling Letterkunde, 2de Reeks, Deel. IX. Amsterdam. 1880. Übers. Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. 45. Bd. 1880 und Gesch. d. d. Vorz. Lief. 18. Zweite Auflage.

**) Mittelmeer.

***) Boleslav, Herzog von Böhmen.

†) Mieczislav, Misiko, Miesko oder Misaka, Herzog von Polen.

††) Nacon oder Nako, Bruder des später in Ottos Slavenkämpfen erwähnten Stoinef oder Stoignew.

†††) Man vermutet Hermân, das Gebiet Herzog Hermanns.

Pferden, so daß davon nach anderen Ländern ausgeführt wird. Die Bewohner sind gut bewaffnet mit Panzern, Helmen und Schwertern. Von Merseburg nach dem Grenzorte reist man zehn Meilen, bis zur Brücke fünfzig Meilen, und diese Brücke ist von Holz und eine Meile lang. Von der Brücke bis zur Burg Nacons sind ungefähr vierzig Meilen. Diese Burg heißt Wili-Grâd, welcher Name ‚Große Burg' bedeutet*). Wili-Grâd ist in einem Süßwassersee erbauet, sowie die meisten Burgen der Slaven. Wenn sie nämlich eine Burg gründen wollen, so suchen sie ein Weideland, welches an Wasser und Rohrsümpfen reich ist, und stecken dort einen runden oder viereckigen Platz ab, je nach der Gestalt und dem Umfange, welchen sie der Burg geben wollen. Dann ziehen sie darum einen Graben und häufen die ausgehobene Erde auf. Diese Erde wird mit Brettern und Balken so fest gestampft, bis sie die Härte von Backstein erhalten hat. Ist dann die Mauer bis zur beabsichtigten Höhe aufgeführt, so wird an der Seite, welche man auswählt, ein Thor abgemessen und von diesem eine hölzerne Brücke über den Graben gebauet. Von der Burg Wili-Grâd bis an den Ocean beträgt die Entfernung elf Meilen. Die Kriegsheere dringen in das Gebiet Nacons nur mit großer Mühe vor, da das gesamte Land niedriges Weideland, Rohrsumpf und Morast ist.

Was Boreslavs Land betrifft, so erstreckt sich dieses der Länge nach von der Stadt Prag bis zur Stadt Krakau, eine Entfernung von drei Wochen; und es grenzt in der Länge an die Lande der Türken**). Die Stadt Prag ist von Stein und Kalk gebaut und ist der größte Handelsplatz in den slavischen Landen. Russen und Slaven kommen mit ihren Waren dahin von der Stadt Krakau, und Muselmänner, Juden und Türken kommen aus dem türkischen Gebiete mit Handelswaren und byzantinischen Münzen und empfangen dafür von den Slaven Biberfelle und anderes Pelzwerk. Dieses Land ist von allen Ländern des Nordens das beste und an Nahrungsmitteln reichste. Für ein Peñsê***) kauft man so vielen Weizen, als ein Mann auf einen Monat bedarf, und um denselben Preis so viel Gerste, als man braucht, um ein Pferd vierzig Tage lang zu füttern. Zehn Hühner gelten gleichfalls nur ein Peñsê. In der Stadt Prag macht man die Sättel, Zäume und Schilde, welche in diesen Ländern gebraucht werden. Im böhmischen Lande verfertigt man dünne, sehr

*) Mecklenburg bei Wismar.

**) D. h. die Ungarn.

***) Eine Münze.

lose, wie Netze gewebte Tüchlein, die man zu nichts brauchen kann, die jedoch bei ihnen den festen Wert von ein zehntel Peñsê*) haben und im Handel und Verkehr gebraucht werden. Sie gelten bei ihnen als bares Geld, und man besitzt davon Kisten voll. Um diese Tüchlein sind die kostbarsten Gegenstände zu kaufen, wie Weizen, Sklaven, Pferde, Gold und Silber. Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß die Einwohner Böhmens von dunkler Hautfarbe sind und schwarzes Haar haben; der blonde Typus kommt nur wenig unter ihnen vor.

Der Weg von Merseburg nach Boreslavs Land ist folgender: von dort nach der Burg Faliwi zehn Meilen, von dort nach Nôbo-Grâd zwei Meilen. Diese Burg ist von Stein und Mörtel erbaut und liegt ebenfalls an dem Flusse Saale, und in diese fällt der Fluß Nûda. Von der Burg Nôbo-Grâd bis zur Salzsiederei der Juden, die auch an dem Flusse Saale liegt, dreißig Meilen; von dort nach der Burg Nûrandjîn, die am Flusse Moldâwa liegt . . ., und von dort bis zum Ende des Waldes fünfundzwanzig Meilen. Dieser Wald ist von hier bis zum andern Ende vierzig Meilen lang. Der Weg geht über Berge und durch Wildnisse. Am Ende dieses Waldes liegt ein Morast von ungefähr zwei Meilen, über welchen eine Brücke bis an die Stadt geschlagen ist.**)

Misikos Land ist das größte der slavischen Länder. Da herrscht Überfluß an Korn, Fleisch, Honig und an Fischen. Dieser Fürst fordert die Steuern in byzantinischen Münzen und bezahlt damit seine Mannen, jedem eine feste Summe monatlich. Er hat nämlich 3000 geharnischte Krieger, von welchen hundert so viel wert sind, wie tausend andere. Von ihm empfangen sie ihre Kleidung, Pferde und Waffen und alles, was sie brauchen. Wird einem von ihnen ein Kind geboren, so empfängt er von dem Augenblick der Geburt an eine Zulage für den Unterhalt desselben, gleichviel, ob es männlichen oder weiblichen Geschlechts ist. Wenn der Knabe erwachsen ist, verheiratet ihn der Fürst und bezahlt für ihn das Ehegeld an den Vater des Mädchens. Wenn das Mädchen mannbar ist, so verschafft der Fürst ihr einen Mann und giebt an ihren Vater das Ehegeld. Das Ehegeld ist nun bei den Slaven sehr groß, gerade so wie es bei den Berbern gebräuchlich ist. Bekommt also ein

*) Auch Helmold I. 38 berichtet, daß bei den Rujanen Leinwand statt Geld im Verkehr sei.

**) Nach diesen Angaben läßt sich leider der Weg von Merseburg nach Prag nicht bestimmen.

Mann zwei oder drei Töchter, so werden diese Ursache, daß er reich wird; hat er hingegen zwei oder drei Söhne, so wird er arm.

An Misikos Reich grenzen im Osten die Russen und im Norden die Preußen. Diese letzteren wohnen am Meere und sprechen eine besondere Sprache, während sie die ihrer Nachbarn nicht verstehen. Sie sind bekannt wegen ihrer Tapferkeit. Kommt ein feindliches Heer in ihr Land, so warten sie nicht auf einander, bis sie vereinigt sind, sondern jeder stürmt auf den Feind los, ohne sich um jemand zu kümmern, und hauet mit seinem Schwerte, bis er fällt. Oftmals kommen namentlich die Russen von Westen her zu Schiff*) in ihr Land, um es zu plündern. Westwärts von den Russen liegt die Stadt der Frauen. Diese besitzen Äcker und Sklaven ... Im Westen von dieser Stadt wohnt ein slavischer Stamm, welcher das Volk der Ubâba**) heißt. Das Gebiet derselben ist sumpfig und liegt im Nordwesten von Misikos Reich. Sie haben eine große Stadt am Ocean mit zwölf Thoren und einem Hafen. Für diesen Hafen besitzen sie vortreffliche Verordnungen. Sie sind im Kriege mit Misiko begriffen, ihre Macht ist groß. Sie haben keinen König und sind niemandes Unterthanen; ihre Ältesten sind ihre Herrscher.

Was das Reich der Bulgaren betrifft, so sagt Ibrahim ibn Jakûb: Ich bin nicht in ihrem Lande gewesen; aber ich habe die bulgarischen Gesandten in der Stadt Merseburg gesehen, da sie zum Könige Otto kamen. Sie trugen dicht anliegende Kleider und waren mit langen Gürteln umgürtet, die mit goldenen und silbernen Knöpfen verziert waren. Ihr König ist von hohem Range und trägt eine Krone auf seinem Haupte. Er hat Schreiber, Kanzleibeamte und Statthalter; seine Befehle und Verbote werden ordentlich und in aller Form ausgefertigt, so wie es bei Königen und Fürsten gebräuchlich ist. Sie verstehen andere Sprachen und übersetzen das Evangelium in die slavische Sprache ...

Im allgemeinen sind die Slaven unverzagt und streitlustig; und wenn sie nicht unter einander in Folge der mannigfaltigen Verzweigung ihrer Stämme und Zersplitterung ihrer Geschlechter uneins wären, so würde sich kein Volk auf Erden mit ihnen messen können. Die von ihnen bewohnten Länder sind die fruchtbarsten und reichsten von allen, und sie legen sich mit Eifer auf den Ackerbau und andere Zweige von Be-

*) D. h. hier die Schweden. Bei den arabischen Schriftstellern des 9. Jahrh. heißen die Normannen ausschließlich Rûs.

**) Man vermutet, daß Ubâba aus Welataben oder Wilzen entstellt und die hier erwähnte Stadt Julin, jetzt Wollin, sei.

triebsamkeit, worin sie alle nordischen Völker übertreffen. Ihre Waren gehen zu Lande und über See zu den Russen und nach Konstantinopel . . ."

Wir verbinden mit der Darstellung Ibrahims ibn Jakûb noch einen kurzen Bericht, den der Merseburger Bischof Thietmar von den der Saale zunächst wohnenden Daleminziern giebt.

Nachdem Thietmar erwähnt hat, daß das Land, welches auf Deutsch Daleminci genannt wird, auf slavisch Glomaci heiße, fährt er folgendermaßen*) fort:

„Wie jener Gau zu jenem Namen kam, will ich in der Kürze erwähnen. Nicht über zwei Meilen von der Elbe entfernt, liegt ein Quell namens Glomuzi, welcher einen See bildet. Dieser wirkt, wie die Landeseingeborenen als der Wahrheit gemäß versichern und viele Augenzeugen bestätigen, wunderbare Erscheinungen. Steht den Bewohnern des Landes holder Frieden bevor, wird ihnen der Acker reichlich Frucht gewähren, dann bedeckt der See sich mit Weizen, mit Hafer und Eicheln und erfüllt dadurch die Herzen der Anwohner und der aus der Ferne Herbeiströmenden mit Freude. Droht aber ein wildes Kriegswetter, dann ist seine Oberfläche voll Blut und Asche und weist dadurch auf kommendes Unheil hin. Diesen See verehrt und fürchtet alles Volk im Umkreis mehr als die Kirchen, wie trügerisch auch jene Vorbedeutungen sein mögen. Das Land aber, welches von der Elbe bis zum Caminizifluß**) reicht, hat von ihm seinen Namen."

Wir kehren wieder zu Adams von Bremen Darstellung zurück und entnehmen ihr noch das Wichtigste und Wesentlichste, was der Geschichtschreiber über die nördliche Welt sagt, über jene Länder, in welchen die den Deutschen stammverwandten Nordgermanen geboten, Dänen, Schweden und Norwegen, und andere Völker, mit welchen in den nächsten Jahrhunderten die Deutschen vielfach in Berührung treten sollten.

Adam***) erwähnt zunächst die Insel Farria†), welche in der Mündung der Elbe in der fernen Einsamkeit des Oceans liegt. Eilbert soll sie zuerst gefunden und durch Anlegung eines Klosters bewohnbar gemacht haben. „Diese Insel", so fährt er fort, „ist dem Lande Hadeloa††)

*) A. a. O. I. 3.

**) Die Chemnitz.

***) A. a. O. IV. 3.

†) Farria oder Fositesland, jetzt Helgoland.

††) Hadeln.

gegenüber gelegen. In der Länge erstreckt sie sich kaum auf acht, in der Breite auf vier Meilen. Die Einwohner bedienen sich des Strohes und der Schiffstrümmer zum Feuer. Es geht das Gerücht, daß, wenn Seeräuber von dort Beute, auch wenn sie noch so gering war, hinwegführten, sie dann entweder in kurzer Zeit durch Schiffbruch ums Leben kamen oder von irgend einem Feinde erschlagen wurden, keiner aber unbeschadet nach Hause zurückkehrte. Darum pflegen sie den auf der Insel lebenden Einsiedlern den zehnten Teil ihrer Beute unter großer Ehrerbietung darzubringen. Überaus reich ist das Eiland an Feldfrüchten und ernährt große Scharen von Vögeln und Vieh. Es enthält einen einzigen Berg, keinen Baum und ist von schroffen Klippen umschlossen. Nur einen einzigen Zugang bietet es dar, wo sich auch ein Quell süßen Wassers befindet, eine Stelle, die allen Seefahrern, vor allem aber den Seeräubern heilig ist. Daher hat die Insel denn auch ihren Namen erhalten: Heiligland wird sie genannt. Von ihr hören wir schon im Leben des heiligen Willibrord. Dort wird sie Fositesland geheißen und von ihr gesagt, daß sie dort liege, wo die Gebiete der Friesen und Dänen an einander grenzen.

Noch viele andere Inseln liegen Friesland und Dänemark gegenüber, keine aber von ihnen ist so der Erwähnung wert."

Wir übergehen die Beschreibung der anderen Inseln und heben nur die wichtigste Insel der Dänen, Seeland, hervor. Von dieser berichtet Adam*) folgendes:

„Die Insel Seeland liegt in einem Busen des baltischen Meeres und ist von großer Ausdehnung. Ihre Länge und Breite ist in ungefähr zwei Tagen zu durchmessen. Hochberühmt ist sie durch die Tapferkeit ihrer Krieger wie durch den Reichtum an Feldfrüchten. Ihre größte Stadt ist Roschald**), der Königssitz der Dänen. Gleichweit ist die Insel von Fune und von Sconia***) entfernt und von da in einer Nacht zu erreichen. Westlich von ihr liegt Judland, die Stadt Arhusan, Alaburg und Wendila†), nördlich, wo die Insel wüst ist, die nordmannische Meerenge, südlich das obenerwähnte Fune und der sclavanische Meerbusen. Nach Osten hin liegt das Vorgebirge von Sconen, wo auch die Stadt Lundona††) sich befindet.

Hier in Seeland giebt es außerordentlich viel Gold, das durch

*) A. a. O. IV. 5. **) Roeskilde. ***) Fünen und Schonen.
†) Jütland, Aarhuus, Aalborg, Vendsyssel. ††) Lund.

Seeraub zusammengeführt worden ist. Die Seeräuber selbst, in jenen Gegenden Wickinger, bei uns Ascomannen geheißen, zahlen dem Dänenkönig einen Tribut, damit es ihnen gestattet ist, die Barbaren mit Raub zu brandschatzen, welche in großer Anzahl an den Küsten jenes Meeres ihre Wohnsitze haben. Daher kommt es denn auch, daß sie die Erlaubnis zur Plünderung, welche sie den Feinden gegenüber erhalten haben, oft auch gegen die Ihrigen mißbrauchen. Sie sind ohne Treu und Glauben unter einander, und ohne Erbarmen wird der, welcher in die Hände eines andern gerät, als Knecht einem Genossen oder Barbaren verkauft.

Und vieles andere haben die Dänen an Gesetz und Sitte, was dem Recht und der Billigkeit zuwiderläuft, wovon etwas zu erwähnen ich jedoch nicht für angemessen halte ... Die Männer, welche wegen eines Majestätsverbrechens oder wegen eines andern Vergehens ergriffen werden, wollen lieber den Tod durch das Beil erleiden, als mit Schlägen gestraft werden. Es giebt auch hier keine andere Strafe als das Beil oder die Knechtschaft. Wen aber die Verurteilung trifft, der zeigt eine fröhliche Miene. Das gilt hier für Ruhm. Denn Thränen und Klagen und jeden anderen Ausdruck der Reue, den wir für heilsam halten, verachten die Dänen derart, daß es niemand gestattet ist, Thränen zu vergießen weder für eigene Vergehungen noch für teure Abgeschiedene."

Nach der Schilderung der Dänen geht Adam weiter zur Beschreibung der an den Ufern des baltischen Meeres wohnenden Völker. Er fährt*) in folgender Weise fort:

„Die ersten, welche an der Mündung des erwähnten Meerbusens und zwar am südlichen Ufer nach uns zu wohnen, sind die Dänen, welche man Judden nennt, bis an den Sliasee**). Dort beginnt die Grenze des hamburgischen Kirchensprengels, welche sich weithin durch das Gebiet der am Meere wohnenden Slaven bis an den Peanisfluß erstreckt. Denn dort endet das Gebiet unserer***) Diöcese. Von dort aus haben die Wilzen und Liutizen ihre Sitze bis zur Oder hin. Jenseits der Oder aber wohnen, wie wir gehört haben, die Pommeranen. Dann breitet sich weithin das gewaltige Land der Polanen aus, deren Gebiet an das der Ruzzen stoßen soll. Dies aber ist die äußerste und größte Landschaft der Winuler, bei welcher dieser Meerbusen sein Ende nimmt.

Kehren wir aber von dem nördlichen Ufer zurück zu dem Eingange

*) A. a. O. IV. 13—15. **) Schlei.

***) So sagt Adam, weil die Bistümer Hamburg und Bremen zusammengelegt worden waren.

des baltischen Meeres, so stoßen wir zunächst auf die Nordmannen, dann ragt Sconen hervor, ein Land der Dänen, darüber wohnen in einem weit ausgedehnten Gebiet die Goten bis nach Birka*). Hierauf herrschen in weiten Länderräumen die Schweden bis zu jener Gegend hin, wo die Amazonen leben. Jenseits derselben sollen die Wizzen, Mirren, Lamen, Skuten und Turken**) bis nach Ruzzien hin wohnen. In diesem Lande aber findet jenes Meer sein Ende. So haben also slavische Völker das südliche Ufer inne, die Schweden das nördliche.

Es berichten auch Landeskundige, daß einige Leute auf dem Landwege aus Schweden nach Griechenland gekommen seien. Doch legen die barbarischen Völker, welche im Innern des Festlandes wohnen, den Wandernden Hindernisse in den Weg. Deshalb macht man lieber zur See die gefährliche Reise.

Viele Inseln liegen in diesem Meere, welche alle von den Dänen und Schweden, einige jedoch auch von den Slaven bewohnt werden ... Fünfzehn Inseln sind es, welche zum Reiche der Dänen gehören. Sie alle sind dem Christentum gewonnen. Doch giebt es noch andere weiter nach Innen zu, welche dem Reich der Schweden unterworfen sind. Von diesen ist jene die größte, welche Churland heißt***), denn sie hat eine Länge von acht Tagereisen. Das Volk, welches hier lebt, ist überaus grausam und wird wegen seines Götzendienstes von allen geflohen. Gold giebt es hier sehr viel, auch treffliche Rosse. Alle Häuser sind voll von Priestern, Wahrsagern und Zauberkünstlern. Aus der ganzen Welt holt man sich hier Orakel, namentlich von Spanien und Griechenland. Wir glauben, daß diese Insel dasselbe Land ist, welches in der Lebensbeschreibung des heiligen Anskar Chori genannt und zur Zeit des Heiligen von den Schweden zinspflichtig gemacht wurde. Eine christliche Kirche hat sich jetzt hier erhoben durch den Eifer eines Kaufmanns, welchen der Dänenkönig zu diesem Werk für reiche Geschenke gewonnen hat. Der König selbst hat mir, im Herrn sich freuend, diese holde Kunde gebracht.

Außerdem, hat man uns erzählt, soll es noch mehrere andere Inseln in jenem Meere geben, von denen die eine große Aestland†) heißt, die nicht geringer an Umfang ist, als die eben erwähnte. Den Gott der Christen kennen die Einwohner nicht. Sie verehren Drachen und Vögel, welchen sie auch lebende Menschen opfern. Solche Menschen kaufen sie

*) Björkö im Mälarsee.
**) Finnische und ehstnische Völkerschaften.
***) Kurland. †) Ehstland.

von Händlern, und sorgfältig untersuchen sie dieselben vorher, damit sie ja kein Fehl an ihrem Körper haben, was die Drachen nach ihrer Ansicht veranlassen könnte, das Opfer zu verwerfen. Es soll diese letztgenannte Insel nahe dem Lande der Amazonen liegen, während jene andere nicht weit entfernt ist von Birka, der Stadt der Schweden. Unter jenen Inseln, welche sich in der Nähe des Slavenlandes befinden, sollen drei bemerkenswert sein. Die erste hiervon wird Fembre*) genannt. Sie liegt dem Lande der Wagrier gegenüber, und zwar so nahe, daß man sie wie auch jene, welche Laland heißt, von Aldinburg aus sehen kann. Die andere liegt dem Lande der Wilzen gegenüber. Die Raner hausen auf ihr, das tapferste Volk unter allen Slaven, ohne deren Urteil in öffentlichen Angelegenheiten nach dem Gesetz nichts geschehen darf. So sehr fürchtet man sie wegen ihres Verkehrs mit den Göttern oder vielmehr Dämonen, welchen sie größere Verehrung weihen als die übrigen Stämme. Diese beiden Inseln sind voll von Seeräubern und blutgierigen Mördern, die keinen schonen, dessen Bahn vorüberführt. Alle Gefangene, welche andere Völker zu verkaufen pflegen, werden von ihnen getötet. Die dritte Insel, welche den Russen und Polen benachbart ist, heißt Semland. Hier wohnen die Semen oder Preußen, welche den Schiffern, die auf dem Meer in Not geraten oder von Seeräubern angegriffen werden, zu Hilfe entgegenfahren: so menschenfreundlich ist dieses Volk an Sitten. Gold und Silber achten sie gering, und Überfluß haben sie an Fellen, deren Duft schon das todbringende Gift der Hoffart den Unsrigen einflößt. Jene halten diese Felle für nichts und verschmähen sie, und zwar, wie es mir scheint, zu unserm Verderben, die wir in rechtmäßiger oder unrechtmäßiger Weise nach einem Gewand aus Marderfell trachten, gleich als wenn das höchste Glück darin bestände. So bieten denn jene für leinene Gewänder, welche wir Faldonen nennen, die kostbaren Marderfelle dar.

Vieles könnte zum Lobe der Sitten bei jenen Völkern gesagt werden, hätten sie nur den allein wahren Glauben Christi, aber grausam verfolgen sie die Prediger des Herrn. Bei jenen erlangte der erlauchte Bischof der Böhmen, Adalbert, die Krone des Märtyrertums**). Und bis auf den heutigen Tag wird, obwohl die Preußen sonst den Unsrigen an allen Dingen Anteil gestatten, ihnen doch der Zutritt zu den Hainen und Quellen verwehrt, weil man meint, daß die heiligen Stätten

---

*) Fehmarn. Laland ist das j. Laaland.

**) Am 23. April 997.

durch die Anwesenheit von Christen entweiht würden. Das Pferdefleisch gebrauchen sie zur Speise und trinken auch die Milch und das Blut der Pferde, und zwar so, daß sie sich damit berauschen. Die Menschen sind von bläulicher Farbe, rotem Angesicht und tragen langes Haupthaar. Unzugänglich durch Sümpfe, wollen sie überdies keinen Herrn unter sich dulden."

Von der südlichen Küste des baltischen Meeres wendet sich Adam*) hinüber nach der skandinavischen Halbinsel:

„Schweden ist ein überaus fruchtbares Land; reich an Früchten und Honig, übertrifft es alle anderen Länder an Viehzucht, hat mächtige Flüsse und Wälder und ist allenthalben voll von Waren, die aus der Fremde kommen. So darf man wohl sagen, daß den Schweden keinerlei Besitz fehlt, außer demjenigen etwa, den wir lieben, ja anbeten: der Hoffart. Denn alle jene Werkzeuge nichtigen Gepränges, Gold, Silber, herrliche Rosse, Biber- und Marderfelle, welche uns mit Bewunderung erfüllen und fast sinnlos machen, alles dies achten sie für nichts. Nur in der Verbindung mit Frauen kennen sie kein Maß: hat doch ein jeder nach seinem Vermögen zwei oder drei oder noch mehr Weiber, die Reichen aber und die Fürsten in zahlloser Menge. Alle Kinder, welche aus solchen Verbindungen entspringen, halten sie für rechtmäßig. Mit dem Tode wird jedoch bestraft, wer die Ehe bricht, wer einen andern seines Gutes beraubt oder ihm Unrecht zufügt.

Gastfreundlich kommen alle nordischen Völker dem Fremdling entgegen, aber die Schweden übertreffen alle, denn bei ihnen gilt nichts schmählicher, als Wanderern die Gastfreundschaft zu weigern. Darum entsteht auch oft ein Wettstreit, wer unter ihnen würdig sei, den Fremden bei sich zu bewirten. Alle Gebote des Gastrechts erfüllt der Wirt gegen ihn, so lange er Lust hat zu verweilen, und er führt ihn immer abwechselnd zu seinen Freunden von Haus zu Haus. Dies sind Vorzüge in ihren Sitten. Die Prediger der Wahrheit werden, wenn sie keusch, klug und tüchtig sind, von ihnen hochgeehrt, so daß sie selbst zu der allgemeinen Volksversammlung, bei ihnen Warh genannt, die Anwesenheit der Priester gestatten. Da hören sie denn auch ohne Widerstreben von Christus und der christlichen Religion. Und vielleicht könnten sie leicht durch die Predigt für unsern Glauben gewonnen werden, wenn nicht schlechte Lehrer auf ihren Vorteil, nicht auf den Jesu Christi be-

*) A. a. O. IV. 21—26.

dacht wären und dadurch bei jenen, deren Seelenheil gerettet werden könnte, Anstoß erregten.

Die Schweden zerfallen in viele Völkerschaften. Trefflich sind sie geübt in den Waffen und von großer Körperkraft. Darum scheinen sie denn auch durch ihre Macht die anderen Völker des Nordens zu unterwerfen. Wohl haben sie Könige aus altem Geschlecht, aber deren Macht hängt von dem Willen des Volkes ab. Was alle insgemein gebilligt haben, das muß der König bestätigen, falls es sich nicht gerade um seinen Beschluß handelt, dem sie mitunter mit Widerstreben folgen. So erfreuen sie sich also daheim der Freiheit. Geht es jedoch in den Kampf, dann beweisen sie jeden Gehorsam dem Könige oder dem bewährten Führer, den der König an ihre Spitze stellt. Kommen sie in der Schlacht in Not, so rufen sie aus der Menge der Götter, welche sie verehren, einen zu ihrer Hilfe herbei. Ihm geben sie sich dann nach errungenem Siege mit besonderer Ehrfurcht hin und räumen sie den Vorrang vor allen anderen ein. Doch erklären sie bereits allgemein, daß der Christengott stärker sei denn alle anderen: die anderen Götter täuschten oft, jener aber bewähre sich jederzeit als der sicherste Helfer in der Not. . .

Der berühmteste Tempel, den jenes Volk hat, ist der zu Ubsola*), nicht weit von der Stadt Sictona**) entfernt. In diesem Heiligtum, welches ganz vergoldet ist, verehrt man die Bildsäulen dreier Gottheiten, und zwar hat die mächtigste unter ihnen, Thor, ihren Sitz in der Mitte; zur rechten und zur linken sitzen Wodan und Fricco. Die Deutung dieser drei Göttergestalten ist folgende: Thor, sagen sie, herrscht in der Luft und lenkt Donner und Blitz, Wind und Regen, heiteres Wetter und Fruchtbarkeit. Wodan, der andere Gott, bedeutet dem Namen nach die kriegerische Wut. Er leitet den Kampf und stärkt das Herz des Mannes mit kühnem Mut wider seine Feinde. Der dritte ist Fricco***). Frieden und Glück verleiht er den Sterblichen. . . Wodan stellen sie bewaffnet dar, wie die Unsern den Mars zu bilden pflegen. Thor sieht mit seinem Scepter dem Jupiter ähnlich. Auch verehren sie Götter, welche früher Menschen waren, aber um hervorragender Thaten willen mit der Unsterblichkeit beschenkt wurden. So ist es, wie man im Leben des heiligen Anskar†) liest, mit König Erich geschehen. Jeder der Götter hat seine be-

*) Upsala.

**) Sigtuna, südlich von Upsala.

***) Richtiger Freyr, bei den Deutschen Fro.

†) Vita Anscar. c. 26.

sonderen Priester, welche die Opfer des Volkes darbringen. Droht Krankheit und Hungersnot, so opfert man dem Götzen Thor, wenn Krieg, dem Wodan. Soll eine Hochzeit gefeiert werden, wird dem Fricco ein Opfer gebracht. Überdies pflegt aller neun Jahre eine gemeinsame Feier aller schwedischen Länder in Ubsola abgehalten zu werden. Von dem Anteil an dieser Feier wird niemand befreit. Könige und Völker, alle und jeder einzelne senden Geschenke nach Ubsola, und was grausamer denn jede Strafe ist, auch jene, welche schon das Christentum angenommen haben, zahlen Geld und kaufen sich so von jenen Verpflichtungen los. Das Opfer findet in folgender Weise statt. Von jeder Art männlicher Geschöpfe werden neun Häupter dargebracht. Durch ihr Blut pflegt man die Götter milde zu stimmen. Die Körper werden alsdann in einem, dem Heiligtume nahen Hain aufgehängt. Dieser Hain ist den Heiden so heilig, daß jeder einzelne Baum darin durch den Tod oder die Verwesung der Geopferten für geweiht erachtet wird. Hier hängen auch Hunde und Pferde neben den Menschen, von denen ein Christ, wie er mir erzählte, zweiundsiebzig Körper unter den anderen aufgehängt erblickte. Übrigens sind die Lieder, welche bei diesen Opfern gesungen werden, verschiedener Art und unehrbar und darum besser mit Stillschweigen zu übergehen."

Von den Schweden wendet sich Adam*) zu den Bewohnern Norwegens:

„Nordmannenland ist wegen der Rauheit seiner Berge und wegen der übermäßigen Kälte unter allen Ländern das unfruchtbarste, nur allein für die Viehzucht geeignet. Ihre Herden weiden die Bewohner nach der Weise der Araber fernhin in die Einöde, und die Herde ist es, welche ihnen den Lebensunterhalt gewährt, denn die Milch dient ihnen zur Nahrung, die Wolle zum Gewand. Darum erzieht auch das Land die tapfersten Krieger, welche, nicht durch den üppigen Genuß der Feldfrüchte verweichlicht, öfter gegen sich die Waffen erheben, als daß sie von anderen heimgesucht werden. Ohne Zwietracht leben sie mit ihren nächsten Nachbarn, den Schweden, zusammen; von den Dänen, welche ebenso arm sind wie sie, werden sie hin und wieder angegriffen, jedoch nicht ohne den Angriff zu vergelten. Der Mangel treibt sie hinaus, die ganze Welt zu durchziehen. Von ihren Raubfahrten bringen sie die größten Schätze aller Länder heim und helfen in solcher Art der Dürftigkeit ihrer Heimat auf. Als sie aber zum Christentum sich bekehrten, lernten sie, in einer besseren

*) A. a. O. IV. 30.

Schule unterrichtet, den Frieden und die Wahrheit lieben, mit ihrer Armut zufrieden sein und die Schätze, die sie gesammelt, austeilen und hörten auf, Ausgeteiltes zu sammeln. Und dieselben, welche insgesamt von Anfang an den unseligen Künsten der Zauberer dienten, bekennen jetzt mit dem Apostel einfältiglich Christum, den Gekreuzigten. Auch sind die Normannen die Enthaltsamsten unter allen Sterblichen und lieben in Speise wie in Sitte mit höchstem Eifer Sparsamkeit und Mäßigkeit. Überdies bringen sie den Priestern und Kirchen solch hohe Verehrung entgegen, daß kaum für einen Christen gehalten wird, wer nicht täglich zur Messe geht und dabei sein Opfer bringt."

Gleich im Beginn von Ottos Regierung waren die Kämpfe mit den Slaven von neuem entbrannt, denn nicht allzuschwer mochte es den Grenzvölkern erscheinen, das verhaßte Joch der Sachsen abzuschütteln, da Otto, von allen Seiten durch Gefahren umringt, seiner ganzen Macht bedurfte, um den Aufständen seiner Brüder und der feindlichen Herzöge zu begegnen.

Wie der Kampf begann, mag uns Widukinds Erzählung*) sagen: „Die Barbaren wurden durch unsere Not und Uneinigkeit übermütig gemacht, ließen nicht ab, mit Brand und Mord das Land heimzusuchen, und sannen auf einen Plan, um Gero, welchen der König über sie gesetzt hatte, mit List zu verderben. Doch der Markgraf kam der List durch List zuvor, überfiel die Fürsten der Barbaren bei einem großen Gastmahle und erschlug ungefähr dreißig von ihnen in der Nacht, da sie vom Weine trunken waren. Da er aber allein nicht allen Völkerschaften der Barbaren gewachsen war — denn auch die Abodriten hatten sich zu dieser Zeit empört, unser Heer besiegt und den Führer Haika getötet —, führte der König zu wiederholten Malen selbst ein Heer herbei, fügte ihnen vielen Schaden zu und schlug sie in vielen Schlachten so darnieder, daß sie zuletzt in das größte Elend kamen. Nichtsdestoweniger zogen jene den Krieg dem Frieden vor und ertrugen lieber um der teuren Freiheit willen jegliches Ungemach. Es ist aber dieser Menschenschlag abgehärtet, scheut keine Anstrengung und ist gewöhnt an das dürftigste Leben, ja, was die Unsern schwer erträglich dünkt, das halten sie noch für einen Genuß. So verstrichen denn viele Tage, während wir um unsern Ruhm und die Vergrößerung unseres Reiches, jene aber für die Freiheit mit wechselndem Erfolge stritten. Mit vielen Feinden hatten es die Sachsen

*) A. a. O. II. 20—21.

zu jener Zeit zu thun. Im Osten erhoben sich die Slaven, im Westen die Lothringer, im Norden die Dänen und Slaven. Darum zog sich denn auch der Krieg mit den Slaven in die Länge.

Es war aber seit König Heinrichs Zeit ein Slave in den Händen der Sachsen, der nach dem Erbrecht seines Volkes Herr der Heveller hätte sein sollen. Er hieß Tugumir. Diesen gewann man durch eine große Geldsumme und überredete ihn durch weitere Versprechungen, so daß er gelobte, das Land zu verraten. Gleich als wäre er Heinrich entronnen, kam er nach Brennaburg. Hier erkannte ihn sein Volk und wählte ihn zum Herrn, und nun erfüllte er in kurzer Zeit sein Versprechen. Er lud seinen Neffen, den einzigen, der noch von allen Fürsten des Hevellerstammes am Leben war, zu sich ein, nahm ihn durch treulosen Anschlag gefangen und tötete ihn. Alsdann unterwarf er sich mit jener Stadt und dem ganzen Lande der Gewalt des Königs. Hierdurch geschah es, daß alle barbarischen Stämme bis zur Oder hin in ähnlicher Weise dem König als ihrem Herrn huldigten und Zins zahlten."

Doch war mit der Unterwerfung Tugumirs und der Seinen die Herrschaft der Deutschen jenseits der Elbe keineswegs gefestigt. Immer und immer wieder erhob sich in den nächstfolgenden Jahren der Kampf, und dieser Kampf erhielt noch dadurch ein höheres Interesse, daß Wichmann der Jüngere in seinem leidenschaftlichen Hasse gegen Hermann Billing auf die Seite der Feinde seines Volkes trat.

Über diese Kämpfe berichtet Widukind*) folgendes:

„Da Wichmann sich gegen seinen Oheim nicht zu rechtfertigen vermochte, wurde er innerhalb der Pfalz in Haft gehalten. Als aber der König nach Bayern**) ziehen wollte, schützte er eine Krankheit vor und weigerte sich, an dem Zuge teilzunehmen. Zwar erinnerte ihn Otto daran, daß er ihn, den Vater- und Mutterlosen, an Sohnes statt angenommen und ehrenvoll erzogen, auch mit der väterlichen Würde bekleidet habe: er solle ihm nicht das Leben schwer machen, da ihn schon viele andere Sorgen drückten, doch empfing er darauf keine befriedigende Antwort. Er zog daher hinweg, trug aber zuvor noch die Aufsicht über Wichmann dem Grafen Ibo***) auf. Einige Tage verblieb Wichmann bei diesem, dann bat er um die Erlaubnis, im Walde jagen zu dürfen.

---

*) A. a. O. III. 50—69.

**) Es ist an den Zug vom Jahre 954 gedacht. Über Wichmann vgl. S. 240.

***) Wo Ibo seine Grafschaft hatte, ist unbekannt, jedenfalls aber außerhalb Sachsens.

Hier hatten sich seine Genossen verborgen. Diese nahm er mit sich und zog in seine Heimat, wo er einige Burgen besetzte und sich mit Ekbert zum Kampfe gegen den König verband. Doch gelang es der unermüdlichen Thätigkeit Herzog Hermanns, die Empörer leicht zu überwältigen und über die Elbe zu jagen. Da sie nun einsahen, daß sie dem Herzog nicht länger Widerstand zu leisten vermöchten, so schlossen sie einen Bund mit zwei Fürsten der Slaven, welche schon längst den Sachsen feindlich gesinnt waren, dem Nako und seinem Bruder*). Herzog Hermann zog wider sie aus und stieß auf sie, gerade als sie sich in der Feste Suithleiscranne**) aufstellten. Schon war er nahe daran, die Aufrührer zugleich mit der Burg in seine Hand zu bringen, als jene plötzlich durch ein lautes Geschrei aufmerksam gemacht wurden und zu den Waffen greifen konnten. Doch glückte es noch Herzog Hermann, vor dem Thore der Burg gegen vierzig Bewaffnete zu erschlagen und mit den Rüstungen der Getöteten heimwärts zu ziehen. Es hatten ihm bei dieser Unternehmung Graf Heinrich und dessen Bruder Siegfried beigestanden, hervorragende, tapfere Männer, die sich im Kriege und im Frieden bewährt hatten. Das ereignete sich im Anfang der vierzigtägigen Fasten***).

Nach dem darauffolgenden Osterfest brachen die Slaven unter der Führung Wichmanns, den sie für diese Unternehmung zu ihrem Führer aber nicht etwa zu ihrem Fürsten gewählt hatten, in Sachsen ein. Doch auch Herzog Hermann zögerte nicht. Sogleich erschien er mit seinem Aufgebot; da er indes sah, wie zahlreich das Heer der Feinde und wie schwach dagegen seine eigene Streitkraft sei, meinte er, daß es besser sei, zumal der Bürgerkrieg noch tobte, in so zweifelhafter Lage den Entscheidungskampf zu verschieben. Darum befahl er denn auch der großen Volksmenge, welche, weil sie den übrigen nicht traute, in eine nahe Burg zusammengeströmt war, auf jede nur mögliche Weise Frieden sich zu erwirken. Wohl zürnten wegen dieses Rates die Krieger heftig, vor allem Siegfried, der ein überaus tapferer Streiter war, aber die Cocarescemier†) folgten dem Geheiß des Herzogs und erhielten von den Slaven unter

*) Stoinef, Fürst der Abodriten.

**) Wo sich diese Burg befand, läßt sich nicht ermitteln. Man hat früher an Schwedt gedacht, doch liegt dies zu weit östlich.

***) Im März 955.

†) Es waren Sachsen, Bewohner einer Burg, nach deren Namen sie hier bezeichnet werden. Wo dieser Ort lag, ist unbekannt. Doch wird er in der Nähe von Magdeburg gesucht.

der Bedingung Frieden, daß alle Freien mit Weib und Kind ohne Waffen auf die Mauer steigen, dagegen alle Knechte und alle Habe inmitten der Stadt als Beute für den Feind zurückbleiben sollten. Die Slaven brachen nun in die Burg ein. Da erkennt einer in dem Weibe eines Freigelassenen seine Sklavin wieder. Rasch will er sie der Hand ihres Gatten entreißen, empfängt aber einen Faustschlag und erfüllt nun alles mit dem lauten Geschrei, es sei von den Sachsen der Vertrag gebrochen worden. Sogleich warfen sich nun die Slaven auf die Sachsen und richteten ein entsetzliches Gemetzel an. Keinen ließen sie am Leben. Wer volljährig war, wurde erschlagen, die Frauen aber mit den Kindern in die Gefangenschaft fortgeschleppt.

Der Kaiser, welcher die Ungarn glücklich überwunden hatte, gedachte Rache für diese Übelthat zu nehmen und fiel verheerend in das Land der Slaven ein. Es wurde Gericht über die Sachsen gehalten, die sich mit den Slaven zum Aufstand verbündet hatten, und das Urteil gefällt, daß Wichmann und Ekbert für Feinde des Vaterlands gehalten werden müßten. Den anderen verhieß man Schonung, falls sie freiwillig zur Heimat wiederkehrten. Damals fand sich auch eine Gesandtschaft der Slaven ein, welche erklärte, daß die Ihrigen nach altem Brauche bereit seien, den Tribut zu zahlen, doch trügen sie Verlangen, in ihrem eigenen Lande selbst die Herrschaft zu führen: Wolle man ihnen diese Forderung zugestehen, so seien sie zum Frieden geneigt, wenn nicht, dann würden sie mit den Waffen in der Hand den Kampf für die Freiheit wagen. Darauf gab ihnen der Kaiser zur Antwort: den Frieden wolle er ihnen nicht weigern, aber nur dann könne er ihn gewähren, wenn sie die begangene Unthat mit voller Buße und Unterwerfung sühnten. So führte er denn unter Sengen und Brennen sein Heer durch ihr Gebiet und schlug zuletzt ein Lager am Ufer des Raraflusses*) auf, um den durch Sümpfe ungemein erschwerten Übergang vorzubereiten. Hierbei wurde er aber von den Feinden umzingelt. Im Rücken sperrte ein Verhau von Bäumen, das von einer Schar Bewaffneter verteidigt wurde, den Weg, während vorn der Fluß vorüber strömte und der mit diesem in Verbindung stehende Sumpf lag. Hier stand auch das ungeheure Slavenheer, um den sächsischen Kriegern den Brückenbau wie den Rückmarsch zu wehren. Noch andere Not aber kam über die Eingeschlossenen, Krankheit und Hunger.

*) Die Recknitz in Mecklenburg oder die Recke, der Oberlauf der Elde östlich vom Plauersee.

Nachdem man mehrere Tage hindurch unthätig hier gelegen hatte, wurde Graf Gero an Stoinef, den Fürsten der Barbaren, mit der Botschaft gesendet, er solle sich freiwillig dem Kaiser unterwerfen: einen Freund werde er dadurch an ihm gewinnen und ihn nicht mehr als Feind erproben.

Es war Gero durch viele treffliche Eigenschaften ausgezeichnet, des Krieges kundig, von gutem Rat in Staatsangelegenheiten, nicht ohne Beredsamkeit und von vielem Wissen und zeigte seine Klugheit lieber durch die That, als durch leere Worte. Thatkräftig, wo es Erwerb galt, war er doch freigebiger Hand, und was von allem das beste ist, er war dem Dienste Gottes mit Eifer ergeben.

Über den Sumpf hin und den daran vorüberfließenden Fluß rief der Markgraf den Slaven an und begrüßte ihn. Der Slave antwortete mit ähnlichem Gruß. Dann hub der Markgraf an: ‚Wahrlich, es wäre schon an dem genug, wenn du die Waffen gegen unsereins, gegen einen von den Dienern meines Herrn, führtest und nicht wider meinen Herrn selbst, den König. Wie zahlreich ist denn dein Heer, wie mächtig sind deine Waffen, daß du solcher That dich erkühnst? Beseelt euch Mut, habt ihr Geschick zum Streit und Kühnheit, gut, so gebt uns Raum, daß wir zu euch hinüberkommen können, oder kommt selbst zu uns herüber! Dann mag auf freiem Felde die Tapferkeit des Kriegers sich zeigen!‘ Der Slave knirschte nach Barbarenart mit den Zähnen, brach in laute Schmähungen aus und höhnte Gero, den Kaiser und das ganze Heer: wußte er doch, daß auf ihnen unerträgliche Not lastete. Gero aber wurde hierdurch in Zorn gebracht, wie er ja überhaupt leidenschaftlichen Sinnes war, und rief hinüber: ‚Der nächste Tag wird entscheiden, ob ihr, du und dein Volk, stark an Kräften seid oder nicht, denn morgen sollt ihr uns sicherlich im Kampfe mit euch sehen!‘ Hatte Gero schon früher durch zahlreiche Heldenthaten sich einen großen Namen gemacht, so wurde er damals noch ganz besonders gefeiert und gerühmt, weil er kurz vorher die Slaven, welche Ucrer heißen, in rühmlichem Kampfe unterworfen hatte.

Gero kehrte darauf in das Lager zurück und erzählte, was er gehört hatte. Der Kaiser aber erhob sich des Nachts und gab den Befehl, mit Pfeilen und anderen Geschossen den Feind zum Kampfe herauszufordern, gleich als wenn man mit Gewalt den Übergang über Fluß und Sumpf erzwingen wollte. Nach der Drohung, welche Gero Tags vorher ausgestoßen hatte, glaubten auch die Slaven an nichts anderes. Auch sie brannten auf den Kampf und rüsteten sich mit aller Kraft, den Sachsen den Weg zu wehren. Unterdessen hatte aber Gero mit seinen

Freunden, den Rugianern, das Lager verlassen und eine Meile unterhalb am Flusse, ohne daß der Feind es gewahr geworden, in Eile drei Brücken erbaut. Alsdann entsandte er einen Boten an den Kaiser und hieß das ganze Heer kommen. Sobald die Slaven dies sahen, eilten sie ebendahin, um sich hier den sächsischen Scharen entgegenzuwerfen. Da aber ihr Fußvolk einen längeren Weg zurücklegen mußte und sogleich den Kampf begann, so kam es in Verwirrung und wich allmählich vor den Reitern zurück, und als es zuletzt in der Flucht Rettung suchte, wurde es unverweilt niedergehauen*).

Stoinef wartete auf einem nahen Hügel mit seinen Reitern auf den Ausgang der Schlacht. Als er nun seine Genossen fliehen sah, flüchtete er selbst, aber er wurde mit zwei Begleitern in einem Haine von einem Ritter, namens Hosed, eingeholt, welcher ihn im Streite überwand, seiner Wehr beraubte und ihm das Haupt abschlug. Der eine von Stoinefs Begleitern wurde lebend gefangen und mit dem Haupte und den Waffen des slavischen Fürsten dem Kaiser von jenem Ritter dargebracht.

Hierdurch erwarb sich Hosed Ruhm und Ehre. Zum Lohne so herrlicher That wurde ihm als ein königliches Gnadengeschenk ein Gut gegeben von zwanzig Hufen. Noch an demselben Tage drang man in das Lager der Feinde ein, erschlug oder fing hier eine große Menge von Menschen. Bis in die tiefe Nacht hinein zog sich das Gemetzel. Am anderen Tage wurde Stoinefs Haupt auf dem Felde ausgestellt. Ringsumher schlug man siebenhundert Gefangenen das Haupt ab. Der Ratgeber des Fürsten jedoch wurde der Augen und der Zunge beraubt und blieb hilflos mitten unter den Leichen liegen. Wichmann aber und Ekbert entflohen, ihrer Schuld bewußt, nach Gallien und entkamen glücklich zu Herzog Hugo.

Ruhm und Ehre erwarb sich der Kaiser durch seine vielen Siege und weckte hierdurch in gleicher Weise bei vielen Königen und Völkern Schrecken wie Liebe. Zahlreiche Gesandtschaften empfing er an seinem Hofe von Römern, Griechen und Sarazenen. Von diesen erhielt er Geschenke aller Art, goldene und silberne Gefäße, auch solche von Erz und kunstreich gearbeitete voll herrlicher Mannigfaltigkeit, Schalen von Glas und Elfenbein, Teppiche von aller Art, Balsam und Spezereien von jeglicher Gattung und Tiere, die bis dahin im Sachsenlande noch nie ge-

*) Am 16. Oktober 955.

sehen worden waren, Löwen, Kamele, Affen und Strauße. Die Christenheit aller Länder rings umher setzte auf ihn ihr Vertrauen und ihre Hoffnung.

Liudolf aber, des Kaisers Sohn, wollte seinen Freunden die Treue bewahren. Darum verließ er sein Vaterland und ging mit ihnen nach Italien*). Als er hier nun fast ein ganzes Jahr weilte, schied er aus dem Leben, dem ganzen Frankenreiche durch seinen Tod schweres Herzeleid bereitend**). Sein Leichenbegängnis wurde von seinen Vassallen mit schuldiger Ehre gefeiert, sein Leichnam aus Italien nach Mainz gebracht und hier in der Kirche des Blutzeugen Albanus beigesetzt unter den Thränen und der Klage aller Völker. Er hinterließ einen Sohn, der des Vaters Namen trug***).

Die Briefe, welche dem Kaiser den Hintritt seines Sohnes meldeten, wurden ihm überbracht, als er gerade im Felde gegen die Redarier stand. Reichlich vergoß er Thränen über den Tod des Sohnes, stellt aber im übrigen sich getreulich dem anheim, der noch immer sein Reich glücklich durch alle Fährnisse gelenkt hatte, Gott, dem Lenker aller Dinge.

Zur selben Zeit verließ Wichmann, welcher gehört hatte, daß in Sachsen kein Heer weile, Gallien und kehrte heimlich nach Sachsen zurück. Er sah sein Haus wieder und sein Weib, gesellte sich aber dann wieder zu den Feinden seines Volkes. Ekbert hingegen wurde durch die Fürbitte des großen Bischofs Brun wieder zu Gnaden aufgenommen.

Als nun zum dritten Male ein Heer gegen Wichmann geführt wurde, da gelang es ihm, wenn auch erst nach vielen Bitten, daß Gero und dessen Sohn†) seine freiwillige Unterwerfung annahmen und sich für ihn bei dem Kaiser verwendeten, daß es ihm gestattet sein möchte, mit des Kaisers Huld sich an der Heimat und seines Weibes Erbgut zu erfreuen. Aus freien Stücken schwur er noch einen furchtbaren Eid, niemals wolle er gegen den Kaiser oder des Kaisers Herrschaft in böser Absicht etwas raten oder thun. So gelobte er Treue, wurde in Frieden entlassen und der Kaiser gab ihm noch gute Versprechungen mit auf den Weg, um seinen gebrochenen Sinn wieder aufzurichten. . .

*) Der Zug wurde von Liudolf im Einvernehmen mit seinem Vater unternommen. Liudolf wollte Eroberungen machen, um vermutlich seine alten Genossen aus der Zeit des Aufstandes zu entschädigen.

**) Am 6. Sept. 957. Sein Bild floß später mit dem Herzog Ernsts zusammen.

***) Otto, geboren 954, später Herzog von Schwaben und Bayern, starb 982.

†) Siegfried, der schon 959 starb.

Der Heimat wiedergegeben, verhielt sich Wichmann ruhig, die Ankunft des Kaisers erwartend. Als aber dessen Rückkehr sich verzögerte, begab er sich nach dem Norden, um im Bunde mit dem Dänenkönig Harald*) den Krieg von neuem zu schüren. Jener aber gab ihm zur Antwort: wenn er den Herzog Hermann oder einen anderen Fürsten getötet habe, dann erst sei es klar, daß Wichmann ohne Hinterlist ein Bündnis mit ihm eingehen wolle, anderenfalls zweifle er nicht daran, daß er auf Trug sinne. Unterdessen verbreitete sich durch einen wandernden Kaufmann die Kunde, daß Wichmann auf Raub ausgegangen war. Einige seiner Gesellen wurden ergriffen, von dem Herzog als Landesverräter verurteilt und mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht. Nur mit Mühe war Wichmann selbst mit seinem Bruder**) entkommen. . .

Gero gedachte aber des Schwures, den Wichmann geleistet, und da Klage wider ihn erhoben wurde und der Herzog von seiner Schuld den Beweis hatte, trieb er ihn wieder zu den Slaven zurück, aus deren Landen er ihn vorher heimgeführt hatte. Freudig nahmen ihn jene auf. An ihrer Spitze besiegte er in vielen Schlachten die weiter entfernt wohnenden Slaven. Auch den König Misaka, unter dessen Gewalt die slavischen Licicaviker***) standen, überwand er zu zweien Malen, tötete ihm den Bruder und entriß ihm große Beute.

Um diese Zeit besiegte Markgraf Gero auch das slavische Volk der Lusitzer†) mit gewaltiger Kraft und zwang es zu gänzlicher Unterwerfung. Er selbst erhielt aber hierbei eine schwere Verwundung und verlor seinen Neffen, einen wackeren Mann, und viele andere edle Männer.

Zwei Slavenfürsten standen unter Herzog Hermann, welche mit altem, von den Vätern überliefertem Haß einander befehdeten, Selibur hieß der eine, Mistav der andere. Selibur stand an der Spitze der Wagrier, Mistav führte die Abodriten. Häufig traten sie mit Klage gegen einander vor den Herzog. Endlich wurde Selibur vor Gericht verurteilt und ihm vom Herzog eine Strafe von fünfzehn Pfund Silbers auferlegt. Mit bitterem Groll nahm er die Verurteilung hin, sann aber auf eine Gelegenheit, die Waffen gegen Hermann zu erheben. Da er sich aber nicht stark genug zum Kampfe fühlte, so sandte

*) Harald Blaatand, Gorms Sohn.

**) Es ist wohl an Ekbert gedacht.

***) Oder Lechen, d. h. die Polen, deren Herzog Misaka (Misiko oder Miesko) war.

†) Die Bewohner des Landes Losicin (S. 179), die Niederlausitzer.

er zu Wichmann Boten und forderte von ihm Hilfe gegen den Herzog. Jenen aber ergriff Freude, denn nichts konnte ihm erwünschter kommen, als seinem Oheim Schaden zuzufügen, und schnell eilte er mit seinen Genossen dem slavischen Häuptling zu Hilfe. Kaum war jedoch Wichmann in Seliburs Burg aufgenommen worden, als auch schon der Feind heranrückte und sie einschloß. Auch Herzog Hermann zog heran und lagerte vor der Burg. Unterdessen entwich Wichmann mit wenigen Begleitern aus der Burg, ich weiß nicht, ob von ungefähr oder aus kluger Absicht, als ob er von den Dänen Hilfe herbeiholen wollte. Wenige Tage verstrichen, als auch schon den aufständischen Kriegern die Lebensmittel ausgingen und dem Vieh das Futter fehlte. Es wollten darum einzelne behaupten, der Slave habe den Krieg nur scheinbar, nicht im Ernst geführt, denn es sei in jedem Falle unglanblich, daß ein Mann, der von Jugend auf an den Kampf gewöhnt gewesen, sich so schlecht für den Feldzug vorgesehen habe. Vielmehr habe Herzog Hermann diesen Plan erdacht, um auf irgend welche Weise den Neffen in seine Hand zu bekommen, auf daß jener lieber im Vaterlande das Heil seiner Seele gewönne, als unter den Heiden ganz verderbe. Schwer litten die Eingeschlossenen durch Hungersnot wie durch den Geruch des gefallenen Viehs und zuletzt waren sie gezwungen, die Stadt zu verlassen. Rauh ließ Herzog Hermann den Slaven an und warf ihm seine Untreue und seine schlechten Thaten vor. Der aber gab ihm zur Antwort: ‚Was beschuldigst du mich der Untreue? Siehe, dieselben Männer, die weder du noch der Kaiser, dein Herr, besiegen konnte, sind durch meine Treulosigkeit jetzt waffenlos in deine Hände gegeben.‘ Daraufhin schwieg der Herzog. Er beraubte aber den Fürsten seines Gebietes und gab dessen Sohn, welchen er vordem als Geisel empfangen hatte, die ganze Gewalt, die sein Vater besessen. Strafen verschiedener Art trafen die Krieger Wichmanns. Die Beute der Stadt überließ Hermann seinen Rittern. Das eherne Bild des Saturn*), welches man unter anderen Beutestücken hier fand, erregte bei dem Kriegsvolke ein großes Staunen. Dann kehrte er als Sieger in die Heimat zurück.

Als aber Wichmann die Kunde empfing, es sei die Burg gefallen und seine Genossen unterworfen, wandte er sich nach Osten und suchte wiederum bei den Heiden eine Zuflucht. Hier beriet er sich mit dem slavischen Volk der Vuloiner, wie man Misaka, des Kaisers Verbündeten, bekriegen

*) Böhmisch Sitiwrat genannt.

könne. Da dieser Plan keineswegs verborgen blieb, so sandte der Pole sogleich an Boleslav, den König der Böhmen, mit dem er verschwägert war*), und empfing von ihm zwei Fähnlein Reiter. Als nun Wichmann gegen ihn auszog, warf ihm Misaka zuerst sein Fußvolk entgegen. Dasselbe mußte sich auf seines Führers Befehl allmählich vor Wichmann zurückziehen, um diesen weit von seinem Lager hinwegzulocken. Alsdann ließ er den Gegner durch die Reiterei vom Rücken her angreifen und gab zugleich dem Fußvolk ein Zeichen, Halt zu machen und sich wieder gegen den verfolgenden Feind zu wenden. Von vorn und vom Rücken her drängte jetzt der Feind. Da versuchte Wichmann zu entfliehen. Doch seine Gefährten beschuldigten ihn des Verrats: habe er sie doch selbst erst zum Kampfe aufgestachelt, und nun wolle er, wo die Gefahr drohe, im Vertrauen auf sein Roß sich sogleich auf die Flucht machen. So stieg denn Wichmann gezwungen von seinem Roß und kämpfte während jenes Tages an der Seite seiner Waffengefährten zu Fuß, beschützt durch seine Rüstung. Durch Hunger gequält und durch den langen nächtlichen Marsch, den er bewaffnet hatte zurücklegen müssen, ermüdet, suchte er am frühen Morgen mit den wenigen Genossen, die noch bei ihm waren, in einem Gehöfte Schutz. Als nun die Führer der verfolgenden Feinde ihn einholten und an seinen Waffen erkannten, daß er ein vornehmer Mann sein müsse, und ihn nach seinem Namen fragten, erklärte er, er sei Wichmann. Jene forderten ihn auf, er solle die Waffen niederlegen, und gelobten ihm, sie wollten ihn unverletzt ihrem Herrscher übergeben und bei diesem es durchsetzen, daß er unversehrt dem Kaiser ausgeliefert werde. Wie groß auch die Not war, in der sich Wichmann befand, so vergaß er doch nicht seines Adels und seiner Tapferkeit und weigerte sich, geringen Leuten sich in die Hand zu geben. Doch bat er sie, daß sie dem Misaka von ihm Kunde brächten: ihm wolle er seine Waffen ausliefern. Während nun jene zu Misaka eilten, strömte eine unzählige Menschenmenge herbei und griff Wichmann an. Trotz seiner Erschöpfung erschlug der Held viele. Endlich aber ergriff er sein Schwert und gab es einem der Führer der Feinde mit folgenden Worten: ‚Nimm das Schwert und überbringe es deinem Herrn. Als Zeichen des Sieges mag er es annehmen und er mag es dem Kaiser, seinem Freunde, senden, auf daß jener wisse, er könne Freude empfinden über einen erschlagenen Feind oder auch einen Blutsverwandten beweinen!‘ Und da er solches

*) Er hatte Dobrawa, die Schwester Boleslavs I., zur Ehe.

gesagt hatte, wandte er sich nach Osten, rief mit seiner letzten Kraft in der Sprache seines Volkes den Herrn im Gebet an und gab seine mit vielem Elend und Jammer erfüllte Seele der Barmherzigkeit des Schöpfers aller Dinge wieder zurück.

Dies war das Ende Wichmanns, und so starben fast alle, welche gegen den Kaiser die Waffen ergriffen."

Schwer lag die Hand der siegreichen Deutschen auf den unterworfenen Slavenländern. Jeder Aufstand, in dem das Freiheitsgefühl der Überwundenen sich Luft machte, wurde blutig unterdrückt, bis zuletzt nach mehr als zweihundertjährigem Kampfe jeder Widerstand erlosch und deutsches Wesen in den weiten Gebieten nach Osten ungehindert eine neue Stätte für eine reiche Entwickelung und Blüte fand. Wie aber einst Karl der Große seine Macht bei den Sachsen durch eine feste Organisation der christlichen Kirche begründete, so gedachte auch Otto den neuen Besitz seines Reiches durch Ausbreitung des Christentums bei den Besiegten zu sichern. So rief er das Bistum Oldenburg für das Gebiet der Wagrier und Abodriten ins Leben und begründete das Bistum Havelberg im Lande der wilden Redarier. In der alten vielumkämpften Hauptstadt der Heveller erhob sich das Bistum Brandenburg, dessen Sprengel das Havel- und Spreeland bis zur Oder hin umfaßte. Dann errichtete Otto für die neuunterworfenen Slavenländer zwischen Saale und Elbe die Bistümer Meißen, Zeitz und Merseburg. Über sie stellte er das Erzbistum Magdeburg, fortan der Mittelpunkt für die Bekehrung aller Slaven und ein Hauptsitz kirchlichen Lebens im Norden Deutschlands. Endlich ließ Otto auch den Samen des Christentums im Norden ausstreuen. Nachdem er Gorms Sohn Harald Blaatand überwunden und auf einem sagenhaften Zuge die ganze jütische Halbinsel bis zum Meere durchmessen hatte, stiftete er in der wiederhergestellten Mark Schleswig die Bistümer Schleswig, Ripen und Aarhuus. Zu gleicher Zeit gab er auch der Mission bei den nordischen Völkern einen gewaltigen Aufschwung. Seitdem der heilige Anskar unter Ludwig dem Frommen vom Erzstift Hamburg auch den Völkern Skandinaviens die Lehre Christi gepredigt hatte, war der rege Eifer hier erloschen. Hamburg war von den Normannen eingeäschert worden, das Bistum mit Bremen vereinigt. Jetzt zog nach Heinrichs glücklichen Kämpfen gegen Slaven und Dänen Erzbischof Unni wieder zu Dänen und Schweden, und ihm folgte unter Ottos Scepter der thätige Adaldag, der Wiederhersteller des Erzbistums.

So nahm Otto die Mission unter den Heiden, wie sie Karl der Große und sein frommer Sohn begonnen hatten, wieder auf und sandte von neuem Boten aus, um die Lehre Christi zu verbreiten. Wohl ist mancher verheerende Sturm über die reiche Saat, die er ausgestreut, hinweggebraust und hat sie mit Vernichtung bedroht. Zuletzt ist sie aber doch nach schweren Kämpfen zur Blüte gediehen und hat reichliche Frucht getragen.

8. Ottos Kaiserkrönung.

Schon zur Zeit seiner Vermählung mit Adelheid hatte König Otto die Absicht gehabt, sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen, und hierüber mit Papst Agapet verhandelt. An dem Widerspruche des mächtigen römischen Patricius Alberich und den Wirren, welche die Erhebung Liudolfs und Konrads heraufbeschwor, war jedoch für jetzt der Plan gescheitert. Unterdessen hatte Ottos Stellung sich immer mehr gefestigt. Der Dänenkönig war schon früher besiegt und die dänische Mark errichtet worden, und jenseits der Elbe wurde mit den vielgespaltenen slavischen Völkerschaften siegreich gerungen. Hier schützten Hermann Billing und der große Markgraf Gero die deutschen Grenzen. Weit aber über die deutschen Marken hinaus erstreckte sich Ottos Ansehen. Der Böhmenherzog Boleslav und der Pole Miesko erkannten in ihm den Gebieter und suchten Frieden und Bündnis mit ihm. Und wie hier, so gebot König Otto auch im westlichen Frankenland jenseits des Wasgaus. Dort standen der Karolinger, König Ludwig, und der mächtige Herzog Hugo von Francien einander gegenüber und stritten um die Herrschaft. Beide waren König Otto verwandt, denn beide hatten Töchter König Heinrichs zur Ehe. Wiederholt mußte der deutsche Herrscher zwischen den Hadernden Frieden stiften, und als Ludwig das Unglück hatte, in die Hände seines Gegners zu fallen, brach Otto im Jahre 946 in Frankreich ein und zwang den aufsässigen Herzog zum Gehorsam gegen seinen Lehnsherrn. Als Richter trat damals der König der deutschen Stämme in Frankreich auf, und seinem Urteilsspruch ward ohne Weigern Folge geleistet.

So war Otto der mächtigste Herr der christlichen Welt geworden. Kein Wunder, wenn der große König seinen Blick nach Rom richtete und den Gedanken faßte, sich mit der Würde, welche seiner Machtstellung entsprach, und der kaiserlichen Krone zu schmücken. Zugleich bewogen ihn noch andere Gründe zum Römerzuge. Seit dem Tode der geliebten Editha hatte Otto sich mehr denn früher geistlichen Dingen zu-

gewandt und den kirchlichen Angelegenheiten des Reiches besondere Sorgfalt gewidmet. Die steigende Verwilderung der italischen Kirche und der Verfall des Papstthums erforderten jetzt seine Hilfe, die Heilung durch den mächtigsten christlichen König.

Was hatte doch, seitdem Karl der Große die Krone des römischen Reiches getragen hatte, das Papsttum für Wandelungen erfahren! Zunächst trachteten die Nachfolger Petri ihre Macht zu vergrößern, und die Schwäche der karolingischen Könige begünstigte ihr ehrgeiziges Streben. Damals erschien zuerst im Jahre 853 bei den inneren Händeln des Rheimser Sprengels jene berüchtigte Sammlung falscher Urkunden, welche die Machtsprüche des Papstes gegenüber der weltlichen Gewalt und den Bischöfen bestimmt aussprachen, die pseudo-isidorischen Dekretalen. Der gewaltige Nikolaus I. (858—867), das Vorbild Gregors VII., war der erste, der sich auf jene gefälschte Urkundensammlung stützte. In den Ehehändeln Lothars II., des schwachen Enkels Ludwigs des Frommen, errang er einen unzweifelhaften Sieg über die weltliche Macht, zwang, ein Handhaber des höchsten Rechts auf Erden, den König zur Demütigung und entsetzte die Erzbischöfe, welche Lothar bei der Verstoßung seiner rechtmäßigen Gattin Thietberga und bei dem Eingehen einer neuen Ehe mit Waldrada behilflich gewesen waren. Aber schlimme Zeiten waren jener kühnen Erhebung gefolgt, denn unfähige und verworfene Menschen lösten einander auf dem Stuhle Petri ab. Damals geschah das Furchtbare, daß Papst Stephan VI. die Leiche seines Vorgängers Formosus, die schon neun Monate im Grabe geruht hatte, wieder ausgraben ließ und den toten Papst vor sein Gericht lud. Im vollen Ornat saß der Tote auf seinem Thron in St. Peter während in Rede und Gegenrede seine Schuld erörtert wurde. Zuletzt wurde er des Meineids und des unrechtmäßigen Eindringens in das päpstliche Amt überführt. Das Anathem ward über ihn gesprochen. Man entriß ihm die päpstlichen Gewänder und schlug der Leiche die Finger ab, die einst der Christenheit den Segen erteilt hatten. Dann schleifte man den toten Körper durch die Stadt und warf ihn in den Tiber.

Doch noch war das Maß der Not und Erniedrigung nicht erschöpft. Sarazenen und Magyaren hörten nicht auf, das unglückliche Land heimzusuchen, und zuletzt gewannen sittenlose Weiber Einfluß auf den Stuhl Petri und schmückten ihre Liebhaber und Söhne mit der dreifachen Krone. Es waren Theodora, die Gemahlin des Konsuls und Senators Theophylaktus und ihre Töchter Theodora und Marozia.

Im Jahre 931 hatte Johann XI., ein Sohn der Marozia und des Papstes Sergius, den päpstlichen Thron bestiegen. Da bemächtigte sich Alberich, ein Sohn des Markgrafen Alberich von Camerino und Spoleto und der Marozia, der Stadt und warf Mutter und Stiefbruder in den Kerker. So kamen denn die ersten Priester der Christenheit, welche vordem der Welt ihre Gesetze hatten aufdringen wollen, in die Knechtschaft eines römischen Großen. Als Alberich starb, wurde 955 sein Sohn, der weltliche Herr der Stadt Rom, als Johann XII. zum Papst gewählt, ein vollendeter Verbrecher trotz der sechzehn Jahre, die er erst zählte. Von dem übermächtigen König Berengar bedroht, rief er den deutschen Herrscher zu Hilfe, und dieser machte sich im Jahre 961 auf, um zum zweiten Male nach Italien zu ziehen und die Kaiserkrone zu gewinnen.

Über diesen Zug Ottos haben wir einen leider allzu dürftigen Bericht aus der Feder des Fortsetzers der Chronik Reginos. Derselbe*) erzählt:

„König Otto beschloß, nach Italien zu ziehen, und versammelte darum eine große Schar seiner Getreuen zu Worms, wo unter dem Beifall der Großen des Reiches und des ganzen Volkes sein Sohn Otto einstimmig zum König gewählt wurde. Dann zog er weiter nach Aachen, wo Otto durch Übereinkunft und Wahl auch der Lothringer zum König geweiht ward. Hierauf kehrte der Vater nach Sachsen zurück, ordnete hier die Angelegenheiten seines Reiches, überließ seinen Sohn dem Erzbischof Wilhelm zur Leitung und Erziehung und machte sich dann auf den Weg durch Bayern und Trient nach Italien. Fast alle Grafen und Bischöfe Italiens kamen ihm entgegen und nahmen ihn, wie es sich geziemte, mit Ehren auf. Kraft seiner königlichen Gewalt zog er, ohne Widerstand zu finden, in Pavia ein und befahl, die von Berengar zerstörte Pfalz wieder herzustellen. Berengar aber, Willa und ihre Söhne warfen sich schnell in ihre Burgen und wagten nicht, im offenen Felde dem Könige entgegenzutreten ... Im Jahre der Menschwerdung des Herrn 962 feierte der König die Geburt Christi zu Pavia, zog dann nach Rom, fand hier freundliche Aufnahme und ward unter dem Beifall des ganzen römischen Volkes und der Geistlichkeit vom Papst Johannes, dem Sohn Alberichs, zum Kaiser und Augustus ernannt und eingesetzt. Der Papst behielt ihn auch mit vieler Liebe bei sich und gab ihm das Versprechen, während seines Lebens nie von ihm abzufallen. Dies Versprechen sollte

*) Continuator Reginonis ad. ann. 961—962. M. G. SS. I. p. 624.

er jedoch ganz anders erfüllen, als man gedacht hatte. Während der Kaiser von Rom zurückkehrte und in Pavia das Osterfest feierte, hielt sich Berengar in der Bergfeste San Leo*) eingeschlossen, wohin er von allen Seiten seine Kriegerscharen zusammengezogen hatte, und schloß sich Willa im Lago maggiore auf einer Insel ein, welche zum heiligen Julius**) genannt wird. Ihre Söhne Adalbert und Wido eilten flüchtig hierhin und dorthin, besaßen aber mit ihren Genossen noch einige Schlösser, nämlich Garda und Travallium und eine Insel im Comersee***). Willa wurde zuerst angegriffen. Nachdem ihr jeder Ausgang nach dem See hin abgeschnitten worden war, wurde ihre Burg Tag für Tag durch Schleuderer, Bogenschützen und alle Arten Belagerungswerkzeuge bedrängt, bis sie noch vor Ablauf zweier Monate zur Unterwerfung gezwungen wurde. Die Milde des Kaisers gestattete der Fürstin, zu gehen, wohin es ihr beliebte. Sogleich eilte sie zu Berengar und redete ihm auf alle Weise zu, sich nicht zu ergeben."

Während Otto noch die übrigen Burgen Berengars ohne Erfolg belagerte, kam die Nachricht, daß der Papst die beschworene Treue gebrochen habe und mit Berengars Sohn Adalbert, der sich zu den Arabern in Garde-Frainet und Korsika begeben hatte, in Verhandlung getreten sei. Diese Nachricht bestimmte den König zu raschem Einschreiten. Er ließ einen Teil seines Heeres vor San Leo zurück, mit der übrigen Heeresmacht brach er im September 963 gegen Rom auf.

Wir lassen die folgenden Ereignisse, in welchen Kaiser Otto sogleich der Welt zeigte, welche Stellung er der Kirche gegenüber einzunehmen gedenke, durch den Bischof Liudprand von Cremona schildern, der ein Augenzeuge jener Vorgänge war und hier wahrheitsgetreu schildert. Derselbe†) erzählt folgendes:

„Vor der Stadt schlug der Kaiser das Lager auf, während der Papst und Adalbert aus Rom hinwegflohen. Die Bürger nahmen darauf den frommen Kaiser mit allen den Seinigen in die Stadt auf, versprachen ihm Treue und gelobten ihm überdies durch einen feierlichen Eid, niemals ohne Zustimmung und Bestätigung ihres Herrn, des erhabenen Kaisers Otto, und seines Sohnes, des Königs Otto, einen Papst wählen und einsetzen zu wollen.

*) In der Nähe von San Marino.

**) San Giulio im See von Orta, nicht im Lago maggiore.

***) Garda am Gardasee, Travallium, vermutlich Valtravaglia in der Nähe des Lago maggiore und die Insel Comacina im Comersee.

†) Liudprandi historia Ottonis c. 6—17. Liudp. Op. Scr. rer. Germ. in us. schol. ed. II. Hann. 1877. Die folgende Versammlung fand am 6. Nov. 963 statt.

Drei Tage später wurde auf Bitten der römischen Bischöfe und des Volkes in der Kirche des heiligen Petrus eine Versammlung abgehalten ... Da nun alle Platz genommen hatten und tiefes Stillschweigen herrschte, begann der fromme Kaiser also zu sprechen: ‚Wie geziemend wäre es, wenn der Herr Papst Johannes bei dieser herrlichen und heiligen Versammlung selbst zugegen wäre. Warum er aber dieser so ansehnlichen Versammlung ausgewichen ist, das, heilige Väter, frage ich euch, die ihr gemeinsam mit ihm lebt und an seinen Handlungen teilgenommen habt.‘ Da erwiderten die römischen Bischöfe und Kardinäle, Presbyter und Diakonen, mit dem ganzen Volke also: ‚Es nimmt uns Wunder, daß eure heiligste Weisheit das von uns erkunden will, was nicht einmal den Iberern und Babyloniern, ja nicht mehr den Bewohnern Indiens unbekannt ist. Denn selbst zu denen gehört Johannes nicht mehr, die in Schafskleidern kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind, sondern offen vor aller Welt wütet er und verübt teuflisches Werk derart, daß er keine Verhüllung mehr sucht.‘ Hierauf gab der Kaiser zur Antwort: ‚Es erscheint uns billig, daß die Anklagen einzeln erhoben werden. Alsdann laßt uns in gemeinschaftlicher Beratung darüber entscheiden, was gethan werden muß.‘ Da erhob sich der Kardinalpresbyter Petrus und bezeugte, daß er gesehen, wie der Papst die Messe gefeiert habe, ohne vorher das Abendmahl zu nehmen. Der Bischof Johannes von Narni und der Kardinaldiakon Johannes erklärten, jener habe einen Diakon im Pferdestall geweiht und zwar außer der rechten Zeit. Darauf sagte der Kardinaldiakon Benedikt zugleich mit den übrigen Diakonen und Presbytern aus, sie wüßten wohl, daß der Papst bischöfliche Weihen um Geld erteile und in der Stadt Todi einen vierzehnjährigen Bischof eingesetzt habe. Nach dem Kirchenfrevel, so sagten sie, brauche man nicht zu fragen, denn mehr lehre hier der Augenschein als man durch Worte zu erfahren vermöge. Seine unsittlichen Handlungen hätten sie zwar nicht selbst gesehen, aber sie seien genau unterrichtet, daß er mit der Witwe des Rainerius, ferner der Stephana, der früheren Geliebten seines Vaters, und der Witwe Anna und deren Nichte in ehebrecherischem Umgange gelebt und den heiligen Palast zu einer Stätte des Lasters gemacht habe. Sie erklärten ferner, daß er öffentlich dem Weidwerk nachgegangen sei. Seinen Taufpaten Benedikt habe er blenden lassen, so daß dieser kurze Zeit darauf verstorben sei, und den Kardinalsubdiakonus Johannes habe er verstümmelt und getötet. Ferner bezeugten sie, daß der Papst Brand gestiftet habe, mit dem Schwert umgürtet und mit Helm und Panzer angethan gewesen sei. Daß

er des Teufels Minne getrunken habe*), beschworen unter lautem Zuruf Geistliche und Laien. Beim Würfelspiel, versicherten sie, habe er des Jupiter, der Venus und anderer Götter Hilfe angefleht. Die Metten und kanonischen Horen habe er nicht beobachtet und sich auch nicht mit dem Zeichen des Kreuzes geschützt.

Als der Kaiser dies vernommen hatte, befahl er, weil die Römer seine eigene Sprache, die sächsische, nicht verstehen konnten, dem Bischof Liudprand von Cremona, die folgende Rede allen Römern in lateinischer Rede vorzutragen. Liudprand erhob sich daher und sprach also: ‚Es geschieht oft, und da wir es an uns selbst erfahren haben, glauben wir es, daß solche Männer, die mit hohen Würden geziert sind, durch den Neid getroffen und verdächtigt werden, denn der Gute mißfällt dem Bösen, wie der Böse dem Guten. Und dies ist auch der Grund, warum jene gegen den Papst laut gewordenen Anklagen, welche soeben der Kardinaldiakon Benedikt verlesen und in Übereinstimmung mit euch erhoben hat, bei uns ein Bedenken hervorrufen und warum bei uns der Zweifel rege geworden ist, ob sie in dem Eifer der Gerechtigkeit oder in gottloser Mißgunst ihren Grund haben. Darum beschwöre ich euch alle kraft der mir, dem Unwürdigen, übertragenen Würde bei Gott, den niemand, wenn er es wollte, zu täuschen vermag, und bei seiner heiligen Mutter, der unbefleckten Jungfrau Maria, und bei dem so kostbaren Leichnam des Apostelfürsten, in dessen Kirche wir hier verhandeln, daß niemand den Herrn Papst eines Verbrechens zeihe, das nicht von ihm verübt und von unbescholtenen Zeugen mit angesehen worden ist!‘ Da riefen Bischöfe, Presbyter, Diakonen und der übrige Klerus und das gesamte römische Volk einstimmig: ‚Wenn nicht der Papst Johannes die Verbrechen, welche der Diakon Benedikt verlesen hat, und weit mehr und schlimmere Schandthaten verübte, so mag uns der heiligste Apostelfürst Petrus nicht aus den Fesseln unsrer Sünden erlösen, er, der durch sein Wort die Pforte des Himmels den Sündern verschließt und den Gerechten öffnet, so mögen wir in den Banden des Fluches liegen und am jüngsten Tage unter denen zur Linken stehen, welche zu Gott dem Herrn gesagt haben**): ‚Hebe dich von uns, wir wollen von deinen Wegen nicht wissen.‘ Wollt ihr aber uns keinen Glauben schenken, so müßt ihr wenigstens dem Heere des Herrn, unseres Kaisers, glauben, welchem er vor fünf Tagen umgürtet mit dem Schwert, mit Schild, Helm und Panzer gewappnet entgegentrat. Nur der Tiber,

*) D. h. Auf das Andenken des Teufels einen Becher leeren.

**) Hiob 21, 14.

welcher zwischen den Gegnern floß, hinderte, daß der also Gerüstete nicht gefangen genommen wurde.' Und sogleich sagte der fromme Kaiser: ‚So viele Zeugen gibt es hierfür, als unser Heer Krieger zählt.' Da erklärte die heilige Versammlung: ‚Gefällt es der heiligen Majestät des Kaisers, so möge ein Brief an den Herrn Papst gerichtet werden, daß er sich stelle und sich gegen alle Anschuldigungen verantworte.'

Darauf wurde ein Schreiben folgenden Inhalts an ihn abgesandt: ‚An den höchsten Bischof und allgemeinen Papst, den Herrn Johannes, Otto, durch die göttliche Barmherzigkeit und Gnade Kaiser und Augustus, zugleich mit den Erzbischöfen und Bischöfen Liguriens, Tuskiens, Sachsens und Frankens im Namen des Herrn: Da wir zum Dienste Gottes nach Rom kamen und eure Söhne, die römischen Bischöfe und Kardinäle, Presbyter und Diakonen, und das gesamte Volk nach dem Grunde eurer Abwesenheit fragten, und warum ihr uns, euren und eurer Kirche Verteidiger, nicht sehen wolltet, wurden so schwere Beschuldigungen gegen euch vorgebracht, daß, würden sie Gauklern nachgesagt, Scham uns ergreifen müßte. Damit aber diese Anklagen eurer Herrlichkeit nicht ganz verborgen bleiben, will ich sie in der Kürze andeuten, denn wollte ich sie sämtlich einzeln aufzählen so würde nicht ein Tag dazu ausreichen. So wisset denn, daß nicht wenige, sondern alle, weltlichen wie geistlichen Standes, euch des Mordes, Meineids, der Tempelschändung und des blutschänderischen Umgangs mit Frauen eurer Verwandtschaft und zwei Schwestern beschuldigt haben. Auch noch andere Dinge werden euch vorgeworfen, die schrecklich zu hören sind. So sollt ihr des Teufels Minne getrunken und beim Würfelspiel des Jupiter, der Venus und der übrigen Götter Beistand angerufen haben. Darum bitten wir denn euch inständigst, heiliger Vater, ihr möchtet nicht zögern, nach Rom zu kommen und euch von allen diesen Anklagen reinigen. Solltet ihr vielleicht die Gewaltthätigkeit der aufgeregten Menge fürchten, so versichern wir euch unter einem Eid, daß nichts vorgenommen werden soll, was gegen die heiligen Kirchengesetze verstößt. Gegeben am 6. November.'

Als der Papst diesen Brief gelesen hatte, schrieb er folgende Antwort: ‚Bischof Johannes, Knecht der Knechte Gottes, an alle Bischöfe. Wir haben vernommen, daß ihr einen andern Papst erwählen wollt. Thut ihr dies, so exkommuniciere ich euch bei Gott dem Allmächtigen, so daß ihr keine Macht habt, einen zu weihen und die Messe zu feiern.'"

Noch einmal sandte Otto Boten an den Papst und ließ ihn mit eindringlichen Worten zur Rückkehr auffordern.

„Als die Boten nach Tivoli kamen, fanden sie den Papst nicht anwesend, denn er war mit dem Köcher und Bogen auf die Jagd gegangen. und keiner konnte sagen, wo er sich gerade aufhielte. Da man ihn aber nicht finden konnte, kehrten die Gesandten mit ihren Aufträgen zu der heiligen Versammlung zurück, die nun zum dritten Male zusammentrat. Jetzt sprach der Kaiser: ‚Wir haben auf die Ankunft des Papstes gewartet, damit wir in seiner Gegenwart darüber Klage erheben könnten, was er gegen uns gethan hat. Da wir aber jetzt sicher wissen, daß er sich nicht stellen wird, so fordern wir euch auf, anzuhören, wie treulos er gegen uns verfahren ist. Darum thun wir euch, Erzbischöfen, Bischöfen, Presbytern, Diakonen und dem anderen Klerus, wie den Grafen, Richtern und dem ganzen Volke, hiermit kund, daß derselbe Papst Johannes, von Berengar und Adalbert, welche gegen uns aufgestanden waren, bedrängt, zu uns in das Sachsenland Boten mit der Bitte sandte, daß wir um der Liebe zu Gott willen nach Italien kämen und die Kirche des heiligen Petrus und ihn selbst aus ihren Händen befreiten. Was wir nun mit Gottes Beistand gethan haben, ist zu sagen überflüssig, da ihr es mit eigenen Augen seht. Durch meine Hilfe der Gewalt seiner Feinde entrissen und in die ihm gebührende Ehre wieder eingesetzt, hat er den Eid, die Treue vergessen, die er mir auf den Leib des heiligen Petrus zugeschworen hat, und ließ er Adalbert nach Rom kommen, um ihn gegen mich zu verteidigen, erhob er Aufruhr wider mich und trat im Angesicht unserer Krieger als Heerführer auf, mit Panzer und Helm gewappnet. Nunmehr erkläre die heilige Versammlung, was sie über den Angeklagten beschließen will!‘

Hierauf antworteten die römischen Bischöfe, der übrige Klerus und das ganze Volk: ‚Ein außergewöhnlicher Schaden muß mit einem außergewöhnlichen Mittel geheilt werden.

Wenn der Papst mit seinen verderbten Sitten nur sich allein, nicht allen insgesamt Schaden zufügte, so müßte man dies auf irgend welche Weise ertragen. Wie viele Keusche sind aber durch sein Beispiel angesteckt, wie viele Rechtschaffene durch das Vorbild seines Wandels vom rechten Wege abgewichen! Darum bitten wir eure kaiserliche Herrlichkeit, jenes Scheusal, dessen Laster durch keine Tugend aufgewogen werden, auszutreiben aus der heiligen römischen Kirche und an seiner Statt einen anderen einzusetzen, der uns als Vorbild eines guten Wandels dienen und uns zum Segen gereichen kann, der selbst rechtschaffen lebt und uns das Muster rechten Lebenswandels giebt.‘ Darauf gab der Kaiser zur Ant-

wort: ‚Es gefällt uns, was ihr sagt, und nichts wäre für uns angenehmer, als daß man einen solchen Mann fände, der diesen heiligen und allgemeinen Bischofssitz einnehmen könnte.‘ Als man dies hörte, riefen alle wie mit einem Munde: ‚Wir erwählen Leo, den verehrungswürdigen Kanzler der heiligen römischen Kirche, einen bewährten und für das höchste geistliche Amt würdigen Mann, zum Hirten, damit er, nachdem der abtrünnige Johannes um seiner gottlosen Sitten willen verworfen ist, höchster und allgemeiner Papst der heiligen römischen Kirche sei!‘ Nachdem nun alle insgesamt dies dreimal gerufen hatten, führten sie mit Zustimmung des Kaisers den genannten Leo nach alter Sitte unter Lobgesängen zum Palast des Lateran. Darauf erhoben sie ihn zur gehörigen Zeit in der Kirche des heiligen Petrus zum höchsten priesterlichen Amt durch die heilige Weihe und gelobten unter Eid, ihm die Treue zu bewahren.

Hierauf gestattete der fromme Kaiser vielen der Seinen die Rückkehr, in der Hoffnung, daß er auch mit wenigen sich in Rom aufhalten könne, und weil er fürchtete, daß das römische Volk durch die Größe seines Heeres in Not gerate. Als dies Johannes, der ehedem Papst genannt wurde, erfuhr, sandte er, wohl wissend, wie leicht die Römer durch Geld zu bestechen sind, Boten nach Rom und bot ihnen den Schatz des heiligen Petrus und aller Kirchen an, wenn sie den frommen Kaiser und den Papst, Herrn Leo, angriffen und beide voll Tücke töteten. Ohne Zögern standen denn auch die Römer, durch die geringe Anzahl des kaiserlichen Heeres ermutigt oder vielmehr bethört und durch das Versprechen von Geld gewonnen, auf und zogen unter dem Schall der Hörner voll Haß aus, den Kaiser zu erschlagen. Doch der Kaiser trat ihnen auf der Tiberbrücke, welche die Römer mit Wagen versperrt hatten, entgegen. Hier warfen sich seine tapferen, kampfgewöhnten Krieger, unerschrocken ihren Waffen vertrauend, auf die Feinde und richteten, dem Habicht gleich, der sich auf einen Schwarm Vögel stürzt, gewaltigen Schrecken unter ihnen an, so daß niemand Widerstand wagte. Nicht Schlupfwinkel, nicht Körbe und Tröge, nicht die Kloaken gewährten den Flüchtigen Schutz. So wurden sie niedergehauen, und wie es so tapferen Männern zu geschehen pflegt, so wurden sie allenthalben im Rücken verwundet. Wer von den Römern hätte damals dieses Blutbad überlebt, wenn nicht der fromme Kaiser aus unverdientem Mitleid seinen Kriegern, die nach Blut dürsteten, Einhalt gethan und sie zurückberufen hätte?

Nachdem nun alle besiegt worden waren und die Überlebenden

Geiseln gestellt hatten, warf sich der ehrwürdige Papst Leo dem Kaiser zu Füßen und flehte ihn an, daß er den Römern ihre Geiseln zurückgeben und ihn ihrer Treue anvertrauen möchte. Auf die Bitte des ehrwürdigen Papstes Leo gab denn auch der fromme Kaiser den Römern ihre Geiseln zurück, obwohl er wußte, was sich ereignen würde. So überließ er denn auch den Papst den Römern wie das Lamm den Wölfen. Dann ging er aus Rom hinweg und eilte nach Camerino und Spoleto, wo, wie er gehört hatte, Adalbert weilte."

Wie Otto richtig geahnt hatte, war damit der Widerstand der Römer noch nicht gebrochen. Wohl gelang es ihm, die Burgen Berengars zur Übergabe zu zwingen und sich Berengars und seiner Gemahlin zu bemächtigen, die nun mit Verbannung nach Bamberg bestraft wurden, doch erhob sich die Stadt Rom gegen die verhaßten nordischen Fremdlinge und huldigte dem Papst Johannes von neuem und, als dieser mitten aus seinen Lüsten durch den Tod abberufen wurde, seinem Nachfolger Benedikt, den sie ohne Rücksicht auf den Kaiser gewählt hatten. Nochmals zog jetzt Otto vor Rom und bezwang die Stadt. Benedikt wurde der angemaßten Würde entsetzt und nach Hamburg verbannt und Leo von neuem mit der obersten geistlichen Gewalt betraut. Darauf verließ Otto am 1. Juli 964 die heilige Stadt, um nach der Heimat zurückzukehren.

9. Die letzten Jahre Ottos und sein Tod.

Mit lautem Jubelruf begrüßten Deutschlands Völker den Herrscher, als er jetzt im Glanze des kaiserlichen Diadems auf den Boden seiner Väter zurückkehrte. Seine Heimkehr wurde vor allem ein Fest für seine getreuen Sachsen und seine Verwandten, die sich damals in stattlicher Menge in Köln um ihn sammelten.

Eine ansprechende Schilderung jenes fröhlichen Wiedersehens giebt uns die jüngere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde. Hier*) lesen wir: „Ehrenvoll wurde die herrliche Königin Mathilde von dem Kaiser und ihrem Sohn, dem Erzbischof Brun, und der übrigen Menge, die hier zusammengeströmt war, empfangen. Sie freute sich, ihre Söhne und Enkel wieder zu sehen, und sagte Christo Lob und Dank für ihr Wohlergehen. Da sie sich aber einander begrüßt hatten, traten sie zusammen in ein Gemach und unterredeten sich in traulicher Unterhaltung. Unter-

*) Vita Maht. reg. c. 22. M. G. SS. IV. p. 297.

dessen trat Bischof Balderich*), welcher einst zu Zeiten König Heinrichs des Erzbischofs Brun Lehrer gewesen war, herein, beugte vor allen sein Haupt und segnete die königliche Versammlung. Darauf wandte er sich besonders an die heilige Herrin Mathilde und sprach zu ihr: ‚Freue dich, verehrungwürdige Königin, die du von Gott gesegnet bist mit solchen Gaben des Glückes, denn jetzt schaust du um dich deine Söhne und deiner Söhne Söhne! In Wahrheit hat sich an dir erfüllt das Wort des Psalmisten**), welcher sagt: ‚Und du sollst sehen die Söhne deiner Söhne‘.‘ Die Königin aber dankte Gott, wie sie immer zu thun pflegte. Dann sprach sie mit ihren Söhnen und Enkeln über den Bau eines Klosters zu Northusun***), und wie sie von Furcht geängstigt werde, daß es ihr nicht vergönnt sein könne, das begonnene Werk vollendet zu sehen. Sie schloß unter Thränen: ‚Es ist dies Kloster, so glaube ich, das letzte, was ich erbaue. Schwer lastet auf mir die Zahl meiner Jahre, so daß ich nicht um Neues mich mühen kann. Zudem habe ich schon an andere Klöster meine Besitzungen und meine Habe verteilt. Darum lege ich euch ans Herz, das begonnene Werk zu vollenden: habe ich es doch gegründet für die Seele unseres Herrn und die unseres teuren Sohnes Heinrich, für des Reiches Bestand und euer aller Wohl.‘ Auf diese Worte erwiderte Kaiser Otto folgendermaßen: ‚Gott möge euer Werk segnen. An meiner Hilfe soll es nicht fehlen, und auch meinen Sohn Otto und meine Enkel ermahne ich, dem Kloster beizustehen, so lange sie leben.‘

Darauf zogen sie zusammen nach der Stadt Northusun, um das Kloster selbst zu besuchen. Da rief die gottgeliebte Königin die heiligen Jungfrauen zusammen und empfahl sie alle der Huld des Kaisers. Jener aber nahm sie alle freundlichen Sinnes und mit heiterem Angesicht auf... Noch blieben sie sieben Tage in der Stadt zusammen, und vieles noch legte die heilige Königin ihrem Sohn ans Herz, gleich als sollte sie ihn in dieser irdischen Hülle nicht wieder erblicken. Als aber der Tag anbrach, auf welchen der König seine Abreise festgesetzt hatte, erhoben sich Mutter und Sohn schon frühzeitig, führten lange Gespräche mit einander und weinten viel. Hierauf schritten sie beide zur Kirche, um zusammen die Messe anzuhören. Äußerlich zeigte zwar die verehrungswürdige Königin ein heiteres Antlitz, aber in ihrem Herzen verbarg sie große Trauer.

*) Bischof Balderich von Utrecht.

**) Ps. 128. 6.

***) Nordhausen, wo sie sich meist aufhielt.

Nach der Beendigung der Messe redete sie ihren Sohn nochmals an: ‚Mein teuerster Sohn, habe jederzeit vor Augen, was ich dir an diesem Ort ans Herz gelegt habe. Oft habe ich hier fröhlichen Herzens gelebt, und Gott hat mich auch hier aus Kindesnöten erlöst, denn hier in dieser Stadt habe ich deinem Bruder Heinrich das Leben geschenkt, dem ich um des väterlichen Namens willen allzusehr zugethan war, und hier ward auch deine Schwester Gerberga geboren. Und weil ich durch die Fürbitte der heiligen Jungfrau Maria zweimal großer Gefahr glücklich entronnen bin, habe ich hier den Grund zu diesem Kloster gelegt, vor allem um des Seelenheils deines Erzeugers und deines Bruders willen und für dein Wohlergehen, wie ich schon gesagt habe. Darum geziemt es dir, so oft du der Deinigen gedenkst, um unseretwillen den hier weilenden Nonnen Teilnahme zu gewähren. Laß uns nach diesen Worten, welche wohl die letzten für uns hier gewesen sind, scheiden. Möge aber diese letzte Begegnung mit deiner Mutter dich immer an dieses Kloster gemahnen!‘ Da versprach der Kaiser, im tiefsten Herzen bewegt, alle ihre Bitten zu erfüllen. Zusammen verließen sie alsdann die Kirche, doch vor der Thüre hielten sie ihre Schritte an. Hier umfaßten sie sich. Thränen flossen über ihr Antlitz, und während sie einander küßten, brachen alle, die zugegen waren, in Thränen aus. Die Königin selbst blieb in der Thüre stehen. Von hier aus verfolgte sie hellen Auges den Sohn, bis er sein Roß bestiegen. Dann ging sie in die Kirche zurück und eilte zu der Stelle, wo der Kaiser während der Messe gestanden hatte. Hier beugte sie das Knie, und unter heißen Thränen küßte sie die Spur des Scheidenden. Als dies Graf Witigo und die anderen Vasallen, welche zurückgeblieben waren, sahen, gingen sie schluchzend von dannen und brachten hiervon dem Kaiser die Kunde. Sogleich sprang Otto vom Roß herab und kehrte zur Kirche zurück, wo er seine Mutter noch an derselben Stelle weinend und betend fand. Da sank er sogleich neben ihr auf den Boden hin und sprach also: ‚O ehrwürdige Herrin, durch welchen Dienst kann ich dir diese Thränen vergelten?‘ Nochmals traten sie einander näher und wechselten mit thränenerstickter Stimme wenige Worte. Zuletzt sprach die ehrwürdige Königin also: ‚Was nützt es uns, länger zu zögern? Wider unsern Willen müssen wir uns von einander trennen. Nicht vermindern wir durch unsern Anblick unsern Schmerz, sondern wir vergrößern ihn. Ziehe im Frieden Christi, denn mein Angesicht wirst du in diesem sterblichen Leibe nicht mehr sehen! Wie ich glaube, habe ich nichts vergessen, sondern deiner Treue alles anvertraut, was mein Herz bewegte. Diesen Dank

nur bringe meiner Seele, daß du oft dieses Ortes gedenkst!‘ Der Kaiser aber brach auf und durchzog andere Städte Thüringens. Dann ging er in Begleitung seines Sohnes zum zweiten Male nach Rom.“

Mancherlei Wirren gab es in Italien zu schlichten als Otto im Herbst des Jahres 966 hierher zurückkehrte. In Rom hatte sich wieder eine unzufriedene Partei erhoben, während von dem Felsenneste Garde-Frainet aus die Araber mit verheerenden Raubzügen die Küsten Italiens heimsuchten. Der Kaiser gedachte, Sicherheit und Frieden durch Zerstörung der feindlichen Burg herbeizuführen, dann aber suchte er, um die Anerkennung seiner Würde in Konstantinopel und zugleich Unteritalien, als die notwendige Ergänzung des abendländischen Reiches, durch Unterhandlung zu gewinnen, für seinen Sohn Otto die Hand der griechischen Kaisertochter Theophano, der Tochter des Kaisers Romanus II., zu erhalten. Nicht alles glückte dem alternden Herrscher, denn die Eroberung Garde-Frainets blieb ihm versagt, aber er sicherte doch seine Herrschaft in Rom, gewann durch enge Verbindung mit Pandulf, dem Fürsten von Capua und Benevent, Einfluß auf Unteritalien, und endlich wurden auch die Unterhandlungen, welche wegen Vermählung des Thronfolgers Otto mit der byzantinischen Kaisertochter geführt wurden, zu einem günstigen Abschluß gebracht. Kaiser Nikephoros, über dessen Hof der Bischof Liudprand von Cremona, welcher als Gesandter um Theophanos Hand anhalten sollte, einen mit beißendem Spott gewürzten Bericht geschrieben hat, war im Jahre 969 einer Verschwörung seiner ruchlosen Gemahlin, der Witwe seines Vorgängers Romanus II., und des Johannes Tzimisces zum Opfer gefallen, und der Mörder Johannes hatte den Thron des oströmischen Reiches bestiegen. Kaiser Otto hatte im Jahre 971 verheerend Apulien durchzogen und lagerte gerade vor der Stadt Banzi bei Venosa, als sich ihm Pandulf, der in griechische Gefangenschaft geraten war, als Überbringer der Friedensbedingungen nahte. Johannes Tzimisces bot die Hand der Theophano für den jungen Otto, den bereits damals die Kaiserkrone schmückte, und verlangte dagegen, daß die deutschen Heere die griechischen Besitzungen in Unteritalien räumten. Es schien Otto genug, die Kaisertochter für seinen Sohn gewonnen und die Anerkennung seiner Würde in Konstantinopel erreicht zu haben. Er verließ Apulien und zog nach Rom zurück, wo im Anfang des Jahres 972 die Hochzeit zwischen dem jungen Kaiser und Theophano feierlich begangen wurde. Nachdem Otto auch dies vollbracht hatte, zog er nach Deutschland heim.

Sein Ende mag uns Widukind*) erzählen:

„Während sich solches unterdessen in Italien zutrug, verwaltete Erzbischof Wilhelm, ein Mann von Weisheit und Klugheit, von Frömmigkeit und großer Beliebtheit, das ihm vom Vater anvertraute Reich der Franken. Seine Mutter war allerdings eine Fremde, aber edlem Geschlecht entsprossen**). Wilhelm hatte die Kunde empfangen, daß die Mutter des Kaisers, Mathilde, eine Frau von wunderbarer Frömmigkeit, erkrankt sei. Noch während er auf ihr Abscheiden wartete, traf ihn selbst der Tod, so daß seine eigene Todesfeier der ihrigen vorausging. Wollten wir zum Lobe der Königin etwas sagen, so würde es uns an Worten gebrechen, denn die Tugend jener herrlichen Frau übersteigt die schwache Kraft unseres Geistes. Wer wäre wohl imstande, würdig ihre Fürsorge für den Dienst Gottes zu beschreiben? Jede Nacht erfüllte sie ihre Zelle mit dem Wohlklang heiliger Gesänge von jeglicher Art und Mannigfaltigkeit, und ganz nahe der Kirche befand sich ihre Zelle, in welcher sie nur wenig der Ruhe sich hingab. Nacht für Nacht erhob sie sich von ihrem Lager und ging in das Gotteshaus, obgleich schon Sänger und Sängerinnen in der Zelle, vor der Thür und auf dem Wege in drei Abteilungen aufgestellt waren, um die göttliche Barmherzigkeit zu loben und zu preisen. Sie selbst verharrte in der Kirche im Wachen und Beten und wartete auf die Feier der Messe. Dann besuchte sie in der Nachbarschaft die Kranken, von denen ihr Kunde gekommen war, und reichte ihnen, wessen sie bedurften. Hierauf öffnete sie ihre Hand den Armen und nahm die Gäste, deren immer welche zugegen waren, gastfreundlich auf. Niemand schied von ihr, ohne ein freundliches Wort vernommen zu haben, und fast niemand entließ sie ohne Geschenk und Kleidung, welche ihm not that, ja, oft sandte sie Wanderern, welche sie weit von ihrer Zelle erblickte, was ihnen mangelte.

Und obgleich sie solchen Werken bei Tag und Nacht voll Demut sich widmete, so vergaß sie doch nie ihre königliche Würde, und wie geschrieben steht: ‚Obgleich sie saß wie eine Königin unter ihrem Volke, war sie dennoch immer und überall eine Trösterin derer, die da Leid trugen.' Alle Diener und Dienerinnen unterwies sie in verschiedener Kunstfertigkeit und gelehrten Kenntnissen, denn sie selbst hatte sich mit den Wissenschaften beschäftigt und sich ihnen nach des Königs Tode mit sol-

*) A. a. O. III, 73—76.

**) Sie war eine gefangene Slavin.

chem Eifer hingegeben, daß ihr auch das Schwierigste klar wurde. Darum würde mir die Zeit fehlen, wollte ich alle ihre Vorzüge aufzählen, und selbst die Beredsamkeit eines Homer oder Vergil würde, wenn ich sie besäße, nicht hierzu genügen. Reich an Tagen, reich an allen Ehren, reich an guten Werken und Almosen, gab sie, nachdem sie alle ihre königlichen Schätze an die Knechte Gottes, ihre Dienerinnen und Armen verteilt hatte, am 14. März*) ihre Seele Christo zurück.

Zu jener Zeit schied auch Bernhard, den alles Volk als den würdigsten Priester seiner Zeit pries, aus dem Leben**). Wenn wir nun über diese beiden ein frommes Gerücht mitteilen, so möge uns niemand deshalb tadeln, da wir die Bürgschaft für die Wahrheit nicht übernehmen. Wir haben nämlich von einem Einsiedler vernommen, daß er, ich weiß nicht, ob nur im Geiste oder in einem offenbaren Gesicht, die Seele der Königin und des Bischofs gesehen habe, wie sie von einer unzähligen Menge von Engeln mit unaussprechlichem Ruhme himmelwärts getragen wurde.

Als nun der Kaiser den Tod seiner Mutter und seines Sohnes und der übrigen vornehmen Männer — denn auch Gero, ein hervorragender und berühmter Mann, war schon verstorben***) — vernommen hatte, beschloß er, den Kriegszug gegen Garde-Frainet aufzugeben und nach Ordnung der Angelegenheiten in Italien in sein Vaterland heimzukehren. Auch drang das Gerücht zu ihm, als ob die Mehrzahl der Sachsen sich gegen ihn erheben wolle, ein Gerücht, welches wir nicht einmal der Erwähnung für wert halten, weil es ohne alle Bedeutung war.

So verließ er denn Italien mit großem Ruhm, da er den König der Langobarden gefangen genommen, die Griechen überwunden und die Saracenen besiegt hatte, und zog mit seinen siegreichen Heerscharen nach Gallien. Von dort aus wandte er sich nach Germanien und feierte das nächste Osterfest†) an dem weitberühmten Orte Quidilingaburg, wo eine zahlreiche Menge aus verschiedenen Völkern zusammenkam und seine und seines Sohnes Heimkehr in das Vaterland mit großer Freude feierte. Hier blieb er jedoch nicht länger als siebzehn Tage. Dann begab er sich nach Merseburg, um hier des Herrn Himmelfahrt festlich zu begehen.

*) Im Jahre 968.

**) Er war Bischof von Halberstadt und hatte sich am hartnäckigsten gegen die Errichtung eines Erzbistums in Magdeburg gewehrt.

***) Am 20. Mai 968. Am 2. März war Erzbischof Wilhelm gestorben.

†) Am 23. März 973.

Aber traurigen Herzens weilte er an diesem Ort, denn die schmerzliche Kunde hatte ihn erreicht, daß der wackerste Mann, Herzog Hermann, gestorben war*), der durch Klugheit, Gerechtigkeit und seine wunderbare Wachsamkeit in inneren und äußeren Angelegenheiten bei allen Sterblichen für ewige Zeiten im Angedenken leben wird. Hier empfing er auch Gesandte, welche aus Afrika an ihn entsendet worden waren und mit königlichen Ehren und Geschenken ihm aufwarteten, und hieß sie, an seinem Hofe bleiben. Am Dienstag aber vor Pfingsten**) begab er sich nach einem Orte, welcher Miminlevu***) heißt. In der nächsten Nacht stand er nach seiner Gewohnheit in der Morgendämmerung vom Lager auf und wohnte den nächtlichen Gesängen und den Morgenmetten bei. Darauf gab er sich für kurze Zeit der Ruhe hin. Nachdem hierauf das Meßopfer gefeiert worden war, teilte er nach seiner Gewohnheit Almosen unter die Armen aus, aß ein wenig und legte sich wieder auf sein Lager, um auszuruhen. Als aber die Mittagstunde sich nahte, kam er fröhlich aus seinem Gemach und setzte sich heiter zu Tische. Später wohnte er dem Abendgottesdienste bei. Kaum aber war das Evangelium gesungen worden, als er zu fiebern begann und matt zusammensank. Sowie dies die herumstehenden Fürsten bemerkten, setzten sie ihn auf seinen Sessel, und da er das Haupt neigte, gleich als habe das Leben schon den Leib verlassen, erweckten sie ihn nochmals zum Bewußtsein. Er empfing das Sakrament des heiligen Körpers und Blutes, um das er gebeten hatte, und übergab dann unter geistlichen Liedern seine Seele ohne Seufzer mit vollkommener Ruhe der Barmherzigkeit des Schöpfers aller Dinge.

Sogleich brachte man den Leichnam in das kaiserliche Schlafgemach, und obgleich es schon spät war, wurde die Kunde von des Kaisers Tode dem Volke bekannt gemacht. Das Volk aber wurde nicht müde, den Ruhm des Kaisers zu preisen und voll Dankes seiner zu gedenken. Es erinnerte sich daran, wie er väterlich die Seinen regiert und von den Angriffen der Feinde befreit habe, wie er die übermütigen Gegner, Ungarn, Sarazenen, Dänen und Slaven mit Waffengewalt bezwungen und Italien unter sein Scepter gebeugt, wie er die Heiligtümer der Götzen bei den benachbarten Heiden zerstört, christliche Kirchen gebaut und die Boten des christlichen Glaubens unterstützt habe. Und indem sie noch vieles andere Gute unter einander von dem abgeschiedenen Kaiser sprachen, wohnten sie dem königlichen Leichenbegängnisse bei.

*) Am 27. März 973. **) Am 6. Mai.
***) Memleben an der Unstrut.

Als es Morgen geworden war, reichten sie dem Sohn des Kaisers, auf dem alle Hoffnung der ganzen Kirche beruht, wie schon früher voll Eifer die Hand, obwohl er schon längst zum Könige gesalbt und vom apostolischen Vater zum Kaisertume bestimmt worden war, gelobten ihm Treue und versprachen ihm durch den Vasalleneid ihren Beistand wider alle seine Widersacher. Also wurde Otto II. von neuem durch das ganze Volk zum Herrscher erwählt. Er selbst aber geleitete den Körper seines Vaters nach der Stadt, welche jener prächtig erbaut hatte, nach Magathaburg*).

Und so starb am siebenten Mai**), am Mittwoch vor Pfingsten, der Kaiser der Römer, der König der Völker, welcher in Kirche und Staat viele ruhmwürdige Denkmäler der Nachwelt hinterlassen hat."

10. Otto II. 973—983.

Es war dasselbe Ziel, an welches Otto der Große seine Kraft setzte, das einst Karl dem Großen vorgeschwebt hatte. Beide Kaiser gedachten die römisch-germanische Welt, wie sie in einer Kirche vereint war, so auch durch ein staatliches Band zusammenzuschließen und mit den gesammelten Kräften der abendländischen Christenheit das Heidentum niederzuwerfen. Aber war auch das Ideal der beiden Herrscher dasselbe, die Mittel, wodurch sie seine Verwirklichung anstrebten, waren verschieden und mußten verschieden sein bei den bedeutsamen Veränderungen, die seit Karls Tode eingetreten waren. Noch war es Karl gelungen, alle lokalen Gewalten in dem von ihm beherrschten Gebiete zu vernichten. Grafen, Markgrafen, Herzöge und Waltboten wurden von ihm als Vollstrecker seines Willens eingesetzt, und auch die Bischöfe und Äbte, die Diener der Kirche, waren ihm, der die Leitung der Kirche unbestritten in Anspruch nahm, gehorsam. Seitdem aber hatte sich die Auflösung des Kaisertums, in welchem die Unterschiede der Nationen eine Zeit lang ihre Bedeutung zu verlieren schienen, vollzogen. Abgesonderte, auf nationaler Grundlage ruhende Staaten erstanden, innerhalb derselben erhob sich eine trotzige, unlenksame weltliche Aristokratie und neben ihr eine Geistlichkeit, die mit ihren welterobernden Ideen weit über das Königtum und Kaisertum hinausging. Trotz alledem ist es dem Sohne des Sachsenherzogs Heinrich noch einmal gelungen, die Völker des Abend-

*) Magdeburg. **) Im Jahre 973.

landes durch seine wunderbare Thatkraft zu einem großen Reiche zu verbinden. In den ersten Jahren nach seines Vaters Tode schweiften noch die Ungarn durch Franken, Alemannien und Gallien bis zum Ocean und kehrten nach der Verwüstung Burgunds plündernd durch Italien in ihre Heimat zurück, saßen die Sarazenen in den Seealpen und an den Küsten Italiens und bedrohten weithin ihre Nachbarn. Wer kümmerte sich damals im Auslande um den deutschen König, der im Innern seines Reiches nicht einmal seiner ehrgeizigen Verwandten und der aufsässigen Vassallen Herr werden konnte? Dazu war die große Aufgabe, welche den Deutschen gestellt war, das Christentum und eine höhere Gesittung den Völkern des Nordens und Ostens zu bringen, in der Zeit der Zersplitterung in Vergessenheit geraten. Noch war der ganze Norden heidnisch und saßen die Slaven im Herzen des nachmaligen Reiches, und jetzt, als Otto die müden Augen schloß: wie war doch die Welt umgewandelt worden durch seine Thaten! Wie er inmitten der Stürme des Bürgerkrieges nicht verzagte, wie er mit seinen hochbegabten, leidenschaftlichen Brüdern um die ererbte Krone rang, wie er die aufstrebenden Sondergewalten bändigte, durch seine Siege gegen Slaven und Ungarn die deutsche Herrschaft und das Christentum im Norden und Osten begründete, wie er von der Oder bis zum Garigliano, von der Enns bis zur Seine gebot, wie die Herzöge der Polen und Böhmen ihn als Lehnsherrn anerkannten, Dänen, Westfranken und Burgunder seinem Willen sich beugten und er zuletzt seine Hand nach dem kaiserlichen Diadem ausstreckte, dem Zeichen der höchsten weltlichen Macht, und wie er während der wechselvollen Kämpfe seines Lebens nie verzagte und sich im Unglück und Glück gleich groß, hochherzig und milde bewies, das hat ihm sein Volk nie vergessen. Mit dem Beinamen des Großen hat es ihn geschmückt, und diesen Namen haben auch jene ihm zugestanden, die in seinen welterobernden Plänen den Keim für den seiner Herrschaft folgenden Verfall sahen.

In anderer Weise als Karl mußte Otto diesem gewaltigen Reiche gebieten. Nicht vermochte er wie jener durch geschriebene Gesetze und ein Heer von Beamten die Geschicke der abendländischen Völker zu lenken, sondern allein durch die Macht seines Kriegsheeres, denn sein Heer war es allein, das ihm gestattete, zugleich an der Eider, am Garigliano, an der Oder und an der Seine zu gebieten, jeden Aufruhr zu ersticken, jeden Treubruch seiner Vassallen zu bestrafen. Zugleich wußte aber auch Otto die Herzogtümer in die Hände verwandter und vertrauter Männer zu bringen

Bayern erhielt sein Bruder Heinrich und nach dessen frühem Tode Heinrich der Zänker, des verstorbenen Bruders Sohn. Über Schwaben herrschte Burchard, Heinrichs Schwiegersohn, über das in Ober- und Niederlothringen geteilte, mächtige westliche Herzogtum des Kaisers Bruder Brun und über Sachsen das verwandte Haus der Billinger. Dem Heranwachsen mächtiger Herzogtümer wurde vorgebeugt. So wurde Lothringen in zwei Teile gespalten, so vor allem auch die große Macht, welche der gewaltige Markgraf Gero begründet hatte, zersplittert und damit die Entwickelung einer starken, thüringisch-slavischen Herzogsgewalt vereitelt. Der nördliche Teil von Geros Gebiet, die Nordmark oder, wie man sie später nannte, die Altmark, wurde mit der Aufsicht über die wendischen Stämme bis zur unteren Oder dem Markgrafen Theoderich untergeben, der mittlere Teil, die spätere Ostmark oder Mark Lausitz, die sich bis zur mittleren Oder und über diese hinaus bis zur Warthe erstreckte, wurde zwischen Geros Schwestersohn Thietmar und dem Markgrafen Hodo geteilt. Aus dem südlichen Gebiet endlich, der alten südthüringischen Mark längs der böhmischen Grenze bis zum Bober hin, welche sich in der Folge zu der Mark Meißen ausbildete, wurden unter den Markgrafen Günther, Wigbert und Wigger drei kleinere Marken geschaffen.

Dazu benützte Otto den Einfluß der Kirche, die jederzeit am wärmsten für die Einheit des abendländischen Reiches eingetreten war, für seine weltlichen Zwecke. Wie das Erzbistum Magdeburg seine Suffragane in den wendischen Marken und den polnischen Provinzen hatte, Hamburgs Mission die skandinavischen Länder umfaßte, Mainz die Errichtung von Bistümern in Böhmen und Mähren bewirkte und alle die Geistlichen, welche von jenen Mittelpunkten kirchlichen Lebens ausgingen, ebenso viele thätige Werkzeuge der kaiserlichen Hoheit in den umgebenden Vassallenstaaten wurden, so dienten fortan auch die Geistlichen, die am geschicktesten erscheinen mußten, den reinen Beamtencharakter beizubehalten, weil bei ihnen nicht an Vererbung oder fortdauernde Verbindung mit den großen Geschlechtern zu denken war, als Gegengewicht gegen den weltlichen Adel und zum Schutze der königlichen Gewalt im Reiche. Darum begann denn Otto die Bistümer mit Land und Rechten auszustatten und sie zu den mächtigsten Organen der Staatsgewalt zu machen. Wie ein Bindungsmittel der politischen Einigung zogen sich von jetzt ab die bischöflichen mächtigen Ämter durch die weltlichen Herzogtümer hin.

Was aber auch Otto alles that, um die Einheit seines Reiches zu

festigen: seine Gewalt blieb immer nur eine persönliche. Sobald die seltne Kraft, welche das Reich geschaffen, erlahmte und die gewaltige Ausdauer, welche das Erworbene geschützt hatte, rastete, mußten die fremden Völker, Dänen, Polen, Böhmen, Lombarden, Franzosen, Burgunder von neuem erstarken und die oberherrlichen Rechte des Kaisers abschütteln. Und dieser Augenblick trat jetzt ein.

So kühn und feurig, so rasch und kraftvoll auch Otto II. war, er konnte trotz seines hohen Sinnes und der äußersten Anstrengung das Erbe seines großen Vaters nicht beisammen behalten. Zwar verfolgte er in den deutschen Ländern mit Erfolg die Bahn, die sein Vater gegangen war. Als Burchard II. von Schwaben im Jahre 973 starb, setzte der Kaiser seinen Neffen Otto, Liudolfs Sohn, zum Herzog ein, und als der ehrgeizige Herzog Heinrich von Bayern sich seiner Macht nicht beugen wollte, mußte er seinen Aufstand mit Verbannung büßen. Wie ehedem Lothringen und die geronische Mark, so ward jetzt auch Bayern zersplittert und ihm damit jene hervorragende Stellung, welche dieses Herzogtum vor allen anderen ausgezeichnet hatte, genommen. Aus der Kärnthner Mark und der Mark Verona wurde ein neues Herzogtum Kärnthen gebildet und dies einem Verwandten des bayrischen Hauses, Heinrich dem Jüngern, einem Sohn Bertholds von Bayern, gegeben, und als dieser sich später erhob, wurde 978 Otto, der Sohn Konrads von Lothringen, also ein Enkel Ottos I., damit belehnt. Zugleich wurde das Geschlecht der Babenberger bevorzugt. Graf Berthold erhielt am Böhmerwalde eine neugebildete Markgrafschaft, welche das Reich gegen die Angriffe der Böhmen sichern sollte und die man die Mark auf dem Nordgau hieß, und sein Bruder Liutpold empfing die Ostmark gegen die Ungarn, das jetzige Österreich. Das so verringerte Herzogtum Bayern wurde an den Herzog Otto von Schwaben gegeben, der nun zwei Herzogtümer in seiner Hand vereinigte und damit jene Stellung errang, welche die Arnulfinger erstrebt hatten. Auch hier war Otto bemüht, das Regierungssystem seines Vaters zu befolgen, denn er suchte die geistlichen Großen auf Kosten der weltlichen zu bereichern und jenen entgegenzustellen. So sind damals die Bischöfe von Salzburg und Passau durch große Schenkungen vom Kaiser ausgezeichnet worden.

Gelang es auch so dem Kaiser, sein Ansehen bei den deutschen Stämmen zu wahren, so war er doch nicht imstande, zu verhindern, daß allmählich Dänen, Polen und Böhmen wieder eine freiere Stellung einnahmen und der Einfluß des römischen Reiches bei diesen Völkern sank.

Der schwerste Schlag aber wurde gegen ihn von dem westfränkischen Reich geführt, denn der verachtete Karolinger, König Lothar, war so kühn und hinterlistig, einen Einfall in Lothringen zu wagen, um sich der Person des jungen Kaisers zu bemächtigen, als dieser am Johannisfeste 978 auf der Pfalz zu Aachen Hof hielt.

Wir entlehnen den Bericht über jenes Unternehmen König Lothars dem Geschichtswerk, welches der Mönch Richer von St. Remy im Auftrage des Erzbischofs Gerbert von Rheims in den Jahren 995 bis 998 verfaßte. Richer war durch die Verbindung mit dem hochstehenden Kirchenfürsten wohl imstande, zuverlässige Kunde über die Ereignisse, deren Zeitgenosse er war, zu erhalten, aber der Wert seines Werkes, mit welchem die nationale Geschichtschreibung Frankreichs ihren Anfang nimmt, wird durch Ruhmredigkeit und vor allem durch Ungenauigkeit wesentlich beeinträchtigt, denn Richer läßt oft genug seiner Phantasie die Zügel schießen und verwirrt und verschleiert zugleich das Bild, welches er zeichnet, durch das Bestreben, die alten Geschichtschreiber in der äußeren Form nachzuahmen, den handelnden Personen frei erfundene Reden in den Mund zu legen und Ausdrücke zu gebrauchen, welche für die eigentümlichen Zustände seines Zeitalters jede Bedeutung verloren hatten.

Über Lothars Zug gegen Aachen erzählt nun Richer*) folgendes:

„Nach dem Hinscheiden des Herrn Otto, des Königs der Germanen, wurde sein Sohn Otto von den Germanen und Belgiern**) zum König erhoben, ein Fürst, der voll Thatkraft und zur Wohlfahrt des Reiches regiert hat, denn es war Otto ein Mann von hoher geistiger Begabung, und mit jeglicher Tugend geziert, und also ragte er in der Kenntnis der schönen Wissenschaften hervor, daß er beim Disputieren kunstgerecht Fragen aufwarf und auch überzeugend Schlüsse zu ziehen vermochte. In seiner Hand lag die Herrschaft über Germanien und einen Teil Galliens, und sie blieb bei ihm bis zum Ende seines Lebens, wenn sie auch eine Zeit lang gefährdet war, denn zwischen ihm und Lothar, dem König der Gallier, herrschte eine Zeit lang gewaltiger Haß, und zweifelhaft war es, wem der Sieg zufallen sollte. Es war nämlich Otto im Besitz von Belgien, Lothar aber trachtete danach, und da ein jeder behauptete, daß sein Vater dies Land besessen habe, und mit gewaltigem Heere es zu verteidigen sich vermaß, so rüsteten sie sich, um einander mit kluger List und Gewalt feindlich zu begegnen . . .

*) Richeri Hist. III. 67—78. M. G. SS. III. p. 623. Gesch. d. d. Vorz. Heft 23.
**) Richer versteht hierunter die Lothringer.

Als sich nun Otto mit seiner Gemahlin Theophano in der Pfalz zu Aachen aufhielt, wurde Lothar von heftigem Zorn ergriffen, daß jener sich den Grenzen seines Reiches genähert habe. Darum berief er den Herzog der Franken Hugo und die übrigen Großen des Reiches zu sich nach Laon, um ihren Rat zu vernehmen. Allen voran ging der Herzog. Dann wurden auch die übrigen, die mit zu beraten hatten, der Reihe nach vor des Königs Angesicht beschieden. Da sie nun Platz genommen, trat Lothar vor sie und klagte, daß man zwiefaches Unrecht ihm zugefügt habe: einen Teil seines angestammten Reiches habe der Feind ihm entrissen, und jetzt nahe sich der Gegner voll Verwegenheit den Grenzen seines Landes. Beides gereiche ihm zum Schimpf, daß nämlich Otto ihm einen Teil seiner Macht entrissen habe und daß er jetzt sich nicht scheue, an seines Reiches Grenzen zu verweilen. Doch er brenne von heißer Begier, die Unbill zu rächen, wenn sie sich seinem Willen anschlössen, und nimmer wolle er auf sein Recht verzichten, wenn er nur ein Heer besitze zum Kriege. Dank aber werde er ihnen abstatten, wenn sie frischen Mutes seine Wünsche erfüllten.

Sogleich nahmen der Herzog und die anderen Großen ohne prüfende Erwägung den Vorschlag des Königs an und gelobten freiwillig, entweder Otto gefangen zu nehmen, zu töten oder zu verjagen. Der Anschlag wurde aber verheimlicht und kam zur Kenntnis nur von so wenigen, daß selbst die zum Kampf Ausziehenden nicht wußten, gegen wen sich der Kampf richte. Endlich war das Heer vereint. In so dichter Masse rückte es vor, daß die erhobenen Lanzen eher einem Walde glichen, als den Waffen einer Kriegerschar, und zwar zog man in Haufen, welche durch Feldzeichen geschieden waren, des Wegs. Als man nun auf einer Furt die Maas überschritten hatte, brachten die Hauptleute, welche die einzelnen Haufen führten, durch sorgsames Auskundschaften in Erfahrung, daß Otto kein genügendes Heer bei sich habe. So zogen sie denn weiter, frohlockend, daß es dem Gegner an Truppen gebreche.

Als solches zu Ottos Ohren kam, antwortete er, kühnen Mutes, wie er war, unmöglich sei es, daß Lothar solches unternommen habe, und niemals könne dieser gegen ihn heranziehen, da es ihm an Heeresmacht fehle und er auf die Seinen nicht vertrauen könne. Aber als Boten auf Boten heraneilten und die Botschaft brachten, daß Lothar sich schon nahe, und bei ihrer Kunde verharrten, sagte Otto, wie man erzählt, nicht eher könne man ihn zum Glauben bewegen, als bis er den Gegner mit seinen eignen Augen gesehen habe. Er rief nach den

Rossen. Sie wurden vorgeführt, und Otto sprengte hinaus, um sich von des Feindes Herannahen zu überzeugen. Da bemerkte er, wie Lothar mit 20000 Mann heranzog. Unschlüssig sann er bald auf Widerstand, bald gedachte er, auf eine Zeit sich zurückzuziehen und darauf mit einem zahlreichen Heere wiederzukehren. Zuletzt vermochte er, da Lothar ihm auf den Fersen war, nicht länger auszuharren. Thränen in den Augen, schied er mit seinem Weib Theophano und den Großen seines Reiches aus seiner Pfalz und ließ selbst die königliche Hofhaltung im Stiche.

So langte Lothar mit seinem Heere an, in der Hoffnung, sich Ottos bemächtigen zu können. Und sicherlich hätte er ihn gefangen, wäre er nicht auf dem Zuge durch das Gepäck des Heeres aufgehalten worden. Wäre er nur einen Tag vor Ottos Flucht angekommen, so hätte er es vermocht, ihn gefangen zu nehmen oder zu töten. Die Pfalz aber wurde von den Feinden besetzt. Die königlichen Tafeln stürzte man um, und was zum Mahle des Herrschers vorgerichtet war, fiel in die Hand der Troßknechte. Auch die königlichen Abzeichen wurden aus den Gemächern geraubt und fortgeschleppt. Auf dem Giebel der Pfalz hatte vor Zeiten Karl der Große einen fliegenden Adler aus Erz anbringen lassen. Den richteten jetzt Lothars Mannen nach Osten. Die Germanen hatten ihn nämlich nach Westen gerichtet, um damit auf seine Art anzudeuten, wie ihre Reiterscharen im Fluge einst gen Westen eilen könnten, um die Gallier zu besiegen*). Lothars Überfall aber war mißglückt. Ohne Geiseln in seine Hand bekommen zu haben und ohne Frieden wandte er seine Banner heimwärts, im festen Zutrauen, zu besserer Stunde wiederzukehren.

Auf Otto lastete jedoch das Unglück mit ganzer Schwere. Durch Geschenke mannigfacher Art und durch Bezeugungen seiner Huld wußte er die Seinen für sich zu gewinnen, und da sein ganzes Sinnen allein auf den Sieg gerichtet war, rief er an seinen Hof zurück, wen er durch Kränkung verscheucht hatte, gab ihm wieder, was er ihm entzogen, oder verlieh ihm, was er gelobt. Als er aber alle befriedigt und wiedergewonnen, die von ihm sich zurückgezogen hatten, versammelte er die Großen seines Reiches um sich und sprach zu ihnen also:

,Nicht ohne Grund, edle Männer, habe ich gewünscht, daß ihr hier zusammen kämet. Eure Trefflichkeit gebietet mir, von euch Rat zu heischen,

*) Nach Thietmar III, 6 war umgekehrt der Adler vorher, zum Zeichen der Zugehörigkeit Aachens zum Ostfrankenreich, nach Osten gerichtet und wurde jetzt nach Westen gewendet.

die euch Verstand ziert und wackerer Sinn. Niemals war mir ein Zweifel, daß mir von euch der beste Rat zu teil werden würde, da es mir unvergessen bleibt, wie trefflich ihr euch jeder Zeit in Treue mir bewiesen. Bisher aber, ruhmwürdige Männer, habt ihr tapfer für Ruhm und Ehre gestritten und seid im Rat weise, in der Schlacht unbesiegt erfunden worden. Jetzt aber sollt ihr dieselbe Tapferkeit bewähren, damit nicht herrlichem Ruhme Schmach und Schande folge. Wohlauf, erhebt euch und entfernt den Flecken von dem hellleuchtenden Schilde unserer Ehre. Es ist euch nicht verborgen, wie Lothar vor kurzem uns zu schimpflicher Flucht gezwungen hat, und es gilt jetzt, nicht bloß durch Kampf, nein, durch den Tod solche Schmach vergessen zu machen. Die Zeit fordert die That, und die Gelegenheit ist ihr günstig. Wenn euch mehr zu herrschen als zu dienen verlangt, so lange Jugendkraft in euch lebt und kühner Mut euch beseelt, so sehet solche That nicht gering an! Zeigt eure Tapferkeit, damit ihr denen Furcht einflößt, welchen ihr jetzt ruhmlos erscheint!" Alle aber stimmten seinem Vorhaben zu*).

Hierauf rüstete sich Otto, um mit 30 000 Reitern nach Frankreich zu ziehen. Dann sandte er Hauptleute voraus, brach ohne Zögern auf und durchzog verwüstend und verheerend das ganze Gallierland. So rächte er sich an Lothar und zwang jenen, der kein Heer gesammelt hatte, über die Seine sich zurückzuziehen und klagend bei dem Herzog Hugo Hilfe zu suchen. Während beide durch die plötzliche Ankunft der Feinde in Bestürzung gerieten, der Herzog, um sein Kriegsvolk um sich zu scharen, in Paris blieb und Lothar sich nach Etampes begab, eilte Otto weiter mit seinem Heer und plünderte und verbrannte den königlichen Hof zu Attigny. Darauf zog er durch das Gebiet der Stadt Rheims und erwies dem heiligen Remigius viele Ehre. Auch bei Soissons, wo er zu dem heiligen Medardus betete, führte ihn sein Weg vorüber. Die Pfalz zu Compiègne wurde fast ganz verwüstet, aber die vorausgezogenen Hauptleute zerstörten und verbrannten auch ganz ohne sein Wissen das Kloster der heiligen Bathilde zu Chelles. Hierüber wurde der König nicht wenig betrübt, und sogleich gab er zum Wiederaufbau reiche Geschenke. Endlich gelangte er an den Seinefluß und ließ hier sein Heer im Angesicht der Stadt Paris die Zelte aufschlagen. Drei Tage lang wurde fast die ganze Umgebung verheert, und im Umkreis von 160 Stadien schweiften Reiter und Troß-

*) Nach der Chronik von Cambrai I. 97 erklären alle Vassallen wie ein Mann, sie seien bereit, die dem Kaiser zugefügte Schmach zu rächen und bis in den Tod ihrem Herrn zu folgen.

knechte herum, um Lebensmittel herbeizuführen. Weil aber die Seine die Gegner trennte, so gerieten die feindlichen Heere nicht in Kampf mit einander. Auf dem linken Ufer des Flusses sammelte zwar Herzog Hugo seine Krieger, aber drei Tage genügten nicht, um eine Schar von genügender Stärke zu vereinigen, und so fehlte es ihm an genügenden Streitkräften, um Otto entgegenzutreten. . . .

Es blieb jedoch Otto nicht verborgen, daß das Heer der Gallier allmählich anwuchs, während das seine sowohl durch den langen Marsch wie durch den Kampf mit den Feinden vermindert worden war. Deshalb beschloß er die Heimkehr und ließ zum Rückzug blasen und das Lager abbrechen*). Auch das Gepäck bemühte man sich schleunig zurückzubringen, und nachdem alles hinweggeführt worden war, machte man sich eilends und nicht ohne Besorgnis auf den Weg. Man war gerade dabei, den Aisnefluß auf einer Furt mit großer Eile zu überschreiten, und es war schon ein Teil des Heeres auf dem anderen Ufer angelangt, als plötzlich das von Lothar entsandte Heer im Rücken der Deutschen erschien. Wer noch angegriffen wurde, fiel sogleich dem Schwert der Feinde zum Opfer; eine beträchtliche Anzahl war es, doch war darunter keiner von erlauchterem Namen. Unterdessen zog Otto davon, wandte sich nach Belgien und entließ hier den Heerbann. Solche Gunst und Liebe hatte er sich aber bei den Seinen erworben, daß sie ihm versprachen, wie bei der jetzigen Gefahr, so auch für alle Zukunft ihr Leben für ihn einsetzen zu wollen."

Ausführlicher als Richer verweilt die Chronik von Cambrai, eine der zuverlässigsten Quellen jener Zeit, bei dem Kampfe, welcher auf dem Rückzuge Ottos II. an der Aisne stattfand.

Wir lassen diese Schilderung**) hier folgen.

„Da Otto glaubte, der Rache genug gethan und Wiedervergeltung geübt zu haben, entschloß er sich, in das Winterlager zurückzuziehen, rief sein Heer zusammen und machte sich um das Fest des heiligen Andreas, als schon der Winter vor der Thür stand, auf den Heimweg. Nachdem ein Stück Wegs zurückgelegt worden war, befahl der Kaiser, welcher sich seiner guten Erfolge freute, am Aisnefluß ein Lager aufzuschlagen. Da aber jener Fluß bei starkem Regen so zu schwellen

*) Nach der Chronik von Cambrai I. 97. ließ zuvor Otto eine große Menge von Geistlichen auf dem Montmartre aufstellen und ein Hallelujah anstimmen, das bis in Paris zu hören war.

**) Gesta episcop. Cameracens. I. 98. M. G. SS. VII. p. 441.

pflegt, daß man ihn ohne Fahrzeug nicht zu überschreiten vermag, so gab der Graf Gottfried den Rat, man solle, damit nicht bei dem schwierigen Überschreiten der großen Menge der Krieger ein Hindernis erwachse, sogleich über den Fluß setzen. Dies geschah denn auch. Nur wenige Troßknechte blieben zurück, welche den Reisigen mit dem Heergerät nachfolgten und es wegen Ermattung und der hereinbrechenden Dunkelheit für besser hielten, den Übergang auf den nächsten Tag zu verschieben. Lothar aber hatte so viel als möglich Krieger um sich geschart und war am anderen Tage, da ihm das Bewußtsein seiner Schande Mut eingab, den Feinden versteckter Weise bis zur Aisne nachgefolgt, wiewohl er ihnen an Zahl nicht gewachsen war. Sein plötzlicher Überfall brachte sogleich unter dem Troß Schrecken hervor. Die Fliehenden suchten sich durch Schwimmen zu retten, aber in dem angeschwollenen Flusse versagten ihnen die Kräfte und sie ertranken, denn es war noch in dieser Nacht der Strom so angeschwollen, daß die beiden Heere von einander geschieden wurden und sich im Streite nicht messen konnten. Dies aber geschah, wie ich meine, durch den Willen Gottes, der verhindern wollte, daß hier wie dort Blut vergossen würde, denn wenn auch Lothar an Macht geringer war, wie man erzählt, so hätte er doch sicherlich den Kampf aufgenommen. So erbeutete er wenigstens die Saumrosse und zerstörte die Wagen, deren sich Ottos Heer mehr zum Fortbewegen der Lasten als in der Gefahr bediente. Endlich wurde ein Nachen herbeigebracht. Auf diesem sandte Otto Boten an Lothar mit folgendem Auftrage: Wenn Lothar Lust zum Kampfe habe, so solle er von ihm Geiseln nehmen, damit er nicht fürchte, man wolle ihn, wenn ein Teil seines Heeres übergesetzt sei und der andere noch beim Überschreiten des Flusses verweile, treulos überfallen; unter dieser Gewähr also solle er zur Entscheidung herbeieilen, oder er, Otto, wolle von ihm Geiseln empfangen, den Fluß wieder überschreiten und sich ihm stellen. Wem dann Gott in der Feldschlacht den Sieg verleihe, dem solle das Reich des Besiegten als Kampfespreis zufallen. Als dies im Lager Lothars verkündet wurde, brach ein Vasall Lothars, Graf Goisfried, in die Worte aus: ‚Warum sollen so viele Krieger auf beiden Seiten bluten? Es mögen beide Könige an einem Ort zusammenkommen und allein den gefahrvollen Kampf auf sich nehmen, während wir zuschauen! Ist der eine erschlagen, so sollen die übrigen sich dem Sieger unbeschadet unterwerfen.‘ Da erwiderte Graf Gottfried, der Bote des Kaisers, nicht ohne Ingrimm: ‚Wir haben immer gehört, ihr schätztet euren König gering, aber wir haben es nicht geglaubt; jetzt gesteht ihr es selbst zu, und wir kön-

nen nicht mehr daran zweifeln. Niemals wird unser Kaiser das Schwert führen, während wir die Hände in den Schoß legen, und niemals soll er in der Gefahr des Kampfes stehen, während wir von sicherem Orte aus zuschauen! Daß er übrigens den Sieg davontragen würde, wenn er den Zweikampf mit eurem Könige aufnähme, daran zweifeln wir nicht'."

Die Schlacht unterblieb und ungehindert setzte der Kaiser seinen Rückzug fort. Ein neuer Zwist zwischen Lothar und seinem mächtigen Vetter, dem Herzog Hugo von Francien, bewirkte den Frieden. Der König des Westfrankenreiches bat um Verzeihung wegen des Geschehenen und suchte um eine Unterredung nach. Am Chiers, an der Grenze der beiden Reiche, kamen die Herrscher im Juni 980 zusammen, und hier entsagte Lothar feierlich seinen Ansprüchen auf Lothringen und empfahl seinen kleinen Sohn Ludwig, der ihn begleitete, dem Schutze des Kaisers.

So hatte denn Otto II. in langen und schweren Kämpfen den Aufstand im Innern niedergeworfen und nach Außen hin das Ansehen des Reiches gewahrt. Kaum war aber die Ruhe in Deutschland und den angrenzenden Ländern gesichert, als der Kaiser die Heimat verließ, welche wiederzusehen ihm nicht vergönnt sein sollte. Leicht waren die Unruhen unterdrückt worden, welche bald nach Ottos I. Tode in Rom ausgebrochen waren. Ein Teil des römischen Adels hatte sich unter Johannes Crescentius erhoben und den von Otto eingesetzten Papst Benedikt VI. gestürzt, aber es war einer Gegenpartei gelungen, mit Einwilligung des jungen Kaisers einen neuen Papst aufzustellen, und dieser, Benedikt VII. genannt, hatte sich bis zum Jahre 980 im Besitze Roms zu halten vermocht. Als jetzt Otto nach Italien kam, stieß er nirgends auf Widerstand. Er gedachte darum, mit der geeinigten Kraft Italiens und Deutschlands Unteritalien zu erobern, welches die Byzantiner nicht imstande waren gegen die Angriffe der Araber zu verteidigen und doch nicht dem mächtigen Nebenbuhler im Westen überlassen wollten. So sollten denn in Apulien und Kalabrien die drei Reiche, welche Anspruch auf die Herrschaft der Welt erhoben, Byzanz, das Römerreich und der Islam feindlich aufeinanderstoßen.

Kaiser Otto hatte mit Macht im Jahre 981 gerüstet, in kurzer Zeit die Griechen zurückgeworfen und ganz Apulien besetzt. Im Beginn des Jahres 982 stand er in Tarent und bereitete hier alles sorglich zu dem nahen Kampfe gegen den fatimidischen Statthalter Siziliens, Abulkasem, vor, der mit dem Frühjahre die Meerenge überschritt und mit gewalti-

gen Scharen Kalabrien verheerte. Bei Cotrone kam es zwischen dem Kaiser und den vereinten Kräften der Griechen und Araber zu einem Kampf, und dieser eine Kampf ließ die weltumfassenden Träume Ottos in furchtbarer Katastrophe zusammenbrechen.

Wir entnehmen den Bericht über die verhängnisvolle Schlacht einem Schriftsteller, der für die nächsten Zeiten unsere Hauptquelle bildet, dem Bischof Thietmar von Merseburg. Thietmar, ein Sohn des Grafen Siegfried von Walbeck, einem der vornehmsten Geschlechter Sachsens entstammend und selbst dem Kaiserhause verwandt, hat seine Bildung in dem Kloster zu Quedlinburg erhalten. Dem geistlichen Stande bestimmt, wurde er 1002 Propst des Klosters Walbeck und 1009 Bischof von Merseburg. Zehn Jahre lang verwaltete er voll treuem Eifer sein Amt, bis ihn im Jahre 1019 der Tod abberief.

Seinen zahlreichen Verbindungen mit hochgestellten Persönlichkeiten verdankt Thietmar zuverlässige Nachrichten, und mit aufrichtiger Wahrheitsliebe ist er jederzeit bemüht, die Ereignisse zu schildern. Einen besonderen Reiz erhält sein Buch aber noch dadurch, daß er mit der Geschichte des Reiches die Vorkommnisse seiner nächsten Umgebung, insbesondere seine und seiner Verwandten Schicksale verwebt und uns damit eine Fülle von Einzelheiten erhalten hat, die freilich der künstlerischen Gestaltung seines Werkes erheblichen Abbruch thun, uns aber darum wertvoll sind, weil sie ein lebensvolles Bild jener Zeit und zugleich einen Einblick in das Leben und die Thätigkeit eines redlichen, von ernstem Willen und edler Gesinnung beseelten Mannes geben.

Um zunächst die Art von Thietmars Geschichtschreibung zu veranschaulichen, lassen wir einige Abschnitte aus seinem Buche folgen, in welchen er von sich selbst und den Seinigen spricht.

Über seine Erhebung zum Bischof erzählt er*) folgendes:

„Ich, der unwürdige Mann, der dies schreibt, wurde durch den frommen Seelenhirten Tagino dazu bestimmt, dem frommen Bischof Wigbert zu folgen. Während der König die Geburt des Herrn**) in Palithi***) feierte, unterredete er sich mit seinem Begleiter Tagino, wie er nach dem Tode Bischof Wigberts die Merseburger Kirche einem guten Hirten anvertrauen könne. Jener antwortete ihm: „In meinem Kloster befindet sich ein Bruder, namens Thietmar, den ihr selbst wohl

*) Thietmari chronicon VI. 27. M. G. SS. III. 816. Gesch. d. d. Vorz. Heft 4.
) Im Jahre 1008. Der König ist Heinrich II., Tagino war Erzbischof von Magdeburg. *) Pöhlde.

kennt. Dieser, der über das Seine klug wacht, ist, wie ich hoffe, zu solchem Amte wohl geeignet.‘ Hierauf erwiderte ihm der König: ‚Möchte er doch dies Amt annehmen, denn sicherlich wird er an mir eine sichere Hilfe bei allen seinen Wünschen haben.‘ Sogleich wurde mein Vetter Theoderich*) an mich abgesendet, um mir den Wunsch des Königs und des Erzbischofs mitzuteilen und mich nach Kräften zur Annahme des Bistums zu überreden. Ich erhielt diese Botschaft in Magadaburg**), wo ich damals verweilte, und antwortete folgendes: ‚Gott der Allmächtige möge es meinem Herrn und Vater lohnen, daß er gewillt ist, mir Gutes zu thun. Ich erkläre mich aber für unwürdig, darum wage ich solches Beginnen nicht löblich zu heißen. Auch ist Gott mächtig, den Bischof, der noch lebt, der Hand des Todes zu entreißen. Weigere ich mich jedoch gänzlich, so fürchte ich, die bisher genossene Gunst zu verlieren, und doch besitze ich außer ihr keinen Hort, von dem ich solches oder Größeres erwarten könnte. Nach dem Tode des Bischofs werde ich daher gern, wenn ich das Leben habe, alles thun, was Gott in den von ihm eingesetzten Aemtern gefällt.‘ Sobald aber der König die Kunde von dem Tode des Bischofs hörte, ließ er in Franconevord sein Gedächtnis in gebührender Weise feiern. Schon damals lenkte er auf Einflüsterung einiger seinen Geist zu Besserem hin, denn er gedachte einem gewissen Ethelger, einem wohlverdienten Manne, die bischöfliche Würde zu übertragen, doch der Vertraute des Königs, Erzbischof Tagino, erfuhr dies und arbeitete sehr gegen diesen Plan und erreichte es endlich durch seine dringenden Bitten, daß der König einwilligte, mich durch Propst Gezo***) zu sich zu bescheiden. Jener kam denn zu mir auf meinen Hof zu Retmerslevo†). In derselben Nacht aber erblickte ich einen bischöflichen Stab, der neben meiner Lagerstätte hing, und vernahm eine Stimme, die zu mir also redete: ‚Willst du die Leitung der Merseburger Kirche auf dich nehmen?‘ Ich antwortete: ‚Wenn Gott will und der Erzbischof mich kommen heißt, ja.‘ Jene fuhr fort: ‚Hüte dich jedoch, denn wer den Zorn des heiligen Laurentius††) erregt, verliert sogleich den Verstand.‘ Darauf erwiderte ich schnell: ‚Der Beschützer der Menschen, Christus, soll mich bewahren, daß ich weder hierin noch in anderen Dingen die Macht Gottes beleidige und die helfende Hand seiner Heiligen zurückstoße.‘ Als ich erwachte, erschrak ich. Rasch sprang ich vom Lager auf und sah, daß schon der helle Tag zum Fenster herein

*) Bischof von Münster. **) Magdeburg. ***) Propst von Halberstadt. †) Rotmersleben. ††) Dem heiligen Laurentius zu Ehren war das Bistum gestiftet.

schien. Und siehe da, Gezo, derselbe Propst, von dem ich soeben sprach, trat ins Zimmer, zeigte mir zwei Schreiben und befahl mir, mich am Sonnabend der heiligen Woche*) in der Stadt Augsburg einzufinden. Ich ging daher nach Magadaburg und reiste von hier am Palmsonntage mit Erlaubnis des Propstes und meiner Mitbrüder ab und kam am Dienstag nach der Auffstehung des Herrn nach dem bestimmten Orte, wo mich der Erzbischof zwar erzürnt, daß ich so spät käme, aber doch gnädig empfing. Am anderen Tage wurde ich zu ihm berufen und auf des Königs Geheiß von ihm befragt, ob ich mit einem Teile meines Vermögens meine Kirche unterstützen wolle. Ich erwiderte ihm: ‚Auf euren Befehl bin ich hierher gekommen, doch kann ich und will ich auf eure Frage keine bestimmte Antwort geben. Wenn nach Gottes Geheiß und des Königs Gnade euer Willen, der von jeher mir gnädig war, sich jetzt erfüllt, so werde ich demütigen Herzens alles hierin wie auch in allen anderen Dingen für das Heil meiner Seele und aus Pflicht für die mir anvertraute Kirche thun.‘ Gütig nahm der Erzbischof dies Wort auf und belobte es. Darauf führte er mich zur Kapelle Bischof Brunos und übergab mich, indem er selbst zur Messe gerüstet war, den Händen des Königs. Der König aber verlieh mir unter dem Beifall der Anwesenden unverdienter Maßen das Hirtenamt mit dem Krummstabe, während ich selbst zur Erde niedersank und Gott um Beistand anflehte. Der Sangesmeister stimmte gerade den Eingang zu dem Liede an: ‚Kommt ihr Gesalbten meines Vaters,‘ und zugleich begannen in der großen Kirche alle Glocken die Messe einzuläuten. Es geschah dies zufällig und nicht auf besondere Anordnung noch um meiner Würde willen. Daher erklärte denn der Kaiser das Geläut für ein gutes Vorzeichen. Nachdem hierauf der ehrwürdige Bischof Bruno ein festliches Mahl veranstaltet hatte, gelangten wir am nächsten Sonnabend nach Neuburg. Hier wurde ich am Sonntag nach Ostern**) vom Erzbischof Tagino unter Beihilfe unseres Bruders Hilliward***) und im Beisein von nicht weniger als vier Bischöfen in Gegenwart des Königs mit dem heiligen Öle zum Bischof gesalbt.“

Wir fügen hierzu eine kurze Schilderung, welche Thietmar an anderer Stelle†) von sich selbst gibt.

„Mein Wille,“ so sagt er, „ist wohl bisweilen gut, aber weil ich verabsäume, ihm die nötige Kraft zu leihen, so ist er wenig nütze.

*) Am 10. April. **) Am 24. April 1009.
***) Bischof von Zeitz. †) A. a. O. IV. 51.

Jederzeit klage ich mich an, aber ich zahle doch nicht meine Buße nach Gebühr. Ich bin darum in allen Dingen der Besserung bedürftig, weil ich mich nicht zu dem wende, dessen Lob vor allem gesungen werden muß. Siehe, o Leser, mich an, mich, den vornehmen Herrn, und du wirst ein kleines Männlein wahrnehmen, mißgestaltet an der linken Wange, wo einst eine Fistel hervorbrach, die noch jetzt immer anschwillt. Das Nasenbein wurde mir überdies in der Jugend zerbrochen; das macht, daß ich lächerlich aussehe. Über alles das würde ich indessen kein Wort der Klage erheben, hätte ich nur innere Vorzüge. Nun aber bin ich ein Elender, allzu jähzornig, unlenksam zum Guten, neidisch, zur Verhöhnung anderer geneigt und doch selbst der Verspottung wert, ohne Schonung für andere, ein Schlemmer und Heuchler, ein Geizhals und Verleumder, und um alle diese gerechten Vorwürfe, die ich mir mache, zu schließen: ich bin schlechter, als man sagen und glauben kann. Ein jeder soll das Recht haben, es nicht nur leise, sondern auch laut vor allen zu sagen, daß ich ein Sünder bin, und mir selbst geziemt es, voll Demut meine Brüder um Strafe zu bitten."

Wir verbinden mit diesem unbillig harten Urteil, welches der strenge und demütig fromme Bischof über sich fällt, den Bericht über einen für jene Zeit recht charakteristischen Vorgang.

Thietmar*) berichtet:

„Mein Vetter, Graf Werner**), kam an einem Sonntag, in übelberatener Jugendlust und durch die Ränke arglistiger Frauen verführt, mit wenigen Begleitern nach der Burg Bichlingi***) und entführte die Herrin derselben, Reinhilde, um die er schon früher geworben hatte, nach Bestechung der Wächter und zwar wider ihren Willen, denn sie hatte vordem dem König Heinrich versprochen, daß sie nie ohne sein Wissen und ohne seinen Rat einem Manne ihre Hand reichen würde. Darum ließ sie sich denn auch nur unter Thränen und Klagen hinwegführen. Als dies ihre Vasallen hörten, eilten sie bewaffnet mit den Dienern herbei. Einer von ihnen, Bullerd mit Namen, erhielt dabei eine schwere Wunde und sank zu Boden. Jetzt bat eine Magd, daß man sie mit Reinhilden zusammen fortführe. Auf Befehl seines Herrn, des Markgrafen, wollte nun ein Edler, namens Alwin, sie ergreifen, aber sogleich wurde er von allen Seiten von den Gegnern umstellt und rief daher meinen Vetter Werner, der bereits die Burg verlassen hatte, zu Hilfe. Ehe man ihm jedoch Unterstützung

*) A. a. O. VII. 5—6. **) Früher Markgraf der Nordmark. ***) Beichlingen.

bringen konnte, unterlag er den Waffen der Angreifer. Sein Herr aber, der alsbald auf den Hilferuf zurückgeeilt war, wurde umringt und von einem der Knechte verwundet. Sogleich rannte er dem Gegner den Speer durch den Leib und spießte ihn an die Wand an, so daß die übrigen, von Schrecken erfaßt, zurückwichen. Unterdessen wurde er aber gewahr, daß seine Gefährten mit Reinhilden entwichen seien und er keine Möglichkeit habe, aus dem Burghofe zu entkommen. Rasch entschlossen, ließ er deshalb sein Roß zurück, sprang von der Mauer herunter und gelangte, wiewohl von einem Steinwurf schwer verwundet, zu seinen Genossen, die ihn schon als verloren betrauerten. Diese nahmen ihn auf und trugen ihn bis zu dem Hofe eines kaiserlichen Gutsverwalters, namens Wi*), wo sie ihn mit wenigen Dienern zurückließen. Sie selbst flohen mit der entführten Frau weiter und verbargen sich bald hier, bald dort, voll Besorgnis die Ankunft ihres Herrn erwartend. Doch der tückische Verwalter verriet seinen verwundeten Gast alsbald an den König, und zwar zu dessen großer Freude, denn Heinrich hoffte, daß Werner, sobald er in seine Hand gefallen sei, als warnendes Beispiel für andere den Tod erleiden oder um unerschwinglichen Preis sein Leben lösen sollte. Schon war die Nacht hereingebrochen, als die Grafen Bernhard, Guncelin und Wilhelm, vom Kaiser entsendet, mit ihren Reisigen zu dem Hause kamen, in welchem der Verwundete lag. Werner erfuhr von den Seinen ihre Ankunft und begrüßte den ihm verwandten Wilhelm herzlich, während er zu den anderen beiden sagte, so sein Arm stark genug wäre, ein Schwert zu erheben, würde er nimmer lebendig in ihre Hand fallen. Wilhelm verband ihm seine Wunde, und da er einsah, daß er den todwunden Mann nicht nach Merseburg, wie ihm befohlen war, bringen könne, ließ er ihn von den Seinen auf einer Bahre bis zum nächsten Ort, Elerstidi*), bringen. Hier befahl er, ihn in einem festen, steinernen Haus zu bewachen, während er selbst mit seinen Genossen zum Kaiser heimkehrte. Noch an demselben Tage wurde ich zum Kaiser beschieden und mußte von ihm zu meinem großen Schmerze hören, mit welcher Verwegenheit mein Vetter sich unterfangen habe, sein gegebenes Wort zu brechen. Denn als einst Brun von seinem Feinde Milo in seinem eigenen Hause, in welchem doch jeder Frieden haben muß, erschlagen worden war und alle Landeseingeborenen Klage darüber vor dem Kaiser erhoben und gebeten hatten, daß er nach der Weise seiner Vorfahren so

*) Wiehe. **) Allerstädt bei Memleben.

frevelhafte Menschen mit Entziehung ihres Gutes und Verbannung bestrafe, hatte der Kaiser diesen Wunsch genehmigt und ihn durch Eidschwüre bekräftigen lassen. Er selbst aber hatte mit erhobenen Händen im Angesicht des allmächtigen Gottes und vor allen Anwesenden feierlich gelobt, solchen Frevel Zeit seines Lebens in gleicher Weise ahnden zu wollen. Und da wir wohl wissen, daß es viel besser ist, etwas Gutes überhaupt bei Gott nicht zu geloben als nachträglich nicht zu halten, so flehen wir Gott den Herrn an, bei dem Werner sein Versprechen leistete, er möge den Eidbrüchigen, sei es, daß er aus menschlicher Schwäche, sei es, daß er, durch üblen Rat verlockt, sein Versprechen verletzte, durch angemessene Buße wieder bessern. Nachdem die Großen des Reichs die Klage des Kaisers vernommen hatten, gaben sie den Rat, daß Reinhilde nach Beschlagnahme aller ihrer Güter zurückgefordert und die Urheber des Verbrechens entweder gefangen vorgeführt oder bis auf den Tod verfolgt würden. Nur der Graf sollte, sobald er von seiner Verwundung wieder hergestellt sei, den Kopf verlieren, falls er seiner Schuld überführt würde. Wenn aber alles dies im Einverständnis mit der Entführten geschehen sei, dann sei es am besten, er nehme sie zum Eheweibe. Mein Bruder, Graf Heinrich*), wurde sogleich damit beauftragt, dem Urteil Geltung zu verschaffen, und zugleich erging das Gebot, daß ein jeder sich in Alstidi**) zu einer Versammlung stelle. Während Graf Heinrich unterwegs war, kehrten die oben erwähnten Grafen zurück und meldeten dem Kaiser, was sich ereignet hatte. Tags darauf aber, am Feste des heiligen Martin***) schied Werner, der alle Schmerzen und all sein Unglück geduldig ertragen hatte, aus dem Leben und hinterließ durch seinen Tod seinen Feinden zwar keinen Gewinn, wohl aber den Seinen unersetzlichen Verlust. Selbst der König war betrübt und sein Gegner, Theoderich†), vergoß Thränen. Als ich die Trauerkunde erhielt, erwirkte ich für meinen Vetter Theoderich die Erlaubnis zur Reise und ließ die Leiche des Freundes durch meine Dienstmannen von Miminlevo††), wo damals eine

---

*) Graf Heinrich von Walbeck. **) Allstedt. ***) Im Jahre 1014.

†) Theoderich ist der Sohn Dedos und Neffe Friedrichs von Eilenburg, Enkel Theoderichs von Busici, ein Wettiner. Er erbte die bedeutenden Besitzungen seines Vaters und Oheims. Werner hatte ihm seinen Vater Dedo erschlagen und dadurch den Besitz der Nordmark verwirkt. Dies war der Grund des Haders. Der im Folgenden erwähnte Vetter Thietmars, Theoderich, war Werners Bruder, der weiter unten genannte Bernhard, ein Sohn des S. 302 genannten Theoderich, war an Stelle Werners zum Markgrafen der Nordmark ernannt worden.

††) Memleben an der Unstrut.

Abtei war, deren trefflicher Vorstand Reinhold mit edler Menschenfreundlichkeit für den Toten Sorge getragen hatte, nach Helpithi*) überführen, wo ich auf sie wartete. Aber da sie schon stark in Verwesung überging, befahl ich, sogleich die Eingeweide herauszunehmen und neben meiner Kirche zu begraben, während ich der Leiche Werners nach Wallibizi**) folgte, wo sie zur Linken der geliebten Gemahlin***) beigesetzt wurde. Vierzehn Tage darauf starb auch Svanehild, Werners Schwiegermutter, eines plötzlichen Todes am 26. November.

Unterdessen hielt der Kaiser in Alstidi öffentlich Gericht, verweigerte aber dabei, wie Anwesende versicherten, meinen Blutsfreunden die Gerechtigkeit. Er befahl nämlich die Insel Porei†) nach dem Urteil ungerechter Richter dem Grafen Bernhard zu übergeben, weil dieser früher dem Grafen Werner nach dem Leben gestanden hatte. Doch Graf Wichmann erhob Einspruch und nannte dies Verfahren unbillig. Alles Volk aber murrte und erklärte heimlich, der Gesalbte des Herrn thue Sünde."

In solcher Weise erzählt Thietmar alles, was ihm der Erwähnung wert schien, Wichtiges und Unwichtiges, Großes und Kleines, so daß seine Chronik mehr den Eindruck von Denkwürdigkeiten als eines Geschichtswerkes macht.

Wir kehren nun zur Schlacht von Cotrone zurück, welche dem römischen Kaisertume der Ottonen eine unheilvolle Wunde schlug. Hier lautet Thietmars Bericht††) folgendermaßen:

„Unterdessen waltete der Kaiser so des römischen Reiches, daß er alles, was vordem seinem Vater gehörte, behauptete und den Angriffen der Sarazenen tapferen Widerstand leistete und sie von den Grenzen seines Landes verjagte. Da er nun die Kunde erhielt, daß Kalabrien durch die häufigen Einfälle der Griechen und die Plünderungszüge der Sarazenen großen Schaden erleide, rief er zur Verstärkung seines Heeres die Bayern zu sich und die kampfgeübten Alemannen. Er selbst eilte mit Herzog Otto, seines Bruders Liudolf Sohn, nach der Stadt Tarent, welche die Griechen eingenommen hatten und mit einer starken Schar besetzt hielten, und unterwarf sie nach mutigem Kampfe in kurzer Zeit†††).

*) Helfte in der Grafschaft Mansfeld. **) Walbeck.

***) Liutgarde, Tochter des Markgrafen Eckard von Meißen. Auch sie war von Werner entführt worden.

†) Parei, eine Insel in der Elbe, nicht weit von Jerichow und Genthin.

††) A. a. O. III. 12—15.

†††) Im März und April d. J. 982.

Dann zog der Kaiser aus, um die Sarazenen, die mit vielem Kriegsvolke sein Land verwüsteten, zu verjagen. Vorher aber entsandte er vorsichtige Kundschafter, welche ihm sichere Nachricht über die Feinde bringen sollten. Zuerst überwand er die Feinde, welche in einer Stadt*) eingeschlossen waren, und errang über sie den Sieg. Dann griff er sie im offenen Felde an und tötete eine so ungeheure Menge von ihnen, daß er glauben konnte, sie seien vollständig überwunden**). Aber unversehens sammelten sie sich von neuem und fielen am 13. Juli vereint über die Unsern her, welche geringen Widerstand zu leisten vermochten. Da fielen — welcher Schmerz! — der kaiserliche Lanzenträger Richar, Herzog Udo, meiner Mutter Oheim, die Grafen Thietmar, Bezelin, Gebhard, Günther, Ezelin und sein Bruder Bezelin nebst Burchard, Dedi und Konrad und unzähligen anderen, deren Namen Gott allein wissen mag. Der Kaiser aber entfloh mit Herzog Otto und anderen und gelangte an das Meer. Da er in der Ferne ein griechisches Schiff erblickte, eine sogenannte Salandria, eilte er auf dem Rosse des Juden Kalonymus darauf zu***), doch das Schiff fuhr vorüber und seine Besatzung weigerte sich, ihn aufzunehmen. Der Kaiser kehrte daher zurück und fand noch am Ufer den Juden stehen, der bekümmert abwartete, wie es seinem geliebten Herrn ergehen würde. Schon erblickte er in der Ferne die Feinde, und traurig fragte er den Juden, was aus ihm werden solle. Da bemerkte er plötzlich auf einer anderen Salandria, welche der ersten folgte, einen Mann, von dem er Hilfe erwarten konnte. Sogleich stürzte er sich wieder mit dem Rosse ins Meer und erreichte auch das Schiff, in welches er von Heinrich, einem seiner Dienstmannen, der in slavischer Sprache Zolunta hieß und welchem er bekannt war, aufgenommen wurde. Heinrich legte ihn auf das Bett des Schiffsherrn, eines Griechen. Da erkannte ihn auch dieser und fragte ihn, ob er der Kaiser sei. Lange suchte Otto sich zu verbergen, endlich aber sagte er: „Ja, ich bin es, der durch seiner Sünden Schuld in solches Elend geraten ist. Vernimm nun aber, wie wir gemeinsam handeln müssen. Die Besten meines Reiches habe ich Unglückseliger verloren, und wegen dieses nagenden Schmerzes wage ich weder dies Land zu betreten, noch kann ich auch und wünsche ich

*) Das heutige Squillace. **) In diesem Kampfe fiel Abulkasem.

***) Um das Jahr 1000 findet sich in Mainz ein berühmter Rabbi, Kalonymus ben Meschullam. Sein Vater Meschullam lebte zu Ottos I. und Ottos II. Zeit noch in Lucca. Möglich ist, daß wegen eines persönlichen Verdienstes um den Kaiser die Familie nach Deutschland verpflanzt wurde.

der Gefallenen Freunde jemals wieder zu sehen. Laß uns nach der Stadt Rossan*) gehen, wo meine Gattin meine Ankunft erwartet. Meinen ganzen großen Schatz und mein Weib wollen wir mit uns nehmen und zu eurem Kaiser fahren, der mein Bruder ist und, wie ich hoffe, in meiner Not sich als ein treuer Freund erweisen wird.' Solche angenehme Verheißung erfreute den Führer des Schiffes. Gern stimmte er dem Vorschlag zu, und Tag und Nacht fahrend, eilte er nach der genannten Stadt.

Als sie sich nun der Küste näherten, wurde jener Mann, der zwei Namen trug, auf Befehl des Kaisers vorausgesendet, um die Kaiserin und den Bischof Dietrich**), welcher sich bei ihr befand, zugleich nebst vielen anscheinend mit Geld beladenen Saumrossen an den Strand zu bescheiden. So wie nun die Griechen die Kaiserin mit so großen Schätzen die Stadt verlassen sahen, ließen sie den Anker fallen und nahmen den Bischof Dietrich mit einigen wenigen Begleitern in das Schiff auf. Auf den Rat des Bischofs legte hierauf der Kaiser sein geringes Gewand ab und zog bessere Kleider an. Dann aber stürzte er sich im Vertrauen auf seine Kraft und seine Schwimmkunst von dem Vorderteil des Schiffes hurtig ins Meer hinab. Wohl suchte einer der umstehenden Griechen ihn am Gewande zu ergreifen und festzuhalten, aber von dem Schwert Liuppos, eines trefflichen Ritters, durchbohrt, sank er tot zu Boden. Nun flohen die Griechen nach der anderen Seite des Schiffes. Die Unsrigen aber stiegen in die Kähne, in welchen sie gekommen waren, und folgten unversehrt dem Kaiser, der sie in Sicherheit am Strande erwartete. Die verheißenen Belohnungen gedachte er den Griechen in reichen Geschenken zu gewähren, aber diese waren in Bestürzung geraten, zweifelten an seinen Versprechungen und fuhren davon, um in ihre Heimat zurückzukehren. So sahen sich denn die, welche jederzeit alle Völker durch List überwunden hatten, durch eine ähnliche List selbst getäuscht. Mit welcher Freude indeß der Kaiser von denen, die damals zugegen waren oder später hinzukamen, begrüßt wurde, das vermag ich nicht zu schildern.

Aber damit du, geliebter Leser, von allem genau unterrichtet werdest, will ich dir in der Kürze auseinandersetzen, was eine Salandria***) ist und warum jene beiden Schiffe an diese Küste kamen. Es ist die Salandria ein Schiff von großer Länge und Schnelligkeit. Auf jeder Seite hat es zwei Reihen Ruderbänke und einhundertundfünfzig See-

*) Rossano in Kalabrien. **) Bischof von Metz.

***) Liudprand V. 9 nennt sie Chelandia.

leute. Zwei Schiffe dieser Art waren auf Befehl des Kaisers Nikephoros nach Kalabrien gekommen, um hier den Tribut einzusammeln. Wenn nämlich dieses Land auch zum römischen Reiche gehört, so zahlt es doch jährlich, um von den Griechen keinen Schaden zu erleiden, einen freiwilligen Tribut an Gold nach Konstantinopel. Otto hatte diese Schiffe, welche nur mit Essig zu löschendes Feuer*) an Bord führten, für sich gewonnen und, nachdem er sie gemietet, ins Meer gesendet, um die Schiffe der Sarazenen zu verbrennen. Eines von ihnen weigerte sich, wie erzählt worden ist, den besiegten Kaiser aufzunehmen, sei es, weil man ihn nicht erkannte, sei es, weil man den nachdrängenden Feind fürchtete; das andere, welches ihn auf Heinrichs Antrieb an Bord nahm, gab ihn nur wider Willen frei.

Da ich ein wenig vom Wege abgewichen bin, so will ich nun jetzt das Begonnene zu Ende führen. Als sich die Kunde von dem traurigen Schicksale des Kaisers verbreitete, kamen alle unsere Fürsten voll Trauer zusammen und baten durch den Ueberbringer eines Briefes einstimmig und flehentlich den Kaiser, daß er sich ihnen wieder zeige. Als der Kaiser diese Botschaft vernahm, willigte er sehnsüchtigen Herzens ein. Es wurde ein Reichstag nach Bern**) ausgeschrieben und alle Fürsten wurden hierher zusammenberufen, um hier mancherlei notwendige Dinge zu verhandeln. Nur Herzog Bernhard***) kehrte in der Mitte des Weges wieder um, denn eine von seinen Städten, welche der Kaiser gegen die Dänen mit einem Walle geschützt und mit einer Besatzung versehen hatte, war von diesen Feinden erobert und nach Niedermetzelung der Verteidiger in Brand gesteckt worden. Im Jahre 983 der Fleischwerdung Christi wurde zu Bern der Reichstag abgehalten. Heinrich der Jüngere†) wurde hier der Verbannung ledig gesprochen und zum Herzog der Bayern erhoben. In diesem Jahre erhoben sich aber einhellig die Slaven wider den Kaiser und den Markgrafen Theoderich††) und wurde des Kaisers Sohn Otto von allen zum Könige gewählt.

*) Griechisches Feuer.

**) Verona. Hier finden wir den Kaiser im Juni 983.

***) Herzog von Sachsen, Nachfolger und Sohn Hermann Billings.

†) Heinrich, Bertholds Sohn (Vgl. S. 303). Herzog Otto von Bayern und Schwaben, der Sohn von Ottos I. Sohn Liudolf, war am 1. Nov. 982 in der Blüte seiner Jahre gestorben. Schwaben erhielt ein fränkischer Großer, Konrad, Udos Sohn und Bruder des bei Cotrone gefallenen Udo.

††) Geros Nachfolger in der Nordmark.

Wenige Tage darauf schieden die Fürsten von Otto. Sie sollten ihm zum letzten Male Lebewohl gesagt haben, denn als der Kaiser in Pavia seine verehrungswürdige Mutter verlassen hatte und nach Rom kam, überfiel ihn solche Schwäche, daß er fühlte, seine letzte Stunde sei gekommen. Darauf teilte er all seine Habe in vier Teile, gab den einen den Kirchen, den andern den Armen, den dritten seiner geliebten Schwester Mathilde, welche als demütige Magd Christi dem Kloster zu Quidilingaburg vorstand, und den vierten seinen trauernden Dienern und Mannen. Und nachdem er vor dem Papste und dessen Mitbischöfen und Priestern in lateinischer Sprache gebeichtet und von ihnen die erbetene Vergebung erhalten hatte, wurde er am 7. December dem Lichte dieser Welt entrückt. Er wurde dem Schoße der Erde übergeben, und zwar dort, wo der östliche Eingang zum Paradiese des heiligen Petrus allen Gläubigen offen steht und ein aufrecht stehendes, herrlich geformtes Bild die Hereintretenden segnet."

Während noch Otto seine ganze Kraft an die Wiedereroberung Unteritaliens wandte und in rastloser Anstrengung und Aufregung sich verzehrte, hatten sich die Dänen erhoben und die Slaven in heftigem Aufstande das Joch der Deutschen abgeschüttelt. Die Scharen der Empörer zerstörten die Bistümer Havelberg und Brandenburg und fielen wieder in das Heidentum zurück. Fast alles war vernichtet, was Otto I. und Gero in dem Lande jenseits der Elbe für die Befestigung des deutschen Einflusses und das Aufblühen der christlichen Kirche gethan hatten. Ein langer, blutiger, mit wechselndem Erfolge geführter Krieg begann, und nicht weniger als zweihundert Jahre sollten vergehen, um die Dinge in den Marken auch nur annähernd wieder auf den Zustand zurückzuführen, in welchem sie zu Hermanns und Geros Zeit gewesen waren.

Über diese Erhebung der slavischen Stämme erzählt der Merseburger Bischof*) folgendes:

„Die fremden Völker, welche das Christentum angenommen hatten und den Königen und Kaisern tributpflichtig waren, griffen, bedrückt durch den Übermut des Markgrafen Theoderich, in einhelliger Vermessenheit zu den Waffen. Das wurde meinem Vater, dem Grafen Siegfried, im voraus enthüllt. Er sah nämlich im Traum den ganzen Himmel mit einer dichten Wolke sich umziehen, und da er noch staunend nach der

*) A. a. O. III. 10.

Ursache forschte, vernahm er eine Stimme, die also zu ihm sprach: ‚Jetzt soll erfüllet werden die Weissagung: ‚Der Herr lässet regnen über Gerechte und Ungerechte*).‘ Am 29. Juni hub der Frevel an, denn an diesem Tage erschlugen die Empörer die Besatzung der Burg in Havelberg und zerstörten die bischöfliche Kirche. Drei Tage darauf drang eine aufständische Schar von Slaven in das Stift Brandenburg ein, das dreißig Jahre**) vor der Errichtung der Magdeburger Kirche begründet worden war; es geschah dies um die Zeit, da man zur Frühmesse läutete. Volkmar, der dritte in der Reihe der Bischöfe, war schon früher geflohen, während sich der Verteidiger der Stadt, Theoderich, mit seinen Kriegern am Tage des Einfalls selbst nur mit Mühe durch die Flucht zu retten vermochte. Die Geistlichkeit fiel in Gefangenschaft und Dodilo, der zweite Bischof der Kirche, welcher von den Seinen erwürgt worden war und schon drei Jahre lang im Grabe lag, wurde aus der Gruft herausgerissen. Der Körper, der noch gut erhalten und mit den priesterlichen Gewändern bekleidet war, wurde von den räuberischen Hunden geplündert und dann wieder in seine Ruhestätte hinabgeschleudert. Der ganze Schatz der Kirche ward geraubt und das Blut vieler Menschen in kläglicher Weise vergossen. Christus und sein Fischer, Petrus, gerieten in Vergessenheit, und von neuem begann die Ketzerei heidnischen Götzendienstes ihr Haupt zu erheben, und dieser beweinenswerte Wandel wurde nicht nur von den Heiden, sondern auch von Christen gepriesen.

Zu derselben Zeit wurde die Zeitzer Kirche von dem Böhmenheer unter Anführung des Grafen Dedi***) überfallen und verheert, während Hugo, der erste Bischof, von dannen floh. Darauf verwüsteten die Böhmen das Kloster des heiligen Märtyrers Laurentius in der Stadt Calwo†) und jagten den Unsrigen gleich flüchtigen Hirschen nach. Denn unsere Sünden waren es, die unsere Kraft lähmten, den Mut aber unserer Gegner kräftigten. Auch verbrannte Mistuwoi, der Herzog der Abodriten, die Stadt Hamburg, wo früher ein bischöflicher Sitz war, und suchte sie mit

*) Matth. 5, 45.

**) Nicht richtig. Brandenburg war 947, Magdeburg 967 gegründet.

***) Dedi (Dedo) von Wettin, Sohn Theoderichs aus dem Hause Busizi, söhnte sich später mit Otto III. aus und erhielt die Grafschaft zwischen der Wippera (Wipper), Saale, Salta (Salza) und dem Willerbizi (Wilderbach). Zudem erwarb er das Burgward Zurbizi (Zörbig), welches seine Vorfahren als Lehen besessen hatten, für sich und seinen Bruder Friederich als Eigentum.

†) Kalbe an der Saale.

Plünderung heim. Was aber hierbei Christus für ein Wunder wirkte, das vernimm, fromme Christenheit. Aus den Wolken senkte sich nämlich eine goldene Hand mit ausgestreckten Fingern hinab in das Feuermeer und zog sich dann im Angesicht aller wieder gefüllt zurück. Staunen ergriff das Heer, und von Schrecken starr war Mistuwoi über dieses Wunder, welches mir Avico, damals sein Kapellan, später mein geistlicher Bruder, erzählt hat. Mit ihm habe ich darüber gesprochen, und wir sind darüber zur Ansicht gelangt, daß Gott auf diese Weise die Reliquien der Heiligen zu sich in den Himmel genommen und dadurch die Feinde geschreckt und verjagt habe. Mistuwoi aber fiel nachmals in Wahnsinn und mußte in Ketten gelegt werden. Und als man ihn mit Weihwasser besprengte, rief er aus: ‚Der heilige Laurentius verbrennt mich!' Er verschied elendiglich, ohne je seiner Fesseln wieder ledig zu werden.*)

Weithin wurden alle Städte und Dörfer bis zur Tangera**) hin mit Brand und Plünderung heimgesucht und mehr denn dreißig Scharen von slavischen Reitern und Fußvolk zogen unter Hörnerklang einher, um unter dem Schutze ihrer Götter zu zerstören, was bisher noch erhalten war."

11. Otto III. 983—1002.

Als Otto II. mitten in seiner rastlosen Thätigkeit vom Tode ereilt wurde, hinterließ er das Scepter einem Kinde, Otto III., welcher durch den Erzbischof Johann von Ravenna in Aachen zum König gekrönt wurde. Bei der großen Jugend des Herrschers machte sich eine lange vormundschaftliche Regierung nötig, und diese Aussicht ließ dann sofort alle Ruhestörer mit ihren Ansprüchen hervortreten. Sogleich entfloh Herzog Heinrich der Zänker seiner Haft in Utrecht und bemächtigte sich der Person des jungen Königs, ja er ging so weit, daß er sich in der Pfalz von Quedlinburg von einigen Sachsen zum Könige ausrufen ließ.

*) Hier liegt offenbar ein Irrtum Thietmars vor. Der Zug Dedis von Wettin gegen Zeitz stand in Verbindung mit dem Unternehmen Herzog Boleslavs von Böhmen und des geächteten Herzogs Heinrich und fällt noch in das Jahr 976 oder 977. Bischof Hugo starb schon 979. Dann aber muß auch Dedi von der Zerstörung Kalbes freigesprochen werden. Daß Mistuwoi (Mistui) das Kloster verbrannte, geht schon aus seinen eigenen Worten hervor, denn er klagt, daß der heilige Laurentius ihn verbrenne. Dem aber war das dortige Kloster geweiht. Mit Hamburg hat dieser Heilige nichts zu thun.

**) Tanger.

Erst das feste Zusammenhalten der sächsischen Partei, an deren Spitze Herzog Bernhard und die Geistlichkeit unter Erzbischof Willigis mit Theophano und Adelheid standen, vermochte Ottos Rechte zu bewahren und zu allgemeiner Geltung zu bringen.

Hierüber erzählen uns die dem sächsischen Kaiserhause nahe stehenden zuverlässigen Quedlinburger Jahrbücher*) folgendes:

„Des Kaisers junger Sohn, Otto III., folgte seinem Vater im Reiche und wurde in Aachen von Johann, dem Erzbischof von Ravenna, am Weihnachtstage zum Könige gesalbt. Sobald aber der ehemalige Herzog Heinrich die Kunde von dem Tode des Kaisers erfahren hatte, kehrte er aus der Verbannung zurück, drang mit seinen Anhängern in die Stadt Köln ein und erklärte anfänglich, er wolle kraft seines verwandtschaftlichen Anrechtes der Sache des jungen Königs sich aufs treueste annehmen. So brachte er den König in seine Hand. Alsdann aber ließ er sich von seiner wachsenden Herrschbegier und durch den bösen Rat einiger Männer verlocken, sich wider Recht die königliche Macht anzumaßen, und ging in seinem Übermut soweit, daß er Namen und Salbung des Königs erstrebte. Daß er von einigen wenigen König genannt wurde, setzte er wohl durch; daß man ihn aber zum Herrscher salbte, sollte ihm nach dem Willen Gottes und durch den Eifer der Getreuen, die ihm entgegen waren und das Recht des erwählten und gesalbten Königs aus allen Kräften förderten, nicht zu teil werden. Unterdessen hatten nämlich die Anhänger des Königs, welche sich durch einen Eid verbunden hatten, in ihrer Treue auszuharren, Boten von erprobter Treue an des Königs Großmutter, die Kaiserin Adelheid, nach Lombardien entsendet, um ihr über die Wirren zu berichten und sie zu bitten, wenn ihr das Wohl des Reiches und ihres Enkels am Herzen liege, sogleich herbeizueilen und durch das Gewicht ihrer Persönlichkeit und ihren Rat den Ihrigen Beistand zu leisten. Nachdem Adelheid zuerst sich der göttlichen Hilfe versichert hatte, machte sie sich zugleich mit ihrer Schwiegertochter, der Kaiserin Theophano, des Königs Mutter, und der erlauchten Äbtissin Mathilde, der Tante des jungen Königs, und in Begleitung ihres Bruders Konrad, des Königs von Burgund, des Herzogs Konrad von Franken und der Großen von ganz Italien, Gallien, Schwaben, Franken und Lothringen eilig auf den Weg. Auch die Sachsen,

*) Annal. Quedlinb. ad. ann. 984. M. G. SS. III. p. 67. Gesch. d. d. Vorz. Heft 39.

Thüringer und Slaven zogen ihr mit allen ihren Fürsten entgegen und versammelten sich zu Roza*), einmütig bereit, für den König entweder getreu zu sterben oder, was mit Gottes Hilfe dann geschah, zu siegen. Als man nun hier eine große Beratung abhielt, da erschien ein wunderbares und den Nachkommen denkwürdiges Zeichen. Während nämlich die beiden Parteien noch mit einander haderten, erglänzte um die Mittagszeit mitten am Himmelsraum wider die Natur ein strahlender Stern und erweckte bei allen, die anwesend waren, Staunen: schien doch der leuchtende Stern ein sichtliches Zeichen der Hilfe Gottes für den gefangenen König zu sein. Hierdurch erschreckt, gab die gegnerische Partei nach und wurde Heinrich gezwungen, seine Ansprüche auf den königlichen Namen und das Reich aufzugeben und den König Otto seiner Großmutter, der Mutter und Tante zurückzugeben. Durch die Verwendung des Königs Konrad, seines Schwagers und der übrigen Fürsten mit einiger Gnade bedacht, zog er traurig in sein Heimatland**)."

Mit Heinrichs Unterwerfung war der Sieg der Königstreuen entschieden. Ungehindert vermochte fortan die Kaiserin Theophano die Verwaltung des Reiches für ihren unmündigen Sohn zu leiten, und als sie im Jahre 991 starb, übernahm Adelheid, die bisher die Regentschaft in Italien geleitet hatte, die Vormundschaft. Die Großen des Reiches, vor allem Erzbischof Willigis von Mainz, die Herzöge Bernhard von Sachsen, Konrad von Schwaben und Heinrich von Bayern standen ihr dabei zur Seite. Ein solches vormundschaftliches Regiment mußte freilich, mit welch' hohem Geist auch die Kaiserinnen das Scepter führten, das Ansehen des Reiches bei den benachbarten Völkern sinken lassen. Im Westfrankenreiche machte endlich Herzog Hugo Capet 987 der Herrschaft der schwachen Karolinger ein Ende und brach damit für immer den Einfluß des römischen Kaisers, dem der früher nie ruhende Bürgerkrieg die Gelegenheit zur Einmischung gegeben hatte. Aber auch in Dänemark wurde Harald Blaatand, ein Freund der Christen und Vassall des Kaisers, durch seinen Sohn Swen verjagt und damit der Verbreitung des Christentums und der deutschen Herrschaft ein Ziel gesetzt. Vor allem war bei den Slaven das Ansehen des Reiches tief erschüttert. Wohl gelang es unter schweren Kämpfen, die Grenzen zu

*) Auch Rara genannt, vermutlich Groß-Rohrheim bei Worms. Am 29. Juni 984.

**) Er erhielt im Anfang des folgenden Jahres das Herzogtum Bayern zurück; Heinrich der Jüngere blieb dagegen im Besitze von Kärnthen und der italischen Mark. Vgl. S. 320.

beschützen und die Böhmen wieder aus Meißen zu vertreiben, aber Brandenburg blieb verloren. Dazu zeigten sich auch im Innern Schwäche der Reichsgewalt und neue Sonderbestrebungen. Als im Jahre 995 Heinrich der Zänker aus dem Leben schied, maßten sich die Bayern das Recht an, einen Herrn sich zu setzen, und wählten seinen Sohn Heinrich zu ihrem Herzog, während der tapfere Eckard von Meißen die Thüringer zu einer bedeutenden Macht vereinigte.

Wohl war Otto, als er zum Jüngling herangereift war, ganz von Thatendrang und Ehrgeiz erfüllt aber die Wohlfahrt seines Heimatlandes lag ihm wenig am Herzen. Er richtete seinen Sinn nicht auf die Wiedereroberung der slavischen Länder, er beugte nicht die aufstrebenden Reiche der Böhmen und Polen unter sein Scepter, er trat nicht der inneren, weiter um sich greifenden Auflösung der Reichseinheit gegenüber: für ihn gab es nur ein einziges Ziel, die Wiederherstellung des römischen Kaiserreiches. Schon im Jahre 996 sammelte er in Regensburg ein Heer, um seine erste Romfahrt zu beginnen. Mit Jubel wurde er in Oberitalien empfangen, wo ihm der Tod des Papstes sogleich gestattete, sich in der Ausübung seiner höchsten Rechte zu zeigen. Römische Abgesandte baten ihn, einen neuen Papst ihnen vorzuschlagen, und er ernannte den Sohn Ottos von Kärnthen, Bruno, für die höchste Würde der Christenheit, der darauf, als Gregor V. zum Papst gewählt, ein Urenkel Kaiser Ottos, den König Otto III., den Enkel des großen Herrschers, zum Kaiser der Römer krönte.

In Rom traf der Kaiser mit zwei Männern zusammen, welche den größten Einfluß auf ihn gewinnen sollten, mit dem Böhmen Adalbert, einem gottbegeisterten Schwärmer, der seinen bischöflichen Sitz in Prag verlassen hatte, um sich ganz frommen Bußübungen und der Bekehrung der Heiden hinzugeben, und dem talentvollen, ehrgeizigen Franzosen Gerbert, dem ehemaligen Erzbischof von Rheims. Während der eine mit der ganzen frommen Inbrunst, die jene das Nahen des Weltuntergangs erwartende Zeit erfüllte, den jungen Kaiser zu frommen Andachtsübungen hinzog und in ihm eine solche schwärmerisch-religiöse Seelenstimmung erzeugte, daß der Herrscher barfuß weite Wallfahrten unternahm und voll Zerknirschung in einsamer Klausnerzelle fastete und betete, erfüllte der Franzose seinen Schüler mit dem phantastischen Plane, die Herrschaft der Welt zu erringen, und erregte zur selben Zeit, wo die Sachsen sich mit Mühe der Angriffe der slavischen Stämme erwehrten, in dem Herzen seines Schülers den Gedanken an einen Zug ins heilige Land. Unter Gerberts

Leitung that Otto alles ab, was noch deutsch an ihm war: hatte er doch den gelehrten Mönch gebeten, ihm seine Hilfe zu leihen, um die Spuren sächsischer Roheit zu vertilgen und den in ihm schlummernden Funken hellenischen Geistes zu hellen Flammen anzufachen. Dies waren nun die beiden Männer, welche auf den leicht erregbaren Jüngling bestimmenden Einfluß gewannen, ihn seinen politischen Aufgaben entzogen und dem Vaterlande entfremdeten, und wie die Art beider ganz verschieden war, so schwankte auch Otto fortan zwischen frommer Buße und hochfahrendem Stolz, zwischen Weltverachtung und Herrschbegierde.

Welch wundersamer Gegensatz zwischen Otto und seinem Ahnherrn Heinrich, der achtzig Jahre vor ihm die Macht seines Hauses begründet hatte! Jener hatte die Krönung zurückgewiesen, um sich nicht in die Hand der Geistlichkeit zu geben, und hatte, auf das kaiserliche Diadem verzichtend, sich an der Aufgabe genügen lassen, das auseinanderfallende Reich wieder zu vereinigen, während sein Urenkel in den Erinnerungen an die große Römerzeit, die mit unwiderstehlichem Zauber seine Sinne gefangen nahm, schwelgte und darüber sein Vaterland schädigen ließ. Jener war durch und durch ein deutscher König geblieben, während Otto inmitten seiner geliebten Römer in seiner Burg auf dem Aventin saß, in seltsamem, phantastischem Mantel, in welchen die Bilder des Tierkreises gestickt waren, umgeben von byzantinischem Prunk, oder in andächtiger Begeisterung und Zerknirschung mit heiligen Einsiedlern in härenem Gewand fastete und betete.

Trotz seiner Hingebung an römisches Wesen sollte Otto die Liebe der Italiener nicht erringen. Kaum hatte er Rom wieder verlassen, als Johannes Crescentius den deutschen Papst stürzte und Johann XVI. zum Papst wählte. Nochmals war Otto nach seiner Hauptstadt geeilt, hatte ein furchtbares Strafgericht über die Empörer verhängt und den Papst Gregor V. zurückgeführt. Doch schon 999 starb Gregor, der erste Papst seit langer Zeit, der durch das Beispiel frommen und sittenreinen Lebens die Kirche zu heben suchte, und es konnte nun Otto seinen geliebten Lehrer Gerbert mit der dreifachen Krone schmücken, der als Silvester II. den päpstlichen Stuhl bestieg. Bis zum Jahre 999 weilte der Kaiser in Rom. Dann trieb ihn seine religiöse Seelenstimmung nach Polen, um hier an dem Grabe seines heiliggesprochenen Freundes Adalbert, der bei dem Versuche, den heidnischen Preußen das Christentum zu verkünden, den Märtyrertod erlitten hatte und in Gnesen begraben lag, zu beten.

Wir entlehnen den Bericht über das Ende des Apostels der Preußen der Lebensbeschreibung, welche Johannes Canaparius, der Abt des Alexius-

klosters zu Rom, in welchem Adalbert sich eine Zeit lang aufgehalten hatte, auf den Wunsch Ottos III. verfaßt hat.

Hier*) lesen wir:

„Da Adalbert wider wilde Barbarei und ruchlose Götzenbilder das Schwert der Predigt schärfte und bereit hielt, begann er bei sich zu überlegen, bei welchem Volke er zuerst, bei welchem späterhin den Kampf des Glaubens aufnehmen sollte, ob er zu den Liutizen sich wende, die sich von dem Raube der Christen und dem Schaden, den sie den bejammernswerten Menschen zufügen, ernähren, oder ob er zu den Preußen gehe, deren Gott der Bauch ist**) und die Habsucht, die mit dem Tode sich verbindet. Endlich entschied er sich, weil das Land der Preußen dem Reiche Herzog Boleslavs***) benachbart und bekannt war, dafür, sich aufzumachen, um dieses Volkes Götter und Götzenbilder zu bekämpfen. Als aber der Herzog seinen Willen erkannte, gab er ihm ein Schiff und bewaffnete es um der Sicherheit der Reise willen mit dreißig Kriegern. Darauf gelangte Adalbert zuerst nach der Stadt Gyddanyze†), welche an einem Meerbusen liegt, der tief in des Herzogs Gebiet einschneidet, und taufte hier unter dem Schutze der göttlichen Barmherzigkeit große Scharen von Menschen . . . Am andern Tage sagte er allen Lebewohl, vertraute sich seinem Schifflein und dem Meere an und entschwand den Augen seiner Getreuen, die ihn nie wieder sehen sollten. Rasch wurde der Weg zu Meere zurückgelegt und nach wenig Tagen landete Adalbert an der Küste, während das Schiff mit den bewaffneten Gefährten heimwärts segelte. Er selbst blieb, nachdem er den Schiffern und dem Herrn der Schiffer für die geleisteten Dienste Dank gesagt hatte, mit zwei Brüdern zurück, von denen der eine der Presbyter Benediktus, der andere sein geliebter Bruder Gaudentius war, sein steter Begleiter seit der Zeit seiner Jugend. Sie betraten nun, mit großer Zuversicht Christum verkündigend, eine kleine Insel, welche, von dem gewundenen Laufe eines Stromes††) umflossen, kreisförmig dem Auge des Beschauers erscheint. Doch die Besitzer jenes Eilands eilten herbei und vertrieben die Nahenden mit Faustschlägen, ja einer ergriff das Ruder eines Bootes, drang auf den Bischof ein und versetzte ihm,

---

*) Vita S. Adalberti episcopi c. 28—30. M. G. SS. IV. p. 593. Gesch. d. d. Vorz. Heft 33.

**) Philipp. 3, 19.

***) Herzog Boleslav Chrobry (der Ruhmreiche) von Polen, Nachfolger Mieskos oder Mieczislavs seit 992, unterstützte den Apostel.

†) Danzig. ††) Die Pregel.

während er mit lauter Stimme die Psalmen aus einem Buche sang, einen mächtigen Schlag auf den Rücken, daß das Buch seinen Händen entfiel und er selbst der Länge nach zu Boden stürzte. Doch sogleich offenbarte er in der Heiterkeit seines Herzens, was die fromme Seele im Innern des mißhandelten Körpers empfand, und sagte: ‚Dank dir, o Herr, daß du mich für würdig hältst, wenn auch nicht mehr, so doch wenigstens einen Schlag für meinen Heiland, der am Kreuze starb, zu empfangen.‘ Darauf ging Adalbert an eine andere Stelle des Flusses und rastete hier den Sabbath. Als aber der Abend kam, führte der Herr des Ortes den heiligen Streiter Gottes in den nahen Ort. Hier versammelte sich sogleich von allen Seiten eine rohe Menge um ihn und erwartete unter wütendem Geschrei und hündischem Zähnefletschen, was jener mit dem Glaubensboten vornehmen würde. Alsdann fragte man den heiligen Adalbert, wer er sei, woher er stamme und warum er in dies Land gekommen sei. Er gab mit sanfter Stimme zur Antwort: „Ich bin der Geburt nach Slave, heiße Adalbert, bin meines Zeichens Mönch, war der Weihe nach einst Bischof und walte jetzt bei euch des apostolischen Amtes. Um eures Heiles willen bin ich hierher gekommen, auf daß ihr eure tauben und stummen Götzenbilder lasset und euch bekennet zu eurem Schöpfer, der der alleinige Gott ist und keine Götter hat neben sich, und auf daß ihr im Glauben an seinen Namen das Leben habt und in den unvergänglichen Vorhöfen des Himmels den Lohn der himmlischen Freuden zu genießen verdient.‘ Also sprach der heilige Adalbert. Jene aber murrten wider ihn, stießen unter lautem Geschrei lästerliche Worte aus und drohten ihm mit dem Tode. Drauf stießen sie drohend ihre Stöcke in die Erde, erhoben Knüttel gegen sein Haupt und riefen ihm mit Zähneknirschen zu: ‚Als etwas Großes magst du es erachten, daß du hierher ungestraft gekommen bist, und wie nur schnelle Rückkehr dir das Leben retten wird, so bringt längeres Verweilen dir Schaden und Tod. Wir und dies ganze Reich, an dessen Eingang wir leben, haben ein Gesetz und eine Sitte. Ihr aber befolgt einen fremden, uns unbekannten Brauch. Weicht ihr nicht in dieser Nacht von hinnen, so sollt ihr es mit eurem Leben büßen!‘ Noch in derselben Nacht bestiegen die Mönche ein Schiff, fuhren wieder zurück und blieben fünf Tage lang in einem Orte*)... Was aber

*) Wo dies war, läßt sich nicht mehr bestimmen. Es scheint, daß der Apostel den Entschluß faßte, den Rückweg anzutreten. Er dachte daran, zu Otto umzukehren und sich dann zu den Liutizen zu wenden, wollte aber zunächst den Heimweg nach Polen gewinnen.

geschehen sollte, das erschaute nun Adalberts Bruder Gaudentius in einem nächtlichen seltsamen Traumbild. Da er erwachte, wandte er sich an den geliebten Gefährten und fragte ihn, ob er den Traum hören wolle. Der aber antwortete ihm: ‚Sage mir, was du gesehen hast!‘ ‚Ich erblickte,‘ so erzählte jener, ‚auf der Mitte eines Altars einen goldenen Becher, zur Hälfte mit Wein gefüllt; keiner aber war in der Nähe, der seiner wartete. Da ich nun den Wein zu trinken begehrte, widersetzte sich mir der Diener des Altars und verwies mein freches Unterfangen mit gebieterischen Worten: weder mir noch irgend einem anderen Menschen könne er die Erlaubnis hierzu erteilen, weil dir zu geheimnisvoller Erquickung für morgen der Becher aufbewahrt würde. Während er solches sprach, entfloh der Schlaf meinen Augen und erstarrten vor Schrecken mir die zitternden Glieder.‘ Der Heilige aber erwiderte ihm: ‚Möge Gott dieses Gesicht zum Besten wenden, mein Sohn, niemand soll einem trügerischen Traumbild Glauben schenken!‘

Schon erglänzte der purpurne Tag und von neuem brachen die Wanderer auf und verkürzten sich ihren Pfad, indem sie den Lobgesang Davids anstimmten und unablässig Christum, der die Freude eines heiligen Lebens ist, priesen. Als die Sonne zur Mittagshöhe emporstieg, ließen sie den Wald und die Schlupfwinkel der wilden Tiere hinter sich und gelangten auf ein freies Feld. Hier feierte der Bruder Gaudentius die Messe und nahm der heilige Mönch das Abendmahl und genoß etwas Speise, um sich von den Anstrengungen der Reise ein wenig zu erholen. Darauf sprach er einen Vers und den folgenden Psalm, erhob sich vom Rasen und ging noch etwa eine Strecke, soweit als ein Steinwurf reicht oder ein Pfeil fliegt. Dort ließ er sich nieder und umfing ihn der Schlaf, und da er von der langen Wanderung müde war, sank er in einen tiefen Schlummer. Auch die übrigen gaben sich der Ruhe hin. Plötzlich aber brachen die Heiden in wilder Wut hervor, stürzten sich auf die Ruhenden und warfen sie in Fesseln. Doch der heilige Adalbert stand dem Gaudentius und dem anderen Bruder, die in Banden geschlagen waren, gegenüber und sprach zu ihnen: ‚Seid nicht betrübt, meine Brüder, denn wisset, was wir leiden, leiden wir im Namen des Herrn, dessen Tugend über alle Tugenden, dessen Schönheit über alle Zierden, dessen Macht unbeschreiblich und dessen Güte einzig ist. Was kann mutiger, was schöner sein, als für den süßesten Jesus das süße Leben dahinzugeben?‘ Da sprang zornglühend aus der rasenden Schar Sicco*)

*) Nach Brunos Leben des heiligen Adalbert c. 30 war der Bruder des Anführers von den Polen getötet worden, deren Herzog Adalberts Beschützer war. So

hervor, schwang mit aller Kraft den gewaltigen Speer und stieß ihn dem Heiligen ins Herz. So schlug er, der Priester der Götzenbilder und der Führer der Verschworenen, gleichwie aus Pflicht die erste Wunde. Nun eilten alle anderen herbei und sättigten durch tödliche Verwundungen ihre Wut. Das purpurne Blut quoll hervor aus den Wunden zu beiden Seiten, der Heilige aber stand noch, die Hände erhoben und den Blick gen Himmel gerichtet. Ein Strom von Blut drang aus einer starken Ader, und die herausgezogenen Speere ließen sieben ungeheure Wunden klaffen. Da endlich streckte der Heilige die von den Fesseln befreiten Arme kreuzweise aus und flehte in demütiger Bitte für sein und seiner Verfolger Heil zu dem Herrn. So entfloh die heilige Seele dem Kerker, während der edle Körper, mit den Armen ein Kreuz bildend, am Boden lag, und hauchte Adalbert unter einem Blutstrom seine Seele aus, um an der Stätte der Seligen und in der Nähe des von ihm geliebten Christus sein höchstes Glück zu finden*)."

Über Kaiser Ottos Wallfahrt nach dem Grabe des heilig gesprochenen Apostels der Preußen und die Gründung des Erzbistums in Gnesen erzählt Thietmar**), der Bischof von Merseburg, folgendes:

„Als der Kaiser von den Wundern hörte, welche Gott durch seinen geliebten Blutzeugen Adalbert wirkte, beschloß er um des Gebetes willen nach seiner Ruhestätte zu ziehen. Da er nun nach Ratisbona***) in Begleitung des Patricius Zazzo, des päpstlichen Oblationarius†) Robert und einiger Kardinäle kam, wurde er von Bischof Gebehard mit großen Ehren empfangen. Kein Kaiser ist jemals mit größerem Glanze von Rom hinweggezogen, noch nach seiner Hauptstadt heimgekehrt. Erzbischof Gisiler††) reiste ihm entgegen, erlangte, wenn auch noch nicht sicher, seine Gunst und schloß sich seiner Begleitung an. Dann kam der Kaiser nach Zeitz und wurde hier von Hugo II., dem dritten in der Reihe der Bischöfe, mit gebührender Freundlichkeit empfangen. Darauf ging er geradenwegs nach Meißen, wo ihn der ehrwürdige Eid, Bischof dieser Kirche, und Markgraf Eckard, welchen er besonders hoch schätzte, ehrenvoll aufnahmen. Als er das Gebiet der Milziener durchmessen hatte und in den Gau

erklärt sich wohl der Haß der Priester. Andere glauben, der Apostel sei auf das heilige Feld der Preußen, das Romowe, geraten, und dies habe vor allem das Volk erbittert.

*) Am 23. April 997.

) Thietm. chron. IV. 28. M. G. SS. III. p. 788. *) Regensburg.

†) Oblationarius hieß der Diakon, welcher bei der Feier der Messe Brot und Wein zuträgt. ††) Erzbischof von Magdeburg.

Diedesisi*) einzog, kam ihm Boleslav, welcher nicht nach Verdienst, sondern nach altem Gebrauch der Ruhmreiche heißt, freudig entgegen und geleitete ihn nach dem Orte Ilva**), wo er zu seiner Bewirtung alles vorbereitet hatte. Wie festlich aber damals der Kaiser von dem Polenfürsten aufgenommen und durch sein Land bis nach Gnesen geleitet wurde, das klingt fast unglaublich und läßt sich kaum beschreiben.

Als nun der Kaiser in der Ferne die ersehnte Stadt erblickte, nahte er sich ihr demütig und mit entblößten Füßen. Voll Ehrfurcht nahm ihn der Bischof Unger auf und geleitete ihn zur Kirche, wo er unter Thränenströmen die Fürbitte des Blutzeugen Christi anrief, damit er ihm helfe, die Gnade Christi zu erlangen. Bald darauf stiftete er dort ein Erzbistum — hoffentlich in gesetzmäßiger Weise, doch aber ohne Einwilligung des Bischofs Unger, dessen Diöcese dieses ganze Land untergeben ist***) — und übertrug es dem Bruder des Märtyrers, Gaudentius, welchem er den Bischof Reinbern von Kolberg, Poppo von Krakau und Johannes von Breslau, nicht aber Unger von Posen unterordnte. Auch stiftete er hier einen Altar, in welchen er in feierlicher Weise die heiligen Reliquien niederlegen ließ. Nachdem alles dies zu Ende geführt worden war, wurde der Kaiser von Herzog Boleslav mit reichen Geschenken geehrt. Es befanden sich hierunter dreihundert gepanzerte Reiter, die ihm besondere Freude machten. Als er hinwegzog, führte ihn Boleslav noch mit großem Geleite bis nach Magadaburg, wo der Palmsonntag†) unter großem Zulauf des Volkes gefeiert wurde . . .

Der Kaiser wurde von dem Wunsche beseelt, die alten Gebräuche der Römer, die teilweise in Vergessenheit geraten waren, zu seiner Zeit wieder aufleben zu lassen, und traf deshalb mancherlei Einrichtungen, welche verschiedene Beurteilung fanden. So pflegte er allein an einem halbkreisförmigen Tisch, welcher höher als die andere Tafel stand, zu sitzen. Da er nicht genau wußte, wo die Gebeine Kaiser Karls in Aachen lagen, ließ er heimlich an der Stelle, wo er sie verborgen glaubte, den Fußboden der Kirche aufreißen und nachgraben, bis man sie in einem königlichen Sarge fand. Er nahm das goldene Kreuz, welches an Karls Halse hing, und einen Teil der noch unverwesten Kleider an sich. Alles übrige legte er wieder mit großer Ehrfurcht nieder."

*) Zwischen Oder, Bober und Katzbach. **) Eilau am Bober.

***) Unger war Bischof von Posen. Das Bistum Posen war vermutlich von Herzog Miesko unter Mitwirkung Kaiser Ottos I. gegründet und unter die Metropole Magdeburg gestellt worden, unter welcher es auch später noch verblieb.

†) Am 24. März 1000.

Wir finden in der Chronik von Novalese einen ausführlicheren, aber sagenhaften Bericht über jenen phantastischen Besuch, welchen der Kaiser den Gebeinen Karls des Großen abstattete. Derselbe*) lautet folgendermaßen:

„Nach Verlauf vieler Jahre kam Kaiser Otto III. in die Gegend, wo Karls Leichnam bestattet war und ruhte. Da begab er sich sogleich nach der Gruft des Kaisers in Begleitung zweier Bischöfe und des Grafen Otto von Lomello. Der Kaiser selbst aber war der vierte. Der Graf berichtete über den Vorgang in folgender Weise: ‚Wir traten in die Gruft Kaiser Karls ein. Karl lag nicht im Grabe, wie es sonst bei anderen Toten der Fall ist, sondern er saß, aufrecht wie ein Lebender auf einem Thron**). Eine goldene Krone trug er auf dem Haupt, ein Scepter in der Hand. Die Hände waren mit Handschuhen bedeckt, durch welche die Nägel hindurchgewachsen waren. Über ihm erhob sich ein Baldachin, der aus Marmor und Kalk zusammengefügt war. Als wir auf die Deckplatte der Gruft stießen, brachen wir ein Loch und drangen hierdurch in die Gruft ein. Ein starker Geruch kam uns entgegen, als wir eintraten. Sogleich warfen wir uns vor dem Kaiser auf die Knie nieder zum Gebet. Darauf ließ Kaiser Otto dem Leichnam weiße Kleider anlegen, die Nägel abschneiden und alles, was sonst schadhaft war, wiederherstellen. Von den Gliedern Karls war übrigens keins durch Verwesung zerstört, nur daß die Nasenspitze fehlte. Diese ließ Otto sogleich aus Gold ergänzen. Nachdem er einen Zahn aus dem Munde Karls an sich genommen hatte, ließ er die Decke der Gruft wieder herstellen und entfernte sich.‘“

Hören wir Thietmar***) weiter:

„Wozu soll ich alle die Hin- und Herzüge erzählen, welche der Kaiser durch alle Bistümer und Grafschaften seines Landes unternahm? Nachdem diesseits der Alpen alles geordnet war, besuchte er wieder das römische Reich und kam nach Rom, wo er von dem Papst und dessen Bischöfen festlich empfangen wurde.

Darauf versuchte Gregorius†), der dem Kaiser sehr teuer war, sich Ottos durch List zu bemächtigen, und legte ihm einen Hinterhalt. Er

*) Chronicon Novaliciense III. 32.

) Daß Karl in dieser Stellung bestattet worden sei, ist höchst zweifelhaft. Die Berichte von Karls Begräbnis (vgl. S. 90) erwähnen nichts hiervon, auch spricht die oben angeführte Erzählung Thietmars dagegen. *) A. a. O. IV. 29.

†) Thangmar im Leben Bernwards c. 25. nennt Benilo als den Hauptrādelsführer.

sammelte die Seinen und überfiel plötzlich den Kaiser, aber dieser vermochte noch glücklich mit wenigen Begleitern durch das Thor zu entkommen. Der größte Teil seiner Gefährten wurde jedoch in der Stadt eingeschlossen. So vergalt das Volk, welches niemals mit seinen Herren zufrieden ist, die unaussprechliche Liebe Ottos mit Bösem. Alsdann befahl und beschwor der Kaiser alle seine Freunde, zu ihm zu kommen, und ließ jeden einzelnen auffordern, wenn er je um die Ehre und die Sicherheit des Herrschers Sorge trüge, mit bewaffneter Hand herbeizueilen und ihn zu schützen. Da aber trieb den Römern das Bewußtsein des offenbar gewordenen Verbrechens die Schamröte auf die Stirn. Sie begannen einander über die Maßen die Schuld vorzuwerfen, entließen alle Eingeschlossenen unverletzt und baten auf jede Weise flehentlich um die Gnade des Kaisers und um Frieden. Der Kaiser traute ihren lügnerischen Worten nicht und zögerte nicht, wo er nur vermochte, ihnen an Leib und Gut Schaden zuzufügen. Alles Land, das zum römischen oder lombardischen Reiche gehörte, gehorchte in Treue seiner Herrschaft; nur Rom allein, das er vor allem liebte und jederzeit ehrte, lehnte sich wider ihn auf. Mit großer Freude erfüllte ihn damals die Ankunft des Erzbischofs Heribert von Köln, der mit einer zahlreichen Schar Getreuer herbeieilte. Obwohl er äußerlich eine heitere Miene zur Schau trug, so seufzte er doch insgeheim über so manche Missethat und ließ nicht ab, in der Stille der Nacht durch Wachen und eifriges Beten und durch Thränenströme seine Schuld zu sühnen, ja er fastete oft die ganze Woche hindurch mit Ausnahme des Donnerstags, und mit Almosen war er überaus freigebig."

Einen ausführlichen Bericht über den letzten Kampf Ottos mit Rom besitzen wir aus der Feder Thangmars, welcher das Leben seines Schülers, des Bischofs Bernward von Hildesheim, in schlichter Sprache, mit warmer Verehrung für den früh Dahingeschiedenen und mit aufrichtiger Wahrheitsliebe geschildert hat.

Thangmar*) erzählt uns, wie Otto aus Deutschland nach Italien zurückkehrte, ganz Italien im Aufstand fand und zunächst sich aufmachte, das empörte Tivoli zu bezwingen, welches im Vertrauen auf seine feste Lage der Macht des Kaisers zu trotzen wagte. Dann fährt er fort:

„In jenen Tagen hielt der Kaiser die Stadt Tivoli durch enge Belagerung umschlossen. Belagerungsmaschinen und Werkzeuge aller Art waren für die Eroberung der Feste vorbereitet und auch Gräben von

*) Thangmari vita Bernwardi ep. c. 23-25. M. G. SS. IV. p. 769.

bedeutender Tiefe gezogen worden, um der Stadt das Wasser abzuleiten. Da man nun den Bürgern hart zusetzte, sie aber doch nicht zur Übergabe bewegen konnte, rief man den Kaiser herbei. Ohne Verzug traf er mit dem Papst und dem hochwürdigen Bischof Bernward ein. Als nun, wie es in solchen Lagen zu geschehen pflegt, die einen dazu rieten, die Einschließung mit aller Macht zu betreiben, die anderen aber erklärten, daß sie trotz langwährender schwerer Arbeit wenig ausgerichtet hätten und es darum am besten erscheine, soweit sich dies in Ehren thun ließe, die Belagerung aufzuheben, nahm der Kaiser den Bischof Bernward bei Seite und fragt ihn um Rat: fühle er sich doch im Herzen bekümmert, wenn er von der Rache für die ihm zugefügte Unbill abstehen solle. Hierauf erwiderte jener: „Ich ertrage es nicht, euch, den ich mehr als mein Leben liebe, wegen dieser Angelegenheit bekümmert zu sehen. Befehlt, sogleich mit enger Belagerung die Stadt einzuschließen, denn wiewohl ich die Rückkehr in meine Heimat ersehne, so will ich doch nicht eher von euch hinweggehen, als bis ich die Stadt und das Volk durch Gottes Gnade eurer Herrschaft wieder unterworfen sehe.' Da dankte der Kaiser freudig erregt dem geliebten Lehrer, betrieb die Einschließung der Stadt mit größerem Eifer, unterwies die Krieger in der Belagerung und untersagte durch kaiserliches Gebot einem jeden, die Stadt zu betreten oder zu verlassen. Nach wenigen Tagen nahten sich Herr Bernward und der Papst der Feste. Voll Freuden kamen die Bewohner ihnen entgegen, nahmen mit Ehren die Knechte Gottes auf und geleiteten sie zur Stadt. Der Papst und Bernward ließen aber nicht ab, in die Bürger zu dringen, als bis alle, durch die Gnade Gottes geleitet, in Frieden sich der Herrschaft des Kaisers zu unterwerfen bereit waren. Am anderen Tage begaben sich darauf die Bischöfe, gefolgt von einem langen Zuge, zum Kaiser. Alle hervorragenden Bürger der Stadt gingen hinter ihnen einher, nackt, nur die Lenden bedeckt, in der Rechten das Schwert, in der linken Hand Rutenbündel. So erschienen sie vor dem Kaiser, um sich seinem Machtgebot zu unterwerfen, und nichts forderten sie, selbst nicht das Leben: Wen er für schuldig hielt, den sollte er mit dem Schwerte treffen oder aus Erbarmen am Pfahl mit Ruten strafen lassen, und wäre er es zufrieden, daß die Mauern der Stadt dem Erdboden gleich gemacht würden, so wollten sie mit Freuden jedem Befehle nachkommen und nie seinem kaiserlichen Gebot widersprechen, so lange sie lebten. Erfreut sagte der Kaiser den Friedensvermittlern, dem Papste und dem Herrn Bernward, seinen Dank und belobte sie höchlichst. Auch gewährte er nach ihrem Rate

allen Schuldigen Verzeihung. Es wurde alsdann eine Versammlung gehalten und hier der Beschluß gefaßt, die Stadt nicht zu zerstören. Die Bewohner der Stadt wurden mit der Huld des Kaisers beschenkt und ermahnt, sich friedlich zu verhalten und vom Kaiser nicht abzufallen.

Die Römer aber waren unzufrieden darüber, daß der Kaiser mit den Bewohnern von Tivoli Frieden gemacht hatte, verschlossen die Thore ihrer Stadt und verlegten die Wege. Niemand durfte frei in Rom aus- und eingehen, und auch der Kauf und Verkauf wurde untersagt. Überdies wurden auch einige Anhänger Ottos in unrechtmäßiger Weise ums Leben gebracht. Darum ermahnte der Herr Bischof Bernward die kaiserlichen Krieger mit heilsamen Worten, reinigte sie durch das Bekenntnis ihrer Schuld und kräftigte sie durch das Abendmahl und die heilige Messe. Darauf machten sie sich bereit zum Ausfall und zum tapferen Angriff auf die Feinde*). Bischof Bernward selbst ergriff die heilige Lanze, stärkte sich und alle Genossen mit dem schützenden Zeichen des heiligen Kreuzes, erteilte den Segen, tröstete und kräftigte alle und rüstete sich, in der vordersten Schlachtreihe als Bannerträger mit der heiligen Lanze zum Kampfe auszuziehen. Am anderen Morgen wurde der Kaiser nach der Feier der Messe von dem hochwürdigen Bischof Bernward mit dem himmlischen Sakrament und göttlichen Worten erquickt. Darauf rüstete sich alles zum Streit. Der Bischof selbst stand in der ersten Reihe der Streiter, in der Hand die heilige Lanze, von der ein furchtbarer Glanz ausging, im Herzen aber flehte er ohne Aufhören den Geber alles Friedens um Frieden an. Da geschah es denn, daß, durch die Bitten seines getreuen Knechtes bewogen, der friedebringende Herr und König sich nahte, Jesus Christus, bei dessen Geburt zum ersten Male das wonnevolle ‚Frieden auf Erden' der Welt verkündet wurde und nach welchem in der Folge alle, welche seinen Frieden lieben, in der Wahrheit des Evangeliums Söhne Gottes genannt werden. Und als durch Christi Liebe der Hader des ganzen Aufstandes verstummt war, baten die Feinde um Frieden, warfen die Waffen hinweg und versprachen, tags darauf nach der kaiserlichen Pfalz zu kommen.

Am anderen Tage erschienen die Römer durch die Barmherzigkeit Gottes vor des Kaisers Angesicht, baten um Frieden, erneuten den Treueid und versprachen, dem Herrscher für ewige Zeiten Treue zu bewahren. Der

*) Otto hatte seinen Sitz auf dem Aventin genommen. Hier hatten die Römer ihn belagert.

gnädige und milde Kaiser bestieg hierauf, von wenigen geleitet, einen Turm und sprach von hier aus also zu ihnen: „Höret auf die Worte eures Vaters, merket auf und bewahret sie sorgfältig in euren Herzen! Seid ihr meine Römer, um derentwillen ich mein Vaterland und meine Verwandten verlassen habe? Aus Liebe zu euch habe ich meine Sachsen und alle Deutschen, habe ich mein Blut hintenan gesetzt. Euch habe ich in die entlegensten Gegenden meines Reiches geführt, wohin eure Väter, wiewohl sie den ganzen Erdkreis unterworfen hatten, niemals ihren Fuß setzten. Euren Namen, euren Ruhm gedachte ich bis an das Ende der Welt zu tragen, euch sah ich als meine Söhne an und euch zog ich allen andern vor. Um euretwillen und während ich euch vor allen begünstigte, habe ich den Zorn und die Mißgunst aller auf mich geladen. Und zum Dank nun für alle Wohlthaten habt ihr mich, euren Vater, verachtet, meine Freunde in grausamer Weise getötet und mir den Weg zu euch verschlossen? Aber ganz vermögt ihr nicht mir den Zugang zu euch zu wehren, denn nicht lasse ich die von meinem Herzen sich trennen, welche ich mit väterlicher Liebe umfasse. Ich kenne die Urheber des Aufstandes und bezeichne sie mit dem Wink meiner Augen. Sie bleiben unverzagt, obwohl aller Augen sich auf sie richten, doch ich halte es für unerträglich, daß meine getreuesten Unterthanen, deren Unschuld mein Herz erfreut, durch die Berührung mit den Frevlern befleckt werden und von ihnen nicht unterschieden werden können.'

Die Rede des Kaisers rührte die Römer zu Thränen. Sie versprachen Genugthuung, ergriffen zwei Rädelsführer, den Benilo und noch einen anderen, und mißhandelten sie grausam. Nackend, an den Füßen schleifte man sie die Treppen des Turmes hinauf und warf sie hier vor dem Kaiser nieder".

Der Schmerz, den Otto durch den Abfall der Römer erlitten, bestärkte ihn nur noch in seiner asketischen Richtung. Er wandte sich nach Ravenna, wo er in einem Kloster seine Wohnung nahm und in strengen Bußübungen seinen Körper kasteite. Daneben fuhr er freilich fort, seinen welterobernden Plänen nachzuhängen, und ließ, um die Vereinigung der beiden Hälften des Römerreiches zu bewirken, um die Hand einer byzantinischen Kaisertochter für sich anhalten. Im Jahre 1001 ging er wieder nach Rom, nahm aber seinen Sitz nicht in der Stadt, deren Treue er nicht mehr vertraute, sondern auf der Feste Paterno am Fuße des Berges Sorakte. Hier sollte ihn ein früher Tod ereilen.

Über Ottos Ende erzählt Thietmar*) folgendes:

„Seinem herannahenden Tode ging manches Ungemach voraus, denn unsere Herzöge und Grafen unternahmen nicht ohne Mitwissenschaft der Bischöfe eine Verschwörung gegen ihn und suchten hierzu die Hilfe Herzog Heinrichs, der nachmals Ottos Nachfolger war. Dieser aber gedachte der letzten Warnungen seines gleichnamigen Vaters Heinrich, welcher in Gonneshem**) starb und begraben liegt, blieb in allen Dingen dem Kaiser treu und gab seinen Feinden kein Gehör. Zwar erhielt der Kaiser von diesen Unruhen sogleich Kunde, ertrug aber die Nachricht gelassenen Geistes. Er lag krank in der Burg Paterno; Geschwüre hatten sich in seinem Innern gebildet und brachen hier und da hervor. Heiteren Sinnes und ausgezeichnet im Glauben, schied er, die Zierde des römischen Reichs, am 24. Januar***) aus dieser Welt und ließ die Seinen untröstlich zurück: war doch zu seiner Zeit niemand freigebiger und in allen Dingen milder als er. Der da ist das A und das O, erbarme sich seiner und gewähre ihm für Kleines das Große und für Zeitliches das Ewige.

Seine Gefährten aber, welche bei seinem Abscheiden zugegen waren, verheimlichten die Kunde so lange, bis das allenthalben zerstreute Heer durch Boten zusammengerufen werden konnte. Dann machte sich die trauernde Schar mit der Leiche des geliebten Herrschers auf den Weg. Sieben Tage lang hatte man ununterbrochen schwere Angriffe zu erdulden, und nicht eher fand man Sicherheit vor dem Feinde, als bis man die Stadt Bern†) erreichte. Von da kam man nach Pollingun††), einem Hof des Bischofs Siegfried von Augsburg. Hier empfing Herzog Heinrich das Geleite des toten Kaisers und erneute durch seine Thränen den Schmerz der Mannen. Jeden einzelnen forderte er unter reichen Verheißungen auf, ihn zum König und Herrn zu wählen. Alsdann ergriff er von der Leiche des Kaisers und dem kaiserlichen Schmucke Besitz. Nur die heilige Lanze konnte er nicht erhalten, denn Erzbischof Heribert hatte sich ihrer bemächtigt und sie heimlich vorausgesendet. Eine Zeit lang wurde der Erzbischof in Gewahrsam gehalten, dann aber, nachdem er seinen Bruder als Bürgen zurückgelassen hatte, aus seiner Haft befreit. Zwar sandte er bald darauf die heilige Lanze zurück, doch war er damals immer noch mit allen, welche dem Leichnam des Kaisers gefolgt waren — den Bischof Siegfried ausgenommen —, dem Herzog entgegen. Auch verhehlte

*) A. a. O. IV. 30. 31. **) Gandersheim. ***) Es war am 23. Januar 1002.
†) Verona. ††) Polling an der Ammer.

er dies keineswegs, sondern erklärte laut, nur dem Fürsten seine Stimme bei der Königswahl geben zu wollen, dem der bessere und größere Teil des ganzen Volkes sich zuwenden würde. Der Herzog zog indessen mit den Genossen des Kaisers nach Augsburg und ließ hier die Eingeweide seines geliebten Herrn, die vordem sorgfältig in zwei Gefäßen aufgehoben worden waren, in der Kapelle, welche Bischof Liudolf zu Ehren des heiligen Bischofs Ulrich hatte erbauen lassen, und zwar an der südlichen Seite des Klosters der heiligen Märtyrerin Afra, ehrenvoll bestatten. Dazu schenkte er um des Seelenheils des Verstorbenen willen hundert Hufen von seinem eigenen Besitz. Darauf entließ er im Frieden eine große Menge der Mannen und geleitete den Körper des Kaisers nach Neuburg*). Späterhin aber gab er auf Bitten Heinrichs**), dessen Schwester er noch bei Lebzeiten des Kaisers geheiratet hatte, die Leiche frei, und nachdem er sich von jedem einzelnen aus der Begleitung verabschiedet hatte, duldete er, daß man sie nach ihrem Bestimmungsorte***) bringe. . . .

Sobald Ottos Körper nach Köln kam, wurde er von Heribert, dem Erzbischof der Stadt, empfangen. Am Montage nach Palmarum wurde er nach dem St. Severinskloster, am Dienstag nach St. Pantaleon, am Mittwoch nach St. Gereon gebracht, und am Tage des Mahles Jesu Christi geleitete man ihn nach St. Peter. Hier wurden nach dem Gebrauche der Kirche die Bußfertigen eingeführt und von ihren Sünden freigesprochen. Alsdann wurde der Seele des ausgestellten Leichnams von dem Erzbischof Ablaß erteilt, von den Priestern aber die Gemeinde aufgefordert, für das Gedächtnis des Verstorbenen zu beten, was denn diese auch unter Thränen knieend that. Am frühen Morgen des Freitags wurde die Leiche wieder aufgenommen und noch am heiligen Sabbath nach Aachen geführt. Am folgenden Sonntag setzte man sie hier in der Mitte des Chores der Liebfrauenkirche bei. Die Liebe, welche Otto im Leben allen entgegengebracht hatte, wurde jetzt durch Gebete und heiße Thränen der Trauer vergolten, ja das Fest der Auferstehung des Herrn, welches Engeln und Menschen eine gleich große Freude ist, konnte wegen des Schmerzes der Zusammengeströmten nicht mit würdiger Feier begangen

*) Neuburg an der Donau.

**) Graf Heinrich, der Bruder von des Herzogs Gemahlin Kunigunde, der Tochter des Grafen Siegfried vom Moselgau. Graf Heinrich verwaltete den großen Ardennengau.

***) Aachen.

werden: erkannten doch alle in dem Verluste zugleich eine verdiente Strafe für ihre Sünden.

Möge aber ein jeder, der treu an seinem Gott hängt, unter Thränen für das Heil von Ottos Seele beten, da jener von ganzem Herzen bestrebt war, unsere Kirche*) zu erneuern, und möge jener im Lande der Lebendigen die jederzeit von ihm ersehnte Gemeinschaft der Gläubigen und die unvergänglichen Güter des Herrn genießen, er, der zu aller Zeit eifrig der Elenden sich erbarmte."

11. Heinrich II. 1002—1024.

In ununterbrochener Reihe hatten seit Heinrich I. die Könige aus dem Hause der Liudolfinger regiert. Als aber jetzt Otto III. in Aachen zu Grabe getragen wurde, trat ein Zwischenreich von vier Monaten ein, und am Sarge des Verstorbenen wurde über die Nachfolge verhandelt. Neben Heinrich von Bayern, dem Sohne Heinrichs des Zänkers und Urenkel Heinrichs I., welcher vor allen als Anverwandter des Hauses der Ottonen Ansprüche auf die Herrschaft erheben konnte, traten Eckard von Meißen und Herzog Hermann von Schwaben als Bewerber um die Krone auf. Den wackern Markgrafen von Meißen empfahlen seine Kriegsthaten, er war, wie Thietmar von Merseburg sagt, des Reiches Zier, des Vaterlandes Trost, die Hoffnung derer, die ihm anvertraut waren, der Schrecken der Feinde und hatte in rühmlichen Kämpfen gegen die Slaven die Grenzen des Reiches gesichert, während Hermann dagegen durch seinen Besitz wie seine zahlreichen Verbindungen für den mächtigsten Reichsfürsten galt. Da waren es die geistlichen Fürsten, welche Heinrich erhoben und seine Wahl durchsetzten. Zu Mainz übergaben sie ihm die königliche Gewalt mit der heiligen Lanze, weihten und krönten ihn. Schon drohte ein schwerer Kampf mit Eckard, da traf den tapfern Markgrafen ein plötzlicher Tod. In Pöhlde wurde er von einigen seiner Vasallen erschlagen. Wie sein Urahn Heinrich, so mußte jetzt der neue König wieder von Stamm zu Stamm ziehen, um seine Anerkennung durchzusetzen. In Mainz gaben ihm die Lehnsträger der Franken und des Mosellandes die Hand und bekannten sich als des Königs Leute. Dann wandte er sich nach Thüringen, wo der Graf Wilhelm von Weimar, seit Eckards Tod der mächtigste Herr

*) Das Merseburger Bistum war von Otto II. aufgehoben worden. Wiederhergestellt wurde es erst durch Heinrich II.

im Lande, sein Vassall wurde und die Großen wie das Volk ihm huldigten. In Merseburg versammelten sich darauf die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg, die anderen Bischöfe des Nordens, Herzog Bernhard von Sachsen und Boleslav Chrobry von Polen mit den Markgrafen und anderen Großen um den neuerwählten Herrscher. Nach der Forderung Herzog Bernhards versprach der König, das alte Volksrecht der Sachsen zu bewahren; erst dann übergab ihm Bernhard die heilige Lanze und erkannte ihn dadurch feierlich an. Hierauf zog Heinrich nach Aachen. Auf dem Wege dahin erwählten ihn die Bischöfe von Cambrai und Lüttich und der Erzbischof von Köln und leisteten ihm den Diensteid. Endlich traten auch zu Aachen die lothringischen Großen der Wahl bei und sah sich auch der Schwabenherzog gezwungen, dem glücklichen Nebenbuhler zu huldigen. Zu Weihnachten 1002 konnte sich Heinrich als Oberhaupt der deutschen Stämme betrachten, und jubelnd begrüßte ihn seine Hauptstadt Regensburg als König.

Eine schwere Erbschaft war es freilich, die Otto III. seinem Nachfolger hinterlassen, ein Reich in voller Auflösung, umgeben von mächtigen, kampfeslustigen Feinden. Von seiner Thronbesteigung bis zum Lebensende ist Heinrich gezwungen gewesen, seine ganze Kraft an die Bewältigung innerer und äußerer Gegner zu setzen. Wohl war er ein tapferer Krieger und selten hat es seinen Waffen an Erfolg gefehlt, aber ein schweres Ungemach war es, daß dieser thatkräftige und einsichtsvolle Herrscher nicht im Frieden seines Reiches Wohlfahrt fördern durfte.

Bald hallte das Reich von dem Lärm des Krieges wider. Boleslav hatte zwar in Merseburg dem König gehuldigt, erhob aber jetzt das Banner nationaler Selbständigkeit. Sogleich stürmten auch die Wenden wieder gegen die Reichsgrenzen vor und entfachte Markgraf Heinrich von Schweinfurt, welchem König Heinrich das versprochene Herzogtum Bayern nicht verliehen hatte, den Bürgerkrieg.

Über diesen ersten Kampf des Königs berichtet Thietmar*) folgendes:

„Als Heinrich die Betwoche**), welche alle Gläubigen Christi getreulich begehen sollen, zu Merseburg feierte, kam ihm die Kunde von dem offenen Abfall Herzog Boleslavs und des Markgrafen Heinrich. Das darauffolgende Pfingstfest***) beging der König zu Halverstidi†). Alsdann wandte er sich nach Bayern, um Heinrich, der mit Hilfe Boles-

*) A. a. O. V. 20—23.

) Die Woche nach dem 5. Sonntag nach Ostern. Sie begann damals am 3. Mai. *) 16. Mai 1003. †) Halberstadt.

lavs sich erhoben hatte, zuerst zu überwinden und danach die weitverzweigte hinterlistige Verschwörung zu vernichten. Dazu wurde ihm noch die Nachricht gebracht, daß der von ihm noch jüngst geehrte Ernst und Herr Bruno, sein Bruder, mit dem Markgrafen Heinrich einen frevelhaften Bund eingegangen seien, nicht beherzigend die Worte: ‚Mut ohne Einsicht fällt durch eigne Last.‘ Der König aber zog, um die Anmaßung der Aufrührer in Schranken zu halten, seine Anhänger von allen Seiten zusammen, fiel im Anfang August in die Güter des Grafen Heinrich ein, verwüstete sie und zwang ihn, aus seiner Stadt zu entfliehen und sich in einem Schlupfwinkel zu verbergen. Wohl könnte einer, dem die Ursache von des Grafen Anmaßung bekannt ist, mir entgegenhalten, daß jener gezwungen den Aufruhr begonnen hätte, denn es gezieme dem Mächtigeren nicht, was er so fest einem getreuen Unterthanen versprochen habe, wieder zurückzunehmen und dadurch auch die Herzen der andern sich zu entfremden: Dem entgegne ich aber, daß es hienieden keine Herrschaft giebt, außer von Gott und daß jeder Mensch Gefahr läuft, den Zorn Gottes auf sich zu laden, wer sich gegen sie auflehnt. Es muß die plötzliche Aufwallung eines bösen Geistes durch das Steuer der Geduld gelenkt werden, und in demütigem Gebet soll ein jeder auf den Trost warten, der ihm in Wahrheit zu teil werden wird. Besser ist es auch, so glaube ich, von Tag zu Tag höher zu steigen, als unvermutet in jähem Fall zu stürzen. Wahrlich, gern wollte ich meinen Vetter in irgendwelcher Weise verteidigen, müßte ich nicht dadurch die Wahrheit, die jedem Gläubigen heilig sein soll, verletzen. An ihm erfüllte sich so recht jenes Sprichwort der Alten, daß es der Fluch der bösen That sei, fortzeugend immer Böses zu gebären. Sein Vater*) nämlich stand dem Vater des Königs nicht wie ein Vassall, sondern oft wie ein Feind gegenüber und ergriff, wie er selbst bezeugte, die Partei des Kaisers um der ihm eidlich zugesicherten Vorteile willen. In gleicher Weise war auch Markgraf Heinrich Otto III. getreu bis zu seinem Abscheiden und diente wacker seinem Herrn bis auf diese unglückliche Zeit. Dem König aber lag immer tief im Sinne sein und seines Vaters Haß. Doch würde er, wie ich hoffe, dies alles um der Liebe Christi willen immer ungerächt gelassen haben, hätte er nicht jenen so voll Tücke und mit seinen Geg-

*) Graf Berthold, Markgraf vom Nordgau (Vgl. S. 303), war ein Gegner Heinrichs des Zänkers gewesen. Sein Sohn Heinrich, gewöhnlich Heinrich von Schweinfurt genannt, erhob sich jetzt gegen König Heinrich II., und mit ihm verband sich sein Vetter, Liutpolds Sohn Ernst, und des Königs Bruder, Bischof Bruno von Augsburg.

nern zu offenem Widerstande sich verbinden sehen. Obwohl übrigens Markgraf Heinrich an diesem Vergehen die Schuld zu haben schien, so hat er es doch anfänglich nicht ohne fremden Rat unternommen, aber weil in dieser Welt den Verräter die höchste Schmach trifft, so wollte er lieber in Schmerzen Schweigen beobachten, als sein eignes Unglück durch den Schaden anderer noch vergrößern. Und darum öffnete derselbe Mann, der vordem mannhaft bemüht gewesen war, das Vaterland zu verteidigen, jetzt den Feinden den Weg zum Raube und nahm die von Boleslav geschickte Hilfe an, welche ihm freilich keine Rettung bringen sollte.

Als damals der König nach einem Orte kam, welcher Hatheresburgdi*) heißt, überfiel Magan, ein Ritter des Markgrafen, den königlichen Schatz, der dem Zuge vorausgeführt wurde, raubte und teilte ihn mit den Seinigen und kehrte darauf fröhlichen Herzens nach der Burg Amerdela**) zurück. Sogleich verfolgte der König die Räuber und belagerte die Burg. Darauf stellte er die Belagerungswerkzeuge auf und zwang die Eingeschlossenen, durch zuverlässige Unterhändler gegen Übergabe der Burg und der gemachten Beute um das Leben zu bitten. Dann zerstörte er die Feste von Grund aus, verteilte unter die Seinen die polnischen Gefangenen und wandte sich nach der Burg Crusni***), in welcher ein Bruder Heinrichs, Bucco mit Namen, die Gemahlin des Markgrafen, Gerberga, mit ihren Kindern behüten sollte. Während nun das königliche Heer den Ort von allen Seiten umschlossen hielt, griff es Graf Heinrich mit den Seinen von Außen her an, verwundete einige Krieger und tötete andere, welche unvorsichtig sich zerstreut hatten, um Futter für ihre Pferde zu holen. Um dies für die Zukunft zu verhüten, stellte der König mit klugem Bedacht eine Schar von vierhundert Kriegern aus, welche die Feinde zwang, sich in den verborgenen Teil eines Thales zurückzuziehen†). Hier schlugen sie ein Lager auf. Ein Bauer aber verriet ihre Anwesenheit der königlichen Schar, und diese zog in der Mittagshitze auf verborgenem Weg nach jenem Versteck. Sobald die Anhänger des Königs des Lagers ansichtig wurden, stimmten sie laut das Kyrie eleison an, riefen damit ihre Genossen zusammen und warfen sich auf die Feinde, welche mit Zurücklassung aller ihrer Habe davon flohen. Nur Ernst geriet in Gefangenschaft. Über den geringen Erfolg betrübt,

*) Hersbruck an der Pegnitz oder Heppurch zwischen Nürnberg und Amberg.
) Amerdal unweit Amberg. *) Creußen bei Baireuth.
†) Vielleicht das Thal der Pegnitz bei Valden, Angathal genannt.

kehrten sie nun zu den Ihrigen zurück, erregten aber hier allgemeine Freude. Der Gefangene wurde vor den König geführt und von den Richtern zum Tode verurteilt, doch auf Fürbitte des Erzbischofs Willigis von Mainz von dem Könige begnadigt und nur mit einer Geldbuße bestraft. Als aber Graf Bucco von der Flucht seines Lehnsherrn hörte, geriet er in Bestürzung und überlegte mit seinen Genossen, was er thun solle. Verschieden lauteten die Antworten, die er erhielt. Die einen sagten, man müsse um der dem Lehnsherrn gelobten Treue willen und wegen der ewigen Schmach, die aus der Verletzung derselben entstehen würde, lieber den Tod vorziehen, als die Stadt mit dem ihnen anvertrauten wertvollen Pfande dem Könige ausliefern, denn so lange ihr Lehnsherr am Leben sei, dürften sie Hilfe von ihm erhoffen. Andere, welche besonnen waren, meinten, es sei gefährlich, einem reißenden Wasser und einem mächtigen Manne Widerstand leisten zu wollen. Selten oder niemals erwirke sich der Besiegte Verzeihung. Jetzt, wo sie noch unversehrt und durch keine Wunde beschwert seien, würden sie sicherlich die Erlaubnis erhalten, mit ihrer Herrin, aller Habe und ihren Genossen frei von dannen zu ziehen. Auf den Rat dieser, wie ich glaube, sprach Bucco, der Befehlshaber der Stadt, mit Otto, dem Bruder seiner Herrin, und übergab dann mit dessen Zustimmung die Stadt dem König. Er selbst aber zog mit allen, die ihm anvertraut waren, unversehrt von dannen. Der König gab sogleich den Befehl, die Stadt von Grund aus zu zerstören, aber da die Männer, welchen dieser Auftrag zugefallen war, Schonung übten, so wurde sie samt ihren Gebäuden zum größten Teil erhalten.

Während der König die Burg des Grafen Heinrich, Crusni, belagerte, sammelte Boleslav, der vor Begier brannte, dem Herrscher Schaden zuzufügen, insgeheim ein Heer und forderte seinen Bruder Guncelin*) auf, daß er, eingedenk seines alten Versprechens, ihm die Stadt Misni**) übergebe und die alte Freundschaft erneuere. Guncelin aber gedachte wohl daran, daß er durch Boleslavs Einzug die Gunst des Königs und sein Lehen ganz verscherzen werde, und gab daher den Boten folgendes zur Antwort: ‚Alles, was du, mein Bruder, von mir erbittest, will ich dir gern gewähren, nur dies nicht. Bietet sich aber

*) Guncelin, der Bruder Eckards von Meißen, hatte sich an Boleslav angeschlossen. Wenn er hier als Bruder Boleslavs bezeichnet wird, so deutet dies nur auf Bundesgenossenschaft oder weitere Verwandtschaft hin. **) Meißen.

jemals die Gelegenheit, deinen Wunsch auszuführen, so werde ich mich nicht weigern. Doch jetzt befinden sich Vasallen meines Lehnsherrn bei mir, die solches Beginnen nicht dulden, und wird die Sache bekannt, dann ist mein Leben und alles, was ich besitze, in Gefahr.' Sobald Boleslav diese Kunde empfangen hatte, befahl er, daß die Zwischenträger bewacht würden und sein Heer nach der Elbe vorrückte. Hier ließ er die Beschaffenheit der Furten heimlich untersuchen und folgte dann selbst am anderen Tage den Seinigen nach. Den Bewohnern von Strela*), das ein Leibgedinge seiner Tochter**) war, ließ er sagen, sie sollten für sich nichts fürchten und nicht durch Geschrei ihre Nachbarn von dem, was geschehen, in Kenntnis setzen. Ohne Verzug wurde dann das Heer auf Befehl des Herzogs in vier Scharen geteilt und diesen der Auftrag gegeben, am Abend sich wieder bei der Burg Cirin***) zu sammeln. Zwei Abteilungen wurden aber vorausgesendet und hatten darauf zu achten, daß sie von dem Markgrafen keinen Schaden erlitten. Jener ganze Gau, welcher Glomaci†) heißt und damals auf das beste angebaut war, wurde an diesem einen Tage mit Feuer und Schwert verheert und durch Wegschleppung seiner Einwohner in trauriger Weise zur Einöde gemacht . . . Am anderen Tage wurde bei Sonnenaufgang die unzählige Menge von Beute vorausgesendet. Beim Übergange über die Elbe ertranken freilich viele Feinde, die anderen jedoch kehrten unversehrt in ihre Heimat zurück und teilten dort die Beute, indem sie dabei ihrem Herrn den besten Teil zuwiesen. Die Zahl der Gefangenen betrug sicherlich nicht weniger als dreitausend, ja, wie Augenzeugen versichern, bedeutend mehr.

Als Graf Heinrich einsah, daß seine Macht zusammenbrach, eilte er nach der Stadt Crana††) und traf hier mit Siegfried, dem jugendlichen Sohne des Grafen Siegfried†††), zusammen, welcher ihn mit dem Hilfsheer, das er gesammelt, erwartete, aber er konnte weder sich noch diesem Hoffnung machen, daß eine Empörung in jener Gegend Erfolg haben würde. Zuletzt zündete er die Stadt Crana an und entwich, nachdem er viel mit Siegfried verhandelt hatte. Mit sich führte er Herrn Bruno und seine übrigen Genossen. So zerschlug sich für Siegfried jede Hoff-

*) Strehla an der Elbe.

**) Regilinde, Boleslavs Tochter, war mit Hermann, dem Sohne des Markgrafen Eckard von Meißen, verheiratet.

***) Zehren bei Meißen. †) Lommatzsch. Vergl. S. 265. ††) Kronach in Franken.
†††) Wahrscheinlich ein Sohn Siegfrieds von Nordheim.

nung auf offenen Widerstand. Er begleitete jedoch die Fliehenden nicht, sondern kehrte, entschlossen, sein Vergehen in Zukunft wieder gut zu machen, zurück. Der König hatte den fliehenden Feind bis nach Crana verfolgt. Hier wurde er wenigstens dadurch erfreut, daß er sah, daß der Feind im Zerstören ihm zuvorgekommen sei. Darauf schickte er Heinrich, den Bischof von Würzburg, und Erkanbald, den Abt des Klosters zu Fulda, nach Suinvord*), damit sie die dortige Burg anzündeten und zerstörten. Die edle Mutter des Grafen Heinrich, Eila mit Namen, empfing und begrüßte die Gesandten, wie es ihrer Würde geziemte. Als sie aber den Befehl des Königs vernahm, wurde sie von Schrecken ergriffen, eilte in raschem Laufe zur Kirche und erklärte, lieber unter dem Schutte der brennenden Kirche sterben zu wollen, als lebend sie zu verlassen. Darum änderten jene Kirchenfürsten, um der Liebe zu Christo willen und alle irdische Furcht bei Seite setzend, ihren Auftrag und begnügten sich, die Mauern und die Gebäude der Stadt dem Erdboden gleich zu machen. Zugleich richteten sie die bekümmerte Greisin durch das Versprechen auf, daß sie, sobald es ohne Gefahr der königlichen Ungnade geschehen könne, alles wieder herstellen würden. Der König aber zog, nachdem er alle Besitzungen des Grafen weithin verwüstet und als Lehen verteilt hatte, nach Bavanberg**), wo er sein Heer in gutem Frieden entließ und den Geburtstag der Mutter Gottes festlich beging***). Dann begab er sich in das Waldgebirge, welches Spechteshart†) heißt, um sich hier beim fröhlichen Weidwerk von den Anstrengungen des Feldzuges zu erholen. Als aber die Freuden des Herbstes zu Ende sich neigten, ging er durch Franken nach Sachsen, wo er im folgenden Winter einen Heereszug gegen die Milziener ankündigte. Darauf feierte er nach der Weise seiner Vorgänger mit geistlichen und weltlichen Ehren zu Palithi††) das Weihnachtsfest."

So hatte Heinrich in einem schweren Kampfe Krone und Reich glücklich verteidigt. Er mußte jetzt darauf bedacht sein, die Gewalt der der Reichseinheit feindlichen Fürsten zu brechen, und befolgte darum die schon von Otto begonnene Politik, die Macht der Geistlichen, welche als die einzigen treuen Diener des Königtums erschienen, zu vergrößern. So beschenkte er denn die Bischöfe und Äbte mit den Grafschaften ganzer Gaue und schuf aus den geistlichen Besitzungen geschlossene Territorien, welche allmählich die Kraft der alten Herzogtümer auflösen mußten.

*) Schweinfurt. **) Babenberg.
***) 8. September 1003. †) Spessart. ††) Pöhlde.

Nachdem Heinrich die Ordnung in Deutschland wieder hergestellt hatte, wandte er seinen Sinn auf die Eroberung Italiens, dessen sich nach Ottos III. Tode Harduin von Ivrea bemächtigt hatte.

Wir lassen Thietmars Bericht*) über den ersten Römerzug Heinrichs im Jahre 1004 hier folgen:

„Nachdem der König alle Beschwerden der Reise glücklich überwunden hatte, kam er nach Trident, wo er das Palmenfest**) beging und dem durch die großen Anstrengungen erschöpften Heere während dieses Feiertages Ruhe gönnte. König Harduin***), der Heinrichs Ankunft erfahren hatte und in Schrecken geraten war, sandte nach den Befestigungen, welche den Eingang nach Italien schützen†), zuverlässige Boten, während er selbst mit dem Heere, das er gesammelt hatte, in der Ebene von Verona Stellung nahm, in der Hoffnung, daß das Glück, welches ihm früher günstig gewesen, ihn auch jetzt nicht verlassen werde. Da nun Heinrich die Kunde empfing, daß der Weg ihm versperrt und nur unter großen Verlusten oder gar nicht zu öffnen sei, wandte er sich nach einer anderen Gegend und erwog, ob die weiter entfernt liegenden Klausen††) mit Hilfe der Kärnthner erobert werden könnten. Das Unternehmen gelang, wie schwierig es auch vielen erschien, durch kluge Ausführung. Die Kärnthner, welche dem königlichen Befehl sogleich Folge leisteten, teilten sich nämlich in zwei Abteilungen, von denen die eine noch vor Tagesanbruch den oberhalb der Klausen liegenden Berg durch ihr Fußvolk besetzte, während die andere mit Beginn des Morgens zum Sturm auf die Klausen selbst vorrückte. Eine vorausziehende Schar erhob ein so lautes Geschrei, daß es von dem im Verborgenen liegenden Hinterhalt der Feinde gehört werden konnte. Diese meinten nun, daß ihnen im Rücken keine Gefahr drohe, und eilten daher den zum Kampfe Heranziehenden wohlgerüstet entgegen. Jetzt aber stürmten die Unsern von der Seite herbei, verjagten die einen und stürzten die andern über die Abhänge hinunter und in die angeschwollene Brenta und bereiteten ihnen so den Untergang. Nachdem die Kärnthner in solcher Weise den Sieg sich errungen hatten, bewachten sie sorgfältig die Klausen bis zur Ankunft des Königs. Sobald Heinrich von diesem Erfolge Nachricht erhalten hatte, ließ er sein ganzes Heergepäck zurück und zog, indem er nur eine auserlesene Schar seiner Vassallen mit sich nahm, unter

*) A. a. O. VI. 4—6. **) 9. April 1004. ***) Thietmar nennt ihn Hardwig.

†) Die Klausen an der Etsch bei Verona.

††) Die Kärnthner Klausen im Gebiet von Vicenza und Treviso.

großen Schwierigkeiten durch die Klausen und schlug hier am Ufer der Brenta in einer anmutigen Ebene ein Lager auf, in welchem er das Mahl des Herrn, die Weihe des heiligen Öles, das Leiden Christi und seine Auferstehung*) feierlich beging. Allen wurde hier von dem Pfalzgrafen die Flucht bei Strafe des Königsbannes verboten, den tapfer Kämpfenden aber künftiger Lohn verheißen. Darauf überschritt der König am Dienstag den genannten Fluß und schlug nochmals seine Zelte auf, während Kundschafter vorauseilten, um zu erforschen, wo Hardnin seinen heimlichen Aufenthalt genommen habe.

Die Lombarden, die bis dahin im Bösen eines Sinnes gewesen waren, wurden jetzt durch die Fügung des göttlichen Erbarmens durch Zwietracht geteilt. Sie trennten sich von dem ungerechten Thronräuber und eröffneten durch ihre Flucht dem von Gott gekrönten König Heinrich den sicheren Eintritt in das Land. Verona nahm ihn zuerst auf und jubelte im Herrn, daß der Verteidiger des Vaterlandes gekommen und der Urheber so vielen Leidens von dannen gezogen sei. Hier kam ihm, dem lange ersehnten Herrscher, Markgraf Thedald mit seinen Genossen entgegen, voll Freude darüber, daß endlich die Zeit gekommen sei, wo er seine verborgen gehaltene gute Gesinnung offen zu bekennen vermöge. Von Verona aus ging der König mit einer glänzenden Begleitung nach Brescia und wurde hier vom Bischof Athalbero und dem Erzbischof von Ravenna und deren Landesgenossen empfangen. Dann berührte er auf seinem Zuge Bergamo, welches Kaiser Arnulf einst überwunden hatte, und nahm hier das Treuversprechen des Mailänder Erzbischofs entgegen. Von hier kam er nach Pavia, wo er von dem Erzbischof und den Ersten des Landes feierlich aufgenommen, mit außerordentlichem Jubel nach der Kirche geleitet, durch einstimmige Wahl erhöht und auf den königlichen Thron gesetzt wurde**).

Noch an demselben Tage sollte es offenbar werden, von welcher Unbeständigkeit dieser Welt Lauf ist und wie er immer dem Unglück zueilt. Denn inmitten der freudigen Erregung erhob plötzlich die den Frieden hassende Zwietracht ihr Haupt, und das Übermaß genossenen Weins wurde die Ursache, daß um eines geringen Handels willen das Band der Treue und des Eides in schmählicher Weise zerrissen wurde. Die Bürger ergriffen die Waffen gegen den neu erwählten König und eilten nach der kaiserlichen Pfalz, allen voraus diejenigen, welchen die

*) 13—16. April. **) Am 14. Mai 1004.

Gerechtigkeitsliebe Heinrichs mißfiel, Harduins Nachsicht aber angenehm war. Sobald der König das laute Geschrei vernahm, befahl er sogleich, den Grund des Lärms zu erforschen. Man gab ihm zur Antwort, daß die gemeinen Bürger, von plötzlicher Wut fortgerissen und beseelt von niedriger Anmaßung, den Aufstand begonnen hätten; dann hätten sich alle anderen ihnen zu ihrem eigenen Verderben und eigener Schmach angeschlossen. Schon stürmen die Erregten heran. Da macht noch Heribert, der treffliche Erzbischof von Köln, einen Versuch, sie zu besänftigen. Vom Fenster aus fragt er die Menge nach dem Grunde ihres Angriffs, aber ein Hagel von Steinen und Geschossen treibt ihn zurück. Im heftigen Ansturme warfen sich nun die Feinde auf die Pfalz, welche von der geringen Zahl königlicher Diener mannhaft verteidigt wurde. Da jedoch die Unsern an verschiedenen Orten verteilt waren, so drängten die Gegner um so nachdrücklicher heran. Endlich wurde das ungeheure Getöse auch in der Ferne gehört. In Scharen eilten unsere Krieger herbei, um den König zu schützen, und trieben die immer noch mit rasender Wut streitenden Feinde ein wenig zurück, bis sie die hereinbrechende Nacht und der ununterbrochene Hagel von Steinen und Pfeilen zum Stehen brachte. Um besser sehen zu können, zündeten sie nun die Häuser der Stadt an. Auch die übrigen unserer Krieger, welche vor der Stadt lagen, griffen jetzt in den Kampf ein. Sie bestiegen mit großer Tapferkeit die Stadtmauern und leisteten von hier aus kräftigen Widerstand. Damals fiel auch hier ein trefflicher Jüngling, Gisilbert, der Bruder der Königin, von den Lombarden tödlich verwundet, und vermehrte durch seinen Tod die Trauer der Gefährten, doch rächte ihn sofort ein Ritter, namens Wulferam, der sich mitten in die Schar der Angreifer warf und einen der Gegner durch den Helm bis in den Hals hieb, ohne selbst dabei verletzt zu werden. So wandelten die Feinde den allen teuren Frieden in den Schrecken des Krieges. Schon führten die Unsern einige Feinde, die lebend in ihre Hand gefallen waren, vor den König, als plötzlich ein Haus, welches unsere kampfesmüden und verwundeten Krieger deckte, von den Lombarden in Brand gesteckt wurde und zusammenstürzte. Aber nur kampfesmutiger machte dieser Unfall die Unsern, denen nun auch dieser Schutz genommen war. Unterdessen vernahmen endlich auch die Alemannen, Franken und Lothringer die Kunde von dem Unglück, das dem Könige zugestoßen war. Sie zerstörten die Mauern und drangen in die Stadt ein und verfolgten die Bürger so nachdrücklich, daß keiner mehr wagte, sein schützendes Haus zu verlassen. Von den Dächern aus warfen

sie nun ihre Geschosse auf unsere Krieger, bis das Feuer, welches an die Häuser gelegt war, zuletzt auch sie ergriff und alle in den Flammen erstickten. Schwer ist es zu erzählen, wie furchtbar das Blutbad war, das hier angerichtet ward, und ohne Bedenken plünderten die Vassallen des Königs nach errungenem Sieg die Leichen der Erschlagenen. Endlich rührte der jammervolle Anblick das Herz des Königs. Er befahl, die Überlebenden zu schonen, und zog sich nach dem festen Kloster des heiligen Petrus*) zurück. Dann gewährte er allen Feinden, welche demütig sein Erbarmen anflehten, Verzeihung. Hierauf stellten sich, nachdem die Kunde von des Königs Sieg sich verbreitet hatte, auch die Lombarden, die sich bis dahin noch entfernt gehalten hatten. Sie kamen entweder selbst, um einem harten Strafgericht vorzubeugen, oder sandten Geiseln und gelobten dem Könige Treue, Hilfe und Unterwerfung.

Nachdem der unheilvolle Aufstand in Pavia glücklich beendigt worden war, gelangte der König nach Pontelungo und empfing hier die Huldigung der übrigen Lombarden. Darauf hielt er ebendort noch eine Versammlung ab und ging, nachdem sehr wichtige Angelegenheiten mit Klugheit geordnet worden waren, nach Mailand und zwar aus Verehrung für den heiligen Bischof Ambrosius. Kurze Zeit später kehrte er wieder nach Pontelungo zurück und beruhigte das hierher zusammengeströmte Volk, das über seine plötzliche Abreise klagte, durch das Versprechen baldiger Rückkehr und anderen Trost. Das nahe Pfingstfest feierte er an einem Orte, namens Grommo**). Nachdem er von dort aufgebrochen war, traf er noch auf Tuskier, die ihm entgegen kamen, und nahm sie in die Genossenschaft seiner treuen Unterthanen auf. Dann aber eilte er, die Heimat wieder zu sehen, und zog nach Alemannien, um die Verhältnisse dieses Landes zu ordnen, denn Herzog Hermann***) war kurze Zeit vorher gestorben und seine Unterthanen standen unter seinem gleichnamigen Sohne, einem Knaben."

Sobald Heinrich nach Deutschland zurückkam, mußten ihn die das Reich gefährdenden Veränderungen an der Ostgrenze beschäftigen. Neben Boleslav Chrobrys polnischem Reiche bestand noch eine rivalisierende slavische Macht, Böhmen. Nun war es dem Polenherzog gelungen, den

*) St. Peter im goldnen Himmel, gegründet von König Liutprand. Vgl. I. S. 409. **) Vielleicht Crema.

***) Herzog Hermann, der Nebenbuhler Heinrichs bei der Wahl von 1002, war ein Bruder des 982 bei Cotrone gefallenen Udo und seinem Bruder Konrad im Jahre 997 im Herzogtum Schwaben gefolgt.

von seinen Unterthanen vertriebenen Herzog der Böhmen, Boleslav II. Rothaar, auf den Thron zurückzuführen und damit seinen Einfluß auch hier geltend zu machen. Als der Heimgekehrte sich mit furchtbarer Grausamkeit an seinen ehemaligen Gegnern rächte, bat sein eigenes Volk den Polenherzog um Hilfe, und dieser lud seinen böhmischen Vetter zu sich und ließ ihn blenden und in den Kerker werfen, um nun selbst in Böhmen zu herrschen. Mit seiner Macht wuchs seine Anmaßung. Er hatte fortan Gewalt über Böhmen, Polen und die Oberlausitz. Über Schlesien und Mähren ging sein Reich bis nach Ungarn, und sein Einfluß reichte bis zu den Preußen und Pommern: was Wunder, wenn er die Aufforderung Heinrichs, das neu erworbene Land dem Brauche gemäß als Lehen von ihm zu nehmen, übermütig abwies!

Heinrich mußte unter allen Umständen die Entstehung eines großen Slavenreiches an der deutschen Grenze verhindern. Noch 1004 zog er nach Böhmen, vertrieb Boleslav Chrobry und setzte Boleslav Rothaars Bruder Jaromir auf den Thron. Im folgenden Jahre griff er dann den Polenherzog in seinem eigenen Lande an.

Thietmars*) Erzählung über den ersten Zug nach Polen lautet:

„Der König erließ den Befehl, daß in seiner Pfalz und in allen Grafschaften seines Königreiches ein Kriegszug gegen Polen angesagt werde und daß sich ein jeder bei Strafe der Acht in Liezca**) einfinde. Das Heer kam denn auch zur bestimmten Zeit, am 15. August***), an dem genannten Orte zusammen. Der König selbst feierte noch Mariä Himmelfahrt zu Magadaburch. Aber noch an demselben Tag setzte er nach der Messe und dem Festmahl in Begleitung der Königin über die Elbe und begab sich zum Heere . . .

Nachdem die Scharen der Krieger geordnet waren, kehrte die Königin schnell nach Sachsen heim, um hier die ersehnte Ankunft ihres geliebten Herrn zu erwarten. Unser Heer aber gelangte glücklich nach Dobraluh†), einem Orte des Gaus Lusizi. Hier eilten die Herzöge Heinrich und Jaromir††) mit den Ihrigen zur Verstärkung herbei, erfüllten die Unsern durch ihr Nahen mit Freude und stärkten durch ihre Einsicht und Tapferkeit die Hoffnung auf Erfolg. Alsdann übernahmen Wegweiser das Heer, die von den Feinden bestochen waren und den Wunsch hatten, ihr eigenes

*) A. a. O. VI. 14. **) Leitzkau zwischen Magdeburg und Zerbst.
***) 1005. †) Dobrilugk in der Niederlausitz.
††) Heinrich der Lützelburger, Bruder der Königin Kunigunde, Herzog von Bayern, und Jaromir von Böhmen.

Land zu schützen, und darum des Königs Heer durch Einöden und Sümpfe geleiteten, so daß es in mancherlei Not geriet und durch die scheelsüchtige Bosheit jener Menschen so aufgehalten wurde, daß es nicht schnell genug an den Feind herankommen und ihm Verluste zufügen konnte. So gelangte man bis in die Landschaft Nice*), wo man am Sprewafluß ein Lager aufschlug. Als hier Graf Thiedbern, ein trefflicher Ritter, erfuhr, daß der Feind sich in einen Hinterhalt gelegt habe, um von dort aus den Unsrigen Abbruch zu thun, gedachte er besonderen Ruhm für sich zu erwerben, wählte die Besten unter seinen Waffengefährten aus und nahm sie mit sich, um durch einen klugen Handstreich jenen Hinterhalt abzufangen. Doch die Feinde waren auf ihrer Hut und zogen sich, um den Nachfolgenden größeren Schaden zufügen zu können, in ein dichtes Verhau zurück, von wo aus sie nach ihrem Brauche ihre Pfeile entsandten. Die Nachsetzenden nahten sich ohne Deckung und fielen ihnen zum Opfer. So starben Thiedbern, dann Bernhard, Isi und Benno, berühmet Ritter des Bischofs Arnulf von Halberstadt, zusammen mit vielen andern Genossen am 6. September und wurden von den Polen geplündert. Den König und sein Gefolge ergriff um dieses Verlustes willen großer Schmerz, und auch Boleslav soll, wie einige glaubwürdige Zeugen versichern, über den Tod der Tapferen getrauert haben. Hierauf stießen die Liutizen am Tage bevor man an die Oder kam, zu unserem Heere. Sie folgten ihren Götzenbildern, die ihren Scharen vorausgetragen wurden . . . In so grauenvoller Begleitung kamen diese Krieger, die ehedem unsere Knechte, aber jetzt um unsrer Sünden willenn frei ware, herbei, um dem König Heeresfolge zu leisten . . . Bald darauf gelangte das Heer, von verschiedenen Führern geleitet, in ungleichen Scharen an die Oder und schlug hier seine Zelte an einem Fluß auf, der slavisch Pober**), lateinisch Castor genannt wird. Boleslav aber hatte die Ufer des Flusses befestigt und stand selbst mit einem großen Heere in Crosno***), um den Übergang in jeder Weise zu hindern. Sieben Tage hatte König Heinrich schon am Ufer gelegen, damit beschäftigt, Brücken und Schiffe zu bauen, als seinen Kundschaftern durch die Gnade Gottes eine gute Furt gezeigt wurde. In der Morgendämmerung durchschritten sogleich auf Befehl des Königs sechs Züge den Fluß auf dieser Furt und gelangten glücklich an das andere Ufer. Sobald nun die von Boleslav ausgestellten Wächter ihrer gewahr wurden, eilten sie unverweilt zu ihrem Herrn, um ihm die traurige

*) Neiße. Die Sprewa die j. Spree. **) Bober. ***) Crossen.

und fast unglaubliche Kunde zu bringen. Der Herzog sandte noch drei und mehr Boten aus, und als er durch diese die Gewißheit erhielt, daß die Krieger des Königs durch den Fluß gegangen seien, brach er rasch sein Lager ab und floh mit den Seinen unter Zurücklassung eines Teils seines Gepäcks davon. Der König und seine Gefährten, welche das Geschehene mit Vorsicht erwogen, sagten zugleich mit der Geistlichkeit und allem Volke Christo mit lauter Stimme Dank und setzten dann ungefährdet über den Fluß. Sicherlich hätten aber die Vorausgezogenen die Feinde noch in ihren Zelten überrascht, wenn sie nicht auf die lange zögernden Liutizen hätten warten müssen. Zwar machten sich die Unsrigen sogleich auf die Verfolgung, aber da sie die gleich flüchtigen Hirschen Fliehenden nicht einzuholen vermochten, kehrten sie zu ihren Gefährten zurück.

Von da zog der König nach der Abtei Mezerici*), wo er das Jahresfest der thebaischen Legion**) mit größter Andacht beging und alles that, damit nicht das Kloster und die Wohnungen der abwesenden Mönche von den Seinen geschädigt würden. Dann folgte er dem Feind, der in keiner Stadt mehr zu übernachten wagte, und verheerte das nächstliegende Land, bis er, von den Großen seines Reiches gebeten, nicht weiter als zwei Meilen von der Stadt Posnani***) entfernt Halt machte. Wieder erlitt hier sein Heer, das sich bei dem Einsammeln von Feldfrüchten und der Herbeiführung der übrigen notwendigen Bedürfnisse zerstreut hatte, durch einen Hinterhalt der Feinde erheblichen Schaden. Unterdessen bat Boleslav durch treue Vermittler um des Königs Gnade, die er denn auch bald erhielt. Der Erzbischof Tagino ging auf Bitten Boleslavs mit andern Vertrauten des Königs nach der genannten Stadt und schloß hier mit dem Herzog unter Eid und gegen angemessene Entschädigung einen festen Frieden ab. Alsdann kehrten die Unsrigen freudig heim, denn sie hatten durch die Länge des Weges und durch den großen Mangel, der sich zu dem übrigen Ungemach des Krieges gesellte, viel erduldet."

Thietmar giebt uns nicht die Bedingungen an, unter welchen der Frieden abgeschlossen wurde. Sicherlich waren sie nicht sehr günstig, wie denn auch der Quedlinburger Annalist andeutet, wenn er klagt, König Heinrich habe die Leichen der Seinigen, aber keinen guten Frieden nach Hause gebracht. Mochte indes auch für jetzt in der Nieder- und Oberlausitz die Hoheit des Reiches wieder anerkannt sein, so gelang es doch nie, dauernd den

*) Meseritz. **) 22. September. ***) Posen.

treulosen Polenfürsten zum Frieden zu zwingen, und mochte auch Heinrich die Liutizen und Böhmen und selbst die Russen zum Kampfe gegen den Kriegshelden aufrufen, zuletzt mußte er, als es im Jahre 1018 zum Frieden kam, sich daran genügen lassen, daß sich Boleslav zur Anerkennung des alten Lehnsverhältnisses verstand. Die Lausitz und das Milziener Land blieben jedoch in polnischem Besitz.

In seiner unermüdlichen Thatkraft ließ der König trotz aller Kämpfe in Deutschland und den benachbarten Slavenländern die italienischen Angelegenheiten nicht außer Auge. Sofort nach seinem Abzuge aus Oberitalien hatte sich Harduin wieder erhoben und Heinrichs Anhänger hart bedrängt, während der Papst ein Spielball der Parteien und ein Werkzeug der Großen wurde, die ihn erhoben hatten. Zur Schlichtung der Streitigkeit gerufen, zog Heinrich im Spätherbst 1013 nochmals nach Italien. Wie er hier in Rom zum Kaiser gekrönt wurde, soll uns Thietmars Bericht*) erzählen:

„Nachdem seit der Geburt des Herrn eintausend und dreizehn volle Jahre verflossen waren und von dem folgenden Jahre zwei Monate und drei Wochen, begab sich im dreizehnten**) Jahre seiner Regierung an einem Sonntag, dem 14. Februar, Heinrich, von Gottes Gnaden König, umgeben von zwölf Senatoren, von denen sechs mit geschorenem Barte, die anderen sechs nach geheimnisvollem Brauche mit lang herabwallendem Barte, Stäbe in der Hand, einherschritten, zugleich mit seiner geliebten Gemahlin Kunigunde zur Kirche des heiligen Petrus, wo ihn der Papst erwartete. Bevor er noch in das Innere der Kirche eintrat, richtete der Papst die Frage an ihn, ob er ein Schützer und Verteidiger der römischen Kirche sein und ihm und seinen Nachfolgern in allen Dingen Treue bewahren wolle***). Mit frommem Gelöbnis antwortete König Heinrich und empfing hierauf zugleich mit seiner Gemahlin Salbung und Krönung. Die Krone, die er bis jetzt getragen, befahl er auf dem Altare des Apostelfürsten niederzulegen. An demselben Tage bewirtete ihn der Papst im Palast des Lateran mit großer Pracht. Acht Tage später brach zwischen den Unsrigen und den Römern ein heftiger Zwist auf der Tiberbrücke aus. Auf beiden Seiten wurden viele erschlagen, bis schließlich die Nacht die Kämpfenden trennte. Drei Brüder waren die Urheber des Aufstandes,

*) A. a. O. VII. 1—3. **) Richtiger im zwölften Jahre. Am 14. Februar 1014.

***) Mit dieser Treue ist selbstverständlich nicht eine Lehnsabhängigkeit gemeint. Vielmehr handelt es sich wohl hier um den Patriciat, der Heinrich mit seinen Rechten und Pflichten angetragen und von ihm angenommen wird.

Hug, Hezil und Ezelin. Sie wurden später gefangen und in Gewahrsam gebracht. Einem gelang es, zu entfliehen, der zweite aber wurde nach Fuldu*) gebracht, während der dritte lange Zeit auf der Burg Ivicanstene**) in Haft gehalten ward.

Seinen Bruder Arnold, den er früher an die Spitze der Kirche von Ravenna gestellt hatte, ließ der Kaiser durch den Papst von neuem inthronisieren und weihen. Den Verdränger Arnolds, Adalbert, welcher schon lange dort den bischöflichen Stuhl eingenommen hatte, wollte er zuerst seines Ranges berauben, aber er gab zuletzt den unablässigen Bitten frommer Männer nach und machte ihn zum Haupte der Kirche von Arezzo. In Ravenna entsetzte der Papst überdies durch ein Synodalgericht zwei und in Rom ebenso viele Bischöfe, die von dem verstorbenen Erzbischof Leo geweiht worden waren. Auch die Vorschriften der heiligen Väter bezüglich der heiligen Weihen, die in Italien und leider auch bei uns nicht immer beobachtet werden, brachte er unter Bedrohung mit der Exkommunikation in Erinnerung. Die kanonischen Satzungen verbieten nämlich, daß ein Diakonus vor dem fünfundzwanzigsten, ein Presbyter und Bischof vor dem dreißigsten Lebensjahre geweiht werde. Weil wir dies nicht der Ordnung nach befolgt haben, sind wir elende Übertreter des Gesetzes und haben die Exkommunikation verdient.

Die Auferstehung des Herrn***) feierte der Kaiser in Pavia, wo er auch den unsteten Sinn der Lombarden durch die Liebe, die er allen bewies, für sich gewann. Nachdem der Kaiser in dieser Weise alle Aufstände zur Ruhe gebracht hatte, kehrte er aus Italien heim. Harduin freute sich dessen und fiel in die Stadt Vercelli ein, deren Bischof Leo nur mit Mühe zu entfliehen vermochte. Im Besitze dieser Stadt begann Harduin von neuem übermütig zu werden, doch hat, wie ich im folgenden auseinandersetzen werde, die göttliche Majestät es bewirkt, daß er tief gebeugt ward und seine Schuld einsah.

In diesem Lande hat der Kaiser noch ein Bistum — das dritte fromme Werk der Art, das ihm zur Ehre gereichte — in der Stadt Bobbio†), wo die heiligen Diener Christi und Bekenner Columbanus und Attala leibhaftig ruhen, nach gemeinsamem Rate und im Einverständnis mit den übrigen Bischöfen dieses Landes begründet, denn es trieb ihn die

*) Fulda. **) Giebichenstein bei Halle. ***) 25. April 1014.

†) Die anderen Bistümer waren Merseburg, dessen Wiederherstellung Heinrich unternommen hatte, und vor allem Bamberg.

Notwendigkeit und, was noch mehr gilt, die Liebe zu Christo zu diesem frommen Werke.

Mit dem größten Glücke und Ruhm überwand er die Schwierigkeiten der Alpen und kehrte in unser Land heim, das von neuem ihm lieblich erschien: denn Italiens Luft und seiner Bewohner Art stimmen wenig zu unsrer Heimat. Mancherlei Hinterlist findet man leider im Lande der Römer und Lombarden. Wenig Liebe kommt den Unsren dort entgegen, und was sonst die Gastfreundschaft gewährt, muß man kaufen und läuft dabei immer Gefahr, betrogen zu werden. Mancher stirbt auch dorten an Gift."

Wohl griff Harduin nach der Heimkehr Heinrichs noch einmal zu den Waffen, aber er stieß auf so thatkräftigen Widerstand bei den Anhängern des Kaisers, daß seine Kraft erlahmte und ihm der Mut entsank und er zuletzt, von Siechtum geplagt und von den Kämpfen seines Lebens gebeugt, den Entschluß faßte, dem weltlichen Leben zu entsagen und in der Stille des Klosters den Frieden und das Glück zu suchen, die ihm in seinem Ringen nach der Herrschaft versagt geblieben waren. Schon im Jahre 1015 ereilte ihn ein rascher Tod. So endete der letzte nationale König Italiens.

Noch einmal wurde Heinrich im Jahre 1021 über die Alpen gerufen. Im Jahre vorher war Benedikt VIII. zum Besuche des Kaisers nach dem Lieblingsaufenthalte Heinrichs, der fröhlich aufblühenden Mainstadt Bamberg, gekommen, in welcher der Kaiser nach langwierigen Verhandlungen mit den benachbarten Bischöfen ein neues Bistum zur Bekehrung der heidnischen Slaven am Main und an der Regnitz gestiftet hatte. Der Besuch des Papstes galt aber nicht bloß der Weihe des neuen Bistums und dem Kaiser, sondern war auch durch politische Gründe hervorgerufen.

Ein angesehener Bürger von Bari in Unteritalien, Melus mit Namen, hatte sich gegen die durch schweren Steuerdruck verhaßte griechische Herrschaft erhoben und eine Schar normännischer Ritter, welche die Hoffnung auf Gewinn und die Lust an Abenteuern ihm zuführte, als Kampfgenossen gewonnen. Doch Melus und seine tapfren Verbündeten hatten den überlegenen Streitkräften der Griechen das Feld räumen müssen. Unaufhaltsam waren die Gegner erobernd vorgedrungen, hatten ganz Apulien besetzt, den größten Teil des Gebietes von Benevent, dessen Fürst treu zum Papste hielt, überflutet und standen schon hart an der Grenze des Kirchenstaats. Die mißliche Lage, in welche die weltliche Macht des

Papstes geriet, wie die Gefahr, welche der deutschen Oberherrschaft auf der Halbinsel drohte, bewogen den Kaiser, den Bitten Benedikts Gehör zu schenken und sich zum Kampfe gegen die Griechen zu rüsten. Mit einem Heere, welches fast gänzlich aus den Dienstmannen der geistlichen Fürsten zusammengesetzt war, überstieg er im Jahre 1021 zum dritten Male die Alpen. Ohne Schwierigkeit verjagte er die Griechen, zwang die langobardischen Fürsten von Capua und Salerno zur Anerkennung der deutschen Lehnshoheit und überwand die von den Griechen errichtete Feste Troja. Ganz Süditalien lag wehrlos vor der Spitze seines Schwertes, da zwang ihn eine pestartige Krankheit, welche unter seinen des südlichen Klimas ungewöhnten Kriegern ausgebrochen war, zu schleuniger Umkehr nach Rom, von wo aus er mit den entsetzlich gelichteten Reihen der Seinigen den Rückmarsch antrat.

Endlich genoß Heinrich den wohlverdienten Frieden. Manche schwere Aufgabe war dem Herrscher, der Zeit seines Lebens durch körperliche Schwäche sich gehemmt sah, kraft seiner Einsicht und Ausdauer geglückt. Die Aufstände der Vassallen waren niedergeworfen, die großen weltlichen Ämter in die Hände treu ergebener oder verwandter Männer gelegt und überdies durch die allzeit begünstigten und anhänglichen geistlichen Fürsten in Schranken gehalten. Und auch nach außen ist Heinrichs Regierung, wenn sie sich auch an Glanz und Ruhm nicht entfernt mit der Herrschaft Ottos des Großen vergleichen läßt, nicht arm an Erfolgen gewesen. In Italien wurde durch Heinrich das Ansehen des kaiserlichen Namens, welches durch Ottos III. phantastische Romantik schwer geschädigt worden war, wieder hergestellt. In Böhmen hatte er den rechtmäßigen Erben des Landes auf den Thron zurückgeführt, und wenn es ihm nicht gelang, Boleslav Chrobry auf sein altes Herzogtum zu beschränken, die Slaven bis zur Oder hin in voller Abhängigkeit zu erhalten und die christliche Mission im Osten zu beschützen und von neuem zu beleben, so lag die Schuld nicht an ihm, sondern an der verkehrten Politik seines Vorgängers, der durch die Errichtung des Erzstuhles von Gnesen nicht bloß die kirchliche, sondern auch die politische Unabhängigkeit Polens mächtig gefördert, zugleich aber dadurch dem Erzbistum Magdeburg seine großartige Aufgabe entzogen und die deutsche Mission in den Slavenländern vernichtet hatte. Wie Heinrich überall vorsichtig und besonnen zu Wege ging, wie es in seiner Art lag, das Naheliegende und darum Erreichbare ins Auge zu fassen, so hat er es sich daran genügen lassen, das drohende Übergewicht des polnischen Reiches durch den Schutz der böhmischen Unabhängigkeit zu verhindern, die Ehre der deutschen Waffen zu wahren und endlich einen

Frieden herzustellen, wie er von einem kriegerischen, thatkräftigen und mächtigen Fürsten, der in einem weiten, von Sümpfen und Wäldern durchzogenen Lande ruhig jedem Angriffe trotzen konnte, nicht besser zu erhalten war.

Jetzt endlich, nach seiner Rückkehr von dem dritten Zuge nach Italien, gab sich Heinrich, der während seiner ganzen Regierung für die kirchlichen Angelegenheiten des Reiches ein besonderes Interesse bekundet hatte, dem Gedanken hin, in Gemeinschaft mit dem Papst eine umfassende Reform der römischen Kirche durchzuführen. Von dem burgundischen Kloster Cluny war eine gewaltige Bewegung ausgegangen, welche die sittliche Neubelebung der Geistlichkeit, die Rückkehr zu den in Vergessenheit geratenen kanonischen Satzungen zum Ziele hatte, aber auch die Durchführung der pseudo-isidorischen Dekretalen, die in der Suprematie des römischen Stuhles über alle bischöfliche und Metropolitangewalt gipfelten, auf ihre Fahne schrieb. Bereitwillig hat Heinrich dem Papst Benedikt, der sich den von Cluny verbreiteten Ideen anschloß, seine Unterstützung zu dieser Kirchenreform geliehen, denn noch ahnte er nicht, daß sich die Hierarchie, welche er zum Vorteile der kaiserlichen Macht befestigen zu müssen glaubte, einst gegen das Kaisertum auflehnen könnte. Besser als der Kaiser erkannte ein Teil der deutschen Kirchenfürsten die Gefahr, welche von der cluniacensischen Reform ihrer Selbständigkeit drohte. Gerade in den Tagen, in denen Heinrich mit Robert von Frankreich in Ivois zusammentrat, um über eine allgemeine Reform der abendländischen Kirche zu verhandeln, hatte Erzbischof Aribo von Mainz, der entschlossene Gegner der cluniacensischen Bestrebungen, ein Provinzialkonzil seiner Diöcesanbischöfe nach Seligenstadt berufen. Mancherlei ward hier beschlossen, aber man verhandelte nicht über Dinge, welche den Cluniacensern und der päpstlichen Reformpartei besonders am Herzen lagen, wie über das Verbot des Verkaufs geistlicher Stellen oder die strenge Durchführung des Cölibats, sondern traf hier Bestimmungen von tief einschneidender Bedeutung, welche die Gewalt des Papsttums in ihren Wurzeln angriffen. Bestand nämlich die Macht des Papstes vor allem in seiner höchsten geistlichen Jurisdiktion, in seiner unbeschränkten Befugnis zu dispensieren und zu absolvieren, sowie in letzter Instanz über alle Appellationen gegen Urteile geistlicher Behörden zu entscheiden, so wurde gerade dies Recht in Seligenstadt angetastet. Man wollte dem päpstlichen Stuhle die Gewalt nehmen, zu binden und zu lösen, man wollte die Entscheidungen der Bischöfe unabänderlich machen, indem man die

päpstliche Absolution dann erst für wirksam erklärte, wenn der Schuldige sich der von seinen Priestern auferlegten Buße unterzogen habe, endlich wollte man selbst die Gestattung von Appellationen an die Kurie in das Belieben der Bischöfe stellen.

Diese Beschlüsse hatten zunächst ihren Grund in einem Ehehandel. Graf Otto von Hammerstein hatte mit einer nahen Verwandten, namens Irmengard, eine nach den Satzungen der katholischen Kirche verbotene Ehe geschlossen. Da mehrfache Ladungen, sei es vor geistliche Gerichte oder vor des Kaisers Stuhl, erfolglos geblieben waren, so wurde zu Nymwegen die Exkommunikation über das widerspenstige Paar ausgesprochen. Dies harte Urteil hatte zwar vorerst die Folge, daß Otto auf dem Landtage zu Bürgel unweit Offenbach sich einstellte und vor dem Kaiser sein Knie beugte und nun auf den Eid von drei Zeugen hin die Ehe für nichtig erklärt werden konnte, doch war das Band der Liebe, das Otto an Irmengard knüpfte, von mächtigerem Einfluß als die Erinnerung an das dem Kaiser gegebene Gelöbnis. Treu hielt der Graf an seiner Gattin fest und griff sogar zu den Waffen, um sich an seinen geistlichen Bedrängern zu rächen. Da legte sich Heinrich mit Heeresmacht vor Ottos gewaltige Feste Hammerstein, die sich auf einem mächtigen Felsen am Rhein erhebt. Drei Monate lang hielt er hier das Paar umschlossen, bis der Hunger und die äußerste Not den Grafen zur Übergabe zwangen. Aber auch jetzt wollten sich Otto und Irmengard dem Urteile des Gerichts nicht fügen. Mochten sie das Schloß ihrer Väter räumen, mochten sie aus dem Schiffbruche ihres Glücks nur das nackte Leben gerettet haben und jetzt als heimatlose Flüchtlinge geächtet und gebannt das Land durchziehen, so trennten sie sich doch nicht. Die Ehre des Kaisers und der deutschen Bischöfe war verpfändet und jedes Mitleid mußte zurücktreten, wo es sich um die Aufrechterhaltung eines Gesetzes handelte. Wieder stand das Paar in Mainz vor dem Gerichte des Kaisers und der Fürsten, und abermals beugte sich Otto dem Zorne seines Herrn und den Ermahnungen der Bischöfe: er entsagte seinem Weibe. Nicht so die getreue Irmengard. Trotzigeren Sinnes als der Gatte, unterwarf sie sich trotz Acht und Bann nicht der Kirche, sondern wandte sich nach Rom, um über das Urteil der Mainzer Synode vor Papst Benedikt Klage zu führen. Dem Papste aber kam bei der bereits vorhandenen Spannung zwischen dem deutschen Episkopate und dem Papsttum der Handel nicht unerwünscht, und er hörte auf Irmengards Klage.

Der Streit über die Ehe des Grafen von Hammerstein hatte wohl die

Veranlassung zu den Seligenstädter Beschlüssen gegeben, durch welche der Erzbischof von Mainz sein Ansehen gegenüber der römischen Hierarchie zu wahren und zu befestigen gedachte, aber die Tragweite jener Bestimmungen ging weit über die nächsten Beziehungen hinaus, sie bedrohten die Macht des Papsttums und traten in schroffen Gegensatz zu allem, was damals Papst Benedikt und die rührige cluniacensische Partei anstrebten. Doch der Versuch Aribos, die Selbständigkeit des deutschen Erzbistums gegenüber der Übermacht des Papsttums zu verteidigen, mußte mißlingen; denn solche Bestrebungen fanden keinen Wiederhall in Heinrichs Herzen, der nicht auf dem nationalen Standpunkte des deutschen Königs, sondern auf dem universalen des römischen Kaisers, des Beherrschers der Christenheit, stand und die Befestigung des Reiches und die Reform der allgemeinen Kirche nur im Einverständnisse mit dem Papste und den cluniacensischen Ideen verfolgte. Welche Stellung Heinrich den Seligenstädter Beschlüssen gegenüber einzunehmen gedachte, das zeigt am deutlichsten seine Maßregel gegen die Reichsabtei St. Maximin bei Trier, deren Inhaber sich an jener Synode beteiligt hatten. Mit einem Schlage trennte er über 6000 Hufen, auf welchen bisher der Reichsdienst der Abtei geruht hatte, von dem übrigen Klostergute ab und entzog sie der Verfügung des Abtes. Zugleich gewann er gegen Aribo den Kölner Erzbischof Piligrim, in dessen Hände er die Verhandlungen mit Benedikt legte. Schon wagte der Papst dem Erzbischof Aribo das Pallium zu entziehen und traten die Mainzer Suffragane energisch für ihr Oberhaupt ein, aber in dem Augenblicke, wo man vor einer entscheidenden Wendung des Konfliktes stand, starb Benedikt, und bald darauf sollte ihm der Kaiser im Tode folgen.

Heinrich hat sein ganzes Leben hindurch viel mit körperlichen Leiden zu kämpfen gehabt. Der letzte Feldzug gegen die Griechen hatte seine Kraft gänzlich erschöpft. Zwar raffte er sich immer von neuem auf, um des Reiches zu walten, aber endlich erlag er. Am 13. Juli 1024 ist der letzte Sprosse des sächsischen Kaiserhauses in seiner Pfalz zu Grona, inmitten der alten Stammsitze der Liudolfinger, aus dem Leben geschieden. Im Dom zu Bamberg fand er nach seiner eigenen Anordnung seine Ruhestätte.

Als die Kunde von Heinrichs Tode die Gaue Deutschlands durcheilte, war die geistlich-klösterliche Welt, der wir vorzugsweise die Kunde über die Vorgänge jenes Jahrhunderts verdanken, einstimmig in dem Schmerze über den Hingang des Kaisers wie in dem Ruhme seiner hohen

Tugenden, und die folgenden Zeiten des erbitterten Kampfes zwischen der weltlichen und geistlichen Macht haben nur noch beigetragen, die geistlichen Geschichtschreiber das Lob des frommen Herrschers verkünden zu lassen, dessen ganzes Streben auf die Reform der Kirche gerichtet war. Die katholische Kirche aber hat ihn unter ihre Heiligen aufgenommen, eine Ehre, die außer ihm von allen deutschen Herrschern nur Karl dem Großen zu teil geworden ist.

Drittes Kapitel.

Die fränkischen Kaiser.

1. Konrad II. 1024—1039.

Es war ein folgenschwerer Augenblick, als der letzte Kaiser aus dem sächsischen Hause, ohne Fürsorge für die Nachfolge getroffen zu haben, aus dem Leben schied, und es war das Reich damit wieder in eine Lage versetzt worden, wie sie seit mehr als einem Jahrhundert nicht bestanden hatte. Damals, als der letzte Sproß der karolingischen Familie vor der Zeit hinwelkend in das frühe Grab sank, war es nur die furchtbare Not, die von den Ungarn drohte, gewesen, welche die Franken, Sachsen, Bayern und Alemannen zwang, sich ein gemeinsames Oberhaupt zu setzen. Als dann Konrad I. starb, hatte sein im Angesicht des Todes ausgesprochener Wunsch und die Überbringung der Reichsinsignien durch den Bruder des toten Königs genügt, dem Sachsen Heinrich die Thronfolge zu sichern. Dreimal war dann im Laufe des zehnten Jahrhunderts, wenn auch nicht immer ohne Widerspruch, der Sohn dem Vater gefolgt, und als Otto III. kinderlos aus dem Leben schied, hatte den nächststehenden Sprossen des Liudolfingischen Hauses, Heinrich von Bayern, bei seinem kühnen Staatsstreich, durch welchen er sich entschlossenen Mutes in den Besitz der königlichen Herrschaft setzte, nicht am wenigsten die Zustimmung des Volkes und der Geistlichen unterstützt, welche in ihm den nächstberechtigten Erben des sächsischen Hauses sahen.

Als jetzt Heinrich, der nach glücklicher Herstellung des Friedens den Ruhm erstrebte, auf einem allgemeinen Konzile der Reformator der tiefzerrütteten Kirche zu werden, mitten aus seinen Plänen durch den Tod hinweggerufen wurde, kehrten mit nichten die Sonderbestrebungen wieder, welche bei dem Aussterben der Karolinger gedroht hatten, den

Verband der Stämme aufzulösen, und nur durch die Angriffe von außen her zum Verstummen gebracht worden waren. Das Gefühl der deutschen Gemeinsamkeit hatte während der großen Zeit der Ottonen in den Kämpfen mit Dänen, Slaven und Ungarn, mit Franzosen und Italienern tiefe Wurzeln geschlagen; als die Angehörigen eines und desselben Volkes fühlten sich Sachsen und Bayern, Alemannen und Franken, mit einem gemeinsamen Namen, dem deutschen Namen, wurden sie fortan zusammengefaßt, und wenn auch die Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme sich mehr in der Person des gemeinsamen Herrschers als in einer rechtlichen und staatlichen Form darstellte, so machte sich doch gerade in jenen Tagen die Ansicht geltend, daß, wenn auch der König stirbt, das Reich weiter lebt. Wie allgemein aber damals der Gedanke der Reichseinheit empfunden wurde, das zeigten die Tausende von deutschen Männern, die, wiewohl kein äußerer Feind die Notwendigkeit gemeinschaftlichen Handelns auferlegte, einmütig nach Kamba an das Ufer des Rheins strömten und nur von dem einen Wunsche beseelt waren: den besten und würdigsten unter den deutschen Fürsten auf den Thron Heinrichs zu erheben.

Über die Wahl und Krönung Konrad II. haben wir einen anschaulichen, wenn auch dichterisch ausgeschmückten Bericht eines Augenzeugen, des Burgunders Wipo, welcher am Hofe Konrads selbst als Kapellan lebte und vermutlich die Erziehung des jungen Heinrich leitete. Von seinen Werken ist für uns das Leben Konrads, welches er 1048 oder 1049 vollendete und seinem kaiserlichen Zögling, Heinrich III., widmete, von großer Bedeutung. Mag auch der Geschichtschreiber trotz seiner Anwesenheit am Hofe manches nicht erfahren haben, da ihn häufig Krankheit hinderte, an den Geschäften teilzunehmen, mag er auch aus Rücksicht auf den Sohn, dem er das Buch überreichte, mancherlei verschweigen, was er über den Vater zu sagen hatte, mag mancherlei seinem Gedächtnis entschwunden sein, manches Wichtige, wie vor allem Konrads Stellung zu den Fürsten des Reiches, zum Auslande und zu der großen kirchlichen Frage, ihn wenig kümmern: die warme, freudige Hingabe an den weltklugen, nüchternen und rücksichtslosen Herrscher und die trotz aller Anlehnung an die sentenzenreiche Ausdrucksweise Sallusts frische und lebendige Schilderung macht uns Wipos Buch wert. Wipo*) erzählt:

„Im Jahre 1024 nach Christi Geburt wurde Kaiser Heinrich II.,

*) Wiponis Gesta Chuonradi II. c. 1—7. M. G. SS. XI. p. 257. Geschichtschreiber. d. d. V. Heft 53.



nachdem er trefflich für das Wohl des Reiches gesorgt hatte und nach langer, schwerer Mühe endlich die Frucht des erkämpften Friedens zu genießen begann, auf dem Höhepunkte seiner Macht und bei gesundem Geiste von einer Krankheit befallen, welcher er am 13. Juli erlag. Sein Körper wurde aus Sachsen hinweggeführt und zur Bestattung nach der Stadt Babenberc*) gebracht, wo er in frommem Eifer ein Bistum gegründet und mit jedem kirchlichen Schmucke in herrlicher Weise beschenkt hatte . . .

Nach dem Hingange des Kaisers begann das Reich, seines Vaters beraubt und verwaist, auf kurze Zeit ins Wanken zu geraten. Darum entstand bei allen Guten Furcht und Bekümmernis, während die Bösen sich darüber freuten, daß das Reich von Gefahr heimgesucht wurde. Doch die göttliche Vorsehung vertraute die Anker der Kirche solchen Bischöfen und Herren an, wie sie in so schwerer Zeit notwendig waren, um das Vaterland unbeschädigt in den sicheren Hafen der Ruhe zu geleiten. Denn da der Kaiser, ohne Kinder zu hinterlassen, gestorben war, war ein jeder von den mächtigen, weltlichen Fürsten mehr durch Gewalt als mit kluger Einsicht darauf bedacht, entweder der erste zu werden oder auf irgendwelche Art die nächste Stelle am Throne zu erlangen. Darum erhob fast im ganzen Reiche Zwietracht ihr Haupt und zwar mit solcher Heftigkeit, daß es allerorten zu Mord, Brand und Raub gekommen wäre, wenn nicht das Dazwischentreten erlauchter Männer den entfesselten Sturm der Leidenschaften zur Ruhe gebracht hätte. Die Kaiserin Kunigunde aber eilte, obwohl der Thatkraft des Gemahls beraubt, unterstützt durch den Rat ihrer Brüder, des Bischofs Dietrich von Metz und des Herzogs Heinrich von Bayern, herbei, um nach Kräften dem bedrohten Staate zu helfen, und richtete mit sorgsamer Überlegung die Schärfe ihres Verstandes auf die Wiederherstellung des Reiches . . .

Hierauf wandten Bischöfe und Herzöge und die übrigen Großen, im Glauben, daß der drohenden Gefahr nicht besser und schneller vorgebeugt werden könnte, ihr ganzes Sinnen und Trachten darauf, daß der Staat nicht länger ohne Herrscher sei. Die Ansichten und die Gesinnung der einzelnen: wem einer zustimmte und wem nicht, oder wen einer sich zum Herrn wünschte, legten Briefe und Boten dar, die von einem zum andern gingen, und es war dies nicht fruchtlos, denn es erfordert die Vorsicht, im Hause vorzubereiten, wessen man

*) Bamberg.

draußen bedarf, und die Überlegung vor dem Handeln ist die Saat für die kommende Ernte. Vergeblich erwartest du von einem andern Beistand, wenn du dir nicht über deine Wünsche klar bist, und in schwierigen Dingen führen immer stilles Überlegen, langsames Erwägen und schnelles Wagen am schnellsten zu einem guten Ausgang. Endlich wurde ein Tag ausgeschrieben und der Ort der Zusammenkunft angegeben, und es strömte hier eine Menschenmenge zusammen, wie ich sie nie vordem gesehen zu haben mich entsinne. Was nun hierbei Erzählenswertes geschah, will ich sogleich berichten.

Zwischen Mainz und Worms liegt ein Ort*) von großer Ausdehnung, der mit seiner weiten Ebene selbst der größten Menge Platz zum Lagern bot und zugleich den Rheininseln benachbart war, auf welchen man sicher im Geheimen verborgene Zwiesprache halten konnte. Hierher kamen alle Großen, die Kraft und das Mark des Reiches, möchte ich sagen, und lagerten zu beiden Seiten des Rheins, der Gallien von Germanien scheidet. Auf der deutschen Seite sammelten sich die Sachsen**) zusammen mit den ihnen benachbarten Slaven, Ostfranken, Norikern***) und Alemannen, während von Gallien her die überrheinischen Franken, die Ripuarier und Lothringer sich hier zusammenscharten. Es handelte sich um die wichtigste Angelegenheit. Bei der ungewissen Wahl schwankte man zwischen Furcht und Hoffnung. Ihre Wünsche tauschten untereinander Verwandte aus, während Freunde mit einander in lange Beratungen traten, denn das unterlag keinem Zweifel, daß es nicht einer unwichtigen Angelegenheit galt, sondern einer solchen, die, wenn sie nicht mit dem ganzen warmen Herzen und mit dem höchsten Eifer ergriffen wurde, dem Reiche unermeßlichen Schaden bringen mußte. Und wie es im Sprichwort heißt: ‚Es frommt dem Munde, kochst du gut die Speise, die, roh gegessen, dir Gefahren bringt' oder: ‚Nimmst du ein Mittel für die Augen, geziemt's dir, Vorsicht zu gebrauchen', so erwog man mit Bedacht lange hin und her, wer der Herrschaft würdig sei, und da gegen den einen die Jugend oder zu hohes Alter, gegen den anderen die unerprobte Tüchtigkeit, gegen andere wieder der in allzuverwegenen Unternehmungen bekundete Übermut sprach, so traf man zunächst unter den

*) Kamba, ein jetzt nicht mehr vorhandener Ort am rechten Ufer des Rheins im Rheingau, Oppenheim gegenüber gelegen. Die Versammlung begann am 4. September.

**) Wie sich die Sachsen schon von der Wahl und Krönung Heinrichs II. ferngehalten hatten, so blieben sie auch jetzt der Wahlversammlung fern.

***) Bayern.

vielen eine Auswahl und schied dann wieder von den wenigen zwei Männer aus, bei denen zuletzt die Entscheidung, welche von den hochgestelltesten Männern mit aller Sorgfalt bedacht worden war, in einheitlicher Wahl zur Ruhe kommen sollte. Es waren zwei Konrade, von denen der eine, weil er mehr der Jahre zählte, der ältere Konrad, der andere aber der jüngere Konrad genannt wurde. Beide zählten zu den edelsten Männern im deutschen Frankenlande und entstammten zwei Brüdern, von denen der eine Heinrich, der andere Konrad hieß. Diese aber waren Söhne des Herzogs Otto von Franken*) nebst zwei anderen, Bruno und Wilhelm, von denen Bruno den päpstlichen Thron bestieg und fortan Gregor**) sich nannte, während Wilhelm Bischof der Straßburger Kirche ward und diese Kirche zu hoher Blüte brachte. Wie aber die beiden Konrade väterlicherseits von der edelsten Herkunft waren, so auch von seiten ihrer Mütter. Die Mutter des jüngeren Konrad, Mathilde, stammte von der Tochter Konrads, des Königs von Burgund, ab, während des älteren Konrad Mutter, Adelheid, dem edelsten Geschlechte der Lothringer entsprossen war. Es war nämlich Adelheid eine Schwester der Grafen Gerhard und Adalbert, welche oft mit Königen und Herzögen im Streite lagen***) und sich auch zuletzt bei der Wahl ihres Verwandten, König Konrads, kaum beruhigten. Sie führen, wie man erzählt, ihren Ursprung bis auf das alte Geschlecht der trojanischen Könige zurück, welche, durch die Lehre des heiligen Bekenners Remigius gewonnen, ihren Nacken unter das Joch des Glaubens beugten.

Zwischen diesen beiden, dem älteren und dem jüngeren Konrad, schwankte lange die Entscheidung der Großen, und wiewohl fast alle insgeheim und mit heißem Wunsche den älteren Konrad um seiner Tapfer-

---

*) Otto, Sohn Konrads des Roten von Lothringen und der Liutgarde (S. 224), besaß die reichen Besitzungen seines Vaters im Worms-, Speier-, Nahe- und Niedgau und verwaltete von 978 bis etwa 983 und wieder von 995 bis zu seinem Tode im Jahre 1004 das Herzogtum Kärnthen. Seine Söhne waren Heinrich, Bruno, Konrad und Wilhelm.

**) Gregor V. 996—999. Vgl. S. 326.

***) Sie hatten sich namentlich in den Kämpfen mit Heinrich II. einen Namen gemacht. Adelheid vermählte sich nach dem frühen Tode Heinrichs, ihres ersten Gemahls, mit einem fränkischen Grafen. So kam es, daß Konrad minderjährig auch den Beistand seiner Mutter einbüßte. Sein Großvater, Otto sah überdies nicht ihn, den Enkel, sondern seinen jüngeren Sohn Konrad als den Haupterben seiner Macht an. Dieser vermählte sich mit Mathilde, der Tochter Hermanns II. von Schwaben, und verwaltete 1004—1011 das Herzogtum Kärnthen, so kam es, daß sein Sohn, der jüngere Konrad, reicher begütert war als seines Bruders Sohn, der ältere Konrad.

keit und seiner Rechtschaffenheit willen vorzogen, so verbarg doch ein jeder wohlweislich wegen der großen Macht des jüngeren seine Gesinnung, damit nicht um der Ehre willen ein Hader entstände. Endlich aber geschah es durch die Macht der göttlichen Vorsehung, daß die beiden Bewerber zusammenkamen und sich kraft eines in so schwieriger Angelegenheit wohlangebrachten Vertrages darüber einigten, daß dem, welchem der größere Teil des Volkes zufiele, sich der andere ohne Verzug füge. Ich glaube aber, daß es der Erwähnung verlohnt, wie der ältere Konrad seine edle Gesinnung bezeugte, nicht als wenn er daran gezweifelt hätte, die Krone zu empfangen, denn schon sah er, daß Gott die Herzen der Fürsten ihm zugewendet habe, sondern um den Sinn seines Vetters für die Entscheidung zu festigen. Darum sprach er ihn mit folgenden trefflichen Worten an: ‚Freude über empfangenes Glück thut unserer Würde keinen Abbruch und läßt uns nicht undankbar erscheinen gegen genossene Wohlthat. Wie im Unglück verderblicher Kleinmut zum Schlechteren führt, so zieht im Glück reine Freude den Menschen zum Besseren hin, und wenig nützt das zu teil gewordene Glück, wenn es nicht das Herz des Weiterstrebenden mit maßvoller Freude erquickt. Ich aber fühle, wie mächtige Freude die Kraft meiner Seele erhöht, weil eine so große Versammlung einmütig uns beide allein auserseben hat, um einen von uns auf den königlichen Thron zu erheben. Ferne sei es von uns, zu glauben, daß wir an Adel oder an Reichtümern unsere Sippe überragen oder daß wir durch unserer Thaten Verdienst solche Liebe verdient haben, und es ziemt uns nicht, uns deshalb mit leeren Worten zu brüsten: War es doch auch unserer Vorfahren Brauch, lieber in Thaten als in Worten ihren Ruhm zu suchen ... Was aber auch der Grund sein mag, warum wir für geschickter als die andern gehalten werden, es ziemt uns, Gott dem Herrn für solche Gnade zu danken. Jetzt laß uns aber darauf bedacht sein, daß wir, die wir durch Übereinstimmung der anderen solcher Ehre für würdig gehalten worden sind, nicht etwa durch Zwietracht in unserer eigenen Sippe solcher Huld unwert erscheinen! .. Wenn wir das, was uns von anderen freiwillig geboten wird, dadurch zurückweisen, daß wir unter einander in Hader entbrennen, so wird sicherlich das Volk von uns ablassen und einen dritten sich suchen und wir werden nicht nur der höchsten Ehre verlustig gehen, sondern auch, was allen Guten hassenswerter ist als der Tod, in den Ruf niedriger Gesinnung und des Neides kommen, gleich als ob wir den Vorzug so großer Gewalt nicht ertragen könnten und keiner dem

anderen, was meines Erachtens unter Blutsverwandten das größte Unglück ist, an Ehre nachstehen wollte ... Darum laß uns vorsichtig sein, daß wir nicht einen Fremden dem Verwandten, das Ungewisse dem Gewissen vorziehen, auf daß nicht der heutige Tag, der durch das Urteil des Volkes uns bis jetzt Freude brachte, langjähriges Unheil erzeuge, wenn wir uns über das uns vom Volke entgegengetragene Wohlwollen entzweien! Daß dies nicht meinerseits geschehe, so will ich, du teuerster von meinen Anverwandten, sagen, was ich dir gegenüber empfinde: Erkenne ich, daß sich das Volk dir zuneigt, daß es dich als seinen Herrn und König begehrt, so werde ich nimmer solche Gunst bösen Sinnes von dir abwenden, sondern um so eifriger für deine Wahl eintreten, weil ich größeren Dankes von dir gewiß bin. Sollte dagegen Gott mich ausersehen haben, so zweifle auch ich nicht, daß du mir Gleiches mit Gleichem vergelten wirst.'

Hierauf gab ihm der jüngere Konrad zur Antwort, daß er freudig auf diesen Vorschlag eingehe, und versprach, ihm, als seinem geliebtesten Verwandten, jede dem König gebührende Treue erweisen zu wollen, falls die Entscheidung ihm günstig sei. Während dieser Worte neigte sich der ältere Konrad im Angesichte des Volkes zu seinem Vetter und küßte ihn. Dieser Kuß aber galt allen als ein Zeichen, daß Eintracht zwischen beiden walte. Darauf ließen sich die Fürsten zur Wahl nieder, während sie das Volk in Menge umstand, und ein jeder war froh, daß endlich die Zeit sich nahe, das frei zu verkünden, was man lange im Herzen verborgen hatte. Zuerst wurde der Erzbischof von Mainz*), dessen Stimme vor allen andern gehört wurde, vom Volke um sein Urteil befragt. Mit vor Freude bewegtem Herzen und glückverkündender Stimme wählte er den älteren Konrad zu seinem König und Herrn, zum Regierer und Schützer des Landes, und diesem Vorschlage folgten die anderen Erzbischöfe und geistlichen Fürsten ohne Zögern. Der jüngere Konrad hatte kurze Zeit mit den Lothringern verhandelt, dann kehrte er zurück und wählte mit voller Hingabe seinen Vetter zu seinem Herrn und König. Freudig ergriff ihn dieser bei der Hand und räumte ihm den Platz ein an seiner Seite. Hierauf wiederholten die Großen der einzelnen Reiche Mann für Mann ununterbrochen denselben Wahlspruch. Laut erhob sich der Jubel unter allem Volke, welches einstimmig die Wahl der Fürsten anerkannte, den älteren Konrad zum Herrscher verlangte, auf ihm bestand, ihn ohne Schwanken allen Fürsten vorzog und für den würdigsten hielt, die Krone zu tragen.

*) Aribo.

und forderte, daß er ohne Verzug geweiht werde. Und schon nahte sich die Kaiserin Kunigunde, brachte ihm freudig die Reichsinsignien, welche ihr Kaiser Heinrich hinterlassen hatte, und bestätigte Konrad in der Herrschaft, so weit ihrem Geschlecht die Entscheidung zukommen konnte. Ich glaube aber, daß dieser Wahl die Gunst des Himmels voll zu teil geworden ist, da unter Männern von so hervorragender Gewalt und unter so vielen Herzögen und Markgrafen ohne Neid und Widerspruch der Mann auserwählt wurde, der zwar an Geschlecht und Tüchtigkeit und eigenem Besitze niemand nachstand, aber im Vergleiche mit den anderen Großen wenig Lehen und Ämter vom Reiche erhalten hatte. Nur der Erzbischof von Köln und Herzog Friedrich*) mit einigen anderen Lothringern zogen, wie das Gerücht ging, um des jüngeren Konrad willen, in Wahrheit aber vom Teufel, dem Feinde allen Friedens, aufgestachelt, mißmutig von dannen. Indessen suchten auch sie bald die Gunst des Königs mit Ausnahme derer, welche unser gemeinsames Los, der Tod, inzwischen dem Leben entrissen hatte, und nahmen bereitwillig seine Aufträge entgegen, ja Erzbischof Piligrim bat nachmals den König darum, gleichsam um seine alte Schuld zu sühnen, die Königin in der Kölner Kirche weihen zu dürfen**). Doch da ich von ihr später reden werde, so kehre ich jetzt zum König zurück. Wahrhaftig auf Gottes Geheiß war dieser Fürst erkoren worden, denn in ihm hatte der Herr alle jene trefflichen Eigenschaften erkannt, um deren willen später der König von allen gerühmt ward, denn Konrad war ein Mann von frommer Demut, klug im Rate, wahrhaftig in Worten, wacker in Thaten, frei von aller Habsucht, ja der freigebigste unter allen Herrschern. Ausführlicher gedenke ich später von seinen Tugenden zu reden; nur dies eine mag hier gesagt sein: Es konnte nicht ausbleiben, daß er König wurde, und zwar der größte König, weil die Kraft der höchsten Tugenden in ihm lebte. Denn da geschrieben steht***): ‚Dem Ruhme geht die Demut voraus', so mußte er, dem die höchste der Tugenden eigen war, nach Verdienst den Ruhmreichsten dieser Welt vorangehen, und es geziemte

*) Herzog Friedrich, der Sohn des Herzogs Dietrich von Oberlothringen und durch seine Ehe mit Mathilde des jüngeren Konrad Stiefvater.

**) Konrad war mit Gisela, der schönen und klugen Witwe Herzog Ernsts II. von Schwaben (Ernst von Babenberg, Heinrichs von Schweinfurt Vetter, verwaltete das Herzogtum nach Hermanns Tode 1012—1015), der Tochter Herzog Hermanns und der burgundischen Königstochter Gerberga, vermählt. Die Ehe war wegen Blutsverwandtschaft kirchlich unerlaubt. Deshalb hatte Konrad den Zorn Heinrichs II. zu fühlen gehabt und weigerte sich jetzt Aribo von Mainz, die Krönung Giselas zu vollziehen.

***) Sprüche Salom. 15. 33.

sich nicht, daß derjenige hienieden eines Lehnsherrn Vasall war, den der allmächtige Gott im voraus bestimmt hatte, zu herrschen über alle.

Nach Beendigung der Wahl eilten alle mit größter Freudigkeit, den König nach Mainz zur heiligen Salbung zu geleiten. Jubelnd zog man einher, die Geistlichen stimmten Loblieder Gottes an, das Volk ließ klangvolle Freudentöne erschallen, beide in ihrer Weise. Noch niemals hat meines Wissens Gott der Herr an demselben Orte von den Menschen solchen Ruhm empfangen. Wäre Karl der Große mit dem Scepter in der Hand leibhaftig unter dem Volke erschienen, die Lust über die Wiederkehr des gewaltigen Herrschers hätte nicht größer sein können, als jetzt über das Auftreten Konrads. So gelangte der König nach Mainz, wo er mit der geziemenden Ehre empfangen wurde und seine von allen heiß herbeigesehnte Weihe mit Demut erwartete. Als nun am Tage der Geburt der heiligen Maria*) der Erzbischof von Mainz mit der ganzen Geistlichkeit zur Salbung des Königs bereit stand, wandte sich während der feierlichen Handlung der Erzbischof mit folgenden Worten an den König: ‚Alle Macht der vergänglichen Welt wird aus einer reinen Quelle abgeleitet. Dabei pflegt es wohl zu geschehen, daß, da mehrere Bäche demselben Quell entspringen, sie bald trüb, bald klar sind, während doch die Hauptquelle rein bleibt. Ebenso können wir wohl, wenn es dem Menschen gestattet ist, den Schöpfer mit seinem Werke zu vergleichen, von Gott, dem unsterblichen König, auf die Könige dieser Welt schließen, denn es steht geschrieben: ‚Es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott'**). Wenn nun der allmächtige König der Könige, der Urquell und Anfang jeglicher Ehre, einem Fürsten dieser Welt die Gunst einer Würde gewährt, so ist diese nach der Natur ihres Ursprungs rein und klar. Gelangt sie aber an solche, welche diese Ehre unwürdig tragen und sie beflecken mit Hoffart, Neid, Wollust, Habsucht, Zorn, Ungeduld und Grausamkeit, so werden sie sich und allen ihren Unterthanen den gefährlichen Trank des Gerichts einschenken***), wenn sie nicht durch Buße sich reinigen. Es flehe und bete nun zu dem Herrn die ganze Gemeinschaft der Heiligen, daß die Würde, welche unserm Herrn und Könige, Konrad, heute aus der Hand Gottes rein und lauter übertragen wird, unverfälscht von ihm, soweit es in des Menschen Kraft gestellt ist, bewahrt werde. Mit dir und um deinetwillen, mein Herr König, habe ich hier zu reden. Der Herr, welcher dich auserwählt hat, auf daß du König seiest über sein Volk, wollte dich

*) Am 8. September 1024. **) Römer 13. 1. ***) Jerem. 25. 15.

zuerst prüfen und dann dich herrschen lassen, denn er züchtigt jeden, den er aufnimmt, er wollte erst strafen, den er aufnehmen wollte, und es gefiel ihm, den zu erniedrigen, den zu erhöhen sein Wille war. So hat Gott seinen Knecht Abraham versucht und dann mit Ruhm gekrönt; so ließ er seinen Knecht David den Zorn König Sauls, Verfolgung, Unrecht, die Einsamkeit der Wüste, Flucht und Verbannung erfahren und erhob ihn darauf zum ruhmwürdigsten König in Israel. Glücklich, wer die Anfechtung erduldet, denn er wird die Krone empfangen! So hat denn auch Gott dich nicht ohne Grund geprüft, denn er wollte in dir die zukünftige Frucht zeitigen. Darum ließ er dich deines Vorgängers Heinrich Gnade verlieren*) und wieder gewinnen, damit du lernest Erbarmen mit denen zu haben, denen du deine Gunst entziehst, darum hast du Unrecht erlitten, auf daß du dich derer erbarmest, die Unrecht leiden, und es wollte die göttliche Gnade dich nicht ohne Züchtigung lassen, damit du, vom Himmel geprüft, das christliche Reich erhieltest. Zur höchsten Würde bist du aufgestiegen, denn du bist Christi Stellvertreter. Nur wer ihm nachahmt, ist der wahre Herrscher. Auch auf dem Throne des Reiches mußt du bedacht sein auf den unvergänglichen Thron, denn es ist ein großes Glück, in der Welt zu herrschen, das größte Glück aber, im Himmel zu triumphieren. Vieles verlangt Gott von dir, vornehmlich aber sollst du Recht und Gerechtigkeit schirmen und den Frieden des Vaterlandes, das immerdar auf dich schaut. Du sollst ein Beschützer sein der Kirchen und der Geistlichkeit, ein Vormund der Witwen und Waisen. Durch solche und andere gute Werke wird dein Thron feststehen hier und in Ewigkeit. Und jetzt, Herr König, erbittet mit uns die ganze heilige Kirche deine Gnade für diejenigen, welche bisher gegen dich gefehlt und durch irgendwelche Beleidigung deine Gunst verloren haben. Unter ihnen ist einer, namens Otto, ein edler Mann, der dich beleidigte: für ihn und alle übrigen flehen wir deine Milde an. Möchtest du um der Barmherzigkeit Gottes willen, durch welche du heute ein anderer Mensch geworden und mit einem Abglanz göttlicher Macht umstrahlt bist, ihnen verzeihen, gleichwie Gott dir selbst hinwiederum thun möge für alle deine Fehler!‘

Bei diesen Worten wurde das Herz des Königs zum Mitleid bewegt, tief seufzte er auf, und Thränen entströmten seinen Augen. Darauf verzieh er, wie die Bischöfe und Herzöge mit dem ganzen Volke be-

*) Konrad war von Heinrich II. verbannt worden.

gehrten, alles, was sie gegen ihn gefehlt hatten. Dankbar nahm alles Volk solches entgegen, und kein Auge blieb thränenleer: also ward alles von der Barmherzigkeit des Herrschers gerührt ... Als die heilige Feier der königlichen Salbung in geziemender Weise vollzogen war, eröffnete der König den Zug, und wie man von König Saul sagt, so schritt er, um eines Hauptes Länge alles Volk überragend, einher und kehrte voll Hoheit in seiner Haltung, wie man sie nie vordem an ihm gesehen hatte, mit seinem geistlichen Gefolge leuchtenden Antlitzes und mit würdevollem Schritte zu seiner Pfalz zurück. Sodann wurde er an der Tafel mit königlicher Pracht empfangen und verlebte jenen ersten Tag seiner königlichen Herrlichkeit so festlich, wie es der Brauch vorschrieb.

Wie man dem Könige Treue schwur, das zu erzählen, halte ich für weniger notwendig: zeigt doch die häufig wiederkehrende Sitte, wie alle Bischöfe, Herzöge und die übrigen Fürsten, Herren und Ritter und dann auch alle Freien von einigem Ansehen den Königen den Eid der Treue leisten. Ihm allerdings unterwarfen sich alle mit aufrichtigerem Schwur und vollerer Hingabe als irgend einem andern. Desgleichen möchte ich mich nicht lange bei der Anordnung des Hofes aufhalten und darüber berichten, wen der König zum Hausmeier bestimmte, welche Männer zu Kammerherren, welche zu Truchsessen, zu Mundschenken und für die anderen Hofämter; nur das eine mag in der Kürze gesagt sein, daß ich mich nicht erinnere, gelesen oder gehört zu haben, es seien von einem seiner Vorgänger die Ämter mit größerem Scharfblicke besetzt worden. Hierbei machte sich vor allem der Einfluß des Bischofs Bruno von Augsburg und des Bischofs Werner von Straßburg in glücklicher Weise geltend. Neben ihnen galt ein Kriegsmann des Königs, namens Werner, viel, dessen Klugheit im Rate und Kühnheit im Kriege Konrad schon seit langer Zeit erprobt hatte. Über alle diese ragte jedoch des Königs geliebte Gemahlin Gisela an kluger Einsicht hervor. Ihr Vater war Herzog Hermann von Alemannien, ihre Mutter Gerberga, die Tochter des Königs Konrad von Burgund, dessen Vorfahren dem Geschlechte Karls des Großen entsprossen sind ... Trotz ihrer hohen Abkunft und ihrer Schönheit war sie doch frei von allem Stolz, dem Dienste Gottes in Ehrfurcht ergeben und emsig im Gebet und im Almosengeben, und zwar that sie dies alles möglichst im Verborgenen, indem sie jene Mahnung des Evangeliums*) beherzigte: ‚Lasset eure Gerechtigkeit nicht offenbar werden vor den Menschen!‘...

*) Matth. 6. 1.

Noch will ich etwas erwähnen, was König Konrad am Tage seiner Weihe gethan hat. Es mag zwar an und für sich gering erscheinen, erhält aber als Vorbedeutung eine besondere Wichtigkeit ... Gerade während des festlichen Aufzuges zur Kirche traten drei Personen mit ihren Beschwerden an den König heran. Der eine war ein Höriger der Mainzer Kirche, der andere ein Waisenknabe, die dritte eine Witwe. Eben begann der König ihr Anliegen anzuhören, als einige von den Fürsten ihn davon abzulenken suchten, indem sie ihn mahnten, er solle seine Weihe nicht verzögern und zur rechten Zeit den Gottesdienst anhören. Er aber gab, ein wahrhaftiger Stellvertreter Christi, mit einem Blicke auf die Bischöfe die echt christliche Antwort: ‚Ist es meine Pflicht, meines königlichen Amtes zu warten und geziemt es einem standhaften Manne, das nicht aufzuschieben, was mit Nutzen gethan werden kann, so erscheint es mir angemessener, das zu thun, was meine Pflicht mir gebietet, als von einem anderen zu hören, was ich thun soll. Ich erinnere mich, daß ihr oft gesagt habt, nicht die Hörer, sondern die Vollstrecker des Gesetzes würden gerechtfertigt. Muß ich aber, wie ihr sagt, zur Weihe eilen, dann geziemt es mir um so eher, bei einem Werke Gottes meine Schritte zu hemmen, je mehr ich erkenne, daß ich einer hohen Würde mich nähere.‘ Mit diesen Worten blieb er an derselben Stelle stehen, wo ihm jene Unglücklichen begegneten, und gewährte ihnen stehenden Fußes ihr Recht. Kaum war er ein wenig weiter geschritten, als vor ihm ein Mann erschien, welcher behauptete, ohne alle Schuld aus dem Lande getrieben worden zu sein. Sogleich ergriff ihn der König am Arme, führte ihn vor allen seinen Begleitern bis zu seinem Throne und übertrug die Angelegenheit des Armen einem der anwesenden Fürsten zu sorgfältiger Untersuchung. Es erscheint aber als ein glückverheißender Anfang der Regierung, wenn man mehr eilt, das Gesetz zu erfüllen, als den König zu weihen ... So hat der König in solchen Sachen, in denen vor allem die königliche Entscheidung angerufen zu werden pflegt, das heißt, wo es sich handelt um den Schutz der Kirchen, der Witwen und der Waisen, sich an jenem Tage den Weg gebahnt zu den übrigen Aufgaben seines königlichen Berufes ...

Nachdem nun der König Konrad sein königliches Gefolge um sich gesammelt hatte, zog er zuerst durch das Gebiet der Ripuarier*) nach der Pfalz zu Aachen, wo von den alten Herrschern und vornehmlich von

*) Hierbei wurde Gisela am 21. September vom Erzbischof Piligrim in Köln gekrönt.

König Karl ein königlicher Thron erbaut ist, der für den Erzstuhl des ganzen Königreiches gilt*). Auf diesem nahm er jetzt Platz und ordnete in trefflicher Weise die Angelegenheiten des Reiches. Hier hielt er auch einen allgemeinen Reichstag und eine Kirchenversammlung und waltete segensreich des göttlichen und menschlichen Rechts. Sein Ruhm wuchs durch seine trefflichen Eigenschaften. Heute ward er um des Friedens willen trefflicher noch genannt als gestern, ward er nach der Gnade seines Wohlwollens allen teuer und um seines königlichen Richterspruches willen von allen höher geschätzt. Obgleich er der Wissenschaften unkundig war, so unterwies er doch klugen Verstandes die ganze Geistlichkeit sowohl öffentlich in liebenswürdiger und freundlicher Weise als auch im Geheimen mit geziemender Strenge. Die Vasallen aber gewann er vor allem dadurch am meisten, daß er die althergebrachten Lehen keinem der Nachkommen nehmen ließ. Überdies sahen sie sehr bald, daß es niemand auf der ganzen Welt gab, der so, wie er, durch häufige Geschenke sie zu kühnem Wagemut anfeuerte. Fast möchte es Zweifel erregen, wenn man erzählt, wie freigebig, wie frohen Mutes, wie standhaften und unerschrockenen Sinnes, wie freundlich er gegen alle Guten und streng gegen die Schlechten, wie er gegen seine Unterthanen gütig, herb gegen die Feinde und unermüdlich in der That war. Unverdrossen mühte er sich um die Wohlfahrt des Reiches und brachte es in kurzem dahin, daß niemand zweifelte, seit Karls des Großen Zeit habe es keinen des königlichen Thrones würdigeren gegeben. Daher ist auch das Sprichwort entstanden: ‚An Konrads Sattel hangen Karls Bügel‘ ...

Von den Ripuariern zurückkehrend, kam der König nach Sachsen und bestätigte hier nach dem Willen des Volkes das harte Gesetz der Sachsen durch sein königliches Wort**). Darauf forderte er von den dem Sachsenlande benachbarten Slaven den Tribut und empfing denn auch jede dem Fiskus schuldige Abgabe. Von hier aus begab er sich nach Bayern, Ostfranken und Alemannien. Auf diesem Umritte einte er die Reiche durch das Band des Friedens und den königlichen Schutz zu fester Einheit.

Im ersten Jahre seiner Herrschaft feierte König Konrad das Pfingstfest in der Stadt Konstanz. Hier erschien Aribert, der Erzbischof von Mailand, mit den übrigen Großen Italiens vor ihm, bekannte sich als

*) Vergl. S. 200 die Krönung Ottos I.

**) Es war dies auf einem Tage zu Minden. Wie Heinrich II. in Merseburg, so wurde hier Konrad erst gegen Gewährung des alten sächsischen Volksrechts als König anerkannt.

sein Unterthan und verpflichtete sich durch Gelöbnis und ein Pfand von Geiseln, daß, wenn der König mit einem Heere käme, um Italien zu unterwerfen, er ihn aufnehmen und mit allen den Seinen zum Herrn und König offen ausrufen und sogleich krönen würde. Dasselbe versprachen auch die übrigen Lombarden mit Ausnahme der Ticinesen, die mit einem andern Namen auch Pavesen heißen. Von diesen hatten sich Gesandte mit Geschenken und in Begleitung von Freunden eingestellt, um zu versuchen, ob sie den König, der von ihren Mitbürgern beleidigt worden war, versöhnen könnten. Doch sollte es nicht nach ihrem Wunsche gelingen, Verzeihung zu erhalten. Wodurch sie aber Anstoß erregt hatten, will ich hier in der Kürze erzählen. Es befand sich in der Stadt Pavia eine Pfalz, welche vor langen Zeiten von König Theoderich mit großer Pracht erbaut und später von Kaiser Otto III. reich ausgeschmückt worden war. Als nun das Gerücht von dem Hingange Kaiser Heinrichs, des Vorgängers von König Konrad, sich verbreitet hatte, waren sogleich die Pavesen, gemäß der Menschen Sitte, bei unvermuteten neuen Ereignissen ohne Maß zu handeln, unbedacht über den unbeschützten königlichen Hof hergefallen und hatten in vermessenem Beginnen die Mauern der königlichen Pfalz gebrochen und das ganze Gebäude bis auf den Grund zerstört, damit fürderhin kein König in jener Stadt eine neue Pfalz zu bauen beschlösse. Um dieser Verwegenheit willen erhob sich zwischen dem Könige und den Pavesen ein Streit. Es fragten nämlich die Bürger: ‚Wen haben wir verletzt? Unserm Kaiser haben wir Treue und Gehorsam erwiesen bis zum Ende seines Lebens. Als er gestorben war, hatten wir keinen König mehr. Wie kann man uns also mit Recht anklagen, unseres Königs Haus zerstört zu haben?‘ ‚Ich weiß‘, gab hierauf der König zur Antwort, ‚daß ihr eures Königs Haus nicht zerstört habt, denn ihr hattet keinen König. Aber daß ihr das königliche Haus abgebrochen habt, könnt ihr nicht leugnen. Stirbt der König, so bleibt doch das Reich, wie das Schiff bleibt, dessen Steuermann gefallen ist. Die Pfalz war des Staates Eigentum, keins von Privatleuten, sie war fremdes Eigentum, nicht eures. Wer sich aber an fremdem Eigentume vergreift, der ist dem Könige Rechenschaft schuldig. Ihr habt euch nun an fremdem Eigentume vergriffen, also seid ihr mir verantwortlich!‘ Nachdem Rede und Gegenrede derart gewechselt worden waren, gingen die Gesandten unverrichteter Sache, ohne Frieden gefunden zu haben, nach Haus. Die übrigen Italiener jedoch wurden mit reichen Geschenken vom Könige geehrt und in Frieden entlassen. Der König ordnete trefflich

die Angelegenheiten des Schwabenlandes und begab sich dann nach der Burg Zürich, wo er noch die Huldigung einiger Italiener, welche nicht nach Konstanz gekommen waren, entgegennahm. Von dort aus kam er wenige Tage später nach der Stadt Basel."

Seine weitverzweigten Familienverbindungen ließen den ersten Herrscher aus dem fränkischen oder salischen Hause bei seinem Königsritte durch das deutsche Reich überall Anerkennung und Huldigung finden und den Widerspruch, auf den er bei dem jüngeren Konrad, dessen Stiefvater, Herzog Friedrich von Oberlothringen, Gottfried von Niederlothringen und bei seinem eigenen Stiefsohne Ernst von Schwaben stieß, bald verstummen, so daß er schon im Jahre 1026 nach Italien zu ziehen vermochte, wo er nach Bewältigung alles Widerstandes am Ostersonntage 1027 zu St. Peter die Kaiserkrone empfing. Aber bald kehrte er zurück, denn schon gärte es in Deutschland und erhob sich eine Empörung gegen den Herrscher, die um so gefährlicher zu werden drohte, als wiederum Konrads Stiefsohn, Herzog Ernst von Schwaben, an der Spitze des Aufruhrs stand.

Wir lassen Wipos Erzählung über die Empörung und das Ende Herzog Ernsts folgen. Er*) erzählt:

„Während der Kaiser in Italien verweilte, hatten unterdessen bei den Deutschen große Mißgunst, allerhand treulose Anschläge und viele Sonderbestrebungen ihr Haupt gegen den Herrscher, wiewohl ohne Erfolg, erhoben. Um mit dem Geringeren zu beginnen und zu dem Größeren fortzuschreiten: ein Graf in Schwaben, namens Welf, der reich an Gut und mächtig in den Waffen war, und Bruno, der Bischof von Augsburg, gerieten mit einander in Fehde und richteten durch Plünderung und Brand viel Schaden im Reiche an. Ja, zuletzt brach Graf Welf selbst in Augsburg ein, beraubte den Schatz des Bischofs und verwüstete die ganze Stadt. Für alles das mußte er später auf des Kaisers Befehl den Bischof entschädigen und auch das Geraubte zurückgeben. Herzog Konrad von Worms, des Kaisers Vetter, der weder dem Kaiser Treue bewies, noch sich gegen ihn feindlich erhob, verhielt sich indessen ruhig, während Friedrich, der Herzog von Lothringen, der Stiefvater Herzog Konrads, nur durch den Tod daran gehindert wurde, die Waffen gegen den Kaiser zu ergreifen**). Herzog Ernst von Alemannien, der Stief-

*) A. a. O. 19. 20. 25. 27. 28.

**) Hier liegt ein Irrtum Wipos vor. Nicht Friedrich, sondern sein Vater Dietrich starb 1027, während der Kaiser in Italien war.

sohn Kaiser Konrads, fiel von seinem Vater ab, obwohl er erst kurz vorher von ihm mit Lehen und Geschenken reich bedacht worden war, und sann, vom Teufel verführt, auf Empörung, verwüstete auf Antrieb einiger seiner Vassallen das Land Elsaß und zerstörte die Burgen des Grafen Hugo*), der mit dem Kaiser blutsverwandt war. Darauf sammelte er eine große Schar junger Leute, zog mit ihnen nach Burgund und begann in der Nähe von Solothurn eine Insel mit Wall und Mauer zu befestigen**). Aber König Rudolf***) scheute sich, mit dem Feinde des Kaisers gemeinsame Sache zu machen, und hinderte ihn, die begonnenen Befestigungsarbeiten zu vollenden. Ernst kehrte daher nach Schwaben zurück, setzte sich in einer Burg oberhalb Zürich fest und schädigte das Land, indem er die Güter der Abteien Reichenau und St. Gallen mit schwerer Verwüstung heimsuchte. So verharrte er mit Verachtung des Gesetzes und der Gerechtigkeit bis zu der Heimkehr des Kaisers bei seinem frevelhaften Beginnen.

Nachdem in ganz Italien der Frieden hergestellt worden war, kehrte Kaiser Konrad glücklich nach Alemannien zurück und begann auf einer vertraulichen Besprechung, welche er in Augsburg mit seinen Getreuen hielt, über die Vaterlandsverräter zu verhandeln. Von hier aus zog er nach Ulm, wohin er einen allgemeinen Reichstag berufen hatte. Hierher kam auch Herzog Ernst, aber nicht mit demütiger Bitte, sondern im Vertrauen auf die Menge seiner erlesenen Mannen, um entweder nach Belieben mit dem Kaiser einen Vertrag abzuschließen oder nötigenfalls sich den unbehinderten Abzug mit Waffengewalt zu erkämpfen. Als er aber eine Unterredung mit den Seinen hatte und er sie zuerst an die eidlich gelobte Treue erinnerte und bat, sie sollten ihn nicht verlassen und dadurch Schmach auf ihn laden, sondern dessen eingedenk sein, daß die Alemannen in den Geschichten der Väter allzeit als treu und beständig gegen ihren Herrn gepriesen worden seien, und daß, falls sie treu blieben, ihnen reiche Belohnungen, ihren Nachkommen aber Ruhm und Ehre zu teil werden würden, da traten im Namen der übrigen Vassallen zwei Grafen, Friedrich und Anselm†), auf und gaben ihm folgendes zur Antwort: ‚Wir wollen nicht leugnen, daß wir euch den Eid der Treue zugeschworen

---

*) Graf Hugo von Egisheim, Vater des nachmaligen Papstes Leo IX.

**) Vielleicht die Petersinsel im Bieler See.

***) König Rudolf III. von Burgund, Oheim der Kaiserin Gisela. Offenbar hatte Ernst auf die Unterstützung seines Großoheims Rudolf gerechnet.

†) Vermutlich die Grafen vom Rieß- und vom Nagoldgau.

haben gegen alle, mit Ausnahme dessen, der euch zum Herrn über uns gesetzt hat. Wären wir Knechte unsers Königs und Kaisers und von ihm euch zu Rechte übergeben worden, so wäre es uns nicht gestattet, unsere Sache von der euren zu trennen. Nun aber sind wir freie Männer und haben einen höchsten Schirmherrn unserer Freiheit auf Erden in unserm Könige und Kaiser, den wir nicht verlassen können, ohne die Freiheit zu verlieren, welche, wie man sagt, kein wackerer Mann anders als mit dem Leben zugleich aufgiebt. Darum wollen wir euch in allem, was Recht und Ehre gestatten, gehorchen. Verlangt ihr aber anderes, so kehren wir dorthin freiwillig zurück, von wo wir nur bedingungsweise zu euch gekommen sind.' Nach solchen Worten konnte der Herzog nicht mehr im Zweifel sein, daß seine Vasallen von ihm abfielen. Er ergab sich deshalb auf Gnade und Ungnade dem Kaiser, und dieser ließ ihn nach Sachsen verbannen, damit er dort, auf der Felsenfeste Gibichenstein*) in Haft gehalten, seiner Aufruhrpläne vergesse...

Im Jahre des Herrn 1030 feierte Kaiser Konrad zu Ingelenheim**) das Osterfest. Hier empfing Herzog Ernst von Schwaben, nachdem er vorher seiner Haft entlassen worden war, sein Herzogtum unter der Bedingung zurück, daß er seinen Dienstmann Wezel***), welcher durch viele treulose Anschläge das Reich in Verwirrung gebracht hatte, als einen Feind des Vaterlandes im Bunde mit allen seinen Vasallen verfolge und sich durch Schwur hierzu verpflichte. Als der Herzog sich weigerte, dies zu thun, wurde er für einen offenbaren Feind des Kaisers erklärt und wich, fortan seines Herzogtums gänzlich verlustig, mit wenigen Begleitern von dannen. Der Kaiser verlieh hierauf das Herzogtum Alemannien dem Bruder Ernsts, Hermann, welchen er der Obhut Warmanns, des Bischofs von Konstanz, anvertraute†), und ließ Ernst und alle andern, welche dem Frieden und der Gerechtigkeit widerstrebten, nach einhelligem Beschluß aller Fürsten des Reiches von den Bischöfen exkommunicieren, ihre Güter aber von Staatswegen einziehen. Selbst die Kaiserin Gisela setzte — traurig zu sagen, aber eine löbliche That — den unberatenen Sohn dem weisen Gatten nach und gab öffentlich die feierliche Erklärung ab, daß sie, was ihrem Sohn Ernst auch geschehen möge, an keinem um dessen willen Rache nehmen oder ihn mit ihrem Haß verfolgen wolle...

---

*) Giebichenstein. **) Ingelheim. ***) Werner von Kyburg.
†) Hermann war noch minderjährig.

Unterdessen erwog Ernst nach dem Verluste der herzoglichen Würde mancherlei und machte in verschiedener Weise den Versuch, dem Kaiser Widerstand zu leisten. Doch vergebens war all sein Mühen. Zuletzt floh er in Begleitung seines Vassallen Wezel und weniger anderer nach Frankreich zum Grafen Odo, seinem Verwandten. Es waren nämlich Odos Mutter und die Mutter der Kaiserin Gisela Schwestern. Von ihm erhoffte er Rat und Hilfe, aber dieser gab, mochte er es nicht wollen oder wagen, ihm keinerlei Unterstützung wider den Kaiser.

So kehrte denn Herzog Ernst wieder heim nach Alemannien und hielt sich hier in einer Wildnis, die der Schwarzwald heißt, in sicheren Verstecken auf, wo er von elender Beute sein Leben fristete. Zuletzt, als er schon von dem Heere des Kaisers eng umschlossen war, fingen ihm einige Anhänger des Kaisers die Rosse, mit welchen der Herzog und alle seine Leute trefflich versehen waren, von der Weide hinweg. Da nun der Herzog seine Rosse, auf welche er vor allem seine Hoffnung setzte, verloren hatte, verzweifelte er und war gegenüber solchem Unglücke ratlos. Dennoch raffte er, was man an Rossen haben konnte, zusammen und zog mit allen seinen Anhängern zum Walde hinaus, entschlossen, lieber einen rechtschaffenen Tod im Streite zu erleiden, als ein elendes Leben weiter zu führen. So gelangte er in ein Waldgebirge nach jener Gegend Alemanniens, welche die Baar*) heißt. Dort erblickte er eine verlassene Lagerstätte, auf welcher der Feind noch in der Nacht zuvor gerastet haben mußte, und schloß daraus, daß man ihm nachstelle. Es war nämlich Graf Manegold, ein Vassall des Kaisers, der von der Abtei zu Reichenau ein großes Lehen trug, von dem Kaiser und dem Bischof Warmann zu Konstanz, der damals für Herzog Hermann Alemannien verwaltete, zum Schutze jener Gegend ausgesendet worden, damit Herzog Ernst sie nicht mit Raub und Brand verheere. Sogleich entbrannten Herzog Ernst und seine Anhänger von heißer Kampfbegier, denn sie meinten, es sei jetzt die Zeit gekommen, an den Gegnern für die erlittene Unbill Rache zu nehmen. Rasch eilten sie vorwärts und setzten ihren Verfolgern nach. Von demselben Verlangen getrieben, zog der Graf mit seinen Genossen bald hierhin bald dorthin, um den Weg des Herzogs sorgfältig auszukundschaften. Dabei begegnete man sich und traf so nahe zusammen, daß man einander sehen und anreden konnte. Wohl waren auf Seite Manegolds viel mehr Krieger als auf der Seite des Herzogs,

*) Im jetzigen Fürstentum Fürstenberg.

aber trotzdem ging man ohne Verzug zum Angriffe über und hob sogleich ein heißer Streit an, denn hier kämpfte man, angestachelt von Zorn, wilder Leidenschaft und rücksichtsloser Verwegenheit, während man dort um die Ehre und um Gewinn stritt. Die Gefährten des Herzogs dachten nicht an ihr Leben, so gingen sie denn alle in den Tod. Der Herzog aber, der keinen Gegner verschonte, fand auch selbst keinen, der sich seiner erbarmte. Von vielen Wunden getroffen, sank er zuletzt erschlagen zu Boden. Hier fiel auch Graf Wezel, des Herzogs Dienstmann, um dessen willen dies alles geschehen war. Auch Adalbert und Werin, Männer von edlem Geschlecht und viele andere fanden hier ihren Tod. Auf der anderen Seite verlor Graf Manegold selbst, der Urheber des feindlichen Zusammenstoßes, das Leben, mit ihm noch viele andere.

Der Leichnam Herzog Ernsts wurde nach Konstanz gebracht und hier, nachdem er durch bischöflichen Machtspruch vom Bann gelöst worden war, in der Kirche der heiligen Maria zur Ruhe bestattet. Manegolds Körper wurde in Reichenau begraben.

Es fand dieser Kampf zum Leid auf ewige Zeiten am 17. August*) statt. Der Kaiser aber soll, als ihm die Kunde hiervon gebracht wurde, gesagt haben:

‚Wütende Hunde vermehren nur selten den eigenen Nachwuchs‘."

Das harte Wort, welches Wipo dem Kaiser in den Mund legt, entspricht dem Sinne des Herrschers, in dessen Seele kein Raum war für weichmütiges Mitleid. Nur herben Tadel erweckte in ihm das Ende seines jugendlichen Stiefsohns, der als Gebannter und Geächteter sein fruchtloses Leben beschloß. Anders als der nüchterne, kluge Fürst dachte das Volk, welches jederzeit für den Unterliegenden Partei zu nehmen pflegt und in jenen Zeiten zumal mit Vorliebe denen zugethan war, welche den Kampf gegen die königliche Macht aufnahmen. „Es starb der Herzog und die Zierde der Schwaben", so verzeichneten die Mönche von St. Gallen Ernsts Ende in ihr Totenbuch, wiewohl sie des Herzogs schwere Hand hatten fühlen müssen, und auch durch Wipos Darstellung geht ein Ton warmen Mitgefühls mit dem erschlagenen Königssohne. Lange noch hat sich in Liedern und Sagen das Andenken des Schwabenherzogs erhalten, deren Nachhall uns noch in dem Gedichte vom Herzog Ernst entgegentönt. Freilich hat die Sage im Munde des Volkes die Geschicke wie die Persönlichkeit des Helden vielfach umgewandelt. Die Erinnerungen

*) Im Jahre 1030.

an Giselas Sohn verschmolzen mit den Erzählungen von dem unglücklichen Herzog Liudolf, Ottos des Großen Sohn, und zuletzt überdeckte die lebhafte Phantasie des Zeitalters der Kreuzzüge Ernsts Gestalt mit einem buntfarbigen Schleier von Sagen und Märchen und umgab sie mit den Fabeln und Wundern des Morgenlandes.

Neben den inneren Wirren, welche mit dem Untergange Herzog Ernsts ihr Ende fanden, hatte Konrad auch eine Reihe schwerer Kämpfe mit den Nachbarn zu bestehen. Unmittelbar nach dem Tode Heinrichs II. hatte sich Boleslav Chrobry, einen langgehegten Gedanken zur Ausführung bringend, die Königskrone aufs Haupt gesetzt und jede Lehnsabhängigkeit von Deutschland abgeworfen. Zwar sollte er sich seines endlich errungenen Glückes nicht lange freuen, denn schon 1025 sank er ins Grab, aber von seinen Söhnen erneute der kraftvollste, Herzog Miesko II., die Pläne des Vaters und stellte in dem nach Boleslavs Tode zersplitterten Reiche die Einheit wieder her. Er trachtete danach, nach Westen hin seine Herrschaft auszudehnen, fiel in das Land der Liutizen ein und suchte die Marken an der Saale und Elster bis nach der Bischofsstadt Zeitz hin mit Verwüstung heim. Zugleich gestaltete sich auch das Verhältnis des deutschen Reiches zu Stephan, dem ersten christlichen Könige Ungarns, schlechter als unter Heinrichs Regierung. Die Kriegsfahrten, welche Konrad gegen die Polen und Ungarn unternahm, hatten bei den unüberwindlichen Hindernissen, welche ein Heer in jenen wenig angebauten, von großen Wäldern bedeckten und von wasserreichen Strömen und zahlreichen Sümpfen durchschnittenen Ländern fand, nur geringe Erfolge. Als aber nach Ernsts Tode der Kaiser mit größerem Nachdruck die Verhältnisse im Osten verfolgte, gelang es ihm, im Bunde mit dem von seinem Bruder Miesko vertriebenen Herzog Otto-Bezbriem den Polenherzog zum Frieden zu zwingen. Miesko mußte der Lausitz entsagen und den Huldigungseid leisten. Bald darauf starb er. Sein Tod befreite nicht nur Konrad von einem sehr gefährlichen Gegner, sondern ließ auch für die nächste Zeit Polen in innere Verwirrung und Schwäche zurücksinken. An die Stelle des Polenreiches trat aber jetzt eine andere slavische Großmacht im Osten, das Herzogtum Böhmen. Schon Herzog Udalrich, Jaromirs Nachfolger, hatte sich während der Polenkriege von wankender Treue gezeigt. Als er jetzt starb, folgte ihm sein hochstrebender Sohn Bretislav, der den Polen Mähren wieder entrissen hatte. Feierlich huldigte er als Herzog von Böhmen und Mähren in Bamberg dem Kaiser. Dann kehrte er nach Prag zurück, entschlossen, die Ver-

wirrung in dem Erbe Boleslav Chrobrys für die Aufrichtung einer neuen slavischen Macht zu benutzen, deren Mittelpunkt das Land der Czechen sein sollte.

Kaiser Konrad ließ sich überall hier genügen, die bestehenden Verhältnisse aufrecht zu erhalten, und verzichtete auf jede weitgehende Eroberungspolitik. Wohl besiegte er die Liutizen aufs neue und zwang sie zur Zahlung eines höheren Tributs, aber er hat, wie schon sein Vorgänger Heinrich, nichts gethan, um das Christentum jenseits der Elbe von neuem zu beleben, und so kam es denn, daß zur selben Zeit, wo der christliche Glaube in den skandinavischen Ländern weite Verbreitung fand, die großen kirchlichen Stiftungen Ottos I. in Vergessenheit gerieten und das Christentum bei den Slaven zwischen Elbe und Oder wieder erstarb. Ja, es kam selbst zu einzelnen Gebietsabtretungen. Wie das Leithagebiet unter ihm an Ungarn fiel, so trat Konrad die alte ottonische Mark Schleswig zwischen Schlei und Eider an Knud, den König von Dänemark und England, ab, sei es, weil ihm die Behauptung der Mark jetzt, wo die Dänen nach Annahme des christlichen Glaubens und unter einer kraftvollen Regierung zur Ruhe kamen und ihre Wikingerfahrten einstellten, nicht mehr nötig erschien, sei es, um durch die Abtretung dieses Landes die Freundschaft des mächtigen Königs zu gewinnen und ihn von einem Bündnis mit den slavischen Mächten abzuziehen. Dagegen sollte der erste Salier den Umfang des Reiches im Süden beträchtlich vermehren. Im Jahre 1032 starb mit Rudolf III. das burgundische Königsgeschlecht aus. Schon früher hatte Konrad den König Rudolf gezwungen, den mit Heinrich II. geschlossenen Erbvertrag zu erneuern. Jetzt sandte der sterbende Herrscher dem Kaiser die Kroninsignien Burgunds und setzte ihn damit zum Erben des Landes ein. Zwar erhob ein französischer Großer, Odo von der Champagne, auf sein näheres Erbrecht gestützt, Ansprüche auf Burgund und suchte den nationalen Widerstand gegen den deutschen Herrscher zu entflammen, aber trotz aller Anstrengungen Odos behauptete sich Konrad siegreich im Besitze des ererbten Reiches. Freilich kam die königliche Gewalt in Burgund, wo mehr denn irgendwo die geistlichen und weltlichen Lehnsherrschaften sich entwickelt hatten, nie zu rechter Entfaltung und auch insofern bedeutete die Verbindung Burgunds mit dem Reiche keinen Zuwachs an Macht, als die Verschiedenheit der Nationalitäten einer engen, festen Vereinigung widerstrebte und nicht verhindert werden konnte, daß die romanisch sprechende Bevölkerung in den südlichen

Landschaften sich allmählich dem Westfrankenreiche anschloß, aber es hatte doch die damalige Besitzergreifung Burgunds, ganz abgesehen davon, daß das tiefzerrüttete Land nach einer ohnmächtigen Regierung den Segen einer geordneten, thatkräftigen Herrschaft genoß, den einen unleugbaren Vorteil, daß fortan die nördlichen, die alemannischen Teile des Landes wieder in enge Verbindung mit Deutschland und seiner Kulturentwickelung traten, daß die deutsche Schweiz vor Romanisierung behütet wurde und im innersten Kern ein deutsches Land blieb.

Nachdem Konrad im Osten und Westen glücklich gekämpft hatte und auch im Innern des Reiches jede Empörung gebrochen war, konnte er die großen Aufgaben des Kaisertums, die Kirchenreform und den inneren Ausbau des Reiches, in seine Hand nehmen.

Im Einklange mit der ganzen geistlichen Richtung seiner Zeit hat Konrad den Grund zu großartigen Kirchenbauten gelegt und auch in anderen frommen Werken seinen religiösen Sinn bethätigt, aber der großen kirchlichen Reform, welche damals die Herzen der Menschen erfüllte und seine beiden Vorgänger auf dem Throne, Otto III. und Heinrich II., beschäftigt hatte, stand er fremd, ja feindlich gegenüber. Sein nüchterner Sinn ließ ihn nicht nur die Bistümer und Abteien fest in seiner Hand halten, sondern hinderte ihn auch, durch eine Reform, wie sie die Cluniacenser anstrebten, die Macht des Papstes zu erhöhen und sich dadurch einen gefährlichen Nebenbuhler in der Herrschaft über die christliche Weltmonarchie großzuziehen. Gleich im Beginne seiner Regierung hat Konrad das Bistum Basel verkauft, und obwohl er damals das Gelübde that, sich fortan nicht mehr mit Simonie zu beflecken, so hat er doch, wie selbst sein Lobredner Wipo zugestehen muß, sein Versprechen nicht immer gehalten. Auch sonst war von einer kanonischen Wahl der Äbte und Bischöfe unter ihm nicht die Rede. Der Kaiser war es, der die kirchlichen Würden übertrug, und nicht immer waren es Bildung und frommer Lebenswandel, welche bei der Einsetzung den Ausschlag gaben, sondern Ergebenheit und königstreue Gesinnung. Der stolze Aribo von Mainz, der selbst den päpstlichen Machtansprüchen kühnen Mutes entgegengetreten war, wurde tief gebeugt. Die Beschlüsse der Seligenstädter Synode hat man vernichtet und den maßgebenden Einfluß der Mainzer Metropole dadurch hinweggeräumt, daß man Aribos Nebenbuhler, Piligrim von Köln, durch das Vorrecht der Königskrönung und das Erzkanzleramt von Italien auszeichnete. Aribos Kraft war gebrochen. Der Mann, der sieben Jahre zuvor in Seligenstadt mit

solcher Geringschätzung von den Wallfahrten nach Rom gesprochen hatte, erklärte am Weihnachtstage 1030 während des Gottesdienstes seine Absicht, zu den Schwellen der Apostel nach der heiligen Stadt ziehen zu wollen, ersuchte den Kaiser und die Bischöfe um Urlaub und bat Klerus und Volk, für seine Sünden zu Gott zu beten, und dies war zu einer Zeit, wo nicht mehr der rechtschaffene, fromme Benedikt VIII., sondern der unwürdige Johann XIX. auf dem Stuhle Petri saß. In den ersten Tagen des Jahres 1031 hat der Mainzer Erzbischof die Wallfahrt angetreten, von der ihm keine Heimkehr beschieden war.

Wie Konrad die Verweltlichung der Kirchenfürsten beförderte und sie ihren kirchlichen Aufgaben dadurch entfremdete, daß er sie seiner Politik allein dienstbar machte, wie er im Gegensatze zu den Ottonen die Mission verfallen ließ, so that er auch nichts, um das Papsttum zu heben. In Rom hatten sich, wie früher die Crescentier, so jetzt die Grafen von Tuskulum des päpstlichen Stuhles bemächtigt. Auf den ohnmächtigen Johann XIX. war der schamlose Benedikt IX. gefolgt, unter dem die Zeiten der Theodora und Marozia wiederzukehren schienen. Trotzdem fühlte sich der Kaiser nicht veranlaßt, sein Ansehen in dem tief zerrütteten Rom geltend zu machen. Wohl nährte er das Gefühl der Verachtung gegen den Papst und befahl er selbst, päpstliche Beschlüsse zu vernichten, als aber die Römer Benedikt vertrieben und dieser sich hilfesuchend an ihn wandte, ließ er ihn nach Rom zurückführen: konnte er doch bei der Schwäche des kirchlichen Oberhauptes seine Pläne auf die unbedingte Herrschaft im Staate und in der Kirche am ehesten durchführen.

Überall fand Konrad in der Kirche Gehorsam, sie war zum Werkzeuge in seiner Hand geworden. Um so mehr ergrimmte er, daß ein einziger Kirchenfürst, der ehrgeizige Erzbischof Aribert von Mailand, ihm Widerstand leistete, der, an die Spitze der lombardischen Bischöfe gestellt und im Besitze vieler weltlicher Rechte, nach dem Principate in Oberitalien strebte und es bei der damaligen Schwäche des Papsttums schon wagen konnte, in stolzer Demut sich den Titel ‚Knecht der Knechte Gottes‘ anzumaßen, den seit Gregor dem Großen allein die Päpste beanspruchten. Da der Erzbischof mit Willkür gegen seine zahlreichen Dienstmannen oder Valvassoren verfuhr, welche im Genusse von Lehen des Reiches oder des Erzstiftes Mailand standen, und auch die Lehensträger zu unmittelbarer Abhängigkeit herabzudrücken suchte, entstand unter den Valvassoren eine Gärung. Sie traten, um ihre Rechte zu

schützen, zu geheimen Verbindungen zusammen und erhoben sich zu gemeinsamer Gegenwehr. In dem ausbrechenden Bürgerkriege fand Aribert einen mächtigen Bundesgenossen an der rührigen industriellen und handeltreibenden Bevölkerung seiner damals aufblühenden Stadt Mailand. Sie war es, die ihn aufnahm, als er, von den Valvassoren geschlagen, hinter den festen Mauern der Stadt Schutz suchte. Zuletzt aber rief doch Aribert, immer ernstlicher gefährdet, den Kaiser Konrad zu Hilfe.

Rasch erschien Konrad im Jahre 1036 in Italien, jedoch nicht um dem hochstrebenden Erzbischof Beistand zu leisten, sondern um als Schiedsrichter aufzutreten und von dem Zwist für sich und das Reich Vorteil zu ziehen. Ohne Urteil wurde Aribert gefangen genommen und dem Patriarchen von Aquileja zur Haft überantwortet, doch der Erzbischof entkam der Gefangenschaft und kehrte in seine Hauptstadt zurück, wo jetzt sein Erscheinen die freiheitsliebende, unruhige Stadtbevölkerung zu fanatischem Hasse gegen die fremden Bedränger entflammte. Der Kaiser mußte sich zur Belagerung der stark befestigten, volkreichen Stadt entschließen, aber bald erkannte er, daß er mit seinem Ritterheere das gewaltige Mailand nicht bezwingen könne, und beschloß deshalb der nationalen Bewegung die Kraft dadurch zu rauben, daß er sie teilte und zersetzte. Noch an demselben Tage, an welchem er die Belagerung aufgab, erließ er, um die Valvassoren an sein Interesse zu fesseln, ein Gesetz, die constitutio de feudis, in welchem er den Vassallen die Erblichkeit ihrer Lehen verhieß.

Das Edikt über die Lehen*) vom 28. Mai 1037 lautet folgendermaßen:

„Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit. Konrad von Gottes Gnaden, der Römer Kaiser und Augustus. Wir thun hiermit allen unsern und der heiligen Kirche Getreuen, den jetzigen und künftigen, kund und zu wissen, daß wir zu Vereinigung der Lehnsherren und Vassallen, auf daß sie jeder Zeit unter einander einträchtig erfunden werden und getreu und voll Beständigkeit uns und ihren Getreuen gehorsam dienen, hiermit befehlen und verordnen, daß kein Lehnsmann der Bischöfe, Äbte, Äbtissinnen, der Markgrafen, Grafen oder eines jeden anderen, welcher ein Lehen von unsern Reichsgütern oder vom Besitz der Kirche jetzt hat oder haben wird oder wider das Recht verloren hat, sowohl von unsern größeren Valvassoren als von deren Dienstmannen, ohne offenbare und nachgewiesene Schuld sein Lehen verliere, außer nach dem Gesetze unserer Vorfahren und dem Beschlusse seiner Standesgenossen.

*) M. G. LL. II. p. 38.

Falls sich ein Streit zwischen den Lehnsherren und Dienstmannen erhebt, so soll, auch wenn die Standesgenossen entschieden haben, daß der Dienstmann sein Lehen verlieren müsse, jener doch, sobald er erklärt, daß das Urteil ungerechter Weise oder aus Haß also gefällt sei, sein Lehen so lange behalten, bis der Lehnsherr und der Angeschuldigte zusammen mit ihren Standesgenossen vor dem Angesichte des Königs erscheinen können und hier die Sache nach dem Rechte entschieden zu werden vermag. Wenn aber die Standesgenossen des Beklagten sich vor Gericht ihren Lehnsherren nicht stellen, so soll der Angeschuldigte sein Lehen behalten, bis er selbst mit seinem Lehnsherrn und seinen Standesgenossen vor dem Könige erscheinen kann. Der angeschuldigte Lehnsherr oder der Dienstmann, welcher angeklagt wird, soll, falls er sich an uns zu wenden beschlossen hat, dies sechs Wochen zuvor, ehe er sich auf den Weg macht, dem Manne, mit welchem er im Streite liegt, zu wissen thun. Dies aber soll von den größeren Valvassoren beobachtet werden. Bezüglich der geringeren möge im Königreiche ihre Sache vor den Lehnsherren oder vor unserm Sendboten entschieden werden. Wir befehlen aber noch, daß, wenn ein Dienstmann, sei es einer von den großen oder von den geringen Vassallen, aus dem Leben scheidet, sein Sohn das Lehen haben möge. Wenn er aber keinen Sohn hat, aber einen Enkel von seinem Sohne hinterläßt, soll der in gleicher Weise das Lehen erben, indem dabei der Brauch der größeren Valvassoren beobachtet wird, nämlich Rosse und Waffen den Lehnsherren gegeben werden. Hat er nun vielleicht keinen Enkel von seinem Sohne hinterlassen, aber einen ehelichen Bruder von Vaters Seite und es hat dieser den Lehnsherrn beleidigt, will jedoch ihm Genugthuung leisten und sein Mann werden, so soll ihm das Lehen, das dem Vater gehörte, zufallen. Hierüber verbieten wir in jeglicher Weise, daß ein Lehnsherr über das Lehen seiner Vassallen einen Tausch verfüge oder dasselbe in ein Zins- oder Pachtgut verwandele ohne des Vassallen Einverständnis. Die Güter, welche einer erbt und eigentümlich besitzt, entweder durch Übertragung oder durch rechte Urkunde, sei es auch auf Widerruf, die soll niemand ihm zu nehmen sich unterfangen. Die Leistungen an Verpflegung in den Burgen beanspruchen wir, soweit sie unsere Vorgänger gehabt haben; das aber, was sie nicht gehabt haben, darauf leisten wir durchaus Verzicht. So einer dieses Gesetz bricht, so soll er es um einhundert Pfund Goldes büßen, von welchem die eine Hälfte unsrer Kammer, die andere dem Geschädigten zukommen soll.

Siegel des Herrn Konrad, des erhabensten Kaisers der Römer und Augustus.

Kadoloh, der Kanzler, in Vertretung des Erzkanzlers Herimann beglaubigt.

Gegeben am 28. Mai, in der 5. Indiktion, im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1037 und im dreizehnten Jahre der königlichen Herrschaft des Herrn Konrad und seines kaiserlichen Regiments im elften. Glücklich vollbracht bei der Belagerung Mailands. Amen."

Jetzt erst vermochte Konrad mit Erfolg gegen Aribert vorzugehen. Der mächtige Kirchenfürst wurde aus kaiserlicher Machtvollkommenheit entsetzt und seine Würde einem der Kapläne des Kaisers übertragen. Die Empörung, welche durch diesen Beschluß in Italien hervorgerufen wurde, ward blutig unterdrückt, und als Aribert, um einen mächtigen Bundesgenossen zu gewinnen, dem Grafen Odo von der Champagne die Krone Italiens anbot, erlag der Nebenbuhler Konrads beim Kampfe um das burgundische Erbe in einer Schlacht gegen Gozelo von Lothringen und dessen Sohn Gottfried. Zugleich begründete Konrad in Unteritalien, welches die Griechen an die eingewanderten kriegerischen Normannen verloren hatten, seine Oberherrschaft und dehnte sie weit über die alten Grenzen des Reiches nach Süden hin aus.

Als Konrad im Jahre 1038 nach der Heimat zurückeilte, waren alle Feinde des Reiches niedergeworfen. Auch in Deutschland herrschte die tiefste Ruhe und war jeder Aufruhr verstummt. Wie der Kaiser allenthalben die Bistümer seinen politischen Zwecken dienstbar gemacht hatte, so war auch sein Bestreben auf die Auflösung der Herzogtümer gerichtet gewesen. Schon 1027 hatte er seinem Sohne Heinrich das Herzogtum Bayern übertragen. Als sein Stiefsohn Hermann von Schwaben, ohne Erben zu hinterlassen, starb, wurde auch Schwaben an Heinrich gegeben und endlich wurde der Thronerbe zum Könige von Burgund gekrönt. Im Jahre 1035 ward der Eppensteiner Adalbero, der Herzog von Kärnthen, von einem Fürstengerichte wegen Hochverrats seines Amtes entsetzt. Zwar wurde sein Herzogtum an Konrad den Jüngeren verliehen, aber dieser war kinderlos, und so stand der Heimfall Kärnthens bald zu erwarten. Da Franken schon unter der unmittelbaren Leitung des Königs stand, so gab es nur noch in den beiden Grenzlanden, Lothringen und Sachsen, ein Stammesherzogtum.

So hat Konrad die großen Sondergewalten gebrochen, hat die weltlichen und geistlichen Großen dem Königtum unterworfen und diesem zugleich in den niedern Ständen durch das Gesetz über die Erblichkeit

der Lehen, welches er für Italien gab, wie durch die treue Hingabe, mit der er sie gegen die Vergewaltigung ihrer Herren schützte, eine feste Stütze zu geben versucht.

Das Pfingstfest 1039 feierte der Kaiser, umgeben von einer glänzenden Versammlung in Utrecht. Hier sollte ihn der Tod erreichen.

Über sein Ende berichtet*) uns Wipo:

„Im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1039 feierte Kaiser Konrad, da er sah, daß das Königtum und die Hoffnung auf das Kaiserreich seinem Sohne, dem König Heinrich, gesichert sei, und daß fast alles in seinem Königreiche nach seinem Willen sich fügte, das heilige Pfingstfest zu Utrecht, einer Stadt Frieslands. Als er nun hier, die hochheilige Feier festlich begehend, zusammen mit seinem Sohne und der Kaiserin, die Krone auf dem Haupte, in großer Pracht zur Tafel schritt, fühlte er einen gelinden Schmerz, den er jedoch, um nicht die Freude des Tages zu stören, verheimlichte. Am folgenden Tage aber ergriff ihn eine tödliche Krankheit. Da befahl er der Kaiserin und seinem Sohne, dem König Heinrich, sein Schlafgemach zu verlassen und sich zum Mahl zu begeben, und beschied im Gefühle des nahenden Todes, wie er immer im Leben verständig und in seinem Thun ausdauernd und thatkräftig gewesen war, so auch in seinen letzten Stunden seinen Glauben unvermindert bewahrend, die Bischöfe zu sich und ließ den Leib und das Blut des Herrn und das heilige Kreuz mit den Reliquien der Heiligen herbeibringen. Dann richtete er sich laut weinend auf und empfing durch ein lauteres Bekenntnis und durch eifriges Gebet in tiefer Demut die Gemeinschaft der Heiligen und die Vergebung seiner Sünden. Hierauf sagte er nach herzlichen Ermahnungen der Kaiserin und seinem Sohne, dem König Heinrich, Lebewohl und schied aus diesem Leben am Montag den 4. Juni in der 7. Indiktion. Die Eingeweide des Kaisers wurden in Utrecht beigesetzt, und der König beschenkte die Stätte des Begräbnisses mit reichen Gaben und Gütern. Der übrige Körper wurde von der Kaiserin und ihrem Sohne, dem Könige, so gut es nur erdacht werden konnte, eingehüllt und verschlossen und nach Köln gebracht, durch alle Klöster jener Stadt wie auch durch die Klöster von Mainz und Worms und die dazwischen liegenden Ortschaften geführt, während alles Volk betend folgte, und nachdem unglaublich viel Gebet und große Almosen für die Erlösung der Seele dargebracht worden waren, achtunddreißig

*) A. a. O. c. 39.

Tage nach dem Tode in der Stadt Speier, welche der Kaiser selbst, wie auch nachher sein Sohn, mit hohen Ehren ausgezeichnet hat, ehrenvoll bestattet. Solche Gnade aber erwies Gott dem Kaiser Konrad, daß, so weit wir wenigstens gesehen und gehört haben, keinem anderen Kaiser vor seinem Begräbnisse so viele und allgemeine Klagen, so viele Gebete und so viele Almosen zu teil geworden sind. Und wie wir von dem Bischof Heinrich von Lausanne und den übrigen Burgundern, welche ihm von seinem Ende an bis zum Begräbnisse gefolgt sind, gehört haben, nahm Heinrich, des Kaisers Sohn, an allen Eingängen der Kirchen und zuletzt auch bei der Bestattung in einer über die Maßen großen Demut seines Vaters Leiche auf die Schulter, und nicht nur, was der Sohn seinem Vater in vollster Liebe, sondern auch was der Knecht seinem Herrn in heiliger Ehrfurcht schuldet, das alles erwies voll Eifer der König seinem abgeschiedenen Vater."

2. Heinrich III. 1039—1056.

Zum zweiten Male hatte sich seit Karls des Großen Tode das Kaisertum machtvoll erhoben, denn als Konrad zu Utrecht die Großen seines Reiches um sich versammelte, da gebot der Herr Deutschlands wieder wie zu Ottos Zeit unumschränkt in seinem Reiche und galt er als oberster Regierer der abendländischen Christenheit. Die slavische Großmacht, welche Boleslav Chrobry in Polen gegründet hatte, schwand dahin in zerstörenden Bürgerkriegen, das große dänisch-englische Reich Knuds des Großen fiel nach dem Tode seines Gründers wieder auseinander, während in Frankreich das kapetingische Geschlecht noch nicht zu überwiegendem Ansehen über die großen Vasallen emporgestiegen war. Allenthalben fand denn auch Heinrich, als er jetzt seines Vaters Thron einnahm, unbestrittene Anerkennung. Doch auch ihm sollte es nicht erspart bleiben, die Waffen zu führen. Ein neuer gefährlicher Feind entstand dem deutschen Reiche an seiner Ostgrenze in dem Slavenlande Böhmen. Nach der Auflösung der polnischen Macht hatte Udalrichs Sohn, der kühne, ehrgeizige Herzog Bretislav, eine Kriegsfahrt nach Polen unternommen, um alles Land, welches einst Boleslav Chrobry den Böhmen entrissen hatte, wiederzugewinnen. Rasch besetzte er Krakau, zwang Posen zur Ergebung und eroberte Gnesen, von wo er im Triumph die Gebeine des heiligen Adalbert nach Prag führte. Schon ging Bretislav damit um, Prag kirchlich von Mainz zu trennen, eine neue slavische Metropole hier

zu begründen und den Papst zu bestimmen, ihm die Königskrone zu übersenden, als sich Heinrich, durch das drohende Anwachsen der böhmischen Macht gezwungen und durch die Rücksicht auf die Polen, welche sich jetzt im Unglücke ihrer Verbindung mit dem deutschen Reiche erinnerten, veranlaßt, zu einem Kriegszuge gegen Bretislav entschloß. Der erste Zug, den Heinrich noch im Jahre 1040 unternahm, mißglückte, denn beim Angriffe auf die von den Böhmen verschanzten Pässe, welche aus Bayern nach Böhmen hinüberführen, erlitt der König schwere Verluste. Aber sogleich rüstete er sich zu einer neuen Heerfahrt.

Wir entnehmen den Bericht über Heinrichs zweiten Zug nach Böhmen und die Unterwerfung Bretislavs den zuverlässigen Altaicher Annalen, welche die wertvollste Quelle für Heinrichs III. Regierung bilden und namentlich über die Verhältnisse im Osten des Reiches ausführlich Aufschluß geben.

Die Altaicher Annalen*) erzählen:

„1041. Das Jahr begann der König in Mimigartovurt**), wo er den Sohn des Böhmenherzogs, den er als Geisel bei sich hatte, seinem Vater zurückzusenden befahl, um so die gefangenen Krieger zurückzuerhalten, welche im letzten Kampfe in die Hände der Böhmen gefallen waren. Das Osterfest feierte er in Utrecht. In den Tagen der Betwoche***) berief er eine Versammlung der Fürsten nach Saligenstatt†), um mit ihnen zu beraten, wie man die Schande, die man in Böhmen auf sich geladen hatte, wieder gut machen könne. Ebendahin kamen böhmische Gesandte, welche das Versprechen ablegten, daß sie selbst und auch der Herzog vor dem Angesichte des Königs erscheinen würden. Ohne etwas erreicht zu haben, mußten sie wieder heimkehren. Oft genug hatten sie schon während dieses Jahres um Frieden gebeten, aber immer nur von den Fürsten den Bescheid gehört, wenn der Herzog nicht erscheine, um sich mit seinem Reiche zu unterwerfen, so würde der König nochmals mit Heeresmacht über ihn kommen.

Es fand darauf eine Heerfahrt gegen die Böhmen statt, gottlob! mit besserm Erfolge als früher. Die Slaven hatten sich nämlich der Gewalt des Königs nicht unterwerfen wollen, in der Hoffnung, daß sie auch jetzt wieder, wie im vorigen Jahre, den Sieg davontragen würden. König Heinrich aber demütigte sich vor Gott, indem er mit dem Propheten††)

*) Annales Altahenses maiores. M.G. SS. XX. p. 794. Gesch. d. d. V. Heft 51.
) Münster. *) Die Woche nach dem 5. Sonntage nach Ostern.
†) Seligenstadt. ††) Psalm 119, 71.

sprach und dachte: ‚Es ist mir lieb, daß du mich gedemütigt hast, daß ich deine Rechte lerne‘, und indem er immer jenes Wort der Schrift*) vor Augen hatte: ‚Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er; er stäubet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt.‘ Darum sah aber der gerechte Richter aller, der keinen Unschuldigen ungestraft läßt, auf die Demut der Unsrigen und den Übermut jener und erhob die Unsrigen von ihrem Unglück in demselben Maße, als er jene beugte nach ihrem früheren Glücke. Als nämlich der König mit seinem Heere gegen sie auszog, verlegten die Böhmen die Wege, welche durch ihre Wälder führen, und rüsteten sich, die Waffen in der Hand, den König an dem Betreten ihres Landes zu hindern, aber Dank der Gnade Gottes verfiel der König auf den guten Plan, einige Tage vor den Verhauen still zu liegen, als wollte er hier den Durchmarsch erzwingen. Hier trafen auch zu wiederholten Malen Gesandte von der Seite des Herzogs ein, doch sie brachten keinen Antrag, der sich mit der königlichen Würde hätte vereinbaren lassen. Hierauf ließ der König eine große Menge Krieger an diesen Orten zurück, während er selbst auf unwegsamen Pfaden den Wald umging und so unvermutet in das feindliche Land einbrach, daß die Einwohner nicht früher von seinem Nahen hörten, als sie auch erfuhren, daß alle Feinde unversehrt mit allem Heergeräte im Lande ständen. Sie waren aber von solcher Vermessenheit gewesen, daß sie nicht einmal ihr Vieh geflüchtet und das Getreide geerntet hatten: so zuversichtlich hatten sie geglaubt, daß ihre Gegner nie ins Land einfallen würden. Das alles kam aber durch die Gnade Gottes den Unsrigen zu Gute, welche sechs Wochen lang in jenem Lande im Überflusse lebten. Was noch übrig blieb, zerstörten sie durch Feuer, und nur zwei Landschaften blieben verschont, deren Einwohner sich unterwarfen. Jetzt endlich sandte der Herzog, der seine und der Seinigen Gefahr erkannte, häufig Boten an alle Fürsten des Reiches, um sie zu bitten, für ihn Fürsprache einlegen zu wollen. Da sie aber keine annehmbaren Bedingungen anboten, mußten sie öfters unverrichteter Sache wieder heimkehren. Daher wandten sich viele Fürsten des böhmischen Landes zusammen mit dem Bischof von Prag**) an den König, unterwarfen sich ihm ohne Wissen des Herzogs, erlangten seine Gunst und eröffneten ihm den Willen der Einwohner, daß entweder der Herzog freiwillig sich dem Könige stellen müsse oder sie ihn demnächst gefesselt dem Könige

*) Hebr. 12. 6.

**) Severus. Er hatte Erzbischof werden und Prag zur Metropole Böhmens erheben wollen und fürchtete daher den Haß seines Vorgesetzten, des Erzbischofs von Mainz.

bringen würden. Sobald dies der Herzog erfuhr, kam er diesem Anschlage zuvor, schickte Gesandte mit demütiger Bitte und flehte alle ihm nahestehenden Fürsten um Hilfe und Beistand an: es möchte ihm gestattet sein, sich mit seinem ganzen Reiche und den Seinen zu unterwerfen und die Gunst des Königs unter Bedingungen, wie sie dem Herrscher und seinen Fürsten gefielen, zu suchen. Er gelobte eidlich, er werde nach Regensburg kommen, in aller Demut sich dem Könige stellen und achttausend Mark nach Königslot zahlen, alle in Polen gemachten Gefangenen herausgeben, und was dem Könige oder einem seiner Fürsten durch Gewalt oder List entrissen worden sei, ganz und vollständig wieder erstatten. Als Bürgen dieser Versprechen gab er fünf Geiseln, seinen Sohn und die Söhne von vier Fürsten: diese sollte der König, in welcher Weise es auch sei, töten dürfen, wenn der Herzog seinen Verpflichtungen nicht nachkäme. Auch ließ er selbst die Verhaue, welche er zuvor im Walde hatte anlegen lassen, wieder abtragen und einen breiten Weg bahnen, auf welchem nun das ganze Heer, ohne auf Widerstand zu stoßen oder Verluste zu erleiden, reich an Ehren und Gewinn heimwärts zog. Zwei Wochen später traf denn auch der Herzog an dem anberaumten Tage, umgeben von den meisten seiner Großen, und mit königlichen Geschenken, wie es sich geziemte, ein. Während der König inmitten der Fürsten in seiner Pfalz seinen Sitz genommen hatte, erschien der Herzog und warf sich, wie es die Ehre des Königs erforderte, mit entblößten Füßen vor der Versammlung nieder, tiefer gedemütigt jetzt, als er vorher sich selbst erhoben hatte. Darum gewährten denn die Vornehmen unseres Reiches, von Mitleid bewegt, ihm ihren Beistand und rieten mit geziemender Ehrfurcht dem Könige, sich des demütig Bittenden in Milde zu erbarmen und ihm seine frühere Herrschaft wiederzugeben. Als ihn nun der König zu Gnaden aufnahm, schwur der Herzog, er wolle ihm ebenso treu sein, wie der Vasall seinem Lehnsherrn, er wolle seinen Freunden ein Freund, seinen Feinden ein Feind sein und keinen Teil Polens oder irgendwelches anderen königlichen Landes unterwerfen, außer jenen beiden Landschaften, die ihm dort nach Recht gebührten. So wurde, Gott sei Lob und Dank, die Niederlage wieder gut gemacht, welche im Jahre vorher die Unsrigen erlitten hatten, und konnten, nachdem alles wohl geordnet worden war, alle in ihre Heimat zurückkehren."

Mit Milde behandelte Heinrich den Böhmenherzog. Er gab ihm nicht nur Böhmen zurück, sondern überließ ihm auch Schlesien und schenkte ihm die Hälfte der bedungenen Geldsumme. Hierdurch gewann er sich

den tapferen Bretislav zum treuen Freunde. In allen späteren Kriegen hat der Böhme den König wirksam unterstützt, und auch noch lange nachher sind die Herzöge von Böhmen treue Anhänger des fränkischen Kaiserhauses geblieben.

Der Sieg, den Heinrich über die Böhmen erfocht, war für die benachbarten Länder, Polen und Ungarn, von weitreichenden Folgen. Es gelang dem vertriebenen Herzog Kasimir, dem Sohne Mieskos II., aus Deutschland nach Polen heimzukehren und hier sich der Herrschaft zu bemächtigen, welche er als Vassall des deutschen Königs und im Frieden mit dem deutschen Volke, dem seine Mutter entstammte und das ihm in der Not eine Zuflucht gewährt hatte, führte. Anders äußerten sich die Wirkungen des glücklichen Feldzuges Heinrichs in dem benachbarten Ungarn. Hier war auf den ersten christlichen König, Stephan den Heiligen, seiner Schwester und des venetianischen Dogen Orseolo Sohn Peter I. gefolgt, der sich jedoch in seiner Macht nur mit Mühe zu behaupten vermochte. Er hatte an dem Böhmenherzog eine Stütze seines Königtums zu finden geglaubt. Als jetzt diese Stütze brach, stürzte auch seine Herrschaft. Das ungarische Volk erhob sich wider ihn, und hilfesuchend erschien der Erbe Stephans am Hofe des deutschen Königs. Aba, auch Ovo genannt, der durch die nationale Erhebung des Volkes auf den Thron Peters gesetzt worden war, begann im Jahre 1042 den Kampf gegen Heinrich mit einem Einfall in die bayrische Ostmark, zog sich aber, nachdem er einige Erfolge davongetragen hatte, wieder zurück. Sofort erschien Heinrich mit einem Heere in Ungarn, um Rache zu nehmen, aber erst im folgenden Jahre glückte es, das Land zur Unterwerfung zu bringen und Peter wieder einzusetzen.

Die Altaicher Annalen*) erzählen hierüber folgendes:

„In Ungarn brach zu dieser Zeit ein innerer Zwist aus, der schon seit lange im Geheimen sich vorbereitet hatte. Es kam nämlich zu einer gerechten Verschwörung gegen den ungerechten König und man trachtete danach, den unbillig Erhöhten mit billiger Erniedrigung zu treffen. Es verschworen sich viele Fürsten und beschlossen, was sie an ihrem Könige**) gefrevelt hatten, vor Gott zu büßen, und suchten, um König Peter selbst zu versöhnen, jenen, den sie unrechtmäßig an seine Stelle gesetzt hatten, entweder in Fesseln oder tot dem Könige Heinrich auszuliefern. Zu Ovos Unglück kam aber noch hinzu, daß er unsern König dadurch beleidigt

*) A. a. O. Zu dem Jahre 1044. **) Gemeint ist Peter I.

hatte, daß er den Verpflichtungen, welche er im Herbste vorher übernommen und sogar eidlich beschworen hatte, nicht nachgekommen war*). Einer aber, der um diese Verschwörung wußte, bedachte sein eignes Heil und verriet dem Könige Ovo alle Verschworenen, von denen nun einige zu Tode geführt wurden, einige andere aber durch die Hilfe Gottes den Händen des Königs zu entgehen vermochten. Aus diesem Grunde wurden alle Ungarn, welche hatten entfliehen können, noch mehr aufgereizt. Sie flehten den König Heinrich um Hilfe an, enthüllten ihm, wie hinterlistig der Tyrann gegen den Vertrag gehandelt hatte, und luden ihn zur Eroberung ihres Landes ein. Endlich beschloß der König, von ihnen überredet oder vielmehr, wie später offenbar wurde, durch das Geheiß Gottes geleitet, so heimlich als möglich nach Ungarn zu ziehen. Hier aber konnte man recht deutlich sehen, daß Gott, der gerechte Richter, die Ungerechtigkeit verderben wollte, denn nie hätte ein Sterblicher gewagt, eine solche Gnade zu erflehen, wie sie später Gott aus freiem Antriebe verlieh: der König rückte nämlich vor, gleich als wollte er einen Vertrag betreiben und dann aus der bayrischen Mark zurückkehren, indem er nur das bayrische und böhmische Aufgebot mit sich führte. Aus den übrigen Teilen seines Reiches hatte er nur seine Dienstmannen bei sich, da der Mangel an Feldfrüchten keine Lebensmittel für sie aufzubringen gestattete. Aber auch dies hatte er gegen den Rat fast aller seiner Untergebenen gethan, und man muß daher glauben, daß Gott seinem Geiste das eingegeben habe, was schon Jahrhunderte zuvor von ihm beschlossen worden war. Während er nun seines Weges zog, kamen mehrere Gesandte Ovos, welche die Flüchtlinge, die den König begleiteten, zurückforderten, indem sie klagten, jene seien Übelthäter an ihrem Reiche und hätten zuerst gegen die Unsern geschürt. Auch suchten sie unsern Herrscher von dem Zuge, den er unternommen hatte, dadurch abzubringen, daß sie mehr versprachen, als sie früher gelobt hatten. Vor allem aber bemühten sie sich, die Stärke unseres Heeres kennen zu lernen. Ehrenvoll und mit weiser Vorsicht wußte man sie zurückzuhalten, bis beide Heere nur noch einen Tagemarsch von einander getrennt waren, denn Ovo, der scheinbar den Frieden suchte, hatte unterdessen eine ungeheure Schar von Kriegern versammelt. Als man aber, nachdem die

*) Aba hatte gelobt, alle Gefangenen und die Habe, welche er bei seinem Einfall in die bayrische Mark hinweggeschleppt hatte, wieder zurückzuerstatten, ferner das Land bis zur Leitha, das an Stephan den Heiligen abgetreten worden war, zurückzugeben, eine Kriegsentschädigung zu zahlen und der Witwe Stephans, Gisela, einer Schwester Heinrichs II., alles auszuliefern, was ihr Gemahl ihr geschenkt hatte.

Zwischenträger von beiden Seiten gesprochen hatten, weder übereinkommen konnte noch wollte, entschloß man sich zuletzt, die Entscheidung den Waffen anzuvertrauen und setzte hierzu den dritten Tag fest, an welchem denn auch das Gericht Gottes sich offenbarte. Als nämlich an diesem Tage unser Held an dem zum Kampfe bestimmten Orte erschien und seinen Gegner nicht vorfand, wollte er ihn über den Rabanizafluß*) hinaus verfolgen, erblickte aber den Weg durch Sümpfe und nach dem bei jenem Volke üblichen Brauche durch Verhaue gesperrt. Doch fand er, nachdem er unter Führung der Ungarn, die er bei sich hatte, die ganze Nacht hindurch am Ufer aufwärts geritten war, im Morgengrauen auf einer bequemen Furt einen Übergang. Als die Wächter, welche hier die schützenden Verhaue bewachten, ihn herannahen sahen, ließen sie alles im Stiche und flüchteten von dannen. So kam es denn, daß den Unsrigen nicht nur der Weg geöffnet war, sondern auch viele Lebensmittel als Beute in die Hände fielen. Als nun drei Tage nach dem anberaumten Kampfe die Vorhut unseres Heeres die Rhaba**) überschritt, siehe, da zeigten sich in der Ferne unzählige Scharen der Feinde, welche so dicht das Feld bedeckten, als wäre dort ein Wald gewachsen. Durch ihre Masse umzingelten sie das Häuflein der Unsrigen von allen Seiten, so daß keiner durch die Flucht sein Leben retten konnte, aber Gott, der nichts ungestraft läßt, was ungerecht erscheint vor seinen Augen, entschied in gerechtem Gericht, machte der Feinde Trachten zu nichte und verkehrte, was jene zur Überlistung der Unsrigen ersonnen hatten, zu ihrem eigenen Verderben. Auch dies war Gottes Gericht angemessen, daß der Zwist der Könige nicht eher beigelegt wurde, als bis er durch das Blut jener gesühnt worden war, deren Wut ihn erregt hatte, denn ‚wer das Schwert nimmt,‘ so sagt die Wahrheit***), ‚der soll durch das Schwert umkommen.‘ Auch gedachte der König der Könige allen Völkern, die auf dem weiten Erdkreise wohnen, ein Beispiel zu geben, wie sie ihre Fürsten und vor allem die Könige ehren sollen, denn es giebt keine Obrigkeit auf Erden, wie die heilige Schrift bezeugt, außer von Gott†). Und so erschien denn an diesem Tage, da man sich auf beiden Seiten zum Kampfe rüstete und beide Völker so nahe aneinander gerückt waren, daß sie sich zu sehen vermochten, ein kleines Wölkchen, ein himmlisches Zeichen denen, welche der Papst, der Nachfolger des heiligen Petrus, deshalb weil sie ihres Königs Ehre angetastet hatten, vordem in den Bann gethan. Bald aber

*) Die Repcze. **) Raab. ***) Matth. 26. 52. †) Römer 13. 1.

erhob sich von den Unsrigen her ein gewaltiger Wirbelwind und trieb den Staub in Masse den Gegnern in die Augen. Als er sich dann legte, riefen die Unsrigen den Herrn an, während die Ungarn ein verworrenes Geheul anstimmten. Heftig entbrannte der Streit, und mit Erbitterung wurde auf beiden Seiten gefochten, denn noch leisteten beim ersten Angriff die Gegner tapfern Widerstand, weil ihnen von Bayern her Kunde über die geringe Menge der Unsern gekommen war und sie der Überzahl ihres Heeres vertrauten. Als sie aber sahen, wie Unzählige der Ihrigen fielen, begannen sie sich zur Flucht zu wenden und zu weichen. Beinahe sechs Meilen weit wurden sie von unsern Kriegern verfolgt*). Mit unzähligen Leichen bedeckte sich die Erde, die vergoldete Lanze des Königs wurde erbeutet, Bischöfe, Kapelläne, Fürsten und eine große Menge anderer Ungarn wurden gefangen genommen. Endlich kehrten die Unsern, des Mordens überdrüssig, im Triumphe in ihr Lager zurück. Da fiel der König mit entblößten Füßen, ein härenes Gewand auf dem bloßen Leibe, vor dem lebenspendenden Holze des heiligen Kreuzes nieder, und es folgte seinem Beispiele alles Volk zusammen mit den Fürsten, und sie gaben Ruhm und Ehre demjenigen, der ihnen einen so großen, wunderbaren und unblutigen Sieg verliehen hatte. Auch verziehen alle um solcher Gnade willen einem jeden, welcher sich gegen sie vergangen hatte und in ihrer Schuld war. Hierauf sammelten sie ihre Toten, deren es nur sehr wenige gab, und erwiesen ihnen die Pflicht der Menschlichkeit, für die Verwundeten aber trugen sie so viel als möglich Sorge und sandten sie in die Heimat zurück. Unterdessen kam die Bevölkerung jenes Landes, bald in Scharen, bald einzelne, und unterwarfen sich dem siegreichen Herrscher. Der aber nahm sie mit mildem Antlitz auf und überwies sie ihrem Könige Peter. Von da zogen sie zusammen weiter und kamen in großem Zuge nach der Stadt Wizenburg**), wo sie mit königlichem Gepränge empfangen wurden. Hier bekleidete der Herrscher den König Peter mit den Abzeichen der königlichen Würde, nahm ihn bei der Hand und setzte ihn wieder auf den Thron. In der Kirche der jungfräulichen Gottesmutter, in welcher sich die Fürsten versammelt hatten, fand hierauf die Aussöhnung zwischen König und Volk statt. Auf ihre Bitte gewährte Heinrich den Ungarn das deutsche Recht und kehrte alsdann, nachdem er ihnen zum Schutze deutsche Besatzungen zurückgelassen hatte, nach Hause zurück und gelangte nach Regensburg. An diesem Tage genoß

*) Die Schlacht fand in der Ebene von Menfö unweit Raab statt, am 4. o. 5. Juli 1044. **) Stuhlweißenburg.

er nicht eher etwas, als bis er alle Kirchen mit entblößten Füßen und härenem Gewande besucht und alle Altäre mit einem Tuche bekleidet hatte. Nie hat man jemals in einer Stadt ein solches frommes Frohlocken des Volkes und der Fürsten, nie so weihevolle Lobgesänge von Geistlichen, von Mönchen und den Mägden Christi vernommen. Ovo geriet übrigens auf der Flucht in ein Dorf und wäre hier beinahe, da ein Blitzstrahl das Haus anzündete, ums Leben gekommen. Mit Mühe gerettet, verbarg er sich, bald hierhin, bald dorthin fliehend, bis er ergriffen und nach gemeinsamem Urteil der Unsern und der Seinen mit dem Tode bestraft wurde."

Glückverheißend hatte die Regierung Heinrichs III. begonnen. Der junge König hatte nicht seine eigne Familie gegen sich, die strenge und gerechte Regierung des Vaters zwang auch zur Achtung vor dem Sohne und zugleich vereinigte Heinrich in seiner Hand eine Macht, wie sie seit langem kein deutscher Herrscher besessen hatte. Als Herr von Burgund, Bayern, Schwaben, Franken und Kärnthen hatte er den Thron bestiegen, und wenn es auch noch in Lothringen und Sachsen Stammesherzöge gab, so wußte er doch selbst in diesen Landen sein Ansehen kraftvoll zu behaupten und jede Auflehnung zu bestrafen. Als im Jahre 1044 Herzog Gozelo I. von Lothringen starb und Heinrich dessen hochstrebendem Sohne Gottfried nicht das ganze Herzogtum, welches der Vater in seiner Hand vereinigt hatte, sondern nur Oberlothringen übertrug, dagegen mit Niederlothringen Gozelos jüngeren Sohn Gozelo II. belehnte, erhob sich Gottfried zum Kampfe gegen den König, aber der aufrührerische Herzog unterlag und mußte sein Vergehen mit Verbannung und Haft in Giebichenstein büßen. So war mit nachdrücklicher Strenge der Aufstand unterdrückt und die Ruhe im Reiche aufrecht erhalten worden. Jetzt huldigten auch Böhmen, Polen, Wenden und Ungarn dem König Heinrich als ihrem Lehnsherrn, weithin zu den benachbarten Völkern drang der Ruf seiner hellleuchtenden Kriegsthaten und das Lob seiner Strenge und Gerechtigkeit. Seit Otto dem Großen hatte kein Herrscher im deutschen Reich über solche Macht geboten, hatte keiner den Ruhm der Deutschen so glänzend gegenüber den benachbarten Völkern erneuert und behauptet wie Konrads Sohn Heinrich.

Nicht unähnlich seinem Vater in Gestalt und Sinnesart, von derselben leidenschaftlichen Härte und schrankenlosen Herrschsucht, aber auch von derselben Gerechtigkeitsliebe und vollen Hingabe an seinen königlichen Beruf, war Heinrich doch seinem Vorgänger noch überlegen an

tiefer Frömmigkeit, an Schwung des Geistes und Großartigkeit in seinen Entwürfen. Es genügte ihm nicht die unbedingte Gewalt über sein Volk, das nationale Königtum, dem Konrad zustrebte, sein Blick war vielmehr auf eine höhere, auf die universale Macht des Kaisertums gerichtet. Darum ließ er die Vereinigung der herzoglichen Gewalt mit dem Königtume fallen und verzichtete auf die Aufgabe, die Stämme Deutschlands zu einem Reiche zu verschmelzen. Darum griff er auf die Politik der Ottonen zurück und versuchte die mächtigsten Großen durch Verleihung der wichtigsten Lehen an sich zu ketten. So gab er Bayern an Heinrich von Luxemburg, Schwaben an den Pfalzgrafen Otto bei Rhein, Kärnthen an den Grafen Welf, aber kraftvoll hielt er alle seine Vassallen in seiner Hand und mit Klugheit wußte er der Erblichkeit der Herzogtümer vorzubeugen, und auch darin folgte er den sächsischen Kaisern, daß er den Umfang der Herzogtümer zu verringern trachtete, die Teilung Lothringens aufrecht erhielt, Kärnthen durch Ablösung der Steiermark, Krains und Istriens zertrümmerte und die Geistlichkeit mit Grafschaften ausstattete und in den zerschlagenen Gauen den weltlichen Vassallen gegenüberstellte. Vor allem aber lenkte Heinrich darin in eine andere Bahn ein, als sie der erste Salier gewandelt, daß er sich mit ganzem Herzen der Kirchenreform anschloß, wie sie damals von dem Kloster Cluny aus angeregt wurde. Hatte Konrad bei der Einsetzung von Bischöfen und Äbten nicht auf geistliche Bildung und Würdigkeit, sondern allein auf ergebene Gesinnung gesehen und sich selbst nicht gescheut, geistliche Würden um Geld zu verleihen und damit den Vorwurf der Simonie auf sich zu laden, so wich sein Nachfolger weit von seines Vaters Brauche ab. Zwar war er nicht gewillt, auf das Recht der Einsetzung seiner geistlichen Vassallen Verzicht zu leisten, aber nur die Würdigsten wurden von ihm zu den geistlichen Ämtern erhoben, und nie hat er sich mit Simonie, gegen die er schon als Thronfolger seine Stimme erhob, befleckt. Konrad hatte sich um die Zustände in der Kirche wenig gekümmert und war in Italien nur vorübergehend erschienen, um seine Anerkennung als König und Kaiser zu erzwingen, seine Kraft hatte er vielmehr allein an die Herstellung des Friedens und die Hebung der königlichen Macht in Deutschland gesetzt. Sein Sohn Heinrich aber nahm noch einmal alle Tendenzen der Weltherrschaft und der Theokratie wieder auf und faßte den großartigen Plan, gestützt auf sein kaiserliches Amt, überall, wie für den Gehorsam und die Unterordnung gegenüber den weltlichen Fürsten, so für die Aufrechterhaltung

der christlichen Zucht und des christlichen Glaubens einzutreten. Um diesen Plan zu verwirklichen, gedachte er, die Laien dem Priester, die Priester dem Bischof, die Bischöfe dem Papst, den Papst aber dem Kaiser unterzuordnen und so mit der Hilfe der weltumfassenden Kirche sein kaiserliches Regiment über den christlichen Erdkreis zu handhaben.

Die Verwirrungen in Italien boten die Gelegenheit, die Reform der christlichen Kirche in die Hand zu nehmen. Der sittliche Zustand des italienischen Klerus hatte einen Grad der Verwilderung erreicht, wie kaum in den schlimmsten Zeiten zuvor. Nirgends aber herrschte eine solche Unsittlichkeit wie in Rom selbst, wo alle Kirchenämter verschachert und die Interessen der Kirche auf das gröblichste mißachtet wurden. Seit dem Sturze der Crescentier hatten die Grafen von Tuskulum alle Macht in der Stadt an sich gerissen und nach ihrem Belieben über das Papsttum verfügt. Der schamlose Benedikt IX., den sie auf Petri Stuhl gesetzt hatten, war schon einmal von einer gegnerischen Partei aus der Stadt getrieben worden, aber, durch Konrads Mannen zurückgeführt, hatte er sein altes frevelhaftes Leben fortgesetzt und das höchste Amt der Christenheit durch seine Laster entweiht. Endlich hatte sich der allgemeine Unwillen gegen ihn aufs neue Luft gemacht, die Gegner erhoben sich, trieben den Papst aus der Stadt und schmückten den Bischof von S. Sabina, Johannes, der sich fortan Silvester III. nannte, mit der Tiara. Doch nicht lange vermochte sich der neue Papst in seiner Würde zu behaupten. Schon nach Verlauf mehrerer Wochen kehrte Benedikt mit Hilfe der tuskulanischen Partei nach Rom zurück und verjagte seinen Nebenbuhler, aber sein Sinn war nicht mehr auf die Herrschaft der Krone gerichtet, seitdem ihn die Liebe zu der Tochter des Girardus de Saxo erfaßt hatte und er zur Ehe entschlossen war. Nur einen möglichst hohen Preis wollte er aus seiner Würde herausschlagen. Und dieser Preis wurde ihm gezahlt. Ein frommer und sittenreiner Geistlicher, der Erzpriester Johannes Gratianus, der um seiner Tugenden willen die Aufmerksamkeit der kirchlichen Reformpartei auf sich gezogen hatte, gedachte das Papsttum aus seiner schmählichen Lage zu befreien, und kaufte, indem er sich in seinem frommem Eifer desselben Verbrechens schuldig machte, dessen man Benedikt und Silvester anklagte, die päpstliche Würde um einen hohen Preis. Gregor VI. — so nannte sich der neue Papst mit Hinweis auf jenen deutschen Papst Gregor V., der unter Kaiser Otto III. so eifrig für die Reform der Kirche eingetreten war — fand durch den Einfluß der Cluniacenser, die seine Wahl mit Freuden

begrüßten, allenthalben bereitwillige Anerkennung, aber die Einheit vermochte auch er der Kirche nicht wiederzugeben. Benedikts Heiratspläne hatten sich zerschlagen. Nochmals trat er mit seinen Ansprüchen hervor, so daß man jetzt drei Päpste in der Christenheit zählte. Ein wüster Kampf erhob sich zwischen den drei Nebenbuhlern, in welchem die christliche Kirche namenlos litt und den Gläubigen schweres Ärgernis bereitet wurde. In dieser Not wandte sich die Reformpartei, welche, tief beschämt durch Gregors offenkundig gewordene Simonie, ihren Papst hatte fallen lassen, an den einzigen Herrscher, welcher dem entsetzlichen Jammer steuern und Frieden bringen konnte, an den deutschen König. Heinrich war ein warmer Freund der cluniacensischen Kirchenreform und bewies sich jederzeit als ein treuer Beschützer der Geistlichen, die als Diener der universalen Kirche berufen waren, die festesten Stützen seiner universalen kaiserlichen Macht zu werden. Er ließ die Bitten der Reformfreunde nicht ungehört verhallen, sondern machte sich mit einem stattlichen Heere und in Begleitung seiner Gemahlin Agnes sowie vieler geistlicher und weltlicher Großen auf, um über die Alpen zu ziehen, der Kirche die Einheit und den Frieden wiederzugeben, für sich selbst aber die Krone des Kaiserreiches zu gewinnen.

Die Altaicher Annalen*) geben über Heinrichs Römerzug folgenden leider allzudürftigen Bericht:

„1046. Der König feierte die Geburt des Herrn zu Goslar. Nicht lange darauf starb der Markgraf Eckard**) eines plötzlichen Todes und wurde in Gegenwart des Königs zu Nuunburg***) beigesetzt. Am Palmsonntage wurden die prächtige Kirche von Hildenesheim†) und der größte Teil der Stadt eine Beute des Feuers. Das Osterfest feierte der König in der Stadt Utrecht. In demselben Sommer wurden auch die Städte Mainz und Regensburg vom Feuer zerstört. Das Fest der Ankunft des heiligen Geistes beging der König zugleich mit einer großen Versammlung von Fürsten in Aachen. Hier gewährte er dem Herzog Gottfried die Gnade seiner Versöhnung und gab ihm das eine Herzogtum, welches er zu Lebzeiten seines Vaters verwaltet hatte. Das andere jedoch wurde weder ihm noch seinem Bruder überlassen, sondern dem Gozelo genommen und Friedrich, dem Bruder des Herzogs von Bayern, gegeben††). Hierauf

*) Annal. Altah. maior. M.G. SS. p. 802.

) Eckard oder Eckehard II. von Meißen, der letzte männliche Sproß seines Hauses. *) Naumburg. †) Hildesheim.

††) Gozelo II., der Herzog von Niederlothringen, war — was aus dieser Stelle nicht klar hervorgeht — bereits gestorben.

brach der König von hier auf und begab sich nach Mersiburc, um das Geburtsfest des heiligen Johannes*) daselbst zu feiern. Ebendahin kamen auch Bretislav, der Herzog von Böhmen, Kasimir von Polen und Zemuzil von Pommern, um den König mit gebührenden Geschenken zu ehren. An demselben Tage ließ der König seine Tochter**) den heiligen Schleier nehmen und sie zugleich zur Äbtissin von Quittiligenburg weihen. Von da wandte er sich nach Mihsina***), wo er das Fest der Apostel Petrus und Paulus feierte und auf einer zweiten Zusammenkunft die vorgenannten Herzöge unter einander aussöhnte†). Hier ward Teti, der Sohn des Grafen Dietrich, vom Könige mit zwei Marken Eckards belehnt, die dritte, die von Mihsina selbst, behielt der König noch zurück. Das Fest der Geburt der Gottesmutter††) beging der König in Augsburg. Nachdem hierher die Vasallen zusammengekommen waren, machte er sich auf den Weg und gelangte glücklich nach Italien und hielt, in der Stadt Verona angekommen, eine Heerschau. Als er von hier aufgebrochen war, setzte er die Ordnung des Marsches dergestalt fest, daß er vor dem Feste der Apostel Simon und Juda†††) in der Stadt Pavia anlangte, wo er eine Synodalversammlung und eine öffentliche Gerichtsversammlung abhielt und es so einrichtete, daß er selbst das genannte Fest im Schmucke der königlichen Abzeichen und der Krone beging. Als er nun von hier hinwegzog und an verschiedenen Orten gerechtes Gericht hielt, begannen die Römer in dichter und dichter werdenden Scharen ihm entgegenzukommen, bis er die Stadt Sudrun*†) erreichte, wo er eine zweite Synode abzuhalten gedachte. Die Veranlassung zu dieser Versammlung gaben aber drei Päpste, welche alle drei zu dieser Zeit am Leben waren. Der erste von ihnen hatte wegen einer unerlaubten Verbindung, die er geschlossen, den päpstlichen Stuhl verlassen müssen oder war vielmehr aus eignem Antriebe, durch keine Ge-

*) Am 24. Juni 1046. Mersiburc, d. i. Merseburg.

) Beatrix, Äbtissin von Quedlinburg. *) Meißen.

†) Vermutlich trat Bretislav mit Klagen gegen Kasimir auf, der Schlesien für Polen wiedergewinnen wollte. Zemuzil dagegen war dem Herzog Meczlav von Masovien zu Hilfe gekommen, als dieser von Kasimir und dessen Schwager, dem russischen Großfürsten Jaroslav, angegriffen wurde, weil er sich beharrlich weigerte, Kasimir als seinen Oberherrn anzuerkennen. — Teti erhielt die Marken von Merseburg und Naumburg. Später finden wir den Grafen Wilhelm von Weimar im Besitze der ganzen Markgrafschaft Eckards.

††) Am 8. September. †††) Am 28. Oktober. Die Synode war am 25. Oktober.

*†) Sutri. Die Synode trat am 20. September zusammen.

walt gezwungen, freiwillig von seinem Amte zurückgetreten. An seine Stelle setzten, obwohl er noch im Fleische wandelte, die Römer nach eingegangener Verschwörung einen anderen Papst ein. Aber der erste verkaufte, da er, von Zorn ergriffen, nicht dulden wollte, daß man jenem zweiten die päpstliche Gewalt übertrage, die Leitung der Kirche an einen dritten. Doch, um mich kurz zu fassen: sie alle wurden auf dieser Synode gerichtet und entsetzt*) und an ihre Stelle Suidger, der Bischof von Pabinberg**), der einer solchen Erhöhung würdig war, von allen Anwesenden geistlichen und weltlichen Standes zum Papst erhoben . . .

1047. Das Geburtsfest des Herrn feierte der König in Rom, um die Weihe zum Kaiser zu empfangen. Hier weihte der Papst, nachdem er an dem heiligen Festtage ordiniert worden war, nach altem Brauche den Kaiser und die Kaiserin, dann den Erzbischof von Ravenna, den Bischof von Piacenza und den Fuldaer Abt***). Als die Feierlichkeit vorüber war, zog der Kaiser nach Apulien, während die Kaiserin, die ihrer nahen Niederkunft entgegensah, sich nach Mantua wandte, wo sie einer Tochter genas. Der Kaiser durchzog unterdessen das ganze Land und kam bis zur Stadt Benevent†). Von da wandte er sich wieder heimwärts und gelangte nach Mantua, wo er die Auferstehung des Herrn festlich beging. Nach Ostern brach er wieder von hier auf und zog am Geburtsfeste St. Johannes des Täufers in Augsburg ein. Ebbo, der Bischof dieser Stadt, starb und ward in Anwesenheit des Kaisers bestattet. Nachdem der Herrscher an seiner statt Heinrich zum Bischof bestellt und seinen Weg nach dem Westen des Reiches genommen hatte, fand er hier einen Gegner zum Kampfe gerüstet, den Herzog Gottfried. Dieser hatte nämlich einen neuen Aufstand erregt, weil er daran verzweifelte, die Gunst des Kaisers wiederzugewinnen: war sie doch ihm allein verweigert wor-

*) Gregor mußte mit seinem Kapellan Hildebrand, dem nachmaligen Papste Gregor VII., dem Könige nach Deutschland folgen und ist bis an sein Lebensende in Köln in Haft gehalten worden. Benedikt, der sich nicht in Sutri eingestellt hatte, wurde übrigens erst auf der Synode zu Rom am 23. Dezember entsetzt.

**) Suidger von Bamberg nannte sich als Papst Clemens II.

***) Nach der Krönung veranlaßten die Römer den Kaiser, sich zu ihrem Patricius zu erklären, und übertrugen ihm zugleich das wichtige Vorrecht, in Zukunft bei der Papstwahl den Principat auszuüben, d. h. bei der Papstwahl nicht allein die erste, ondern auch die entscheidende Stimme zu führen.

†) Heinrich zeigte sich namentlich den normannischen Vasallen Waimars von Apulien und Kalabrien günstig. Rudolf von Aversa und Drogo von Apulien wurden aus fürstlichen Vasallen Lehensleute des Kaisers und Pairs der langobardischen Fürsten.

den, während der Kaiser an der Schwelle des heiligen Petrus allen übrigen Schuldigen vergeben hatte. Daher sammelte er den Dietrich, Balduin*) und alle, die er zu Genossen seines verruchten Anschlages gewinnen konnte, um sich und äscherte durch Anzündung der umliegenden Höfe die Gebäude der königlichen Pfalz in Niumagum**) ein. Auch nahm er mehrere feste Plätze, welche vordem dem Kaiser gehört hatten, weg und besetzte sie nach Verführung, Tötung oder Vertreibung der kaiserlichen Vassallen mit Heerhaufen der Seinigen, so daß es keinem der Unsrigen gestattet war, sie zu betreten. Der Kaiser aber empfand Unwillen über solchen Verlust und rüstete unter vielen Mühen eine Flotte zum Zuge gegen jenen aus und ein Heer zu Roß und zu Fuß, doch gelang es ihm nicht, etwas auszuführen, was dem Reiche zum Ruhme oder zur Ehre hätte gereichen können***). Herzog Heinrich starb auf einer Reise, als er seine Braut einholen wollte. Auch der Herzog Otto von Schwaben ging mit dem Tode ab. Es folgte ihm Otto von Swinfurt†). Papst Suidger schied aus dem Leben, ward nach Bamberg übergeführt und hier bestattet. Erzbischof Poppo von Trier verstarb. Ihm folgte Eberhard im Amte.

1048. Die Geburt des Herrn beging der Kaiser festlich zu Pholide††). Dort trafen Gesandte der Römer ein, um sich den Bischof von Brixen zum Papste zu erbitten. Derselbe wurde denn auch, wie sie erbeten hatten, unter Übereinstimmung der ganzen Fürstenversammlung gewählt†††). Mit den Gesandten selbst wurden einige Bischöfe nach Rom geschickt, welche den Papst dorthin geleiten sollten. Doch starb der Papst nicht lange darauf. An seiner statt wurde Brun erwählt*†). In derselben Pfalz gab der Kaiser dem Kanzler Hartwich das Bistum Babinberg und nach seinem Aufbruch von dort dem Ebbo die Abtei zu Fulda ..."

Mit der Heimkehr aus Italien trat in Heinrichs Regierung ein

*) Graf Dietrich von Holland und Graf Balduin V. von Flandern.

**) Nymwegen.

***) Nur unter schweren Verlusten vermochte der Kaiser seinen Rückzug zu bewerkstelligen.

†) Otto von Schweinfurt, der Sohn des Markgrafen Heinrich, der sich gegen Heinrich II. aufgelehnt hatte. An Stelle des verstorbenen Herzogs Heinrich von Bayern wurde ein Angehöriger desselben lothringischen Dynastengeschlechts, aus welchem auch der jüngst verstorbene Herzog Otto II. von Schwaben hervorgegangen war, Konrad, ein Enkel des rheinischen Pfalzgrafen Ezzo, zum Herzog eingesetzt.

††) Pöhlde.

†††) Poppo von Brixen, Papst Damasus II. 1047—1048.

*†) Bruno von Toul, Papst Leo IX. 1048—1054.

wichtiger Umschwung ein. Bis dahin bemerken wir in allen Dingen ein rüstiges Vorwärtsschreiten im Innern und eine glänzende Machtentwickelung nach Außen. Der heimliche und offene Widerstand, der sich noch unter dem ersten König und Kaiser aus dem fränkischen Hause geregt und die Ausübung der Herrschaft so schwer gemacht hatte, war allmählich verstummt und hatte einer allgemeinen Unterwürfigkeit Platz gemacht. Behauptete aber Heinrich im Innern des Reiches mit kraftvoller Hand Konrads gebietende Stellung, so ging er nach Außen noch weit über das hinaus, was sein Vater vollbracht hatte. Seine erfolgreichen Feldzüge gegen Böhmen und Ungarn hatten ihm nicht nur kriegerischen Ruhm eingebracht. Das Reich war um das an Stephan abgetretene Land bis zur Leitha wieder vergrößert worden, Bretislav von Böhmen erkannte den deutschen König als seinen Herrn an und der Friedensvertrag mit König Peter hatte auch das Königreich Ungarn zu einem deutschen Reichslehen umgewandelt. Nach diesen glänzenden Thaten hatte Heinrich, den es gemäß seiner geistlichen Erziehung und wissenschaftlichen Bildung und gemäß seiner heißen Frömmigkeit und Neigung zu strengem Mönchsleben nicht nach Kriegsthaten, sondern danach verlangte, als ein Friedensfürst der Welt zu gebieten, die Kirchenreform in die Hand genommen. Er hatte kraft seines Patriciats den Stuhl Petri besetzt und das Kaisertum erneuert und war damit der Verwirklichung seiner Idee, eine christliche Universalmonarchie zu begründen, worin die Geistlichkeit des gesamten Abendlandes von dem Papste, dieser aber von ihm, dem Kaiser, abhängig sein sollte, um einen bedeutsamen Schritt näher getreten. Aber gerade jetzt, wo das Kaisertum, wenn auch nicht den höchsten Gipfel seiner Macht erreicht, so doch noch einmal seinen ganzen Glanz entfaltet hatte, wo Heinrich als friedlicher Staatenlenker eine segensreiche Thätigkeit zu beginnen gedachte, erhoben sich gegen seine Herrschaft im Innern des Reiches wie von Außen Fürsten und Völker. Karls des Großen Reich hatte seinen Schöpfer noch um vierzig Jahre überlebt, die Weltherrschaft Ottos I. war kurz nach dem Tode des großen Kaisers zusammengebrochen. Heinrich III. dagegen mußte, unmittelbar nachdem er den Höhepunkt seiner Macht erreicht hatte, um seine Selbsterhaltung kämpfen und konnte sich inmitten seines Reiches nur mit Mühe gegen die Laienfürsten behaupten, die ohne weiteres Verschwörungen eingingen und zum Schwerte griffen, sobald sie in der Verfolgung ihrer dynastischen Pläne auf Widerstand bei dem Reichsoberhaupte stießen.

Zugleich aber sah sich auch Heinrich trotz seiner ungeheuren Erfolge

von äußeren Feinden angegriffen, denn wiewohl sich Fürsten und Völker von dem einen Ende Europas bis zum andern ihm willig zu beugen schienen, so erwachte doch gerade damals in den Nationen des Abendlandes infolge des übermächtigen Erstarkens des deutschen Einflusses immer deutlicher das Gefühl eigenen Wesens und eigener Kraft und machte sich immer mehr das Bestreben geltend, jeden Versuch, ihr selbständiges Leben zu brechen, mit dem Trotze der angeborenen Freiheit zurückzuweisen. Hatte Rom die Freiheit und Selbständigkeit aller Völker Europas vernichtet und allen dieselbe Sprache, Gesittung und Bildung gegeben, so hatten dagegen die Germanen, welche nach dem Sturze der römischen Herrschaft die Führung der christlichen Völker übernahmen, die Nationalitäten geschont und die Idee eines völkerrechtlichen Staates in die Geschichte eingeführt. Alle Staaten sollten sich als Glieder eines großen Staates fühlen, dem als Grundlage die Vereinigung des deutschen mit dem italienischen Königtum diente und das durch das feste Band der christlichen Kirche zusammengehalten wurde. Allen war, mit alleiniger Ausnahme der Elbslaven, die am hartnäckigsten am Heidentum festhielten und wegen ihrer gefahrdrohenden Nachbarschaft am schonungslosesten unterdrückt wurden, in einem solchen Staate die Möglichkeit einer nationalen Entwickelung gegeben, aber, wie wenig auch ihre Selbständigkeit durch die Oberlehnsherrschaft der deutschen Könige und Kaiser angegriffen schien, so versuchten sie doch alle den Abfall, um ihre Freiheit zu behaupten.

Das Volk, welches zuletzt von den Deutschen zur Unterwerfung gezwungen worden war, stand zuerst auf. Eine heidnisch-nationale Bewegung ergriff die Ungarn. König Peter wurde gestürzt, geblendet und gefangen gesetzt, seine deutschen Beschützer wurden getötet. Zum König aber erhob man Andreas aus dem Stamme Arpads. Andreas wußte die heidnische Reaktion gegen das Christentum zu brechen und war auch geneigt, mit Heinrich Frieden und Freundschaft zu schließen und ihm Zins zu zahlen, aber Kaiser Heinrich war entschlossen, Peters Unglück und das vergossene deutsche Blut zu rächen. Eine Zeit lang wurde er durch den Aufstand der Lothringer in Deutschland festgehalten. Sobald aber Dietrich von Holland, Gottfried von Lothringen und Balduin von Flandern sich unterworfen hatten, rüstete der Kaiser sich zu einer neuen Heerfahrt nach Ungarn. Schon 1050 befestigten Herzog Konrad von Bayern, Markgraf Adalbert von Oesterreich und Bischof Gebhard die Haimburg im deutschen Grenzlande gegen die Ungarn und trafen die Vorbereitungen zum Kriege. Im folgenden Jahre brach Heinrich selbst auf.

Wir entlehnen den Bericht über Heinrichs Feldzug vom Jahre 1051 der Chronik Hermanns des Lahmen von Reichenau, welche, aus vielen Quellen mosaikartig zusammengesetzt, um Christi Geburt anhebt und die Weltgeschichte mit großem Fleiße und sorgfältiger Genauigkeit im Stile der alten Annalen bis zum Jahre 1054, dem Todesjahre des Chronisten, erzählt. Wo sich Hermann seiner Zeit nähert, wird sein Bericht ausführlicher und vom Jahre 1039 an erhebt er sich zu einer Quelle ersten Ranges.

Hermann*) erzählt:

„1051 . . . Im folgenden Herbste zog der Kaiser mit einem großen Heere, den Vertrag, den König Andreas durch seine Gesandten anbieten ließ, verwerfend, nach Pannonien. Bischof Gebhard von Regensburg und die Herzöge Welf und Bretislav entsandte er, um das nördlich von der Donau liegende Land zu verheeren, während er selbst die zu Schiff den Fluß herabgeführten Lebensmittel, so viel als es nur anging, auf Pferde verladen ließ. Dann wandte er sich auf einem großen Umweg wegen der Ueberschwemmung der Flüsse durch das Kärnthnerland, drang in das abtrünnige Reich ein und verheerte alles Land weit und breit, so lange seine Truppen Vorräte hatten, während das ungarische Heer nach dem Brauche räuberischer Streifscharen floh und nirgends den offenen Kampf aufzunehmen wagte. Als aber die Ungarn dem schon Mangel und Hunger leidenden Heere den Rückzug abzuschneiden sich rüsteten, die verschanzten Ufer der Flüsse und die seichten Sümpfe mit ihren Kriegern besetzten und alle die Unsern zur Unterwerfung zu zwingen oder auszuhungern drohten, durchwateten die Unsern ohne Zögern die Gewässer und verjagten unerschrocken die Gegner, welche hinter den Flüssen Widerstand zu leisten wagten. Auch nahmen einige burgundische, sächsische und polnische Krieger ein sehr starkes Festungswerk, das an der Brücke über die Rabaniza angelegt worden war und auf das die Feinde das größte Vertrauen setzten, nach kurzem Kampfe weg und eröffneten nach Tötung und Zerstreuung der Ungarn dem übrigen Heere einen Weg. Als beinahe alle die Brücke überschritten hatten, wurde dieselbe angezündet. Hierdurch aber wurden einige Nachzügler abgeschnitten und gerieten, da die Feinde nachdrängten, in große Gefahr. So zog sich der Kaiser zurück, während jene, welche er über die Donau geschickt hatte, nach glücklicher Erfüllung ihres Auftrages schon längst heimgekehrt waren. Hierauf ließ

*) Herimanni Aug. Chronicon ad ann. 1051. M.G. SS. V. p. 129. Gesch. d. d. V. 15.

König Andreas durch Gesandte um Frieden bitten und gab selbst Waffenruhe von seiner Seite."

Das Ergebnis dieses Feldzuges unterschied sich kaum von einer Niederlage, denn trotz aller Opfer und Anstrengungen war der Kaiser seiner Absicht, Ungarn wieder dem Reiche zu unterwerfen, um keinen Schritt näher gekommen, und wollte er wirklich sein Ziel erreichen, so mußte er den Krieg noch einmal von vorn beginnen. In der That fiel Heinrich im Jahre 1052 wieder in Ungarn ein und belagerte Preßburg, aber Papst Leo IX. vermittelte einen Waffenstillstand. Der Kaiser zog von Preßburg ab. Sobald er aber den Rückzug angetreten hatte, widerrief Andreas alle die Zusagen, die er gemacht hatte, da er wohl wußte, daß Heinrich wegen Mangel an Lebensmitteln nicht sogleich Wiedervergeltung üben konnte. Es war dies das letzte Unternehmen des Kaisers gegen Andreas. Fortan blieb Ungarn frei.

An einer thatkräftigen Verfolgung der ungarischen Pläne war Heinrich vor allem durch die inneren Unruhen gehindert worden, und diese wollten auch jetzt nicht nachlassen. Herzog Konrad von Bayern war wegen seiner willkürlichen Amtsführung auf dem Fürstentage zu Merseburg 1053 entsetzt worden. Er floh zu den Ungarn und fand in Kärnthen unter Welfs Vassallen Anhang, so daß hier ein neuer Streit entbrannte, der wegen der Nähe Ungarns besonders gefährlich erschien.

Während der Kaiser seine Kraft daran setzen mußte, die hier und da emporschlagenden Flammen des Aufruhrs zu dämpfen, hatte Papst Leo IX. mit der ganzen Macht seines Geistes und allen Mitteln einer überaus günstigen Stellung den Kampf gegen die verweltlichte Kirche im Sinne der Cluniacenser aufgenommen. Durch ernsten Eifer und rastlose Thätigkeit war es ihm gelungen, den römischen Bischofssitz der tiefen Zerrüttung zu entreißen, welche über ihn hereingebrochen war, die schon erstorbenen Kräfte des Papsttums zu neuem Leben zu erwecken und durch zahlreiche Synoden, auf denen er für die Reform der Kirche, für die Ehelosigkeit der Priester und gegen den Verkauf der christlichen Ämter auftrat, der Welt wieder die volle Bedeutung der römischen Kirche vor Augen zu stellen. Mit der Wiederherstellung des päpstlichen Ansehens wuchs aber auch das Selbstbewußtsein der Hierarchie und es steigerte sich in einem Maße, wie es seit dem neunten Jahrhundert, seit den Zeiten des Papstes Nikolaus I., noch nicht wieder vorgekommen war.

In dem Kampfe gegen die verweltlichte Kirche war Leo IX. Sieger geblieben. Da ergriff er gegen die Feinde Roms auch die weltlichen Waffen.

Er hatte Ansprüche des päpstlichen Stuhls auf Benevent geltend gemacht und war deshalb mit den Normannen, die von Jahr zu Jahr immer weitere Gebiete in Unteritalien gewannen und immer kühner ihr Haupt erhoben, in Zwist geraten. Bei Civitate am Fortore standen die Normannen Humfred, Robert Guiskard und Richard von Aversa am 10. Juni 1053 dem Oberhaupte der Kirche, zum Kampf gerüstet, gegenüber. Es kam zu einem heißen Gefecht, in welchem das Heer des Papstes unterlag. Bis auf den letzten Mann ließen sich die tapfren Schwaben, welche den Papst geleiteten, für ihren Führer niederhauen, während die Italiener in wilder Flucht Rettung suchten. Leo selbst geriet in die Gefangenschaft der Normannen. Die harten Anstrengungen und Sorgen und der Schmerz über seinen verunglückten Kriegszug zehrten an seiner Kraft. Schon im folgenden Jahre ist er aus dem Leben geschieden. Die Niederlage des Papstes zog aber auch den Sturz der deutschen Herrschaft in Unteritalien nach sich, denn wie Leos Erfolge, als er, von Ort zu Ort ziehend, die Bischöfe um sich versammelte und die Macht des Papsttums wieder aufrichtete, auch Triumphe des Kaisertums gewesen waren, so mußte jetzt auch die Demütigung des Papstes, einem schweren Schlage gleich, die kaiserliche Macht treffen. Um dieselbe Zeit drohte überdies ein anderes Ereignis, die Herrschaft Heinrichs über Oberitalien zu erschüttern. Markgraf Bonifacius von Toskana, der eine Stütze des Kaisertums gewesen war, war gestorben und die Erbin seiner reichen Länder, seine Witwe Beatrix, hatte dem alten Widersacher des Kaisers, dem Herzog Gottfried von Lothringen, ihre Hand geschenkt und ihm damit eine gewaltige Macht gegeben. Alles dies bewog Heinrich im Jahre 1055 zu einem neuen Zuge nach Italien. Mit Strenge trat er hier für den Frieden und das Recht ein. Gottfried hatte sich der Strafe durch die Flucht entzogen, aber Beatrix und ihre Tochter Mathilde erschienen an dem Hoflager des wegen der Heirat erzürnten Kaisers. Gefangen mußten sie dem Herrscher folgen. Schon hatte Heinrich einen Zug nach Unteritalien ins Auge gefaßt, um die Normannen zu unterwerfen, als beunruhigende Nachrichten von jenseits der Alpen eintrafen und ihn in die Heimat zurückriefen. Hier gärte es allenthalben unter den Fürsten. Der flüchtige Bayernherzog Konrad, Bischof Gebhard von Regensburg, Herzog Welf, Gottfried von Lothringen und Balduin von Flandern hatten sich verbunden, um durch Mord den Kaiser aus dem Wege zu räumen. Die Verschwörung wurde zwar im Keime erstickt, aber wie sehr das Ansehen Heinrichs gesunken war, beweist am besten der Umstand, daß bei einem Zusammentreffen des Kaisers

mit König Heinrich I. von Frankreich zu Jvois am Chiers der Franzose Lothringen als einen Teil seines Reiches zurückzufordern wagte und den Kaiser des Mangels redlicher Gesinnung beschuldigte. Ergrimmt hatte Heinrich dem französischen Könige sofort den Fehdehandschuh hingeworfen und sich bereit erklärt, sein Manneswort durch das Gottesurteil des Zweikampfes zu vertreten, aber in der folgenden Nacht hatte der Gegner das Weite gesucht.

Von Jvois aus war Heinrich nach Sachsen gegangen. Die Mißerfolge der letzten Jahre hatten den hochstrebenden und leidenschaftlichen Sinn des Kaisers tief gebeugt, die Entfremdung seines Volkes, die wachsende Unzufriedenheit der Großen, die Unmöglichkeit, seine großartigen Pläne verfolgen zu können, erzeugten in ihm eine tiefe Schwermut. In solcher Not bedurfte er des Zuspruches eines erprobten Freundes. Auf seinen Wunsch war sein ehemaliger Berater, der Bischof Gebhard von Eichstädt, jetzt Papst Victor II., über die Alpen an das Hoflager nach Goslar geeilt. Auf kurze Zeit begaben sich beide um des Weidwerks willen nach der Pfalz Bodfeld im Harz. Hier traf die erschütternde Kunde ein, daß die Liutizen in der Nähe der Havelmündung ein sächsisches Heer vernichtet hatten. Erdrückt von vielem Ungemach, sank Kaiser Heinrich III., einer der größten und edelsten Fürsten, die je auf dem deutschen Thron gesessen haben, und der letzte, welcher die ganze Reichsmacht in sich vereint hatte, auf das Krankenlager, von dem er nicht wieder sich erheben sollte. Am 5. Oktober 1056 hauchte er, erst neununddreißig Jahre alt, sein Leben aus und hinterließ seinen von allen Seiten bedrohten Thron einem sechsjährigen Kinde. Sein Sterbelager umstanden eine ungewöhnliche Zahl von geistlichen und weltlichen Fürsten, an ihrer Spitze das geistliche Haupt der Christenheit: es schien, als sollte die Sonne des Kaisertums noch einmal hell aufleuchten, ehe sie sich zum Niedergange wendete.

3. Heinrichs IV. Anfänge.

Gunther, der Kanzler Heinrichs III., hatte kurz vor dem Tode seines Herrn einen merkwürdigen Traum. Er sah, wie der Kaiser auf dem Throne sitzend mit mächtigem Arme sein Schwert schwang, und hörte aus seinem Munde die Worte: „Ich werde Rache nehmen an meinen Feinden und denen, die mich hassen, vergelten.“ Diesem Gesichte war alsbald eine große Sterblichkeit unter den Fürsten des Reiches gefolgt.

Und zum zweiten Male erblickte der Kanzler seinen Herrn auf dem Throne. Der Kaiser hatte das Schwert wieder in die Scheide gesteckt und über seine Kniee gelegt und sprach zu seiner Umgebung: „Das Feuer ist angegangen durch meinen Zorn und wird brennen bis in die unterste Hölle.“

Der Traum des Kanzlers kennzeichnet die trübe Stimmung, welche herrschte, als Heinrich III. aus dieser Welt schied. Überall regte sich die heftigste Gärung, denn im Staate trachtete die weltliche und geistliche Aristokratie nach der Gewalt, von außen her drängten die Feinde des deutschen Namens und in der Kirche forderte man die Emanzipation des Papsttums, die freie Wahl der Bischöfe und die Verringerung des Einflusses, den bis jetzt das Kaisertum gehabt hatte. Mit Heinrich war die letzte Kraft zu Grabe gegangen, welche den drohenden Sturm hätte beschwören können, und die Erwartung, daß unter seinem minderjährigen Nachfolger ein furchtbarer Kampf anheben müsse, erfüllte ahnende Gemüter mit bangem Schrecken.

An der gewaltigen Aufgabe, den nie ruhenden Aufruhr in Deutschland niederzuhalten, die nationalen Bewegungen bei den Wenden, Polen, Böhmen, Ungarn, Italienern und Burgundern zu unterdrücken und zugleich die Schutzherrschaft über die christliche Kirche auszuüben, war die Kraft des großen salischen Kaisers gescheitert, und diese Aufgabe ward jetzt auf die Schultern eines schwachen Weibes gelegt, der Kaiserin Agnes von Poitou, deren Herz dem Treiben der Welt abgekehrt und ganz der Kirche zugewendet war, und die, wie ehedem Ottos III. Mutter, die Byzantinerin Theophano, dem Lande fremd gegenüberstand und des starken Rückhaltes einer mächtigen Sippe entbehrte! Da Papst Viktor II., der als ergebener und umsichtiger Freund mit dem vollen Gewichte seines gebietenden Ansehens für Agnes und ihren sechsjährigen Sohn, König Heinrich IV., eingetreten war, schon im Jahre 1057 starb, so strebte die Kaiserin danach, in den weltlichen Großen neue kräftige Stützen zu gewinnen. Sie suchte Gottfried von Lothringen und Balduin von Flandern dadurch zu versöhnen, daß sie ihnen alles bewilligte, was sie wünschten, und verlieh die Herzogtümer, welche ihr Gemahl am Ende seines Lebens wieder in seine Hand bekommen hatte oder die kurz nach seinem Tode an die Krone zurückgefallen waren, von neuem an ergebene Große. So erhielt der kühne, kriegerische sächsische Graf Otto von Nordheim das Herzogtum Bayern, Rudolf von Rheinfelden das durch Ottos Tod erledigte Schwaben und Berthold von Zähringen Kärnthen. Doch die Wahl der

Kaiserin war keine glückliche. Mancher unter den Großen des Reiches, der sich auf eines der großen Lehen Hoffnung gemacht hatte, fühlte sich zurückgesetzt und mit Undank belohnt, und die Begünstigten zeigten sich von zweifelhafter Anhänglichkeit. In gleicher Weise zog sich Agnes die Abneigung der geistlichen Aristokratie dadurch zu, daß sie den Bischof Heinrich II. von Augsburg zu ihrem alleinigen vertrauten Ratgeber machte. Nirgends hatte die Kaiserin zuverlässige Freunde, die sie aufrichtig zu unterstützen gewillt waren. Unter solchen Umständen mußte es den Großen leicht werden, die Regentin zu stürzen und ihrer schwachen Hand die Zügel der Regierung zu entreißen· Eine mächtige Verschwörung, an deren Spitze Otto von Nordheim, Ekbert von Braunschweig, Günther von Bamberg und vor allem der ehrgeizige, herrschsüchtige Erzbischof Anno von Köln standen, bildete sich gegen die fromme Kaiserin und ihren Berater. Bald erhob man sich zu einem verbrecherischen Anschlage und faßte den Entschluß, den jungen König zu rauben und mit seiner Person sich der Regierung des Reiches zu bemächtigen.

Über diesen Gewaltstreich berichtet der Mönch Lambert von Hersfeld*) folgendes:

„Die Kaiserin erzog bis auf diese Zeit ihren Sohn und führte die Reichsgeschäfte selbst und hörte hierbei vor allem auf den Rat Heinrichs, des Bischofs von Augsburg. Sie konnte darum auch dem Verdachte unerlaubter Liebe nicht entgehen, denn hin und wieder ging das Gerücht, daß ohne schimpflichen Verkehr so enge Freundschaft zwischen beiden nicht bestehen könne. Es erregte aber dies den Haß der Fürsten, welche sahen, daß um der Liebe zu einem einzelnen willen ihr Ansehen, welches doch im Reiche am meisten hätte gelten sollen, fast in Vergessenheit geriet. Daher hielten sie denn, unfähig, solche Zurücksetzung zu ertragen, häufig geheime Zusammenkünfte, walteten nur lässig der ihnen übertragenen Ämter, hetzten das Volk gegen die Kaiserin auf und bemühten sich endlich mit aller Kraft, den Knaben der Mutter zu entreißen und sich der Leitung des Reiches zu bemächtigen. Zuletzt kam der Erzbischof von Köln, nachdem er sich mit dem Grafen Ekbert und dem Herzog Otto von Bayern verabredet hatte, zu Schiff auf dem Rheine nach der Insel, welche St. Suibertswert**) genannt wird. Hier weilte damals der König. Als dieser nun eines Tages nach einem festlichen Mahle heiterer als sonst

*) Lamberti Annales ad ann. 1062. M.G. SS. V. p. 162. Gesch. d. d. V. Heft 24.
**) Jetzt Kaiserswert zwischen Duisburg und Düsseldorf.

war, begann der Erzbischof ihn aufzufordern, eines seiner Schiffe, welches er zu diesem Zwecke mit kunstreicher Arbeit hatte schmücken lassen, in Augenschein zu nehmen. Leicht überredete er hierzu den harmlosen, keine Hinterlist argwöhnenden Knaben. Sobald aber Heinrich das Schiff bestiegen hatte, umringten ihn rasch die Männer, welche der Erzbischof zu Genossen und Gehilfen seines Anschlages gewonnen hatte. Schnell ergriffen die Knechte die Ruder und ruderten mit so angestrengter Kraft, daß das Schiff augenblicklich in der Mitte des Flusses dahintrieb. Der König geriet durch dieses unerwartete Ereignis in große Bestürzung und warf sich wie von Sinnen und im Glauben, daß Gewalt und Tod ihm drohten, in die Fluten. Rasch würde ihn das heftig strömende Wasser verschlungen haben, hätte sich nicht Graf Ekbert ihm nachgestürzt und den Gefährdeten mit eigener Lebensgefahr und unter großen Anstrengungen dem sicheren Tode entrissen und in das Schiff zurückgebracht. Hierauf beruhigten die Verschworenen den König mit freundlichen Worten, so gut als sie konnten, und führten ihn nach Köln, während die übrige Menge am Ufer nachfolgte und laute Klage erschallen ließ, daß die königliche Würde verletzt und geschändet sei. Doch der Erzbischof suchte das Gehässige der That zu mildern und setzte, damit es schien, als ob er nicht wegen des eigenen Ruhms, sondern um des gemeinen Besten willen eine solche That verübt habe, fest, daß ein jeder Bischof, in dessen Sprengel der König eine Zeitlang weile, für das Reich Sorge trüge und die Streitigkeiten, welche vor den König gebracht würden, entscheide. Die Kaiserin aber wollte weder dem Sohne folgen noch für das ihr zugefügte Unrecht nach dem Rechte der Völker Klage führen, sondern zog sich auf ihre Güter zurück und beschloß, sich fortan aller Staatsgeschäfte zu enthalten. Und nicht lange darauf dachte sie, überdrüssig der Trübsale dieser Welt und auch durch häusliches Unglück darüber belehrt, wie schnell und eilend, wenn des Herrn Geist drein bläset, das Heu des zeitlichen Ruhms verdorrt*), daran, der Welt ganz zu entsagen, und sie würde sogleich den damals in ihr reifenden Entschluß zur Ausführung gebracht haben, wenn nicht ihre Freunde den Drang ihres Herzens durch besonnenen Rat gezügelt hätten!"

Man war nicht gewillt gewesen, dem herrschsüchtigen Erzbischof Anno allein die Leitung des Reiches zu überlassen, aber wenn auch der Beschluß gefaßt wurde, die Reichsregierung und Vormundschaft über den König der Gesamtheit der Bischöfe zu übertragen, so blieb doch thatsächlich das

*) Jes. 40. 7—8.

Regiment in den Händen Annos, und mit Klugheit wußte er es gegen die Ansprüche der anderen Bischöfe, zumal gegen die Ränke seines mächtigen Nebenbuhlers, des Erzbischofs Siegfried von Mainz, eine Zeit lang zu verteidigen. Da aber diese von den Fürsten eingesetzte Regierung sich völlig unfähig erwies, Gehorsam im Innern herzustellen und den von Außen her drohenden Gefahren wirksam zu begegnen, so mußte Anno es sich zuletzt doch gefallen lassen, daß man ihm den Erzbischof Adalbert von Bremen-Hamburg zur Seite stellte. Wie Anno, so war auch Adalbert ein Anhänger der Kirchenreform im Sinne Heinrichs III. und Leos IX., wie Anno, so war Adalbert stolz und herrschsüchtig und wie jener für den Glanz seiner Kirche eifrig bemüht war und Köln zum deutschen Rom zu machen gedachte, so strebte dieser nach der Erhebung seines Erzbistums zu einem nordischen Patriarchate. Aber während Anno die königliche Macht durch die Bischöfe im Zaume halten wollte, während er daher den jungen König zum Gehorsam erzog und mit voller Entschiedenheit und Härte den herrischen Launen des Knaben entgegentrat, war Adalbert von unbegrenzter Verehrung für die Majestät des Kaisertums erfüllt, zeigte er sich nachgiebig und schwach gegen den jungen Heinrich. Nicht lange sollte die gemeinschaftliche Vormundschaft, der beiden Kirchenfürsten währen. Sie fand bereits im Jahre 1065 ihr Ende, als der junge, jetzt fünfzehnjährige König zu Worms feierlich mit dem Schwert umgürtet wurde. Mit bitterem Unmut wandte sich nun Heinrich von dem gehaßten harten Lehrmeister Anno dem treu ergebenen Adalbert zu, dessen Macht jetzt ihren Höhepunkt erreichte. Aber der eitle Erzbischof von Bremen war nicht der Mann dazu, in würdiger Weise das Reich zu regieren. Er that nichts, um das bedrohte Ansehen des deutschen Königs in Italien zu wahren, sondern benutzte seine mächtige Stellung nur, um sein Erzbistum zu vergrößern und seiner Verschwendungssucht reiche Mittel zu verschaffen. Bald traten daher wieder im Geheimen die Fürsten des Reiches zusammen und berieten über das Wohl des Landes. Siegfried von Mainz, Anno von Köln, Otto von Bayern, Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen — mochten ihre Interessen noch so verschieden sein, darin waren sie einig, daß der ehrgeizige Bremer fallen müsse. So versammelten sich denn in den ersten Tagen des Jahres 1066 die weltlichen und geistlichen Großen in Tribur und zwangen den jungen König, den Bremer Erzbischof aus seinem Rate zu entlassen. Die schmachvollen Tage von Kaiserswert wiederholten sich, aber damals war Heinrich ein Knabe gewesen, jetzt war er zum Jüngling gereift. Die schonungslose Härte Annos hatte ihn verbittert, die gefügige Erziehung

Adalberts seine Leidenschaft entfesselt. Mit tiefem Ingrimm empfand der herrschsüchtige Jüngling die Kränkung der königlichen Majestät, und sein stolzes Herz erfüllte sich mit Haß gegen Anno und seine Genossen. Noch mehr aber steigerte sich sein Grimm, als man ihm damals in Bertha, der Tochter der Markgräfin Adelheid von Susa, eine ungeliebte Gemahlin aufzwang. Unter solchen Demütigungen wuchs Heinrich heran, die Stunde ersehnend, die ihm Befreiung von den lästigen Fesseln bringen sollte. Endlich zeigte sich für ihn eine günstige Gelegenheit, seine Ansprüche auf die Leitung des Reiches geltend zu machen und ein königliches Ansehen zu erringen. Ein glücklicher Feldzug gegen die Liutizen hatte sein Selbstgefühl gestärkt, ein Aufstand, den der alte Markgraf Dedi in Thüringen erregt hatte, war nachdrücklich niedergeworfen worden, schon gewann des Königs Name wieder an Ansehen und begannen die Fürsten, welche bis dahin mit voller Willkür geschaltet hatten, für ihre Macht zu fürchten. Das erste, was Heinrich nun unternahm, war der Versuch, von der ihm aufgedrungenen und darum verhaßten Gemahlin, die er als ein Werkzeug der Fürsten ansah, wieder befreit zu werden. Der habsüchtige Erzbischof Siegfried von Mainz, dessen Streben danach ging, die Thüringer wieder zur Entrichtung des kirchlichen Zehnten zu zwingen, welchen sie seinen Vorgängern auf dem Mainzer Stuhle wie ihm selbst bisher hartnäckig verweigert hatten, bot ihm seine Hilfe hierbei an, und Heinrich versprach ihm dagegen, die Thüringer nötigenfalls durch Waffengewalt zur Verzichtleistung auf ihre alte Freiheit zu vermögen. Aber der Plan des Königs scheiterte an dem Willen der Fürsten und dem Widerstande Roms. Jetzt erst nahm Heinrich die Gemahlin zu sich, und bald sollte er ihren Wert und ihre hingebende Treue erkennen, die sich in den Tagen der Not noch glänzend bewährte.

Je älter Heinrich wurde, um so klarer mußte er erkennen, wie sehr das Ansehen der Krone während der Vormundschaft geschwunden war, und mußte sich um so lebhafter in ihm das Verlangen geltend machen, die Herrschaft seiner Väter wiederherzustellen. Zwei Fürsten hatten vor allem der Entfaltung der königlichen Macht entgegengestanden, Gottfried von Lothringen und Otto von Bayern. Da befreite 1069 der Tod das Königtum von seinem größten Gegner. Gottfried starb, und ihm folgte in seinen Reichslehen sein Sohn Gottfried, wegen seiner Mißgestalt der Höckrige zubenannt, der Gemahl von Beatrix' Tochter, der großen Gräfin Mathilde. Der neue Herzog aber schloß sich aufrichtig der Sache des Königs an. Den anderen gefährlichen Gegner der königlichen Macht beraubte eine schwere

Anschuldigung seines Lebens. Otto von Nordheim wurde angeklagt, einen Mordplan gegen den König ersonnen zu haben, und da er sich dem Ankläger nicht zum Zweikampfe stellte, so erklärte man ihn des Hochverrats für schuldig und entsetzte ihn seines Herzogtums. Wohl griff er zu den Waffen, aber er unterlag und mußte mit seinen Anhängern, unter denen sich auch Magnus, der Sohn des Herzogs Ordulf von Sachsen, befand, seinen Aufstand mit Gefangenschaft büßen. Jetzt erst fühlte der König die Zügel der Herrschaft in seinen Händen, und mit rücksichtsloser Thatkraft suchte er fortan die ererbte Herrschaft wieder zu Geltung zu bringen und sich an den geistlichen und weltlichen Großen zu rächen, die auf seine Jugend Schande und Erniedrigung gehäuft hatten. Das Herzogtum Bayern gab er an Welf IV., einen Neffen des kurz vor Heinrich III. verstorbenen Herzogs Welf von Kärnthen, mit welchem der Mannesstamm des uralten Welfengeschlechts erloschen war. So konnte sich jetzt Heinrich hier wie in den anderen Herzogtümern als Gebieter ansehen. Weniger jedoch galt der König bei den Sachsen, deren Selbstgefühl durch die Herrschaft des sächsischen Kaiserhauses, durch die ununterbrochenen Kämpfe gegen die heidnischen Nachbarn wie durch die lange Dauer der billingischen Herrschaft mächtig gesteigert worden war. Mit Unmut ertrug man hier das Regiment der oberdeutschen Könige und mehr als einmal war die Unbotmäßigkeit offen zu Tage getreten. Vermochte Heinrich das billingische Stammesherzogtum zu stürzen und zugleich den Trotz des Volkes zu brechen, so mußte auch im Norden die königliche Gewalt sich wieder erheben und stark genug werden, sich aller Feinde ringsum zu erwehren. Hierzu kam aber noch, daß Erzbischof Adalbert, der wieder an Heinrichs Hofe erschienen war, seinen königlichen Zögling mit Haß gegen die Billinger und die Sachsen erfüllte, von denen er viel Böses erlitten hatte. Mit der ganzen leidenschaftlichen Hitze der Jugend erfaßte Heinrich den Plan, die Sachsen zu unterwerfen. Zwingburgen wurden im Herzogtume angelegt und mit oberdeutschen Kriegern besetzt, und als 1072 Herzog Ordulf starb, verlieh der König das Land nicht Ordulfs Sohn Magnus, sondern er hielt, obwohl der Rädelsführer des letzten Aufstandes, Herzog Otto von Nordheim, freigegeben worden war, den Billinger noch in der Haft zurück. Bald schürte der sächsische Adel den Aufruhr. Das Gerücht verbreitete sich, der König wolle nicht allein Magnus das Herzogtum nehmen, sondern die Sachsen zu zinspflichtigen Knechten machen oder aus dem Lande vertreiben, und die leidenschaftliche Erregung ließ die

Massen solchen Gerüchten willigen Glauben schenken. Eine gewaltige Gärung durchzog das Land, und ehe noch der König die Macht um sich gesammelt hatte, um der drohenden Gefahr mit Erfolg begegnen zu können, brach die Erbitterung in offener Schilderhebung hervor.

Während noch Heinrich auf die Entfaltung seiner Macht, auf die Größe und Einheit des Reiches sann, ahnte er nicht, daß sich unterdessen eine neue Gewalt erhob, welche den Sachsen im Kampfe zur Seite treten sollte. Diese Gewalt war das reformierte Papsttum Gregors VII.

Als Heinrich III. nach den glänzenden Tagen von Sutri Italien verließ, um wieder in die Heimat zurückzuziehen, befanden sich in seiner Begleitung der abgesetzte Papst Gregor VI. und dessen Diakon, der Mönch Hildebrand. Hildebrand war von niedrer Herkunft. In der Nähe des etruskischen Städtchens Saona hatte er das Licht der Welt erblickt und in Rom als Knabe bei einem mütterlichen Oheim, dem Abte des reichen Klosters der heiligen Maria auf dem Aventin, Aufnahme und Erziehung für das Kloster und den Dienst der römischen Kirche gefunden. Hier im Marienkloster begegnete er zuerst dem großen Abte Odilo von Cluny, und hier war es auch, wo die auf die Herrschaft des Papstes gerichteten Ideen der Cluniacenser Eingang in das Herz des lebhaften Jünglings fanden. Von Gregor VI., dem ersten cluniacensischem Papste, zum Kapellan erhoben, begann er seine Laufbahn im Dienste des Papsttums. Er teilte nach der Synode von Sutri die Verbannung Gregors in Deutschland und begab sich alsdann nach Cluny, um hier im Gebet sein Leben Gott zu weihen, doch der Wille des Abtes führte ihn in die Welt zurück und er sah vermutlich im Gefolge Leos IX., in welchem Clunys Ideen gleichsam Fleisch und Blut erhielten, Rom wieder. Fortan war seine ganze Thätigkeit der Kirchenreform gewidmet. Hatte ihn aber noch bisher die Idee und Macht des Kaisertums beherrscht und hatte er allein von ihr Heilung der kirchlichen Gebrechen und die Befreiung des Papsttums von dem hemmenden Einfluß der römischen Adelsfamilien erhofft, so vollzog sich jetzt in seinem Geiste eine bedeutsame Wandelung. Die Macht des Kaisertums sank immer tiefer herab, der königliche Knabe Heinrich ward ein Spielball in den Händen der aufsässigen Großen des Reiches und die Kirche, mit deren Hilfe einst Heinrich III. die Herrschaft über das Abendland hatte behaupten wollen, entbehrte des Beschützers und des Herrn. Die Schwäche der weltlichen Macht ließ nun in Hildebrands Herzen den Plan reifen, das Papsttum von jeder Beeinflussung zu befreien und es unabhängig über jede Gewalt der Erde zu stellen und so eine Macht zu begründen, in welcher

die priesterliche Herrschaft des alten Bundes sich mit der kaiserlichen des alten Rom vereinigte. Eine solche Macht allein konnte nach seiner Überzeugung die verweltlichte Geistlichkeit zu ihren wahren Aufgaben zurückführen und eine neue, die Gebrechen der Zeit heilende Ordnung der Dinge ins Leben rufen. Um dieses Ziel zu erreichen, gedachte er, wie die Cluniacenser, die Besetzung der geistlichen Stellen den weltlichen Gewalten zu entziehen und die Ehelosigkeit der Priester durchzusetzen, um so die Diener der Kirche von der staatlichen Gemeinschaft loszureißen und sie allein dem kirchlichen Vorteil dienstbar zu machen. Die Unmündigkeit Heinrichs IV., die Schwäche der vormundschaftlichen Regierung und die Eifersucht, mit welcher die herrschsüchtigen deutschen Bischöfe sich befehdeten, waren Hildebrands Plänen überaus günstig. Unter Papst Nikolaus II., dem Hildebrand als Archidiakonus zur Seite stand, konnte schon eine neue Wahlordnung erlassen werden, welche das Recht der Wahl den Kardinalbischöfen zuwies und den Einfluß, welchen bisher die Kaiser auf die Wahlen ausgeübt hatten, wesentlich beschränkte. Ja, man erzählt, daß Hildebrand es auf der römischen Kirchenversammlung von 1059 zuerst gewagt habe, den Papst mit einer doppelten Krone zu schmücken, durch welche jetzt die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Herrschaft einen symbolischen Ausdruck erhielt. Zugleich setzte sich Hildebrand, von religiöser Begeisterung getragen und geleitet von staatsmännischem Geiste, entschlossenen Sinnes mit allen Mächten in Verbindung, welche in den letzten Zeiten in Italien aufgekommen waren und dem Kaisertume mehr oder weniger feindlich gegenüberstanden, um sie an sich zu ziehen und für die Durchführung seiner Pläne zu benutzen. Er verband sich mit der demokratischen, religiösen und nationalen Bewegung der Pataria, die sich damals in Oberitalien gegen die verweltlichten und verehelichten Geistlichen wie gegen die kaiserliche Herrschaft erhob, reizte die Massen auf und trachtete danach, die trotzige lombardische Priesterschaft zur Unterwerfung unter Rom zu zwingen. Er reichte den mächtigen normännischen Fürsten Unteritaliens, Robert Guiskard und Richard von Aversa, die Hand zum Bunde und sicherte durch die Belehnung mit den von ihnen eroberten Ländern, welche zum Teil bis dahin in sicherem und ruhigem Besitze des Reiches gewesen waren, dem päpstlichen Stuhle ihren starken Schutz.

Nicht ohne Widerspruch ließ man sich in Deutschland diese Neuerungen gefallen. Die deutschen Bischöfe gerieten in gewaltigen Zorn, vor allen der stolze, hochfahrende Anno von Köln, der noch den Namen eines Erzkanzlers der römischen Kirche führte. Auch sie wollten dieselbe Reform,

welche Hildebrand und die Cluniacenser betrieben, aber sie wollten das Heft in der Hand behalten und den Papst einsetzen. Sie hielten eine Synode und erklärten alle Handlungen des Papstes für ungiltig, ihn selbst für abgesetzt, doch sind ihre Schritte wegen der Verwirrung im Reiche erfolglos geblieben. Als Nikolaus II. im Jahre 1061 starb, wählten die Kardinalbischöfe zum ersten Male unter dem Beistande der normännischen Waffen und ohne Berücksichtigung des Rechtes, welches die Römer dem Kaiser Heinrich III. und seinen Nachkommen zuerkannt hatten, einen neuen Papst. Es war Anselm von Lucca, der geistige Urheber der Pataria, welcher als Papst den Namen Alexander II. annahm. Noch einmal haben damals die Großen Roms und die kaiserliche Partei einen Papst einzusetzen versucht, Cadalus von Parma, welcher den Namen Honorius II. annahm. Es ist der erste Papst, der nicht zur Anerkennung gekommen ist, und nach ihm hat keiner wieder durchzudringen vermocht. Immer höher steigerten sich von nun an die Machtansprüche des reformierten Papsttums. In Frankreich gewann die Kurie durchgreifenden Einfluß, in Sizilien und Spanien belebte sie den Kampf gegen die Ungläubigen, mit dem Segen des Papstes ausgerüstet, zog Wilhelm von der Normandie aus, in England ein neues Reich zu erwerben, und endlich wuchs auch in den Staaten des Nordens und Ostens das Ansehen des geistlichen Oberhauptes der christlichen Welt. Im Jahre 1073 starb Alexander II. und wurde durch eine tumultuarische Wahl Hildebrand an eine Stelle gesetzt. Er nannte sich Gregor VII. Gregor hatte schon als Archidiakonus der römischen Kirche die Angelegenheiten der Kurie fast selbständig geleitet und nur die gewaltigen Schwierigkeiten und Gefahren, die vor seinem Ziele lagen, hatten ihn bis jetzt davon zurückgehalten, Petri Stuhl selbst zu besteigen. Jetzt, wo ihn der Wille seiner Anhänger zur höchsten Würde der Christenheit berief, machte er sich mit leidenschaftlicher Thatkraft an sein Werk, die deutsche Kaisermacht von ihrer Höhe zu stoßen und dem Papsttum die Herrschaft über die christliche Welt zu geben, demselben Papsttum, welches die Gebieter Deutschlands so oft aus der äußersten Not und aus der tiefsten sittlichen Verkommenheit erlöst hatten.

4. Heinrichs IV. Kampf mit den Sachsen.

Bisher waren es meist völlig trockene annalistische Aufzeichnungen, welche uns ohne viel Reflexion die bedeutendsten Ereignisse unserer Ge-

schichte kurz erzählten, und in überwiegender Mehrzahl waren es Mönche, welche, gebannt in den Ideenkreis der Kirche und des Klosters, die Thaten der Vorzeit aufzeichneten. Mit dem großen Kampfe, der jetzt zwischen Staat und Kirche entbrannte und das Volk in zwei Lager teilte, wuchs die Zahl der Berichterstatter und machten sich in ihren Geschichtswerken die schroffen Gegensätze der Zeit geltend. Beredter und eindringlicher wurde die Sprache, die es nicht mehr nötig hatte, die vorliegenden klassischen Muster mit mühsamem Fleiß nachzuahmen, sondern mit der wachsenden Bildung das Mittel des feineren geselligen Verkehrs und aller geschäftlichen Verhandlungen geworden war, lebendiger und anregender wurde die Darstellung, aber der große Kampf erhitzte auch die Gemüter, schärfte die Leidenschaften und trübte den Sinn für Wahrheit und Recht.

Den Streit Heinrichs mit den Sachsen sollen uns die Jahrbücher Lamberts von Hersfeld erzählen. Lambert trat im Jahre 1058 als Mönch in das Kloster zu Hersfeld ein, das er aber kurz nach seiner Priesterweihe wieder verließ, um eine Pilgerfahrt ins heilige Land anzutreten. Glücklich heimgekehrt, schrieb er etwa um das Jahr 1074 ein Epos über die Geschichte seiner Zeit, das uns ganz verloren gegangen ist, und eine Geschichte des Klosters Hersfeld, von der uns nur geringe Bruchstücke erhalten worden sind.

Einige Jahre später verfaßte er seine Jahrbücher, welche, nach dem herrschenden Brauche mit der Schöpfung beginnend, zunächst einen dürftigen Abriß der Weltgeschichte geben, dann aber von 1040 an immer reichhaltiger werden und zuletzt von 1073 bis zur Wahl Rudolfs von Rheinfelden im Jahre 1077 die Ereignisse in umfassender Darstellung schildern. Lambert hatte eine vortreffliche Bildung erhalten, seine Sprache ist klar und lebendig, oft durch ihren Schwung bestechend, aber was er uns erzählt, kann doch nur mit Vorsicht aufgenommen werden. Wohl ist er von der Leidenschaftlichkeit, mit der Bruno und Bernold sich gegen Heinrich wenden, weit entfernt, aber als Diener der Kirche, mit welcher der König in Streit geriet, als Sohn des thüringischen Volkes, welches Heinrich bekämpfte, endlich als Mönch eines Klosters, das durch die von Heinrich unterstützten Ansprüche des Mainzer Erzbischofs auf die Thüringer Zehnten hart getroffen war, vermochte er nicht unbefangen den Kampf, den Heinrich gegen die Großen seines Reiches, die aufständischen Völker und die Ansprüche der Kirche für die Erhaltung der königlichen Macht führte, zu beurteilen. Sicherlich hat sich der Hersfelder Mönch

keiner absichtlichen Entstellung und bewußten Täuschung schuldig gemacht, aber einerseits läßt er in seinem Hange zu rhetorischer Darstellung seiner Phantasie die Zügel schießen, andererseits weiß er die verworrenen Nachrichten, welche zu ihm ins Kloster drangen, nicht zu sichten, so daß in seinem Werke sich Falsches mit Wahrem mischt. Was das geschäftige Gerücht über die rohen Gewaltthaten Heinrichs in Sachsen und Thüringen von Mund zu Munde trug, was nichtiges Mönchsgeschwätz über die unsittlichen Ausschweifungen des jungen Königs von Kloster zu Kloster verbreitete, alles das hat Lambert ohne gewissenhafte Untersuchung der Glaubwürdigkeit aufgezeichnet. Hier und da hat er wohl ein Bedenken geäußert, hütet er sich, eine Nachricht als Thatsache zu erzählen, und stellt er eine Behauptung als Meinung vieler oder einiger hin, hier und da unternimmt er es auch, die Maßregeln von Heinrichs Gegnern zu tadeln, aber Feinden wie Freunden in gleicher Weise gerecht zu werden und mit lautrer Wahrheitsliebe den Dingen auf den Grund zu gehen, das hielt er nicht für seine Aufgabe, dazu fehlte ihm gewiß auch die Fähigkeit.

Lambert von Hersfeld *) berichtet:

„Schwer lasteten die Besatzungen der königlichen Burgen auf dem Nacken der Sachsen und Thüringer**). Denn alles, was sich in den Dörfern und auf den Feldern vorfand, raubten sie in täglichen Ausfällen. Überdies erpreßten sie unerschwingliche Steuern und Abgaben von Wäldern und Feldern und trieben oft unter dem Vorwande, den Zehnten zu nehmen, die ganze Herde hinweg. Die Bewohner des Landes selbst und oft genug solche, welche von guter Herkunft und reich an Besitz waren, wurden von ihnen zu niederem Knechtesdienst gezwungen. Ja, sie vergriffen sich sogar an den Töchtern und Weibern der Sachsen im Angesicht selbst der Männer ... Wenn nun ja einmal einer in so großem Weh zu seufzen und den Schmerz, der sein Inneres verzehrte, durch leise Klage zu lindern und auszuhauchen wagte, so wurde er sogleich, als hätte er ein schweres Verbrechen gegen den König begangen, in Ketten geworfen und nicht eher freigelassen, als bis er durch Hingabe von allem Hab und Gut Leben und Freiheit zurückgekauft hatte. Als nun von allen

*) A. a. O. Ad. ann. 1073. M. G. SS. V. p. 194.

**) Dies und die folgenden Bedrückungen beruhen offenbar auf Übertreibung. Weder der Burgenbau Heinrichs — nur wenige Burgen werden uns namhaft gemacht —, noch die Zehntenfrage riefen die Empörung hervor, sondern der Versuch Heinrichs, sein königliches Ansehen geltend zu machen. Die sächsischen Fürsten wurden in ihren Sonderbestrebungen gehemmt und hetzten darum das Volk auf.

Seiten die Unglücklichen täglich in Scharen herbeiströmten, um wegen solcher Gewaltthaten die königliche Majestät anzurufen, die bisher allen Bedrängten eine Zuflucht war, wurden sie mit harten Schmähungen abgewiesen, denn es sagte der König, daß sie um der ungerechten Zurückhaltung des Zehntens willen leiden müßten: er sei der Rächer der Sache Gottes und dazu verpflichtet, mit gewaffneter Hand diejenigen heimzusuchen, welche sich nicht freiwillig den Gesetzen der Kirche fügen wollten. Als nun der König sah, wie alle Bewohner des Landes ringsherum von dumpfem Schrecken ergriffen wurden und bereit waren, jedes Joch zu tragen, das er ihnen auferlegen würde, begann er ein ungeheuerliches Unternehmen zu ersinnen, an das noch keiner seiner Vorfahren gedacht hatte. Er wollte nämlich alle Sachsen und Thüringer in die Knechtschaft bringen und alle ihre Güter dem öffentlichen Fiskus übergeben . . . Als aber die Fürsten Sachsens aus verschiedenen Anzeigen die Gefahr ahnten, welche über ihren Häuptern schwebte, wurden sie durch das drohende Unheil heftig beunruhigt und stellten sich wiederholt zu geheimen Zusammenkünften ein, auf denen sie einander ermahnten, alles mitzuteilen, was in der gegenwärtigen Not von Nutzen sein könnte. Alle beseelte ein Willen, ein Gedanke, und einstimmig schwuren sie einander zu, lieber sterben und das Äußerste ertragen zu wollen, als die von den Vorfahren ererbte Freiheit schmachvoll zu verlieren. Die Urheber und Führer dieser Verschwörung waren Burchard*), der Bischof von Halberstadt, Otto, der frühere Herzog von Bayern, und Hermann, der Bruder des im vorigen Jahre verstorbenen Herzogs von Sachsen. Wie häufig auch Burchard von dem Könige durch schweres Unrecht gereizt worden war, so wäre er doch nie, wie wir sicherlich glauben, als ein Mann von außergewöhnlicher Heiligkeit und von dem besten Rufe in der Kirche, zu solch verwegenem Beginnen verführt worden, wenn ihn nicht der Eifer Gottes und allein die Rücksicht auf das allgemeine Beste dazu angetrieben hätten. Die beiden anderen aber waren nicht bloß um der Sache ihres Volkes willen, sondern auch aus persönlichem Haß vom Könige abgefallen, und zwar deshalb, weil der König den Sohn Herzog Ottos**) von Sachsen, Magnus, der sich ihm ergeben hatte, schon zwei Jahre lang in Haft hielt. Für diesen konnten sie unter keiner anderen Be-

*) Lambert nennt ihn Bucco. Burchard war ein Neffe Annos. Der Bruch zwischen Anno und König Heinrich war wohl ein Hauptbeweggrund zur Erhebung des Halberstädter Bischofs.

**) Ordulf, der verstorbene Herzog von Sachsen.

dingung Verzeihung erhalten, als daß er sich verpflichtete, dem Herzogtum und allem anderen, was ihm nach dem Tode seiner Eltern nach Erbrecht gebührte, für ewige Zeiten zu entsagen. Jener aber weigerte sich solches zu thun, selbst wenn er Zeit seines Lebens im Kerker und in Banden gehalten würde und unter Qualen und Martern jeglicher Art seine Seele aufgeben müßte*). Da nun seine beiden Freunde weder durch Bitten noch durch das Anerbieten von Geld und vielem Gut, noch durch die Erinnerung an ihre häufigen und großen Verdienste um den König selbst und um das Reich etwas auszurichten vermochten, bot sich Otto, der ehemalige Herzog von Bayern, selbst dem Könige dar, damit er ihn, so lange er wolle, in Haft halte und all sein Gut, gleich als wäre durch den früheren Vertrag nichts ausgemacht worden, nach Gutdünken verteile, nur damit er seinen Verwandten, der allein durch den Eifer für sein Wohl in diese Not gekommen war, aus der Gefangenschaft löse. Darauf soll der König die allzuharte Antwort gegeben haben: Otto selbst und alles, was ihm zugehöre, sei schon längst kraft seiner Unterwerfung in die Gewalt des Königs gekommen. Überdies habe sich Otto von der einst gegen ihn erhobenen schweren Anklage noch so wenig gereinigt, daß ihm nach dem Völkerrechte nicht die Freiheit zustände, über seine Person und sein Gut zu verfügen. Mit Bitterkeit ward dies ausgesprochen und mit noch größerer Bitterkeit angehört, und es sollte noch dies harte Wort zum Samenkorn des Hasses und zum Zunder der Zwietracht werden.

Von diesen Männern ging jene Erhebung aus, die binnen kurzem das ganze Volk Sachsens gleichsam mit solcher rasenden Wut ansteckte, daß jede Würde, jeder Stand, jedes Alter, das nur fähig war, ins Feld zu ziehen, von einem Willen und einem Geist beseelt nach den Waffen rief und sie alle einander durch einen Eid gelobten, entweder mit Standhaftigkeit den Tod zu erleiden oder die Freiheit zu erkämpfen**). Es waren aber folgende die Häupter des Aufstandes: Wezel, Erzbischof von Magdeburg, Burchard, Bischof von Halberstadt, Hezel, Bischof von Hildenesheim, Wernher, Bischof von Merseburg, Eilbert, Bischof von Minden, Immed, Bischof von Podelbrunn***), Friederich, Bischof von

*) Der König mußte verlangen, daß der aufrührerische Fürst ohne jede Bedingung der königlichen Majestät Genugthuung leistete. Er erwartete die Unterwerfung und gab daher das Herzogtum keinem andern Fürsten, wozu er berechtigt gewesen wäre.

**) Im Juli 1073 fand eine Tagfahrt der Sachsen in Wormsleben am süßen See bei Eisleben statt. Hier hetzten die Fürsten das Volk zur Empörung auf.

***) Paderborn.

Mimegardefurd*), Benno, Bischof von Misine**), Otto, der frühere Herzog von Bayern, Markgraf Udo***), Markgraf Dedi†) und, leidenschaftlicher und unversöhnlicher als ein jeder Markgraf, sein Weib Adela, Ekbert, Markgraf der Thüringer††), damals noch ein Knabe und noch nicht fähig, die Waffen zu tragen, Pfalzgraf Friedrich†††), Graf Dietrich*†) Graf Adalbert**†), Graf Otto, Graf Konrad, Graf Heinrich. Zu ihnen stand eine buntgemischte Menge von über 60000 Männern, welche zur Befreiung des Vaterlandes und zur Beschirmung ihrer Gesetze entschlossenen Sinnes ihren Arm und bereitwillige Hilfe verhießen. Wahrhaft durch göttlichen Beistand, so sagten sie, biete sich ihnen die Gelegenheit, das Joch der ungerechtesten Tyrannei abzuschütteln, denn noch war kein Herzog dem Sachsenlande bestellt, weil, wie wir oben erwähnt haben, Herzog Otto kurz vorher das Zeitliche gesegnet hatte und sein Sohn Magnus, dem nach Erbrecht die herzogliche Gewalt gebührte, noch in der festen Hartesburg***†) im Gewahrsam lag. Und weil der König nach den Gütern des Magnus trachtete, so glaubte man, jener warte nur darauf, daß der Gefangene, durch der Leiden Last und die Unerträglichkeit der langen Haft gebeugt, freiwillig sich seines Rechts begebe und sein Herzogtum dem König zu freier Verfügung überlasse. Liemar, Erzbischof von Bremen, Eppo, Bischof von Zeitz, und Bischof Benno von Osenbruggen†*) wurden, weil sie dem gemeinsamen Beschluß ihres Volkes nicht beitreten wollten, aus Sachsen vertrieben. Sie begaben sich zu dem Könige und hingen ihm während des ganzen Krieges als treue Gefährten an††*).

Als nun die Verschwörung sich allenthalben verbreitet und hinreichende Kraft erlangt hatte, schickten ungefähr um Anfang des August die Häupter des Aufruhrs Gesandte an den König, der sich zu dieser Zeit in Goslar befand, und stellten die Forderung, daß er ihnen die

---

*) Münster. **) Meißen.

***) Udo von der Nordmark aus dem Hause Stade.

†) Markgraf der Ostmark, der Lausitz.

††) Markgraf von Meißen.

†††) Pfalzgraf Friedrich von Sachsen aus dem Hause Goseck oder Putelendorf, Bruder Adalberts von Bremen. *†) Dietrich von Katlenburg.

**†) Vermutlich Adalbert der Ältere von Ballenstedt, der Ahnherr der Askanier.

***†) Harzburg. †*) Osnabrück.

††*) Nicht richtig, sonst wäre Heinrich früher, als es geschah, von der Verschwörung unterrichtet worden. Eppo und Benno waren am Hofe. Liemar, seit Adalberts Tode im Jahre 1072 Erzbischof, floh erst nach der Erhebung der Sachsen zum König.

Teilnahme an dem Feldzuge, welchen er gegen die Polen*) zu unternehmen beabsichtige, erließe: Tag und Nacht ständen sie gegen ihre erbittertsten Feinde, die Liutizen, unter den Waffen und im Kampfe, und wenn sie nur ein wenig die Hände ruhen ließen, so würden sie alsbald ihre Feinde im eigenen Lande, alles mit Mord und Verwüstung erfüllend, erblicken. Um dem Angriffe dieser Gegner Stand zu halten, hätten sie selbst kaum genügende Streitkräfte. Darum würde es thöricht sein, wollten sie, die fast ohne Aufhören durch einheimische und beinahe häusliche Kämpfe ermüdet würden, gegen fremde und weit entlegene Völker zu Felde ziehen. Überdies forderten sie, daß er die Burgen, die er zur Vernichtung Sachsens auf allen Bergen und Höhen**) erbaut hatte, zerstören ließe; daß er den Großen Sachsens, denen er ohne gesetzliche Verhandlung ihre Güter genommen hatte, nach dem Rechtsspruche der sächsischen Fürsten Genugthuung leiste; daß er Sachsen, in welchem er sich schon von Kindesbeinen an aufhielte und in müßiger Thatenlosigkeit seine Kraft vergeude, wenigstens zuweilen verlasse, um doch auch einmal die anderen Teile seines Königreiches zu besuchen; daß er die Menschen von niedrigster Herkunft, nach deren Rat er sich und den Staat in das Unglück gestürzt hätte, von seinem Hofe vertreibe und die Angelegenheiten des Reiches den Fürsten des Reiches, deren Sache dies sei, zur Ordnung und Leitung überantworte; daß er die Schar der Kebsweiber, denen er sich gegen die kanonischen Satzungen mit frecher Stirn hingäbe, von sich thue und die Königin, welche er nach den Überlieferungen der Kirche zur Genossin seines Lebens und Thrones auserwählt habe, als sein Eheweib halte und achte, und daß er endlich den lasterhaften Handlungen, durch welche er als Jüngling die königliche Würde entehrt habe, jetzt wenigstens, bei gereiftem Sinne und Alter, entsage. Zuletzt beschworen sie ihn noch bei Gott, er solle ihren gerechten Forderungen freiwillig Gehör schenken und sie nicht zu einer großen und ungewöhnlichen That zwingen. Unterwerfe er sich ihrem Willen, so würden sie wie bisher so auch fernerhin mit Freuden gehorsam sein, jedoch in der Weise, wie es freien und in einem freien Lande geborenen Männern dem Könige zu gehorchen zieme; wenn

*) Erst 1071 hatte Heinrich die beiden Herzöge, Boleslav II. von Polen und Wratislav von Böhmen, vor sich nach Meißen geladen und ihnen bei Verlust seiner Gnade geboten, Ruhe zu halten, aber neue Grenzstreitigkeiten hatten zwischen beiden stattgefunden. Dies bewog Heinrich zum Kriege.

**) Der Hersfelder Mönch nennt acht Burgen Heinrichs, von denen aber nur sehr wenige in Sachsen lagen.

aber nicht, so wären sie Christen und wollten sich nicht durch die Gemeinschaft mit einem Manne, welcher an dem christlichen Glauben durch todeswürdige Schandthaten zum Verräter geworden sei, beflecken. Falls es sein Wille sei, sie mit Waffengewalt zu zwingen, so fehle es auch ihnen weder an Waffen noch seien sie im Kriege unerfahren. Wohl hätten sie ihm den Eid der Treue geleistet, doch nur für den Fall, daß er zum Aufbau, nicht zur Verwüstung der Kirche Gottes König sein wollte, wenn er nach Recht und Gesetz und der Vorfahren Brauch des Reiches walte, wenn er einen jeden ungekränkt und unverletzt in Rang und Würde und seinen Rechten belasse. Habe er nun zuerst jene Bestimmungen frevelnd übertreten, so wären sie nicht mehr durch die Heiligkeit dieses Eides gebunden, sondern würden mit ihm fortan, wie mit einem heidnischen Feind und Unterdrücker des christlichen Volkes einen gerechten Krieg führen und, so lange noch ein Tropfen Blutes in ihren Adern rinne, für die Kirche Gottes, für den christlichen Glauben und für ihre Freiheit kämpfen*). Es machte diese Botschaft auf den König einen gewaltigen Eindruck. Als aber seine Räte sagten, daß beim ersten Kriegsschrecken der Zorn verraucht sein würde, faßte er wieder Mut, gab den Gesandten leichthin und mit Mißachtung eine Antwort und entließ sie ohne bestimmten Auftrag. Als jene nun dies den Ihrigen meldeten, entbrannten alle von heftigem Zorn und gelobten einander, die ihnen bewiesene Verachtung mit dem Schwert in der Hand zu rächen. ‚Ein im Bösen verhärtetes Herz,‘ sagten sie, ‚kann nur dann weich werden, wenn schärfere Gewalt angewendet wird, und so lange nicht das Eisen bis ans Leben und bis zum Marke dringt, empfindet es keinen Schmerz.‘

Daher eilten sie bewaffnet und wohlgeordnet nach Goslar und lagerten sich hier in geringer Entfernung von dem Hofe des Königs, und sie würden sich sogleich in entfesselter Leidenschaft auf Heinrich geworfen und ihr Recht nicht mit rhetorischer Beweisführung, sondern durch die Schrecken des Krieges gefordert haben, hätten nicht Bischof Burchard von Halberstadt und einige wenige, welche vernünftigen Sinnes geblieben waren, die Wut der empörten Schar durch verständige Reden zur Ruhe gebracht. Der König aber begab sich, als ihm die Nachricht von der nahen und drohenden Gefahr gebracht wurde, sogleich in großer Be-

*) Wie hier die Rede der sächsischen Gesandten wiedergegeben wird, so ist sie sicherlich nicht gehalten worden. Vermutlich wurden nur über einige Beschwerdepunkte Verhandlungen geführt und zwar in so ruhigem Tone, daß der König und seine Räte die ihnen drohende Gefahr nicht ahnten und ruhig in Goslar blieben.

stürzung nach der Hartesburg und nahm mit sich dahin die Reichskleinodien und was er von seinem Schatze in der Verwirrung hinwegführen konnte. Bei ihm befanden sich zu jener Zeit Bischof Eppo von Zeitz und Benno, Bischof von Osenbruggen, nach deren Rat er wie früher im Frieden, so jetzt im Kampfe alle Angelegenheiten leitete ... Die feste Hartesburg lag aber auf einem sehr hohen Berge und war nur auf einem und noch dazu sehr beschwerlichen Wege zugänglich. Die übrigen Abhänge des Berges bedeckte ein dichter Wald, welcher sich von da aus, durch keine Lichtung unterbrochen, viele tausend Schritte, bis nach Thüringen hin ausdehnte, so daß trotz der sorgfältigsten Bewachung die Belagerer den Eingeschlossenen den Eingang wie den Ausgang nicht verwehren konnten. Der König beriet sich nun mit den Seinigen und sandte zu wiederholten Malen Boten zu den Sachsen mit der Bitte um Frieden und dem Versprechen, daß er in allem, was ihnen anstößig erschienen wäre, sich bessern wolle. Während aber alle mit der größten Aufmerksamkeit den Verhandlungen folgten und schon um der bisherigen glücklichen Erfolge willen in vorzeitiger Sicherheit saumselig wurden, sammelte in einer Nacht, als sich niemand dessen versah, der König den Herzog Berthold*) und die beiden obengenannten Bischöfe und mehrere andere Genossen um sich und verließ, nachdem er die Reichskleinodien und einen so großen Teil seiner Schätze, als ihm die Zeit und Umstände erlaubten, mit dem Gepäck vorausgeschickt hatte, heimlich die Burg. Zuvor hatte er den Zurückbleibenden noch den Auftrag gegeben, daß sie am anderen Tage durch irgendwelche List den Anschein erregten, als sei der König noch zugegen, und daß sie bei den Feinden den Verdacht einer Flucht nicht aufkommen ließen. Drei Tage lang zogen die Flüchtigen, wie man erzählt, ohne Speise zu sich zu nehmen, durch den unermeßlichen Wald auf einem schmalen und bis dahin nur wenig bekannten Wege, den ihr Führer, ein Jäger, welcher im Jagdeifer fleißig das Dickicht des Waldes durchforschte, entdeckt hatte, indem sie sich überall nach den Schwertern der Feinde umschauten und schon bei jedem Rauschen des Windes den drohenden Mordanfall des Gegners fürchteten. Endlich, am vierten Tage erreichten sie, von Hunger, Nachtwachen und den Anstrengungen des langen Weges bis aufs Äußerste erschöpft, Eschenewege**). Hier erquickten sie sich ein wenig durch Speise und Schlummer und eilten dann am folgenden Tage, dem 13. August, wäh-

*) Berthold von Zähringen, Herzog von Kärnthen. **) Eschwege.

rend die Mannen des Königs schon in zahlreicher Menge herbeiströmten, nach Herveld*). Hier verweilte der König vier Tage lang, um das Heer, welches er zum Kriege gegen die Polen im ganzen Reiche aufgeboten hatte, zu erwarten, denn schon war der Tag nahe, den er für die Vereinigung seiner Krieger bestimmt hatte. Bischof Adalbero von Würzburg, Herimann, der Bischof von Bamberg und sehr viele andere Fürsten, welche schon zum Kriegszuge aufgebrochen waren und in der Nähe lagerten, kamen denn auch sogleich auf die Kunde von dem, was vorgefallen war, zum Könige, der sich noch in Herveld befand. Rudolf, der Herzog von Schwaben, hatte dagegen zusammen mit den rheinischen, schwäbischen und bayrischen Bischöfen in der Nähe von Mainz ein Lager aufgeschlagen und erwartete hier eine Botschaft vom Könige, welche ihn genauer darüber unterrichtete, an welchem Orte er zum Könige stoßen sollte. Er hatte nämlich gehört, Heinrich habe seinen Sinn von dem Heereszuge zu anderen Reichsangelegenheiten gelenkt, war aber noch nicht darüber im klaren, was ihn so plötzlich zur Änderung seines Entschlusses bewogen habe. Doch behaupten auch sehr viele, er sei Mitwisser und Teilnehmer der Verschwörung gewesen und sei deshalb so langsamen Schrittes ins Feld gezogen, um nicht entweder wider seinen Vorsatz dem Könige um seiner Pflicht und Ehre willen Hilfe zu bringen oder, falls er sie verweigere, sich genötigt zu sehen, seinen Abfall und seinen Entschluß vor der Zeit zu verraten**). Der König sandte ihm nun Boten mit der Aufforderung zu, er und die anderen Fürsten, welche bei ihm seien, sollten so schleunig als möglich in dem Dorfe Capella, unfern Herveld***), zu ihm stoßen. Als sie hier eintrafen, warf er sich ihnen zu Füßen und flehte sie um Gottes willen an, bei dessen Namen sie ihm Treue zugeschworen hätten, sich seines Unglücks zu erbarmen und seine Entrüstung zu teilen: Was sie ihm gemeinsam übertragen hätten, sei ihm durch die Bosheit weniger entrissen worden, welche, uneingedenk ihres Treueides, uneingedenk der Wohlthaten, durch die er sie oft genug einzeln und insgesamt sich verpflichtet hätte, ihm mit der Krone auch das Leben entrissen haben würden, wenn er nicht durch die Flucht der Gefahr sich entzogen hätte. Das Verbrechen der verletzten Majestät zu bestrafen, sei nicht seine Sache allein, es sei damit vielmehr eine öffentliche Schmach allen angethan, welche ihn zum König erkoren hätten und

*) Hersfeld.
**) Ohne Zweifel war dies nicht der Fall.
***) Spießkappel bei Hersfeld.

deren Beistand ihn gegen frevelhafte Menschen schützen müsse. Alle möchten daher nach ihren Kräften darauf bedacht sein, daß nicht etwa die königliche Würde, welche sie von ihren Vorfahren in hohen Ehren und voll Herrlichkeit erhalten hätten, durch ihre Fahrlässigkeit ihren Glanz verliere und daß sie nicht ein solches Verbrechen ihrer Zeit ungerächt auf ihre Nachkommen übergehen ließen. Während er solches sprach, rührte er sowohl durch die Größe seines Unglücks als auch durch seine bewegliche Klage alle Anwesenden zu Thränen. Einige meinten, da man einmal zum Feldzuge gegen die Polen bewaffnet und wohl geordnet gekommen sei, so möchte es das Beste sein, das Heer unverweilt nach Sachsen zu führen und die Wunde der frischen Schmach mit dem Gegenmittel schneller Rache zu heilen. Die andern aber erklärten, man dürfe nicht allzu hastig einen Entschluß fassen: das sächsische Volk sei überaus stark und durch häufige Gewöhnung wie durch angeborenen wilden Mut im Kriege wohlgeübt. Zudem sei es durch viele erlittene Ungerechtigkeiten aufgebracht, habe jedes Band des Rechts und der Gesetze zerrissen und sei entschlossen, zu sterben oder zu siegen. Darum müsse man ihm einen Aufschub gewähren, während dessen sie selbst nach Hause zurückkehren, ihre Mannschaften ausrüsten und ihre Kriegsvorräte vermehren könnten. Alsdann würde man imstande sein, mit größeren Mitteln den Krieg beliebig lange zu führen*). Da diese Meinung bei allen Beifall gewann, so beschloß der König, daß die Krieger sich am siebenten Tage nach dem Feste des heiligen Michael zu Bredingen, einem Dorfe des Klosters Herveld, zum Feldzuge versammelten**). Hierauf brach der König in Begleitung der Fürsten, welche zu ihm gekommen waren, auf und wandte sich nach Tribur und nach anderen am Rhein gelegenen Orten. Auch entsandte er nach allen Seiten Boten und beschwor flehentlich nicht nur die Fürsten, sondern auch das Volk, sie sollten nicht von ihm abfallen, indem er reiche Geschenke spendete und noch mehr versprach, einigen aber auch das Ihrige wiedergab, das er ihnen in früheren Jahren, da er noch im Glücke ohne Ziel und Maß herrschte, unter falschen Vorwänden entrissen hatte.

Als die Sachsen erfuhren, daß der König die Wächter getäuscht habe und in andere Teile des Reiches entwichen sei, gerieten sie in große Bestür-

*) Die Fürsten fürchteten, daß ein schnellgewonnener Sieg das Bewußtsein Heinrichs stärken würde. Absichtlich zogen sie die Entscheidung in die Länge, um sich als Schiedsrichter zwischen den König und die Sachsen drängen zu können.

**) Am 5. Oktober sollte sich das Heer in Breitenbach an der Fulda versammeln.

zung, denn sie meinten, was auch die Sachlage forderte, daß sie fortan weder Rast noch Ruhe haben dürften und das Unheil nicht wie bisher in den Grenzen ihres Landes eingeschlossen werden könnte, sondern daß der Krieg offen sein Antlitz enthüllen und sie zwingen würde, Feind gegen Feind, zu kämpfen. Daher hielten sie es für das Beste, soviele Völker und Länder als nur möglich in Aufruhr gegen den König zu bringen. Sogleich schickten sie Boten zu den Thüringern, sie um Beistand anzurufen und zu bitten, daß sie nicht säumen sollten, zum Schutze ihrer Freiheit und wegen der vielen Ungerechtigkeiten, die sie hätten ertragen müssen, zu den Waffen zu greifen. Die Thüringer hielten eine zahlreich besuchte Versammlung an einem Orte ab, welcher Triteburc*) heißt. Hier hörten sie die Botschaft der Sachsen an und stimmten ihr auf das Bereitwilligste zu. Niemals wohl ist eine Botschaft mit fröhlicherem Zurufe empfangen worden. Ohne Verzug schwur man einen Eid, nirgends sich dem Unternehmen entziehen zu wollen: Gemeinsam sei ihnen die Veranlassung zur Erhebung**) und darum solle ihnen auch die Gefahr und, falls es Gottes Wille sei, auch der Sieg gemeinsam sein. Bis zum letzten Atemzuge wollten sie für das gemeine Beste kämpfen. Außerdem ließen sie dem Abt von Fulda und dem Abt von Herveld und den übrigen Fürsten, welche in Thüringen begütert waren, ankündigen, sie sollten, um ihrem Volke Beistand zu leisten, an dem festgesetzten Tage sich einfinden und ihrem Bunde beitreten; thäten sie dies nicht, so würde man alle ihre Güter sogleich verheeren. Auch Abgesandte des Königs hatten sich eingestellt, um den Thüringern goldne Berge zu versprechen, wenn sie von dem Bündnis und der Kriegsgemeinschaft mit den Sachsen abließen, aber sie wurden mit schwerem Hohne zurückgewiesen, und es fehlte wenig, so hätte sich das Volk in seiner Wut thätlich an ihnen vergriffen, wenn nicht einige wenige Männer voll Besonnenheit wegen des Völkerrechts, das die Gesandten zu ehren gebietet, sich für sie verwendet hätten. Der Erzbischof von Mainz weilte damals in Erphesfurd***). Diesen gingen sie an, drangen in ihn, dem gemeinsamen Beschlusse beizutreten, und duldeten nicht eher, daß er jene Gegend verließe, als bis er unter Stellung von Geiseln die Versicherung gegeben hatte, daß er weder mit Waffengewalt noch durch seinen Rat etwas gegen sie unter-

*) Triteburg an der Unstrut unweit Gebesee.

) Die Mehrzahl der Burgen, welche uns genannt werden, lag in Thüringen. Dann aber hatte der König in der letzten Zeit die Zehntenforderungen Siegfrieds aufs neue unterstützt. *) Erfurt.

nehmen wolle. Indessen sind doch einige der Ansicht, daß er, wie auch der Erzbischof von Köln und die meisten anderen rheinischen Fürsten, schon von allem Anfang an Mitwisser und Teilnehmer an der Verschwörung gewesen sei*). Doch verheimlichten sie dies auf das Sorgfältigste, so lange der Ausgang des ganzen Handels ungewiß war".

So unzufrieden der König auch mit dem Beschlusse der Fürsten, den Kampf gegen die Sachsen hinauszuschieben, war, so blieb ihm doch für jetzt nichts übrig, als sich zu fügen. Schon von Hersfeld aus hatte er auf die Vorstellungen seiner getreuesten Anhänger den Befehl gegeben, Magnus seiner Haft in der Harzburg zu entlassen, und zugleich begann er durch den Erzbischof Siegfried mit den Sachsen zu verhandeln, indem er ihnen das Anerbieten machen ließ, sie sollten die Entscheidung über ihre Beschwerden einem Reichstage anheimstellen. Die sächsischen Großen, welche zu den Verhandlungen in Corvey erschienen, dachten aber bei den Erfolgen, welche bisher der Aufstand gehabt hatte, nicht mehr an eine Ausgleichung, sondern verfolgten nur das eine Ziel, die geistlichen und weltlichen Großen des Reichs für sich und gegen Heinrich zu gewinnen. Sie beschuldigten daher den König der abscheulichsten Verbrechen und widernatürlichsten Laster und bestimmten hierdurch den Erzbischof, eine Zusammenkunft nach Gerstungen festzusetzen, auf der sich Heinrich von den ihm zur Last gelegten Vergehen reinigen sollte. Umsonst suchte sich der junge König einem solchem Gericht, welches seinem Ansehen eine unheilbare Wunde schlagen mußte, zu entziehen, vergeblich suchte er selbst bei den Dänen und den heidnischen Liutizen Hilfe gegen die aufständischen Unterthanen; immer weitere Ausdehnung gewann die Empörung und immer klarer trat die Abneigung der Fürsten hervor, ihre Waffen für die Macht Heinrichs zu führen. Es blieb daher dem Könige nichts anderes übrig, als nochmals den Weg der Unterhandlung zu beschreiten. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Metz und Bamberg, die Herzöge Gottfried, Rudolf und Berthold erschienen auf dem Tage zu Gerstungen und trafen hier mit den Sachsen ein Abkommen, wonach die Aufständischen versprachen, sich Weihnachten zu Köln dem Könige zu unterwerfen, wofern er ihnen Straflosigkeit und Abhilfe ihrer Beschwerden verbürge. Mit diesem Vertrage traten die

*) Diese Beschuldigung beruht vermutlich nur auf Gerüchten, wie sie zu Zeiten politischer Unruhen leicht entstehen. Am wahrscheinlichsten ist es noch, daß der alternde Erzbischof Anno um das Unternehmen wußte, an dessen Spitze seine nächsten Verwandten, Erzbischof Wezel und Bischof Burchard, standen.

Fürsten in Würzburg vor den König. Insgeheim aber hatten sie einen schändlichen Verrat verübt, denn sie waren mit den Sachsen übereingekommen, den König wegen Unfähigkeit des Regiments zu entsetzen und einen andern auf den Thron zu erheben. Heinrich hatte den Vertrag mit den Sachsen genehmigt und sein Heer entlassen: noch vertraute er den Herzögen. Bald aber fiel ihm das Verhalten der Großen auf. Sie zeigten sich säumiger und lässiger noch als früher. Offenbar hatte sie der ehrgeizige Rudolf, welcher die meiste Aussicht auf den Thron zu haben meinte, für sich gewonnen. Einen klaren Einblick in das Treiben seiner Vasallen erhielt Heinrich indessen erst, als kurz nachher ein gewisser Regenger, der bisher sein Vertrauen genossen hatte, ihn bezichtigte, er sei von ihm zur Ermordung der Herzöge Rudolf und Berthold und einiger anderer verdächtiger Großen aufgefordert worden, und sich erbot, die Wahrheit dieser Anklage durch das Gottesurteil eines Zweikampfes zu erhärten. Es war ein abgekartetes, schmachvolles Spiel. Man wollte den König in aller Augen moralisch vernichten und seinen Feinden gegründeten Anlaß geben, ihn zu verlassen und abzusetzen. In der That entfernten sich die Herzöge Rudolf und Berthold sogleich vom Hofe und kündigten durch Boten dem Könige offen den Gehorsam auf. Zugleich berief der Erzbischof einen Fürstentag nach Mainz, wo über Regengers Anklage gegen den König und über die Zukunft des Reiches ein Beschluß gefaßt werden sollte. Heinrich war tiefgebeugt. Schon hatte er sich von den Erniedrigungen der Jugend erhoben und von einem Wiedererwachen der alten Macht seines Hauses geträumt, als plötzlich der Aufstand der sächsischen Fürsten alle seine Hoffnungen vernichtete. Er hatte von der Harzburg fliehen müssen, seine festen Schlösser in Sachsen und Thüringen wurden eine Beute der Empörer, von seinen Großen verlassen, mit den entsetzlichsten Beschuldigungen überhäuft, war er jetzt allen verdächtig, allen verhaßt. Eine Zeit lang schien es, als sollte er den furchtbaren Aufregungen und Anstrengungen unterliegen. Eine schwere Krankhei warf ihn aufs Krankenlager, aber schnell raffte er sich wieder auf und eilte nach dem Rhein, und hier sollte er unerwarteten Beistand finden. Der Adel hatte ihm die Treue gebrochen, die sächsischen und thüringischen Bauern waren gegen ihn aufgestanden, aber die aufblühenden rheinischen Städte, vor allen Worms, nahmen ihn freudig auf und gelobten, ihm mit ihrem Leibe und ihrem ganzen Gute zu dienen. Der Beistand, welcher dem Könige zu teil wurde, blieb nicht ohne Wirkung. Die Absetzung erfolgte nicht, vielmehr kam es zu einer vertraulichen Besprechung

zwischen Heinrich und den Fürsten zu Oppenheim. Hier beschloß man, daß zwischen Regenger und des Königs Vertrauten Udalrich von Godesheim ein Zweikampf stattfinden sollte: siegte Udalrich, so verhießen die Fürsten Treue und Gehorsam. Zu diesem Zweikampfe ist es jedoch nicht gekommen. Wenige Tage vor der anberaumten Frist endete der Ankläger sein Leben im Wahnsinne. Auch dieser Ausgang galt als Gottesurteil, und selbst der Reinigungseid, zu welchem sich Heinrich erbot, wurde jetzt als unnötig abgelehnt.

Mit einer geringen Schar zog nun Heinrich aus, um seinen gefährdeten Burgen Hilfe zu bringen, aber noch einmal begann er die Unterhandlungen. Sie führten zum Gerstunger Frieden am 2. Februar 1074. Der König verpflichtete sich, seine Burgen in Sachsen und Thüringen niederzureißen und nie mehr aufzurichten, Otto von Nordheim in das Herzogtum Bayern wieder einzusetzen, alle eingezogenen Güter zurückzuerstatten, Sachsens Angelegenheiten nur nach dem Rate Eingeborener zu ordnen, die Thüringer von dem Zehnten zu befreien und allen, die während des Aufstandes seine Sache verlassen und mit den Sachsen verhandelt hatten, namentlich auch Anno, Siegfried von Mainz und dem Herzog Rudolf, Amnestie zu gewähren. Wie drückend diese Bedingungen auch dem Könige erschienen, er mußte sich ihnen unterwerfen, sollte die Kraft des sächsischen Aufstandes gebrochen und die drohende Losreißung des Landes vom Reiche verhütet werden. Und bald genug sollte ihm der Gerstunger Frieden Gelegenheit geben, die Kraft der Gegner zu zersplittern, denn so sehr der Vertrag den Beifall der sächsischen Großen fand, so wenig gefiel er den oberdeutschen Fürsten. Erzbischof Siegfried fühlte sich durch die Entziehung des thüringischen Zehnten in seinem Rechte gekränkt und Herzog Welf von Bayern war durch die versprochene Wiedereinsetzung Ottos von Nordheim bedroht. Vor allem aber waren auch die sächsischen Bauern gegen ihre eigenen Fürsten erbittert. Nicht ohne Mühe hatte man sie zum Aufstande gegen den König entflammt, aber, einmal entfesselt, drohte sich jetzt die Wut des empörten Volkes gegen den Adel zu wenden, von dem es sich verraten glaubte. Allenthalben brach der Sturm los. In hellen Haufen zogen die Bauern vor die königlichen Burgen und zerstörten sie. Sie ruhten nicht eher, als bis kein Stein mehr auf dem andern war, und in der Harzburg vergriffen sie sich selbst an dem Münster und den Altären der Heiligen und verschonten sie die modernden Gebeine der Toten in der königlichen Gruft nicht. Die sächsischen Fürsten ahnten, daß der Aufstand ihnen die Herzen der Großen des

Reiches entfremden und dem Könige Anlaß zu gerechter Klage geben werde. Aber vergeblich erschienen ihre Gesandten vor Heinrich, um die Unschuld des sächsischen Adels an dem Werke der Zerstörung darzulegen. Heinrich schickte Boten nach Rom, um des Papstes Beistand gegen das tempelschänderische und kirchenräuberische Volk anzurufen. Zwar erwirkte er den Bannstrahl gegen seine aufrührerischen Unterthanen nicht, aber an weltlicher Hilfe sollte es ihm nicht fehlen. Überall fand er bei den Fürsten bereitwilliges Entgegenkommen, sodaß er sogar noch im Jahre 1074 seine Aufmerksamkeit wieder dem Osten zuwenden konnte. Hier war sein Schwager Salomo von Ungarn von seinen Vettern Geisa und Ladislav angegriffen und verjagt worden. Der Einfluß des deutschen Reichs wie die Ehre des fränkischen Hauses standen auf dem Spiele. Aber der Zug, den Heinrich mit ungenügenden Streitkräften unternahm, scheiterte an dem Widerstande der Ungarn. Den Winter von 1074 auf 1075 benützte der König zu umfassenden Rüstungen. Den Vorwand gab ein neuer Krieg gegen die Ungarn, doch konnte niemand im Zweifel sein, daß die Vorbereitungen der Niederwerfung der Sachsen galten, denn nicht eher vermochte Heinrich die Ansprüche des Reiches gegenüber Polen und Ungarn voll zu wahren, als bis er Herr war im eigenen Lande. Vergeblich hatten die sächsischen Fürsten versucht, den König zu versöhnen. Die Bedingung, welche ihnen auferlegt wurde, die Haupturheber des Aufstandes, namentlich Bischof Burchard, Otto von Nordheim und den Pfalzgrafen Friedrich, auszuliefern, glaubten sie nicht annehmen zu können. So mußte jetzt das Schwert über das Schicksal der Sachsen entscheiden.

Lambert*) erzählt weiter:

„Der König feierte im Beisein weniger Großen das Pfingstfest**) zu Worms, während sich jeder der Fürsten mit besonderer Sorgfalt zum Heereszuge rüstete. Am festgesetzten Tage kam er nach Bredingen***) mit einer gewaltigen Menge. Alle aber stimmten überein, daß niemals seit Menschen Gedenken ein so tapferes und kriegerisch gerüstetes Heer von einem Könige im deutschen Reiche zusammengebracht worden sei. So viele Bischöfe, so viele Herzöge, Grafen, geistliche und weltliche Würdenträger das Reich zählte, sie alle hatten sich versammelt und hatten mit der höchsten Anstrengung sich zu dem bevorstehenden Kampfe gewaffnet. Niemand fehlte außer solchen, welche eine dringende und ganz unabweis-

*) A. a. O. Ad ann. 1075. M. G. SS. V. p. 225.

) 24. Mai 1075. *) Breitenbach.

bare Notwendigkeit zurückhielt. Der Erzbischof von Köln hatte vorgeschützt, es würde gottlos sein, wollte er dem Unglücke, welches über seinen Bruder, den Erzbischof von Magdeburg, und seinen Neffen, den Halberstadter Bischof, hereinbrechen sollte, als Zuschauer beiwohnen, und hatte daher den erbetenen Urlaub erhalten, den ihm der König um so eher bewilligte, als ihm der Bischof schon seit seinem ersten Abfall immer verhaßt und verdächtig gewesen war. Der Bischof von Lüttich*), der durch Altersschwäche wie durch lange Krankheit ganz von Kräften gekommen war, hatte unterdessen den Schutz der Königin übernommen und deshalb für sich Befreiung vom Heeresdienst erhalten. Beide hatten jedoch ihre Mannen in großer Anzahl geschickt. Auch der Herzog von Böhmen**) war eingetroffen und zwar mit so vielem Kriegsvolk, daß er, in eitler Hoffnung getäuscht, meinte, er allein sei stark genug, den sächsischen Krieg zu Ende zu führen. Der Abt Widerad von Fulda war, abgesehen davon, daß er seit seiner Geburt auf dem einen Fuß stark hinkte, schon seit zwei Jahren so heftig von einer Lähmung heimgesucht worden, daß er nur, auf einen Stock oder die Schultern seiner Diener gestützt, auszugehen vermochte. Doch auch ihn konnte sein körperliches Leiden nicht von der Teilnahme an dem Feldzuge zu befreien, da es sich der König besonders angelegen sein ließ, seiner Heerfahrt durch ein glänzendes Gefolge von Fürsten besondere Bedeutung zu verleihen ...

Die Kundschafter, welche der König ausgesendet hatte, um die Stellung des sächsischen Heeres zu erforschen, meldeten, daß die Sachsen, an Menge und Waffen nicht weniger stark und an der übrigen Kriegsrüstung sogar überlegen seien, daß sie viele Schätze und auf lange Zeit genügende Vorräte zusammengebracht und unbekümmert um die Ankunft eines so starken feindlichen Heeres in der Nähe sich gelagert hätten. Ermattet von den Anstrengungen des Marsches, hätten sie sorglosen Sinnes ihre Zelte aufgeschlagen und sich der Erholung hingegeben. Auch sei von ihnen der Beschluß gefaßt worden, Gesandte zu schicken, welche um Frieden bitten sollten: erlangten sie diesen nicht, dann wollten sie dem heranziehenden Feinde in offener Feldschlacht entgegentreten. Leichthin und geringschätzig wurde diese Nachricht von der Umgebung des Königs hingenommen, die sich wohl hier und da zu rühmen pflegte, keine eherne oder demantene Schlachtreihe werde ihrer Menge und Tapferkeit zu widerstehen vermögen. Der

*) Bischof Dietwin.

**) Herzog Bretislavs († 1055) Sohn, Wratislav, Nachfolger seines älteren Bruders Spitihnev.

König aber fürchtete, daß er nicht sowohl im Kampfe als durch flehentliche Bitten überwunden werden könnte, und daß seine Fürsten es für gottlos halten möchten, gegen diejenigen die Waffen zu führen, welche sich friedfertig zu jeder Bedingung bereit erklärten, und daß ihm damit die heißersehnte Rache für das erlittene Unrecht aus den Händen gerissen würde. Um diesem vorzubeugen, beeilte er sich, die Schlacht herbeizuführen, ehe noch die Gesandten der Sachsen herbeikämen, um den Frieden zu erbitten. Viel trug auch hierzu der Schwabenherzog Rudolf bei, und zwar deshalb, weil er im vorigen Jahre bezichtigt worden war, nach der Krone gestrebt zu haben, und nun mit größter Begierde danach trachtete, diesen Verdacht durch neue Hingabe an die Sache des Königs vergessen zu machen.

So brach denn der König von Bredingen auf und kam am ersten Tage bis nach Elenen*). Am folgenden Tage legte er mit größter Beschleunigung fast zwei Tagemärsche zurück und lagerte sich bei Beringe**), nicht weit mehr von den Sachsen entfernt. Schon hatten alle ihre Zelte aufgeschlagen und sorgten, in der Umgebung verstreut, für alles, was dem ermüdeten Körper zur Erholung dienen konnte, und auch der König hatte sich zur Erfrischung auf sein Lager geworfen, als plötzlich der Herzog Rudolf in das Zelt stürzte und die Kunde brachte, die Sachsen seien nur eine kurze Strecke entfernt***) und gäben sich, man wisse nicht, ob aus Geringschätzung der Gegner, oder weil sie in Unkenntnis über ihren Anmarsch wären, beim Mahle und bei dem Becher thörichter Kurzweil hin, gleichsam als sollte es noch einen Augenblick an ihnen ungerächt bleiben, daß sie die Waffen, welche sie gegen das Reich und die Gesetze der Vorfahren ergriffen hätten, voll frevlem Mut bis vor des Königs Angesicht trügen: es sei dies eine Schmach für das deutsche Reich, die in allen folgenden Jahrhunderten nimmer getilgt werden könne. Noch sei der größere Teil des Tages übrig. Er sei daher der Ansicht, daß man das Heer in Schlachtreihe aufstelle und den Kampf beginne oder, wenn die Sachsen sich dem Treffen entzögen und im Lager Schutz suchten, sogleich das Heer zum Sturme auf das Lager führe. Der König sagte dem Herzoge Dank, indem er sich vor ihm zur Erde neigte, und versprach ihm unter Anrufung Gottes, sein Leben lang dieses Dienstes eingedenk

*) Ellen westlich von Eisenach.

**) Behringen zwischen Eisenach und Langensalza.

***) Unweit Nägelstädt und Homburg an der Unstrut, etwas nördlich von Langensalza. Hier fand die Schlacht am 9. Juni 1075 statt.

zu sein. Alsdann eilten beide aus dem Zelte hinaus. Das Zeichen zum Kampfe wurde gegeben, noch eilten alle herbei und besetzten weit und breit das Feld. Jeder Heerführer ordnete seine Scharen, und da weder die Lage des Ortes noch die große Menge es zuließ, daß alle zur selben Zeit den Angriff beginnen konnten, ward dem Herzog Rudolf der Auftrag gegeben, mit den Seinen in der ersten Schar zu fechten und zwar nach dem alten Vorrechte der Schwaben, welchen seit alten Tagen ein Gesetz das Recht einräumt, bei jeder Heeresfahrt des deutschen Königs dem Heere vorauszuziehen und den Kampf zu beginnen. Die übrigen erhielten den Befehl, in der Nähe ihre Aufstellung zu nehmen und, je nachdem es die Lage erforderte, den Kämpfenden zu Hilfe zu eilen. Der König selbst befand sich bei der fünften Schar, welche er aus den erlesensten Jünglingen von erprobtester Treue um sich gesammelt und in dichten, wohlgeordneten Reihen aufgestellt hatte. So rückten sie allmählich unter Aufrechterhaltung ihrer Ordnungen gegen das Lager der Sachsen vor.

Die Sachsen, welche thörichter Weise sich dem Glauben hingegeben hatten, daß jener Raum, der sie von dem Könige trennte, kaum von einem leichten Reiter, geschweige denn von einem mit Gepäck und Kriegsgerät beschwerten Heere an einem Tage zurückgelegt werden könne, waren auf alles andere, nur aber nicht darauf gefaßt, daß der König an diesem Tage gegen sie heranziehen werde. Sie hatten sich daher unbesorgt dem Gefühle der Sicherheit hingegeben und alle ihre Aufmerksamkeit von dem Kampfe auf die Pflege ihres Körpers gelenkt, als sie plötzlich bemerkten, daß Staubwolken den Himmel verdunkelten und ein Heer, unzählbarer als der Sand des Meeres, die nahe Ebene in ihrer ganzen Ausdehnung, einem Schwarm Heuschrecken gleich, besetzte, beinahe schon den trennenden Zwischenraum zur Hälfte durcheilte und das Lager selbst zu überfluten drohte, wenn sie nicht rasch genug ihnen entgegen gingen. Der unerwartete Angriff verbreitete Schrecken. Laute Anklagen erhoben die Führer gegen einander, daß man sich nicht vorsichtig genug gegen den Feind bewiesen habe. Unverzüglich aber ertönte gewaltiger Streitruf. Eilig griff man zu den Waffen und stürmte zum Thore hinaus. Wenige hatten sich Zeit genommen, ihren Körper mit dem Panzer zu schützen, ja, manche vergaßen selbst, ungeduldig über jeden Aufschub, die Kleider wieder anzulegen, die sie vorher, um sich besser der Ruhe hinzugeben, ausgezogen hatten. Keiner aber wartete auf den andern, der noch zögerte, sondern vereinzelt liefen sie hier und da herbei, wie der Zufall sie ihre Waffen schneller oder langsamer ergreifen ließ. Sehr viele,

die jenseits des Unstrutflusses in weiterer Entfernung lagerten, empfingen früher die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange als vom Beginne der Schlacht. So erlaubte denn der Mangel an Zeit nicht, die Scharen zu ordnen, nicht die Krieger durch Worte anzufeuern, nicht das Lager durch die übliche Besatzung zu sichern, noch sonst irgend etwas anderes zu thun, was der Brauch der Kriegskunst verlangt: so sehr hatte die plötzliche Ankunft des Königs alles in Verwirrung gebracht. Als man sich nun endlich von dem ersten Schrecken erholt hatte, rottete man sich in ungeordneter Aufstellung zu einem dichtgedrängten Haufen zusammen, gab, ohne das Zeichen zu erwarten, wie es doch sonst die Gewohnheit beim Angriffe ist, den Rossen die Sporen und stürzte sich in gewaltigem Anprall unweit Hohenburg*) auf die Gegner. Nicht eine Stunde lang hätten die Schwaben dem Angriffe Stand halten können, wenn nicht ihnen, den Wankenden, Herzog Welf mit seinen Bayern zu Hilfe gekommen wäre. Beim ersten Ansturm waren Speere und Lanzen zersplittert. Den übrigen Teil der Schlacht hindurch bediente man sich der Schwerter, mit denen der sächsische Krieger, welcher deren zwei oder drei bei sich führt, besonders gewandt zu fechten versteht, und sie stritten mit solcher Kraft, mit solcher Wut und Geschicklichkeit, daß sie die Feinde ebenso mit Bewunderung als mit Schrecken erfüllten. Hier empfing Markgraf Ernst von Bayern**), ein im Reiche hoch angesehener und durch seine vielen über die Ungarn erfochtenen Siege weit berühmter Mann, eine schwere Wunde. Halbtot wurde er in das Lager zurückgetragen, wo er tags darauf seinen Geist aufgab. Hier sanken Graf Engelbert, zwei Söhne des Grafen Eberhard von Nellenburg und viele Edle aus Schwaben und Bayern nieder, und gar wenige waren es, die unverwundet das Schlachtfeld verlassen konnten. Auch Herzog Rudolf war oft das Ziel vieler Schwerter; zwar widerstand sein überaus dichter Panzer allen Streichen, aber es traf ihn doch durch die fortwährenden Stöße, welchen seine Glieder ausgesetzt waren, schweres Ungemach. Im Heere der Sachsen that sich Otto, vordem Herzog der Bayern, vor allen durch glänzende Tapferkeit hervor. Von den tapfersten Jünglingen umringt, begann er bald im Vordertreffen dem Kampfe neues Leben zu geben, war er überall dort, wo der Feind mit Nachdruck heranstürmte, traf er mit seinem Schwerte das Antlitz des Gegners, wußte er sich mitten durch den feindlichen Haufen hindurch einen Weg mit dem

*) Homburg. **) Ernst von Österreich.

Schwerte zu öffnen, trieb er bald wieder unter den letzten die Weichenden durch ermunternde Worte vor, indem er ihnen ins Gedächtnis zurückrief, warum sie zu den Waffen gegriffen hätten, und alle insgesamt bei Gott beschwor, daß sie jetzt, was sie ja oft mit den heiligsten Eiden gelobt, ihre Freiheit durch die Stärke ihres Armes sich erkämpften. Wacker wahrlich erfüllte er die Pflicht eines tapferen Soldaten und eines trefflichen Feldherrn. Schon hatte sich der Kampf von der Mitte des Tages bis zur neunten Stunde*) ausgedehnt, und es war schon so weit gekommen, daß sich zwei Heere, das schwäbische und bayerische, zur Flucht wandten, schon meldeten zahlreiche Boten dem Könige, daß die Seinigen in der höchsten Not seien: da rückten plötzlich von der einen Seite Graf Herimann von Glizberg**), von der andern das Aufgebot der Babenberger vor. Zugleich befahlen der Herzog von Böhmen und Gottfried***) von Lothringen, nachdem sie sich durch viele Botschaften und Bitten der im Kampfe schwer Gefährdeten hatten erweichen lassen, ihren Reiterscharen mit verhängten Zügeln vorzustürmen. Jetzt endlich vermochten die Sachsen dem Anpralle der Menge nicht mehr Stand zu halten. Langsam kamen ihre Reihen ins Wanken. Vergeblich versuchte Otto die schon zur Flucht gewandten Schlachthaufen durch Bitten und Vorwürfe, durch laute Klage über ihre Feigheit uud Lässigkeit zum Stehen zu bringen. Alles war umsonst, sie rissen ihre Rosse herum und sprengten nach allen Seiten davon. Da nun machten sich, wie ja immer bei der Flucht der Feinde der Feigste und der Tapferste gleiche Kühnheit beweisen und gleichen Ruhm ernten, alle Scharen des königlichen Heeres ohne Ordnung, aber auch alles Volk und die Bauern, welche im Lager Knechtesdienste thaten, auf, um die Feinde schnell zu verfolgen. Sie spornen ihre Rosse an, durchfliegen mit größter Schnelligkeit weite Gefilde, werfen jeden Widerstand nieder, und als die Flüchtigen im Lager eine Zufluchtsstätte suchen, brechen sie auch hier ein, plündern das Lager und jagen die Gegner von dannen, sie beflecken die ganze Gegend, durch welche die Sachsen fliehen, auf zwei oder drei Meilen in der Runde mit blutigem Mord, füllen sie mit den Haufen der Erschlagenen, und da der von den Hufen der Rosse aufgewirbelte Staub den Augen jede Möglichkeit nimmt, die Dinge klar zu erkennen, so daß man getrübten Blicks Genossen und Feinde nicht leicht zu unterscheiden vermag, erschlagen sie auch viele der Ihrigen, weil sie dieselben für Gegner halten. Alle Fürsten und Edle Sachsens entkamen,

*) Das ist von 12 bis 3 Uhr. **) Hermann von Gleiberg.

***) Herzog Gottfried der Höckerige. Lambert nennt ihn Gozelo.

bis auf zwei von mittlerem Range*), lebend und unverletzt, da ihnen die genaue Bekanntschaft mit der Gegend, die Dunkelheit und die Schnelligkeit ihrer Rosse von Nutzen war. Gegen das gemeine Fußvolk aber, welches während des Reiterkampfes im Lager zurückgeblieben war, raste die Wildheit der Feinde über alles Maß und alle Schranke, so daß sie, aller christlichen Schonung vergessend, Vieh und nicht Menschen hinzuwürgen schienen. Eine große Menge verschlang auch die Unstrut, in welche sich viele aus Furcht vor dem drohenden Mordstahl gestürzt hatten. Dem Morden machte erst die Nacht ein Ende und der Umstand, daß eine Verfolgung der Feinde über den Fluß hinaus nicht sicher genug erschien. Die Krieger wandten sich nun zur Plünderung. Sie fanden aber im Lager der Feinde einen solchen Überfluß an Lebensmitteln und eine solche Menge von Gold, Silber und wertvollen Gewändern, daß es schien, als wären die Sachsen nicht ausgezogen, um die Waffen zu führen, sondern um dem Heere des Königs ein Gastmahl zu geben und vor ihm mit der Pracht ihrer Reichtümer zu prunken.

Kurze Zeit nach Sonnenuntergang kehrte der König unter dem frohen Zuruf seiner Krieger, wie es Sitte ist, in das Lager zurück, hoch erfreut und überglücklich, daß er seine verhaßtesten Feinde durch einen glänzenden Sieg bezwungen habe, und seine Freude war um so größer, als seine Krieger sich allenthalben brüsteten, diesen oder jenen von den sächsischen Fürsten eigenhändig erschlagen zu haben. Als man aber wieder hinaus auf die Walstatt kam und der eine seinen Herrn, der andere den Vater, der eine den Bruder, der andere den Vetter oder irgend jemand, der ihm durch ein anderes enges Band verknüpft war, erschlagen auf dem Felde fand, da verkehrte sich alle Freude in Trauer und der Reigen in Wehklagen**). Von Schmerzensrufen und Jammer erschallte das ganze Lager. Die Krieger des Königs blieben noch am nächsten Tage im Lager, begruben die Erschlagenen und ließen die Edleren und Begüterten in ihre Heimat zurückbringen. Auch trugen sie für die Verwundeten Sorge und sandten die durch ihre Verwundungen kampfunfähig gewordenen zur Pflege ihren Angehörigen nach Hause. Nicht leicht ließ sich abschätzen, wie viele Tausende in diesem, wie viele in jenem Heere gefallen waren, nur so viel steht indessen fest, daß auf des Königs Seite mehr Edle, auf sächsischer mehr Leute vom Volke gefallen waren, und daß wegen des Verlustes der hervorragendsten Männer mehr die Sieger Nachteil erlitten hatten als die Besiegten . . .

*) Gefallen war Graf Gebhard von Supplinburg, dessen Sohn Lothar noch dereinst die Kaiserkrone gewinnen sollte. **) Klagelieder Jeremiä 5. 15.

Hierauf verließ das Heer die Walstatt, zog, alles im Umkreise mit Feuer und Schwert verwüstend, durch Thüringen nach Sachsen und fand in den einzelnen Ortschaften so reiche Vorräte — war doch das Land überaus fruchtbar und bisher von keiner Kriegsnot heimgesucht —, daß die Überfülle dem gierigen Lagertrosse, welchen allein die Hoffnung auf Beute an das Heer fesselte, Überdruß erregte. Doch sandte der König zu wiederholten Malen Boten an die Fürsten Sachsens, sowohl in seinem als auch in seiner Fürsten Namen, und ermahnte sie, sich zu ergeben und ihre Hoffnung mehr auf seine Gnade als auf ihre Waffen zu setzen, die sie schon einmal zu ihrem Unglücke erprobt hätten. Aber jene hatten aus sicheren Anzeigen erfahren, wie sehr sie der König hasse, und meinten daher, es sei Thorheit, blindlings die Gewalt über Leib und Leben dem Manne einzuräumen, dessen Zorn sie durch flehentliche Bitten vor dem Feldzuge nicht hätten besänftigen können ... Bei dieser Meinung blieben sie stehen, und sie hielten sich unweit Magdeburg in sehr festen Plätzen eingeschlossen, weil sie ungeachtet ihrer großen Anzahl es zunächst für besser erachteten, jeder Schlacht sich zu enthalten, außer wenn die unvermeidliche Notwendigkeit sie dazu zwänge. Trotzdem entschieden sich der Markgraf Udo, der Bischof von Merseburg und einige andere sächsische Edle für Unterwerfung. Von ihnen wurde Markgraf Udo, nachdem er seinen Sohn für sich als Geisel gestellt hatte, sogleich der Haft entledigt. Der Bischof ward ins Kloster Loressan*) geschickt, während die andern verschiedenen Fürsten anvertraut wurden, um sie eine Zeit lang in Gewahrsam zu halten.

So kam der König mit seinem Heere nach Halberstadt, indem er wie vorher alles umher mit Feuer und Schwert verwüstete. Auch nach Goslar zog er, doch nur mit wenigen, denn er wollte der sehr reichen und getreuen Stätte schonen und fürchtete, daß, wenn er mit einer großen Menge dahin käme, dem Ort Unbill und Plünderung widerfahren möchte. Da aber sein Heer von Tag zu Tag mehr Einbuße durch Hunger und Durst erlitt, da das alte Getreide teils durch Feuer, teils durch den Bedarf einer so großen Menge aufgezehrt, das neue aber noch nicht reif war und da keine Hoffnung sich zeigte, daß ohne längere Frist und größere Rüstungen dieser Krieg beendigt werden könne, so verließ der König, den Bitten der Fürsten nachgebend, Sachsen und entließ nach Überschreitung der thüringischen Grenze in Eschenewege sein Heer, nachdem

*) Lorsch.

er von den Fürsten die feste Zusicherung erhalten hatte, daß sie am 22. Oktober ihm noch zahlreichere und glänzender ausgerüstete Truppen nach Gerstingun*) zuführen würden ...

Nachdem das königliche Heer aus Sachsen abgezogen war, traten die Sachsen und Thüringer wiederum häufig zu Versammlungen zusammen, in welchen das Volk gegen die Fürsten und die Fürsten gegen das Volk in heftigem Hader sich erhoben. Denn es zürnte das Volk den Fürsten, weil es auf ihr ungestümes Zureden hin die Waffen gegen den König ergriffen hätte, und sie jetzt, wo es zu blutiger Entscheidung gekommen wäre, die Flucht ergriffen und das Volk den Feinden preisgegeben hätten, um es zertreten und wie hilflose Tiere hinschlachten zu lassen. Die Fürsten dagegen warfen dem Volke vor, daß es, während sie selbst zum Kampfe ausgezogen und trotz ihrer geringen Zahl tapfer genug sich gewehrt hätten, ruhig im Lager sitzen geblieben wäre und ihnen in der Gefahr wohl viel vergebliche Hoffnung, aber nicht die langersehnte Hilfe und Beistand gebracht hätte. Dann aber wandten sich auch alle Sachsen insgesamt gegen alle Thüringer und sagten ihnen rund heraus, mit größerem Recht müßten sie gegen sie als gegen den König den Krieg beginnen, weil sich nach der Niederlage des sächsischen Heeres die Thüringer den Fliehenden auf allen Straßen und Wegen entgegengestellt, sie angegriffen, beraubt, mißhandelt und in schimpflicher Blöße über ihre Grenze getrieben hätten. Schon war man nahe daran, dem Hader Gewaltthat und großes Unheil folgen zu lassen, als der Bischof von Halberstadt und Otto, der ehemalige Herzog von Bayern, nach deren Rat vor allem der sächsische Krieg geleitet wurde, mit heilsamen, mäßigenden Worten die entfesselten Geister der Menge zur Ruhe brachten, indem sie dieselben bei Gott beschworen, die Waffen, welche sie einträchtig zum Schutze ihrer Freiheit ergriffen hätten, nicht jetzt, von teuflischer Wut verleitet, gegen das eigene Herz zu richten und nicht durch solchen inneren Zwist den Mut und die Kühnheit der Feinde, welche einen blutigen Sieg über sie erfochten hätten, von neuem zu beleben. Da sie überdies sahen, daß das Volk, schon durch die erste Niederlage gebrochen, den ganzen Krieg sehr bereute und überdrüssig hatte, und fürchteten, daß man, da ja des Volkes Sinn wechselnd und unbestimmt ist, sie, die Fürsten, gefangen dem Könige ausliefern und durch ihr Blut sich die Rettung erkaufen könnte, so trugen sie auf den Abschluß eines Friedens

*) Gerstungen.

an und rieten, da ja das erlittene Unglück alle mit Abscheu und Schrecken erfüllt habe, nun alles zu versuchen, um des Königs Unwillen gegen sie zu besänftigen. Mit Freuden wurde dieser Vorschlag vom Volke angehört und angenommen. Sogleich sandten sie nach gepflogener Beratung den Erzbischof von Bremen und den Markgrafen Udo zum König, um ihn bei Gott zu beschwören, wenigstens jetzt von ihrem Blute gesättigt, seinem Zorn ein Ende zu machen und nicht das geringe Häuflein der Sachsen, welches von dem fürchterlichen Blutbad übriggeblieben sei, gänzlich zu vernichten: er möge vielmehr einen Tag festsetzen und einen Ort, an welchem sie sich ungefährdet einstellen und in Sicherheit ihre Sache führen könnten. Sie seien bereit, nach der richterlichen Entscheidung aller Fürsten des Reiches, ihm für jede Unbill, durch die er verletzt zu sein meinte, nach seinem Wunsche Genugthuung zu geben, überhaupt die vollste Genugthuung ihm anzubieten, und sie würden gern unbeschadet ihres Lebens und ihrer Freiheit alles erdulden, wenn er nur den Kriegszug gegen sie einstellte, zu dem er, wie sie gehört, alle Fürsten des Reiches aufgeboten hätte. Der König gab hierauf zur Antwort, daß er weder ihnen noch irgend einem andern, der gerechte Genugthuung für sein Vergehen anbiete, seine Gnade verweigern werde, doch dürfe und wolle er bei einer so großen und abscheulichen Unthat sein Urteil nicht in unüberlegter Weise und eher abgeben, als bis die Fürsten des Reiches zusammengetreten wären, zu deren gemeinschaftlicher Beschimpfung das Verbrechen der beleidigten Majestät gereiche. Durch die Tapferkeit der Fürsten müsse der Krieg zu Ende geführt, durch ihren Beirat aber auch der Frieden wieder hergestellt werden, zumal die Sachsen ihn schon oft genug mit friedlichen und guten Versprechungen getäuscht hätten. Er habe aber den Fürsten den 22. Oktober als Tag der Vereinigung des Heeres zum Feldzuge anberaumt, und Gerstingun als Ort des Zusammentreffens bestimmt. Bereuten sie aufrichtig das begangene Verbrechen, so möchten sie sich dort einstellen, um das Urteil entgegenzunehmen, welches die Fürsten des Reiches über das verwegene Beginnen fällen würden . . .

Dem Ausschreiben gemäß stellte sich der König am 22. Oktober in Gerstingun ein. Hierher kamen auch alle Bischöfe und Grafen des deutschen Reiches. Zugegen war Dietrich, der Herzog des Mosellandes, zugegen Gottfried, der Herzog von Lothringen, der so viele trefflich gerüstete und aus seinem ganzen Lande sorgfältig auserlesene Truppen mit sich führte, daß schon sie allein das übrige königliche Heer an Zahl und Pracht der

kriegerischen Ausrüstung zu übertreffen und in Schatten zu stellen schienen. Die anderen Herzöge, Rudolf von Schwaben, Welf von Bayern und Berthold von Kärnthen, hatten die Bitte des Königs um Unterstützung abgeschlagen, weil sie, wie sie sagten, über das im vorigen Feldzuge nutzlos vergossene Blut Reue empfanden*). Zudem waren sie über den harten und unversöhnlichen Sinn des Königs erbittert, dessen glühende Rachsucht nicht durch die Thränen der Sachsen, nicht durch das in Thüringen in Strömen vergossene Blut hatte gelöscht werden können. Die übrigen Fürsten, welche zahlreich eingetroffen waren, hatten ein Heer von genügender Größe und Stärke zusammengebracht, das jedoch bei weitem nicht dem gleichkam, welches im ersten Kriegszuge vereinigt worden war. Sachsen und Thüringer aber hatten sich, aufgescheucht durch die äußerste Not, in großer Anzahl versammelt und nachdem sie unweit des königlichen Hofes Northusun**) sich gelagert, den Erzbischof von Bremen, den Bischof von Hiltinisheim***) und den Markgrafen Udo dem Könige nach Gerstingun entgegengeschickt. Sie baten flehentlich, daß der König einige Fürsten nach seiner Auswahl an sie entsende, denn sie seien bereit, nach gemeinsam gepflogenem Rate zu jedem gerechten Urteile ihre Zustimmung bereitwilligst zu geben. Der König lehnte diese Bitte ab: seine Fürsten seien nicht aus den entlegensten Teilen des Reiches herbeigekommen, um zu Gericht zu sitzen, sondern um mit gewappneter Hand den dem ganzen Reiche zugefügten Schimpf zu rächen. Aber als es selbst den inständigen Bitten der Gesandten gelungen war, ihm die Einwilligung mit Mühe zu entlocken, fand sich kein Fürst, welcher das Amt des Vermittlers übernommen hätte, denn ein jeder fürchtete, entweder bei dem Könige in den Verdacht der Untreue zu kommen, wenn er den Sachsen mildere Bedingungen erwirkte, oder von den Sachsen der Lüge beschuldigt zu werden, wenn er ihnen Verzeihung verspräche, die, wie doch jeder ohne weiteres überlegen mußte, nie vom Könige zu erreichen sein würde. So wurden denn drei Tage über diese Zögerungen hingebracht, während ununterbrochen die Gesandten hin und her gingen und mit der nämlichen Bitte den König und alle Fürsten bestürmten. Doch stellte der König deshalb den Vormarsch nicht ein, sondern rückte mit kampfgerüstetem Heere und unter Vortragen der Feldzeichen täglich langsamen Schrittes und verheerend vor. Endlich beschloß er, den Erzbischof von Mainz, den Erzbischof von

*) Rudolf und seine Freunde bereuten den Eifer, den sie im letzten Feldzuge bewiesen hatten. Möglicher Weise waren sie auch vom Papste zurückgehalten.

) Nordhausen. *) Hildesheim.

Salzburg, die Bischöfe von Augsburg und Wirziburg*) und mit ihnen Herzog Gottfried abzusenden, dessen Rat bei diesem Feldzuge das meiste galt, der gleichsam der Kopf des Unternehmens war und die Angel, um die sich alles drehte, weil er, trotzdem er von unansehnlicher Gestalt und bucklig war, durch die Pracht seines Besitzes und die Menge seines auserlesenen Kriegsvolkes als auch durch Weisheit und Beredsamkeit alle übrigen Fürsten weit übertraf. Diese fünf Männer hatten die Sachsen sich für die Unterhandlung ausgebeten, weil sie erfahren hatten, daß jene von bewährter Treue und Wahrhaftigkeit seien, und weil sie glaubten, daß alles, was jene zugesagt hätten, unzweifelhaft erfüllt werden würde**). Als nun jene in das Lager der Sachsen kamen, warfen sich ihnen die Fürsten der Sachsen zu Füßen und beschworen sie um Gottes willen, sie sollten sich ihrer Not erbarmen: habe sie ja doch nur des Königs Härte zu so frevelhaftem Wagnis gezwungen und jetzt, da sie besiegt und fast bis zur Vernichtung niedergeworfen seien, fordre sie sein unauslöschlicher Haß zu entsetzlichen Qualen. Wenn man ihnen gestatte, nach Gesetz und Recht und der Vorfahren Brauch ihre Unschuld zu erhärten, so wollten sie mit leichter Mühe jede Anschuldigung entkräften und nachweisen, daß sie die in Gerstingun angenommenen Friedensbedingungen nicht in frevelhaftem Übermut verletzt hätten; gelänge ihnen dies aber nicht, so weigerten sie sich nicht, die Strafe, welche Gesetz und Recht der Vorfahren für solche, die sich ähnlicher Verbrechen schuldig gemacht hätten, auf sich zu nehmen . . . Hierauf gaben ihnen die Abgesandten zur Antwort: sie könnten den Grund, der sie zuerst veranlaßt habe, die Waffen gegen den König zu erheben, nicht ganz verwerfen und sie billigten nicht den hartnäckigen und verstockten Haß des Königs, der auf ihr Verderben sinne, doch seien darin alle Fürsten des Reiches einig, daß für solche frevelhafte, im Reiche und seit vielen Jahrhunderten unerhörte That dem Könige wie dem Reiche nicht anders Genugthuung geleistet werden könne, als daß sie sich bedingungslos unterwürfen. Ihnen aber, nach deren Rat sie solches thun sollten, werde es am Herzen liegen, daß sie nichts durch diese Unterwerfung erlitten, was sie an Leben, an Ehre und Besitz kränke . . . Nach langen Er-

*) Würzburg. Es waren die Erzbischöfe Siegfried, Gebhard und die Bischöfe Embricho und Adalbero.

**) Daß Heinrich ihnen die erbetenen Unterhändler bewilligte, beweist hinreichend, daß alles, was der Hersfelder Mönch hier über die Grausamkeit Heinrichs erzählt, nur rhetorische Ausschmückung ist.

wägungen und vielen Weigerungen gaben endlich die Sachsen weinend und aus dem tiefsten Herzen seufzend ihre Zustimmung zu der Unterwerfung und beschlossen, unter Gefahr ihres Lebens die Treue der Fürsten und die Milde des Königs zu erproben. Als sich die Kunde hiervon schnell im Heere des Königs verbreitete, war die Freude groß und der Jubel überaus lebhaft, denn man hielt diesen Sieg für herrlicher denn jeden Triumph, für gewinnbringender denn die reichste Beute, weil man sich der Notwendigkeit überhoben sah, noch einmal mit denen den Kampf aufzunehmen, welche gleich beim ersten Zusammentreffen zwar besiegt worden waren, aber durch Tötung beinahe aller Fürsten Schwabens und Bayerns den Siegern bejammernswertes Unglück gebracht hatten*).

Am andern Tage nahm der König seinen Sitz auf freiem Felde inmitten einer weiten Ebene, an einem Orte, welcher Spiraha**) genannt wird, nachdem er sein ganzes Heer zu diesem Schauspiele feierlich entboten hatte. Ein weiter Raum wurde zwischen den dichtgedrängten Scharen frei gelassen. Hier konnte der Vorüberzug der Sachsen von dem ganzen Heere gesehen werden. Nun wurden der Ordnung gemäß hereingeführt erst die Fürsten Sachsens und Thüringens, Wezel, Erzbischof von Magadaburg, Burchard, Bischof von Halberstadt, Otto, vormals Herzog von Bayern, Magnus, Herzog von Sachsen, Graf Hermann, seines Vaters Bruder, Pfalzgraf Friederich, Graf Dietrich von Cadalenburg, Graf Adalbert von Thüringen, Ruodeger, Sizzo, Berengar***), alles Grafen, dann alle Freien, welche durch Geschlecht oder Vermögen im Volke einigermaßen hervorragten. Und wie man übereingekommen war, so unterwarfen sich alle ohne Ausnahme dem Könige. Der König übergab sie Mann für Mann an seine Fürsten zum Gewahrsam, bis über sie nach gemeinsamer Beratung entschieden würde, aber kurze Zeit darauf brach er den Vertrag und ließ, mit Verletzung aller Bande des Schwures, durch die er sich verpflichtet hatte, die Gefangenen nach Gallien, Schwaben, Bayern, nach Italien und Burgund verbannen. Ihre Lehen gab er überdies an seine Vasallen, deren Hilfe in dem Kriege gegen die Sachsen ihm vor allem von Nutzen gewesen war. Er verweilte noch mehrere Tage in Thüringen, stellte die Burg auf dem Hasenberge†) wieder her und legte eine Besatzung hinein, um so zu verhüten,

*) Wie an anderen Stellen, so wird auch hier der Verlust von Heinrichs Heer bedeutend übertrieben. **) Spier bei Sondershausen.

***) Berengar von Sangerhausen, Sohn Ludwigs des Bärtigen.

†) Die Hasenburg bei Nordhausen.

daß sich nach seinem Abzuge das leichtbewegliche Volk zu neuem Aufruhr erhebe. Außerdem beraumte er allen Freien, welche aus Zufall nicht bei Spiraha gegenwärtig gewesen waren oder aus Furcht sich dem Gebote entzogen hatten, einen Tag an und bestimmte, daß sie, wenn sie sich bis dahin nicht gestellt hätten, als öffentliche Feinde von allen, denen das Heil des Staates am Herzen liege, mit Feuer und Schwert heimgesucht werden würden. Hierauf entließ der König sein Heer, kehrte als Sieger heim und feierte das Fest des heiligen Martin*) in Worms."

5. König Heinrich IV. und Gregor VII.

Unermüdlich war unterdessen Gregor VII. für die Macht des Papsttums thätig gewesen, und wenn sich an vielen Orten noch Widerstand gegen die Durchführung der Kirchenreform erhob, so befestigte sich doch sein Ansehen von Tag zu Tag.

Deutlich treten uns seine Pläne auf dem Konzile hervor, welches er in der Fastenzeit des Jahres 1075 abhielt. Einen kurzen Bericht bringt uns hierüber ein begeisterter Anhänger der cluniacensischen Partei und Hildebrands. Derselbe, ein ungenannter Geistlicher, führte in wortreicher, schwülstiger Sprache das Werk des Mönches Berthold von Reichenau, welcher die Chronik seines Lehrers Hermanns des Lahmen fortgesetzt und die Ereignisse von dem Tode seines Lehrers im Jahre 1054 an bis zum Jahre 1074 geschildert hatte, bis zum Jahre 1080.

Der ungenannte Fortsetzer Bertholds**) berichtet:

„1075 . . . In Rom hielt zur Fastenzeit***) Papst Gregor eine Synode ab, um die unzähligen Wirren, welche die heilige Mutter Kirche heimgesucht hatten, beizulegen und die kanonischen Satzungen der heiligen Väter, welche unsere Zeit fast ganz verlernt hatte, von neuem ins Gedächtnis zurückzurufen. Im Vertrauen auf den starken Beistand des höchsten Landmannes, entschloß er sich, den Acker des Herrn, auf welchem die Vorgänger schon seit langer Zeit wildes Buschwerk emporschießen und die beklagenswerte Schlaffheit der Diener der Kirche alles üppig hatte überwuchern lassen, mit dem wahrhaften Beil katholischer und apostolischer Rüge zu reinigen und Dornen und Unkraut, die seine Vorgänger zu ihrer Zeit leicht mit der Sichel der Zucht allmählich hätten abhauen

*) Am 10. November.
**) Bertholdi Annales ad ann. 1075. M. G. SS. V. p. 277.
***) Vom 24. bis 28. Februar.

können, von Grund aus mit der Hacke der Lehre auszuroden. Darum befahl er kraft seiner apostolischen Autorität und in Übereinstimmung mit dem ganzen heiligen Konzil, daß die wahrhaften Bestimmungen der heiligen Väter, wie sie auf den Konzilien bis auf unsere Zeit gesetzmäßig getroffen seien, unverbrüchliche Anerkennung genießen sollten und daß, wenn einer hartnäckig gegen dieselben sich aufzulehnen wage, er von den Gliedern der Kirche abgetrennt werden solle. Überdies entschied er nach dem Urteile der heiligen Väter auf derselben Synode, daß diejenigen, welche durch simonistische Ketzerei, das heißt um Geld eine kirchliche Würde oder ein Amt erlangt hätten*), fortan nicht mehr in der heiligen Kirche ihres Amtes walten sollten: Jene aber, welche für Geld Kirchen erhalten oder in Zukunft erhalten werden, sollen sie gänzlich verlieren. Und es solle fortan nicht gestattet sein, sie zu kaufen oder zu verkaufen, noch solle sich einer unterfangen, den Zehnten einzufordern, außer nach der Bestimmung der kanonischen Satzungen. Auch sollten diejenigen, welche in den Fesseln fleischlicher Vergehen liegen, nicht die Messe feiern oder, falls sie niederen Ranges seien, den Altardienst ausüben. Wenn aber jemand seine und der heiligen Väter Satzungen verachte, so solle sich das Volk von ihm, wie von einem aus der Kirche Ausgestoßenen, abwenden und seinen Dienst zurückweisen, damit, wer aus Gottesfurcht und um der Würde seines Amtes willen sich nicht bessern wolle, durch die Scheu vor der Welt und den Tadel des Volkes zur Einsicht gelange**). Diejenigen aber, welche gehorchten und für ihre Sünde aufrichtige Buße thaten, sprach er mit apostolischer Milde von ihrem Vergehen los und erbarmte sich ihrer. So ist er ohne Zweifel sowohl für einen gerechten Richter der Verstockten wie für einen milden Erbarmer, für einen, der da bindet und löst, nach katholischem Glauben zu halten. Hier sprach er auch über die Räte des Königs wegen ihrer simonistischen Ketzerei den Bann aus, da sie des Eides, den sie auf das Sakrament geleistet, nie mehr eines solchen Verbrechens sich schuldig zu machen, vergessen hatten. Doch vermied der König, der hierdurch erzürnt wurde, ihren Umgang nicht . . ."

So waren nicht nur die Bestimmungen gegen Simonie und Priesterehe von neuem eingeschärft, sondern auch ein allgemeines Verbot gegen die

*) Der Name Simonie rührt von dem Magier Simon her, welcher die Gabe, durch Handauflegen den heiligen Geist mitzuteilen, von den Aposteln kaufen wollte. Vergl. Apostelgeschichte 8. 18—24.

**) Die letzten Sätze sind dem Briefe Gregors an den Bischof Otto von Konstanz entnommen. Bibl. rer. Germ. ed. Jaffé II. p. 525.

Laieninvestitur, die Einsetzung kirchlicher Diener durch Weltliche, ausgesprochen worden. Kurze Zeit darauf stellte Gregor alle Vorrechte des päpstlichen Stuhles in einem merkwürdigen Schriftstücke zusammen. Es enthält siebenundzwanzig kurze Sätze, welche zum Teil wörtlich den pseudo-isidorischen Dekretalen entlehnt sind, zum Teil aber noch in ihren Forderungen weit über dieselben hinausgehen. Hier*) heißt es:

„Über die Gewalt der römischen Päpste.

Die römische Kirche ist von dem Herrn allein gegründet worden.

Nur der römische Bischof allein kann der allgemeine Bischof genannt werden.

Nur jener allein kann Bischöfe absetzen oder Gebannte wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufnehmen. Sein Gesandter soll allen Bischöfen auf dem Konzile vorsitzen, auch wenn er geringeren Ranges ist, und er kann über sie das Urteil der Absetzung aussprechen.

Auch Abwesende vermag der Papst abzusetzen.

Mit denen, welche er in den Bann gethan hat, soll man unter anderem nicht in demselben Hause weilen.

Ihm allein ist es gestattet, wenn es die Zeit erfordert, neue Gesetze zu geben, neue Gemeinden zu bilden, aus einem Chorherrnstift eine Abtei zu machen und andererseits ein reiches Bistum zu teilen und arme Bistümer zusammenzulegen.

Er allein darf sich der kaiserlichen Insignien bedienen. Des Papstes Füße allein haben alle Fürsten zu küssen.

Sein Name allein darf im Kirchengebete genannt werden. Kein Name ist dem seinen in der Welt zur Seite zu stellen.

Ihm ist es erlaubt, Kaiser abzusetzen.

Ihm ist es gestattet, falls die Notwendigkeit dazu zwingt, Bischöfe von einem Sitze nach dem andern zu versetzen.

Er kann einen Geistlichen innerhalb der Kirche senden, wohin er will.

Der von ihm Eingesetzte kann wohl einer andern Kirche vorstehen, darf aber nicht Vasall sein und darf auch nicht von irgend einem Bischofe einen höheren Rang annehmen.

Keine Synode darf ohne seine Einwilligung als eine allgemeine bezeichnet werden.

Kein Gesetz und keine Kanonensammlung darf ohne seine Genehmigung Giltigkeit haben.

*) Bibl. rer. Germ. ed. Jaffé. T. II. p. 174.

Sein Ausspruch darf von keinem angetastet werden, er selbst darf allein die Bestimmungen aller andern verwerfen.

Er selbst darf von keinem gerichtet werden.

Niemand unterfange sich, einen zu verurteilen, der an den apostolischen Stuhl appelliert.

Alle wichtigeren Angelegenheiten einer jeglichen Kirche sollen dem päpstlichen Stuhle übertragen werden.

Die römische Kirche hat sich nie geirrt und wird auch nach dem Zeugnis der Schrift nie in Irrtum fallen.

Der römische Bischof wird, falls seine Wahl kanonisch war, unzweifelhaft durch die Verdienste des heiligen Petrus heilig, wie der heilige Bischof Ennodius von Pavia bezeugt. Diesem stimmen hierin viele heilige Väter zu, wie man aus den Dekreten des heiligen Papstes Symmachus ersehen kann.

Nach seiner Entscheidung und mit seiner Erlaubnis ist es den Unterthanen gestattet, Klage zu erheben.

Er vermag ohne jede Mitwirkung einer Synode Bischöfe abzusetzen und Gebannte wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen.

Niemand wird für einen Katholiken gehalten, der nicht der katholischen Kirche zustimmt.

Er vermag die Unterthanen von ihrer Pflicht gegen abtrünnige Fürsten zu entbinden."

Diese Sätze, welche Gregor kurz nach der römischen Fastensynode aufschrieb, enthalten ein Programm, welches die reformatorischen Bestrebungen, wie sie Heinrich III. und Leo IX. verfolgten, weit hinter sich ließ. Es handelte sich von nun an nicht mehr allein um die sittliche Hebung des Klerus und um Beseitigung tief empfundener Übelstände, sondern es galt die Freiheit der Kirche, aber diese Freiheit sah der große Papst nicht in der Trennung der Kirche vom Staate, sondern in ihrer Herrschaft über die weltliche Macht.

Mit dem Verbote der Laieninvestitur, mit anderen Worten, mit dem Gesetze, daß es dem Könige fortan verwehrt sein solle, die Bischöfe einzusetzen, griff Gregor die kaiserliche Macht in ihrem Kern an. Die weltlichen Ämter waren zu erblichen Fürstentümern des hohen Adels geworden, und nicht auf ihnen beruhte seit Otto I. die deutsche Centralgewalt, sondern auf den Bistümern, auf die man, als auf die einzigen zuverlässigen Stützen, ganze Grafschaften, Gerichts- und Finanzrechte, Güter

und Reichtümer mit höchster Freigebigkeit übertragen hatte. Die geistlichen Besitzungen machten über die Hälfte der Staaten aus, sie gaben für den Königsschutz große Abgaben und stellten einen großen Teil der Reichsheere, sie trugen zum größten Teile alle Lasten der Regierung. Verlor jetzt der König das Ernennungsrecht über die geistlichen Stellen und damit die Möglichkeit, ergebene Geistliche mit den Gütern der Kirche zu belehnen, sollte das Kirchengut fortan allein kirchlichen Zwecken dienen und jede Leistung an den Staat aufhören, so verlor die Krone auch ihren letzten Hort, so war die deutsche Monarchie zertrümmert.

Heinrich hatte Gregors Verbot der Laieninvestitur nicht geachtet und hatte nichts gethan, den Kampf des Papstes gegen die Priesterehe in Deutschland zu unterstützen. Auch die Räte, welche wegen Simonie gebannt worden waren, waren in Macht und Ansehen an seinem Hofe geblieben. Am allerwenigsten gedachte er sich jetzt vor dem Papste zu beugen, wo der über die Sachsen erstrittene Triumph sein Selbstbewußtsein mächtig gesteigert hatte. So mußten denn Staat und Kirche mit einander in einen verhängnisvollen Kampf geraten.

Lambert von Hersfeld*) erzählt weiter:

„Der König feierte die Geburt des Herrn zu Goslar. Obwohl er hierher alle Fürsten des Reiches entboten hatte, damit über die Fürsten Sachsens, welche zur Übergabe gekommen waren, nach gemeinsamer Beratung ein Beschluß gefaßt werde, so waren doch außer dem Herzoge von Böhmen nur sehr wenige erschienen. Von denen aber, welche sich eingestellt hatten, erhielt er auf sein Ansuchen einen Eid, daß sie nach ihm keinen andern als seinen Sohn, der damals noch ein kleines Kind war, zum Könige erwählen wollten. Hier wurde auch Otto, der frühere Herzog von Bayern, seiner Haft ledig gesprochen, nachdem er für sich seine zwei Söhne als Geiseln gestellt hatte. Er wurde hierauf von dem Könige nicht nur wieder zu Gnaden aufgenommen, sondern trat ihm auch so nahe, daß der König fortan mit ihm vertraulicher als mit seinen übrigen Räten umging und ihn zum Mitwisser aller Pläne, die ihn und das Reich betrafen, machte. Der übrigen, welche sich dem Könige übergeben hatten, wurde nicht einmal gedacht . . .

Außerdem waren auch Gesandte des Papstes Hildebrand zugegen, welche dem Könige ankündigten, er solle sich am zweiten Tage der zweiten

*) A. a. O. Ad ann. 1076. M.G. SS. V. p. 241.

Woche in den Fasten*) zu Rom auf der Synode einfinden, um sich gegen die Anschuldigungen zu verteidigen, die gegen ihn erhoben würden: anderenfalls solle er wissen, daß man ihn ohne Verzug noch an demselben Tage durch den apostolischen Bann von dem Körper der heiligen Kirche abtrennen werde. Diese Botschaft brachte den König in heftige Aufregung. Unter zornigen Worten entließ er die Gesandten und zugleich beschied er alle Bischöfe und Äbte seines Reiches auf den Sonntag Septuagesimä**) nach Worms, in der Absicht, hier den Weg und das Mittel zur Absetzung des römischen Bischofs zu erörtern. Denn bei jenem, meinte er, läge die Entscheidung über sein Heil und nicht fest sei seine Herrschaft begründet, so lange jener als Bischof walte.

Gerade zu jener Zeit geschah es, daß der Papst auf das Betreiben des Teufels von schwerem Unglücke betroffen wurde. Ein Präfekt der Stadt Rom***), namens Cencius, den Adel des Geschlechts und Reichtum auszeichneten, hatte in ganz Italien den Besitzungen der römischen Kirche vielen Schaden wider Fug und Recht zugefügt. Das Gerücht hiervon drang zum Papste. Vergeblich suchte ihn dieser durch sanfte Vorstellungen auf den Weg zur Besserung zu leiten, doch als der Tadel im Geheimen keinen Erfolg hatte, sprach er zuletzt den Bann über den Übelthäter aus, in der Hoffnung, daß es hierdurch wenigstens gelingen werde, seinen Gewaltthätigkeiten ein Ende zu setzen. Cencius ward aber hierdurch zu leidenschaftlicher Wildheit entflammt. Gerade in der heiligen Nacht stürmte er unerwartet mit Bewaffneten in die Kirche†), in welcher der Papst, angethan mit den bischöflichen Gewändern, am heiligen Altar stand und die Messe feierte. Er ergriff ihn — was auch nur zu sagen eine Sünde ist — bei den Haaren und schleppte ihn unter Flüchen und Drohungen vor die Kirche und führte ihn, ehe sich noch das Gerücht über diese Greuelthat in der Stadt verbreiten und das Volk in Scharen zu Hilfe herbeieilen konnte, in seinen starkbefestigten Palast. Sogleich durchlief die Schreckenskunde die ganze Stadt. Überall ertönte der Ruf: „Zu den Waffen!" Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, einmütigen Sinnes eilten alle herbei und begannen sogleich mit der

*) Am 22. Februar 1076. Daß der König vorgeladen worden sei, ist ein Irrtum. Der Papst verlangte von Heinrich, er solle sich bessern und die gebannten Räte entlassen: anderenfalls drohte er, auf der Fastensynode den Bann über ihn auszusprechen.

) Am 24. Januar. *) Stadtpräfekt war Cencius nicht. Dies ist ein Irrtum Lamberts. Der Stadtpräfekt hieß Cinthius.

†) S. Maria maggiore.

Morgendämmerung nachdrücklich den Palast des Cencius zu bestürmen, und hätte nicht jener zur Abwehr des ihm drohenden Verderbens den Papst eilig freigegeben, so wäre von ihnen das Haus von Grund aus zerstört und die ganze Besatzung erschlagen worden. Erst durch die Dazwischenkunft des Papstes wurde die Wut der ergrimmten Menge, wenn auch nicht ohne Mühe, besänftigt. Erzürnt über die Unthat, verwüsteten die Römer allen Besitz des Cencius innerhalb und außerhalb der Stadt mit Feuer und Schwert, und jener wieder suchte es ihnen durch neuen Frevel zu vergelten, indem er die Güter der römischen Kirche nach Kräften mit Brand und Zerstörung heimsuchte. So zog sich diese Zwietracht zum großen Schaden beider Parteien viele Tage lang hin.

An dem anberaumten Tage*) erschien nun der König in Worms. Auch die Bischöfe und Äbte stellten sich zahlreich ein. Recht gelegen für die Ausführung einer so wichtigen Angelegenheit traf es sich, daß auch einer von den römischen Kardinälen, Hugo der Weiße, sich einstellte, den der Papst wenige Tage zuvor wegen seiner Untauglichkeit und seiner schlechten Sitten seiner Würde enthoben hatte**). Hugo brachte mit sich eine schauervolle Mär über das Leben und die Art des Papstes, mit allerhand Zuthaten wie für die Schaubühne zurecht gemacht: woher er stamme, welchen Wandel er seit seiner frühesten Jugend geführt, durch welche unrechten Mittel er den apostolischen Stuhl bestiegen, was er vor und was er nach Erlangung des bischöflichen Amtes für ungeheuerliche Frevelthaten verübt habe. Mit Freuden nahmen die Versammelten das Zeugnis Hugos auf, gleichsam als hätte es ihnen Gott gesandt, und bereitwillig befolgten sie es, denn sie faßten den Beschluß, daß der nicht Papst sein noch nach dem Vorrechte des päpstlichen Stuhles irgend eine Gewalt, zu binden oder zu lösen, haben könne, der sein Leben mit solchen Freveln und Verbrechen befleckt habe. Ohne Schwanken unterschrieben alle das Verdammungsurteil, und nur Adalbero, der Bischof von Wirciburg, und Bischof Hermann von Metz widersprachen eine Zeit lang, indem sie einwandten, es sei ganz unstatthaft und wider die kanonischen Satzungen, daß ein Bischof abwesend, ohne ein allgemeines Konzil, ohne gesetzmäßige und zuverlässige Ankläger und Zeugen und bevor die erhobenen Anklagen erwiesen wären, verurteilt würde, geschweige denn der römische Bischof, gegen welchen weder einem Bischofe noch einem Erzbischofe gestattet sein

*) Am 24. Januar 1076.

**) Hugo war früher einer der Vertrauten Gregors gewesen und hatte namentlich bei der Erhebung Hildebrands zum Papste eine Rolle gespielt.

sollte, Anklage zu erheben. Aber Bischof Wilhelm von Utrecht, der die Sache des Königs mit besonderer Hartnäckigkeit führte, drohte mit harten Worten, sie sollten entweder mit den übrigen Bischöfen das Verdammungsurteil des Papstes unterschreiben oder sich sogleich von dem Könige lossagen, dem sie doch eidlich Treue gelobt hätten. Dieser Bischof war damals dem Könige besonders lieb und angenehm und es hatte der König die Anordnung aller seiner Angelegenheiten und der Angelegenheiten des Reiches ihm, als seinem Stellvertreter, überwiesen. Er war ein Mann, der in den weltlichen Wissenschaften eine umfassende Bildung sich erworben hatte, aber so stolz war, daß er sich kaum selbst ertrug.

So wurden denn im Namen aller der versammelten Bischöfe und Äbte Briefe voller Schmähungen nach Rom entsendet, in welchen an den römischen Bischof der Befehl erging, die bischöfliche Würde, die er gegen das kirchliche Gesetz sich angemaßt habe, niederzulegen, und ihm erklärt ward, daß alles, was er von Stund an thue, befehle und beschließe, für null und nichtig erachtet werden solle."

Diese Briefe*) lauteten:

„„Heinrich, von Gottes Gnaden König, entbietet der Geistlichkeit und der Gemeinde der gesamten heiligen römischen Kirche seine Gnade, seinen Gruß und alles Gute.

Für fest und unerschütterlich gilt die Treue, welche jederzeit und unverändert dem Anwesenden wie dem Abwesenden bewahrt wird und weder durch die lange Abwesenheit dessen, dem sie gebührt, noch durch die Länge der Zeit einen Wandel erleidet. Daß Ihr uns eine solche Treue erweiset, ist uns bekannt. Wir sagen Euch dafür unseren Dank und fordern Euch auf, in diesem Gefühle zu beharren und wie Ihr bisher gethan, so beständig in aller Zukunft Freunde unserer Freunde und Feinde unserer Feinde zu sein. Unter diese aber zählen wir den Mönch Hildebrand. Ihn zu bekämpfen, rufen wir Euch auf, denn wir haben ihn erkannt als einen Zerstörer und Unterdrücker der Kirche und als einen hinterlistigen Feind des römischen Reiches und unserer Krone, wie Ihr deutlich aus dem folgenden Brief entnehmen könnt, den wir an ihn gerichtet haben:

‚Heinrich, von Gottes Gnaden an Hildebrand. Da ich bisher von Dir eine väterliche Fürsorge erwartete und Dir in allen Dingen ungeachtet des größten Unwillens unserer Getreuen gehorsam war, habe ich nun

*) Brunonis de bello Saxonico liber c. 66—72. M. G. SS. V. p. 352. Gesch. d. d. V. Heft 21.

von Dir einen Dank erhalten, wie er mir nur von einem kommen konnte, der unsres Lebens und Reiches verderblichster Feind ist. Denn nachdem Du zuerst alle ererbte Ehre, welche mir von Petri Stuhle zusteht, in frechem Wagnis geraubt hattest, bist Du noch weiter gegangen und hast versucht mir das Reich Italien durch nichtswürdige Ränke zu entfremden. Und damit noch nicht zufrieden, hast Du Dich nicht gescheut, die Hand gegen die ehrwürdigsten Bischöfe zu erheben, welche mit uns wie die teuersten Glieder unsres Leibes vereinigt sind, und Du hast sie, wie sie selbst bezeugen, mit den hochmütigsten Beleidigungen und den härtesten Beschimpfungen wider alles göttliche und menschliche Recht verfolgt. Alles dies habe ich mit Langmut ertragen, aber Du hast meine Langmut für Feigheit gehalten und gewagt, Dich gegen das Haupt selbst zu erheben, indem Du mir eine Botschaft sandtest, die Du wohl kennst, und mir darin drohst, um mich Deiner eigenen Worte zu bedienen: entweder wolltest Du sterben oder mir Leben und Reich nehmen*). Diese unerhörte Frechheit habe ich geglaubt nicht durch Worte, sondern durch die That zurückweisen zu müssen, und darum habe ich eine allgemeine Versammlung aller Fürsten meines Reiches auf ihre eigene Bitte abgehalten. Da nun hier alles, was bisher aus Furcht oder Ehrerbietung verschwiegen worden war, zur Sprache kam, wurde es durch den wahrhaften Spruch jener, den Du aus ihrem eigenen Briefe kennen lernen wirst, offenbar, daß Du fürderhin in keinem Falle mehr auf dem apostolischen Stuhle sitzen könnest. Indem ich ihrem Spruche, der mir vor Gott und den Menschen gerecht erschien, beipflichte, entziehe ich Dir hiermit alles Recht des Papsttums, welches Du bisher dem Scheine nach ausübtest, und rufe, kraft des Patriciats, welches mir nach dem Willen Gottes und dem Schwure der Römer zusteht, Dir zu: Steige herab von dem Stuhle der Stadt!"

Also lautet der Inhalt des Briefes, den wir an den Mönch Hildebrand gerichtet haben. Wir teilen Euch denselben aus dem Grunde mit, damit unser Willen Euren Beifall finde und Eure Liebe uns oder vielmehr Gott und uns wohlgefällig sei. Wohlauf, Ihr Getreuen, erhebt Euch gegen ihn, und wer in der Treue der erste ist, der möge auch der erste sein, ihn zu verdammen! Wir sagen dies nicht, daß Ihr sein Blut vergießen möget, da ihm nach seiner Absetzung das Leben eine härtere Strafe sein wird als der Tod, sondern damit Ihr ihn, falls er sich weigert, zwingt, herabzusteigen von seinem Throne, und damit Ihr nach

*) Diese Worte finden sich in dem an Heinrich gerichteten Briefe nicht.

gemeinsamer Beratung mit allen Bischöfen einen andern erwählt und auf den apostolischen Sitz erhebt, der den Willen und die Kraft hat, die Wunde, welche jener der Kirche geschlagen hat, wieder zu heilen.'"

Hierauf erließen die Bischöfe noch gemeinschaftlich ein Schreiben an Hildebrand, in welchem sie ihm den Gehorsam aufkündigten und die Veranlassung ihres Verfahrens darlegten. Gleichzeitig wurde noch ein anderer Brief im Namen des Königs ausgestellt. Derselbe lautete:

„,Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes heilige Einsetzung König, an Hildebrand, der nicht mehr Papst, sondern ein falscher Mönch ist. Solchen Gruß hast Du verdient zu Deiner Schmach, der Du keinen Stand in der Kirche verschont, der Du nicht Ehre, nicht Segen, sondern Beschimpfung und Fluch über einen jeden gebracht hast. Um von vielen bösen Thaten nur weniger und der hervorragendsten zu gedenken: Du hast die Leiter der heiligen Kirche, nämlich Erzbischöfe, Bischöfe und Presbyter, die Gesalbten des Herrn, nicht nur anzutasten Dich erdreistet, sondern hast sie wie Sklaven, die nicht wissen, was ihr Herr thut, mit Füßen getreten und hast durch solche Beschimpfung Dir Lob aus dem Munde des gemeinen Haufens bereitet. Sie alle, so meintest Du, verständen nichts und Du allein wüßtest alles. Und dieses Wissen hast Du nicht zum Aufbau, sondern zur Zerstörung zu benutzen getrachtet, so daß wir mit Recht glauben, der heilige Gregorius, dessen Namen Du Dir angemaßt hast, habe in prophetischem Geiste an Dich gedacht, wenn er sagt: ‚Durch die große Menge der Unterthanen wird meist der Vorgesetzte zur Überhebung verleitet, und er glaubt mehr als alle andern zu wissen, da er sieht, daß er mehr als alle vermag'. Dies alles aber haben wir ruhig geschehen lassen, weil wir die Ehre des apostolischen Stuhles zu wahren suchten. Doch Du hast unsere Demut für Furcht gehalten und hast daher Dich nicht gescheut, Dich selbst gegen unsere, uns von Gott verliehene Gewalt aufzulehnen, denn Du hast Dich zu der Drohung erkühnt, Du wolltest sie uns entziehen, gerade als ob wir von Dir die Krone empfangen hätten, gerade als ob in Deiner und nicht in Gottes Hand unsere königliche und kaiserliche Macht läge. Unser Herr Jesus Christus hat uns zum königlichen Amte berufen, Dich aber nicht zum priesterlichen. Denn auf welcher Stufenleiter bist Du doch zu Deiner Würde emporgestiegen! Durch listigen Betrug hast Du, obwohl dies dem Mönchsgelübde zuwider ist, Geld, durch Geld aber Gunst, durch Gunst die Gewalt des Schwertes und endlich durch die Gewalt des Schwertes den Thron des Friedens erlangt, und Du hast von dem Throne des

Friedens den Frieden verjagt, hast die untergebenen Priester gegen ihre Vorgesetzten bewaffnet, Du selbst, der Du von dem Herrn nicht eingesetzt worden bist, hast sie gelehrt, unsere Bischöfe, die Gott eingesetzt hat, zu verachten, Du hast ihr Amt über die Priester in die Hände von Laien gelegt, daß sie diejenigen absetzen und verdammen, die sie doch selbst aus der Hand des Herrn durch die Weihe der Bischöfe zur Unterweisung erhalten haben. Auch mich selbst, der ich, wenngleich unwürdig, unter den Gesalbten des Herrn zur Herrschaft gekrönt worden bin, hast Du angetastet, der ich doch nach den Lehren der heiligen Väter Gott allein Rechenschaft schuldig bin und um keines Verbrechens willen, außer wenn ich, was Gott verhüten möge, vom rechten Glauben abirrte, abgesetzt werden kann. Denn auch Julian den Abtrünnigen vermaßen sich die heiligen Bischöfe in ihrer Weisheit nicht zu richten, sondern überließen ihn allein Gott zum Gerichte und zur Absetzung. Er selbst, der wahre Papst, der heilige Petrus ruft aus: ‚Fürchtet Gott, ehret den König!' Du aber, der Du Gott nicht fürchtest, entziehst auch mir, der von ihm zur Herrschaft bestellt ist, die Ehre. Darum hat auch der heilige Paulus, da wo er des Engels vom Himmel nicht schont, so er anders lehrte, Dich auch nicht ausgenommen, der Du auf Erden anders lehrst. Er sagt*) nämlich: ‚Aber so auch wir, oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen, anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sei verflucht.' Du also, verdammt durch diesen Fluch, durch aller unsrer Bischöfe und unser eignes Urteil, steige herab und verlasse den angemaßten apostolischen Stuhl! Ein anderer besteige den Thron des heiligen Petrus, der nicht Gewalt unter dem Deckmantel frommen Glaubens verübt, sondern des heiligen Petrus wahre Lehre verkündet. Ich Heinrich, von Gottes Gnaden König, rufe samt allen unsern Bischöfen Dir zu: Steige herab, steige herab!"

Als dieser Brief dem Herrn Papst, der gerade in der Kirche des Lateran einer heiligen Versammlung vorsaß, überbracht und öffentlich vor der Synode verlesen wurde**), brach in der Kirche eine solche Bewegung los, daß der Gesandte in Stücke zerrissen worden wäre und ein klägliches Ende gefunden haben würde, wenn er nicht zu den Füßen des Papstes Schutz gefunden hätte. Am folgenden Tage aber erklärte der Herr Papst vor derselben Synode, wie oft und mit welcher Milde er den König wegen seiner großen Verbrechen ermahnt, und wie er ihn

*) Galat. 1, 8. **) Am 21. Februar 1076.

mit Sanftmut gebeten und kraft seiner apostolischen Würde aufgefordert habe, die Bischöfe ihrer Gefangenschaft zu entlassen. Welche Bitterkeit des Hochmuts sei ihm auf seine väterliche Milde zu teil geworden! Als nun alle insgesamt riefen, eine solche Schmach dürfte nicht ungerächt bleiben, verdammte er nach aller Anwesenden Rat und Zustimmung Heinrich durch den Spruch der Synode, beraubte ihn des Namens und der Ehre des Königs und traf ihn mit dem Schwerte des Bannfluches. Darauf sandte er in das Reich der Deutschen einen Brief folgenden Inhalts:

‚Bischof Gregor, der Knecht der Knechte Gottes, entbietet allen, welche wünschen der Herde zugezählt zu werden, die Christus dem heiligen Petrus anvertraut hat, seinen Gruß und apostolischen Segen.

Vernommen habt Ihr, o Brüder, die neue und unerhörte Anmaßung, vernommen habt Ihr die frevelhafte Überhebung der Schismatiker, die es wagen, den Namen Gottes in dem heiligen Petrus zu schmähen, vernommen habt Ihr den Übermut, der sich zur Schmach und zur Vergewaltigung an dem heiligen und apostolischen Sitze erhebt! Nie haben Eure Väter von solchem frechen Beginnen je etwas gesehen oder gehört, niemals haben, so lehren die Schriften, Heiden und Ketzer sich solcher That unterfangen. Aber auch wenn je seit der Gründung der Kirche und der Verbreitung des christlichen Glaubens ein Beispiel solches Frevels vorgekommen wäre, so müßten doch alle Gläubigen ob solcher Verachtung und Beschimpfung des apostolischen oder vielmehr des göttlichen Ansehens den tiefsten Schmerz empfinden und aufseufzen. Deshalb also, wenn Ihr glaubt, daß unser Herr Jesus Christus dem heiligen Petrus die Schlüssel zum himmlischen Reiche anvertraut hat, und wenn Euch der Wunsch beseelt, durch Petri Hand Euch die Pforte zu den Freuden ewigen Lebens eröffnen zu lassen, so müßt Ihr jetzt erwägen, welchen Schmerz Ihr über die ihm zugefügte Beleidigung zu empfinden habt. Denn so Ihr nicht hier, wo im Feuer der Versuchung Euer Glaube und Eure Herzen auf die Probe gestellt werden, des Leidens teilhaftig seid, so seid Ihr auch ohne Zweifel nicht würdig, des künftigen Trostes teilhaftig zu werden und als Söhne des ewigen Reiches die himmlische Krone und den himmlischen Ruhm zu empfangen. Wir bitten Euch daher, liebe Brüder, daß Ihr inständigst die göttliche Gnade anzurufen trachtet, auf daß sie entweder die Herzen der Ungerechten zur Reue wende oder ihre gottlosen Anschläge zu nichte mache und damit vor aller Welt zeige, wie sinnlos und thöricht derjenige handle, der den auf Christo gegründeten Fels zu zertrümmern und die von Gott verliehenen Rechte anzutasten trachtet.'"

Sein Urteil über den König verkündete Gregor darauf mit folgenden Worten:

„‚Heiliger Petrus, Fürst der Apostel, neige zu mir, ich bitte dich, gnädig dein Ohr und höre auf mich, Deinen Knecht, den Du von der Kindheit an beschützet und bis auf diesen Tag aus der Hand der Gottlosen gerettet hast, die mich um Deinetwillen gehaßt haben und jetzt noch hassen. Du bist mir Zeuge und meine Herrin, die Mutter Gottes, und der heilige Paulus, Dein Bruder, und alle Heiligen, daß Deine heilige römische Kirche mich wider meinen Willen zu ihrer Leitung berufen hat, daß ich es nicht für einen Raub hielt, Deinen Stuhl zu besteigen, und lieber in der Fremde mein Leben beschließen wollte, als um weltlichen Ruhmes und weltlichen Sinnes willen Deinen Sitz mir anzumaßen. Und darum glaube ich um Deiner Gnade, nicht um meiner Werke willen, daß es Dir gefallen hat und noch gefällt, daß das christliche Volk, welches Deiner besonderen Obhut anvertraut ist, mir besonders folgsam sei wegen des Amtes, das mir an Deiner statt übergeben worden ist, und daß mir durch Deine Gnade von Gott die Gewalt gegeben ist, zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden. Auf diese Zuversicht vertrauend, zur Ehre und zum Schirme Deiner Kirche, entziehe ich im Namen Gottes des allmächtigen Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes kraft Deiner Macht und Deiner Gewalt dem Könige Heinrich, Kaiser Heinrichs Sohne, welcher sich gegen Deine Kirche in frevlem Übermute erhoben hat, die Herrschaft über das gesamte Reich der Deutschen und Italiens, löse ich alle Christen von dem Bande des Eides, den sie ihm geleistet haben oder noch leisten werden, und untersage ich jedem, ihm fürderhin als einem Könige zu dienen. Denn es gebührt sich, daß wer Deiner Kirche Ehre zu mindern trachtet, selbst die Ehre verliert, welche er zu haben vermeint. Und weil er sich weigerte, wie ein Christ gehorsam zu sein, weil er nicht zu Gott zurückkehrte, von dem er abgefallen war, weil er mit den Gebannten Umgang hatte und vielerlei Ungerechtigkeiten beging, weil er meine Vermahnungen, die ich um seines Heiles willen an ihn richtete, wie Du weißt, verwarf und sich von Deiner Kirche losreißt und sie zu zerreißen trachtet, so binde ich ihn an deiner Stelle mit dem Bande des Fluches und binde ihn im Vertrauen auf Dich dergestalt, daß alle Völker es wissen und erkennen sollen, daß Du Petrus bist, und daß auf Deinem Felsen der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche erbaut hat und daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden*).‘

*) Matth. 16, 18.

Nicht lange darauf sandte der Herr Papst, damit man nicht wähne, er habe den König mehr aus Schmerz über die erlittene Unbill als aus Eifer für die Gerechtigkeit gebannt, folgenden Brief nach Deutschland, in welchem er Zeugnis ablegte, daß er mit Recht den Bann über ihn ausgesprochen habe:

‚Bischof Gregor, der Knecht der Knechte Gottes, entbietet allen Bischöfen, Herzögen und Grafen und den übrigen Gläubigen, welche im deutschen Reiche den christlichen Glauben verteidigen, seinen Gruß und apostolischen Segen.

Wir haben vernommen, daß der Bann, den wir über den König verhängt haben, bei einigen unter Euch Bedenken erregt hat und diese im Zweifel sind, ob der König mit Recht gebannt worden und unser Spruch von der Gewalt gesetzlichen Gerichts mit der gebührenden Erwägung ausgegangen ist. Deshalb haben wir Sorge getragen, der Wahrheit gemäß und nach dem Zeugnis unseres Gewissens aller Augen und Einsicht es offen vorzulegen, wie wir dazu gekommen sind, ihn zu bannen, nicht als gedächten wir, alle einzelnen Verbrechen, welche nur allzu bekannt sind, lauten Rufes ins Volk zu bringen, sondern um der Meinung derer Genüge zu leisten, welche glauben, daß wir das geistliche Schwert unüberlegt und mehr im Zorne als in der Furcht Gottes und in dem Eifer für die Gerechtigkeit ergriffen hätten. Als wir noch das Amt des Diakonats verwalteten, drang oft genug ein übles und unziemliches Gerücht über die Thaten des Königs zu unseren Ohren, und zu wiederholten Malen haben wir darum wegen der kaiserlichen Würde, wegen der Ehrfurcht vor seinem Vater und seiner Mutter und um der Hoffnung und des Wunsches der Besserung willen durch Briefe und Boten ihn ermahnt, von seinem verderbten Lebenswandel abzulassen und eingedenk seines hochberühmten Geschlechts und seiner Würde ein solches Leben zu führen, wie es sich für einen König und, so Gott will, künftigen Kaiser schicke. Nachdem wir aber, wiewohl solcher Gnade unwert, zur päpstlichen Würde gelangt waren, erkannten wir, daß der allmächtige Gott um so strenger die Seele Heinrichs, der mit den Jahren an Bosheit zugenommen hatte, aus unserer Hand fordern würde, als uns vor allen andern Freiheit und Gewalt gegeben worden war, ihn zu züchtigen, und deshalb haben wir um so eifriger und auf jegliche Weise, mit Vorwürfen, Bitten und Tadel, ihn zur Besserung seines Wandels ermahnt. Er aber sandte uns häufig ergebene Grüße und Briefe, entschuldigte sich mit seiner Jugend, die noch schwach und leicht zu verführen

sei, und mit dem schlechten Rat, der ihm von denen komme, die den Hof leiteten, und versprach wohl mit Worten von Tag zu Tag, unsere Ermahnungen bereitwillig aufzunehmen, verachtete sie aber in der That gänzlich, indem er Schuld auf Schuld häufte. Unterdessen riefen wir einige seiner Genossen, auf deren Rat und Anstiften er, durch Geld verlockt, Bistümer und viele Klöster durch Einsetzen von Wölfen anstatt der Hirten in simonistischer Ketzerei geschändet hatte, zur Buße auf, damit sie die Kirchengüter, welche sie durch schändlichen Handel in ihre kirchenschänderische Hand bekommen hatten, den heiligen Stätten, zu denen sie gehörten, wieder zurückstelten, so lange es noch Zeit zur Buße sei, und selbst durch Thränen der Reue bei Gott für den begangenen Frevel Vergebung suchten. Da wir aber erkannten, daß sie die hierzu gewährte Frist mißachteten und hartnäckig in der gewohnten Sünde verharrten, haben wir sie nach Fug und Recht als Tempelschänder, als Knechte und Glieder des Teufels von der Gemeinschaft und dem Körper der ganzen Kirche geschieden und den König aufgefordert, sie, als Gebannte, aus seinem Hause und seinem Rate, überhaupt aus seiner Nähe zu entfernen. Unterdessen wuchsen die Verwickelungen in Sachsen gegen den König zu gefahrdrohender Höhe an, und da er sah, daß die Kraft und Stärke des Reiches sich von ihm lossagen wollte, so sandte er nochmals an uns ein flehentliches und demütiges Schreiben, in welchem er bekannte, daß er sich gegen den allmächtigen Gott, den heiligen Petrus und uns schwer vergangen habe, und zugleich bat, wir möchten es uns doch angelegen sein lassen, was durch seine Schuld in den kirchlichen Angelegenheiten gegen das Gesetz der Kirche und die Verordnungen der heiligen Väter geschehen sei, durch unsere apostolische Fürsorge und unser Ansehen zu bessern. Hierzu verhieß er uns Gehorsam, Zustimmung und getreue Hilfe in allen Dingen. Dasselbe gelobte er später in die Hand unserer Mitbrüder und Gesandten, des Bischofs Humbert von Präneste und Geralds, des Bischofs von Ostia, die wir an ihn geschickt hatten, um seine Buße entgegenzunehmen, von neuem bei den geweihten Stolen, die sie am Halse trugen. Als nun einige Zeit später die Schlacht gegen die Sachsen geschlagen wurde, brachte der König für den Sieg, den er erlangt hatte, Gott dadurch seinen Dank und sein Opfer, daß er das Gelübde der Besserung alsbald brach, nichts mehr von dem beachtete, was er versprochen hatte, die Gebannten wieder in seine Nähe und Gemeinschaft aufnahm und die Kirche in die gewohnte Verwirrung stürzte. Darüber von schwerem Kummer ergriffen, haben wir, wiewohl uns fast alle Hoff-

nung auf seine Besserung entschwunden war, da er also die Wohlthaten des Himmelskönigs verachtete, dennoch beschlossen, sein Herz nochmals zu versuchen, weil wir wünschen, er möge lieber der apostolischen Milde Gehör schenken als ihre Strenge erfahren. Daher sandten wir an ihn einen Brief voll Ermahnungen, damit er sich an das erinnere, was er und wem er gelobt habe, auf daß er nicht glaube, Gott täuschen zu können, dessen Geduld zwar langmütig, dessen Zorn aber um so schrecklicher ist, wenn er beginnt, Gericht zu halten. Auch solle er nicht Gott die Ehre entziehen, der ihm Ehre gewähre, und seine Gewalt nicht zur Verachtung Gottes und zur Schmach seines Apostels gebrauchen, sondern dessen eingedenk sein, daß Gott den Hoffärtigen widersteht, den Demütigen aber seine Gnade gewährt. Außerdem haben wir drei fromme und ihm ganz ergebene Männer gesendet, durch welche wir ihn insgesamt ermahnt haben, Buße für seine Verbrechen zu thun, welche schrecklich zu sagen, jedoch vielen bekannt und weit und breit berüchtigt sind, um derentwillen er nach göttlichem und menschlichem Rechte es verdient hätte, nicht nur bis zu geziemender Genugthuung gebannt zu werden, sondern auch jede königliche Ehre und die Hoffnung auf den Wiedergewinn der Krone für immer zu verlieren. Endlich ließen wir ihm melden, daß, wenn er nicht die Gebannten aus seiner Gemeinschaft entferne, wir nichts anderes über ihn urteilen und entscheiden könnten, als daß er, von der Kirche ausgestoßen, in der Gemeinschaft der Gebannten leben müsse, mit welchen er ja lieber seinen Teil haben wolle als mit Christo. Wollte er dagegen unseren Ermahnungen Gehör schenken und sein Leben bessern, so haben wir Gott zum Zeugen angerufen und thun es noch, wie sehr wir dann seines Heils und seiner Ehre uns freuen, und mit welcher Liebe wir ihn dann aufnehmen würden in den Schoß der heiligen Kirche, ihn, der, zum Fürsten des Volkes gesetzt und zum Leiter des mächtigsten Reiches, der Schützer des Friedens und der Gerechtigkeit der katholischen Kirche sein sollte. Allein wie viel er unserer Briefe und Botschaften geachtet hat, das zeigen seine Thaten. Erbittert darüber, daß er von jemand getadelt und ermahnt werde, konnte er nicht vom Frevel zur Besserung gerufen werden, ruhte er, von der Wut seines bösen Gewissens getrieben, nicht eher, als bis er fast alle Bischöfe Italiens und in Deutschland, so viele, als er vermochte, in ihrem Christenglauben hatte scheitern lassen, indem er sie dazu bewog, den Gehorsam und die Ehre, welche dem heiligen Petrus und dem apostolischen Stuhl gebühren und ihm von unserem Herrn Jesu Christo übertragen worden sind, zu verweigern. Als

wir nun sahen, daß seine Ungerechtigkeit den höchsten Grad erreichte, haben wir ihn aus folgenden Gründen, nämlich erstens, weil er von der Gemeinschaft mit denen, welche wegen Kirchenschändung und der Sünde simonistischer Ketzerei gebannt worden sind, nicht abließ, denn weil er nicht für die Verbrechen seines Lebens Buße versprechen, geschweige denn auf sich nehmen wollte, und damit den Eid brach, den er in die Hände unsrer Gesandten geschworen hatte, ferner weil er sich nicht gescheut hat, den Leib Christi, das heißt die Einheit der heiligen Kirche zu zerreißen: um aller dieser Verbrechen willen haben wir ihn, sage ich, nach dem Spruche der Synode gebannt, um ihn, da wir es mit Milde nicht vermochten, mit Gottes Hilfe in Strenge auf den Weg des Heiles zurückzuführen, oder damit, wenn er, was Gott verhüten möge, die harte Strafe nicht fürchten sollte, wenigstens unsere Seele nicht Gefahr laufe, der Nachlässigkeit oder der Furcht angeklagt zu werden . . '."

Allzu gering hatte Heinrich IV. seinen Gegner geachtet und allzu hoch die Kraft des Widerstandes, die sich in mancherlei Gestalt gegen den kühn vorwärtsstrebenden Priester in Italien regte, angeschlagen. Wie seine weltgebietenden Vorfahren, so mochte er glauben, sein Recht und seine Macht dem Bischofe von Rom gegenüber leicht aufrecht erhalten zu können, aber niemals bewies sich Gregor VII. größer, als gerade jetzt, wo ihn drohend von allen Seiten Gefahren umringten. Mit den Normannen hatte er sich entzweit, Cencius hatte ihn in Rom anzutasten gewagt, überall grollte der in seiner Selbständigkeit gefährdete italienische Klerus und nur ein Bundesgenosse von unerschütterlicher Treue war ihm geblieben, die große Gräfin Mathilde von Tuskien. Und doch nahm der Papst jetzt die Kunde von seiner Entsetzung mit unerschütterlichem Mute entgegen. Er sprach den Bannfluch, den er angedroht, über den ungehorsamen König und entband die Unterthanen vom Eide der Treue.

Der Fluch gegen das weltliche Oberhaupt der Christenheit war etwas so neues, so unerhörtes und widersprach allen bisherigen Vorstellungen in solchem Maße, daß selbst die Anhänger Gregors über das Beginnen ihres Oberhauptes entsetzt waren. Aber die Wirkung dieses Fluches war eine gewaltige, und kein Bann hat je wieder eine solche Erschütterung zur Folge gehabt. Die Fürsten, welche sich nach offenem Aufstande unterworfen hatten, erlangten ihre Freiheit wieder und die anderen, welche versteckter Weise auf Empörung sannen, begannen offen dem Könige entgegenzutreten. So hatten alle dem Einheitsstaate wider-

strebenden Sondergewalten, mit welchen die Herrscher Deutschlands in den letzten Jahrhunderten gerungen, in dem die Weltherrschaft anstrebenden Papsttume einen unerwarteten Bundesgenossen erhalten, und sie zögerten nicht, die dargebotene Hilfe anzunehmen. Doch auch das niedre Volk mußte durch den Bannfluch des Papstes tief erregt werden, denn es durchdrang damals eine tief religiöse und kirchliche Richtung die Bevölkerung Deutschlands. Zu der Stammesabneigung, mit der Sachsen und Bayern auf den fränkischen Gebieter sahen, gesellte sich also noch verschärfend die Erbitterung gegen den aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossenen König, und wenig hat man damals gefragt, ob mit Recht oder Unrecht der Papst den Sohn Kaiser Heinrichs gebannt habe.

Eben hatte sich noch Heinrich im Angesicht der unterworfenen Sachsen auf dem Blachfelde bei Gerstungen und inmitten seiner Bischöfe auf dem Reichstage zu Worms so sicher gefühlt, und nun mußte er die Erfahrung machen, daß der Bannstrahl Gregors von gewaltigerer Kraft war, als das Machtwort des deutschen Königs, und daß der Zuruf: ‚Steige herab, steige herab!‘, welchen er an Hildebrand gerichtet, sich zu furchtbarem Hohn gegen ihn selbst gewendet hatte. Am 16. Oktober 1076 traten die deutschen Fürsten in Tribur zusammen, um mit den Legaten des Papstes über die nächsten Maßregeln zu beraten. Schon drängten die Großen, den König abzusetzen, aber noch einmal gelang es dem Einflusse des Abtes Hugo von Cluny, der Kaiserin Agnes und der Gräfin Mathilde das Ärgste abzuwenden und einen Vergleich mit Heinrich, welcher durch den allgemeinen Abfall tief niedergeschlagen war, zu vereinbaren. In Oppenheim wurden die Verhandlungen zum Abschluß gebracht. Der König erklärte sich in seiner verzweiflungsvollen Lage bereit, sich dem Papste zu unterwerfen und alle schweren Beschuldigungen, welche gegen ihn laut geworden waren, zu widerlegen. Auch versprach er, bis zum Jahrestag des Bannes, dem 22. Februar, vom Papst die Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der Kirche zu erlangen: erhalte er die Absolution nicht, so sollte das Reich verwirkt sein.

Die deutschen Fürsten, welche ihren Gebieter dem Urteilsspruche Roms ausgeliefert hatten, ließen die Gelegenheit nicht ungenützt verstreichen, dem Gehaßten und Gefürchteten ihre Macht empfinden zu lassen. Die Sachsen zwangen ihm die schriftliche Erklärung ab, daß er sie mit Unrecht verfolgt habe, und suchten alsdann durch Verbreitung dieses Schriftstückes Heinrichs Ansehen allenthalben zu untergraben. Die getreue Stadt Worms aber, die Zufluchtsstätte des gebrochenen und ent-

ehrten Königtums, wurde unterworfen und der Wut ihres alten Gebieters, des vertriebenen Bischofs von Worms, überlassen. Die folgenden Ereignisse schildert uns der Hersfelder Mönch*) folgendermaßen:

„Die Schwaben und Sachsen kehrten, nachdem die Wormser sich unterworfen hatten und die Stadt im friedlichsten Zustande dem Bischofe zurückgegeben worden war, freudig und frohlockend in ihre Heimat zurück und sandten zugleich unverzüglich Boten nach Rom, welche dem Papste den Hergang der Verhandlungen darlegen und ihn zugleich auf das Dringendste bitten sollten, daß er zur Beilegung des heftigen Bürgerkrieges in Gallien es nicht verschmähe, an dem festgesetzten Tage**) sich persönlich einzufinden. Auch der König, welcher sich dessen wohl bewußt war, daß sein ganzes Heil davon abhänge, wenn er vor der Wiederkehr des Jahrestages von dem Banne gelöst werde, und es nicht für geraten erachtete, die Ankunft des römischen Bischofs in Gallien zu erwarten und seine Sache einem so feindlich gesinnten Richter und so hartnäckigen Anklägern zur Untersuchung anheimzustellen, hielt es nach dem damaligen Stande seiner Angelegenheiten für das Beste, dem nach Gallien reisenden römischen Bischofe noch innerhalb Italiens entgegenzugehen und den Losspruch vom Banne auf jede mögliche Weise zu erlangen: Sei er einmal vom Banne losgesprochen, dann, meinte er, würden auch die übrigen Schwierigkeiten leicht zu überwinden sein, denn dann verbiete ihm kein Hindernis von seiten der Kirche mehr, mit den Fürsten in Verhandlung zu treten und zu beraten und den Beistand der Freunde im Unglücke anzurufen. Darum verließ er denn wenige Tage vor Weihnachten Speier und trat mit seinem Weibe und seinem kleinen Sohne***) die Reise an. Kein freier Mann unter allen Deutschen begleitete ihn, als er sein Reich verließ, mit Ausnahme eines einzigen, und dieser eine zeichnete sich weder durch Abkunft noch durch Besitz aus. Ja, als es dem Könige an allem fehlte, um die Kosten einer so weiten Reise zu bestreiten, und er viele mit der Bitte um Unterstützung anging, welchen er zur Zeit des Friedens viel Gutes erwiesen hatte, fanden sich doch nur sehr wenige, die ihm im Andenken an die alten Wohlthaten oder durch das gegenwärtige Schauspiel von der Vergänglichkeit

*) A. a. O. Ad. ann. 1076. M. G. SS. V. p. 254.

**) Am 2. Februar 1077 sollte in Augsburg ein Reichstag abgehalten werden und der Papst das Urteil über den König fällen. Gregor hatte versprochen nach Deutschland — Lambert sagt Gallien — zu kommen.

***) Konrad.

menschlichen Glückes gerührt, in seiner Not zu Hilfe kamen. Solches Unglück, solches Elend brach über ihn plötzlich herein, nachdem er noch kurz vorher sich im Glanze des höchsten Ruhms und der reichsten Schätze gesonnt hatte! Zugleich machten sich auch die übrigen Gebannten, um schneller die Lossprechung vom Banne zu erhalten, eilends auf den Weg, doch wagten sie nicht den König in ihrer Begleitung ziehen zu lassen, weil sie die Fürsten oder vielmehr den römischen Papst fürchteten.

Die Heftigkeit und Rauheit des Winters war in diesem Jahre so andauernd und mit so ungewöhnlicher Härte aufgetreten, daß der Rhein vom Feste des heiligen Martin an unter einer Eisdecke erstarrte und fast bis zum ersten April für Fußgänger gangbar blieb und an den meisten Orten die Weinstöcke zu Grunde gingen, weil infolge der Kälte die Wurzeln erfroren.

Im Jahre 1077 wurde plötzlich der Polenherzog*), welcher viele Jahre hindurch den deutschen Königen tributpflichtig gewesen war und dessen Reich schon vor alters die Tapferkeit der Deutschen unterworfen und in eine Provinz verwandelt hatte, übermütig und maßte sich, weil er sah, daß die deutschen Fürsten mit inneren Kämpfen beschäftigt und nicht imstande seien, die Waffen gegen auswärtige Völker zu führen, die königliche Würde und den königlichen Namen an, setzte sich das Diadem aufs Haupt und ließ sich am Tage der Geburt des Herrn von fünfzehn**) Bischöfen zum Könige weihen. Als kurze Zeit darauf die Kunde hiervon zu den Fürsten, denen die Würde des Reiches am Herzen lag, drang, gerieten diese in tiefe Bestürzung und klagten einander an, daß man die Macht und die Stärke der Barbaren, während man voll Haß einander bekämpft und das eigne Blut vergossen habe, so hätte anwachsen lassen, daß der Böhmenherzog schon zum dritten Male das deutsche Reich mit Feuer und Schwert verwüstend durchzogen und jetzt der Herzog der Polen zur Schmach des deutschen Reiches und im Widerspruche mit den Gesetzen und dem Rechte der Vorfahren den königlichen Namen und das königliche Diadem sich frecher Weise angemaßt habe.

König Heinrich feierte auf dem Wege nach Italien in Burgund an einem Orte, der Bisenzun***) heißt, die Geburt des Herrn, fand hier eine Aufnahme, welche in Anbetracht seines damaligen Unglücks glänzend genug ausfiel, und wurde von dem Oheime seiner Mutter, dem Grafen Wilhelm, der in jenen Gegenden reich begütert und angesehen war, be-

*) Boleslav II., Kasimirs Sohn. **) Es muß vermutlich fünf heißen.
***) Besançon.

wirtet. Daß er aber den kürzesten Weg nicht einschlug, sondern sich nach Burgund wandte, hatte seinen Grund in der zuverlässigen Nachricht, die ihm gebracht worden war, daß nämlich die Herzöge Rudolf, Welf und Berthold alle Wege und Zugänge, die nach Italien führen und gewöhnlich die Klausen genannt werden, im voraus mit Wächtern besetzt hatten, um ihm jede Möglichkeit des Überganges abzuschneiden. Nach der Feier des Weihnachtsfestes brach der König von hier auf. Sobald er nach dem Orte kam, welcher Cinis*) heißt, kam ihm seine Schwiegermutter**) und ihr Sohn Amadeus, deren Ansehen in jenen Gegenden sehr bedeutend, deren Besitzungen weit ausgedehnt und deren Namen hochberühmt war, entgegen. Ehrenvoll nahmen sie den Ankommenden auf, doch wollten sie ihm den Durchgang durch ihr Gebiet nur unter der Bedingung bewilligen, daß er ihnen fünf italienische Bistümer, die ihren Besitzungen benachbart lagen, als Preis des freien Geleites abtrete. Allzuhart und unerträglich erschien allen Räten des Königs eine solche Forderung. Doch da die unvermeidliche Notlage dazu drängte, den Durchzug um jeden Preis zu erkaufen und jene weder durch die Pflicht der Verwandtschaft noch durch das Erbarmen mit so großem Unglücke sich im geringsten bewegen ließen, so konnte man zuletzt, wenn auch nur nach vielen Mühen und nachdem man viele Zeit über diesen Verhandlungen verloren hatte, nur dies von ihnen erreichen, daß sie gegen Abtretung einer Landschaft Burgunds***), welche mit allen Gütern reich gesegnet war, den Durchzug durch ihr Gebiet zu gestatten. So sehr hatte der Zorn Gottes nicht nur solche, welche durch Eidschwüre und häufige Wohlthaten ihm verpflichtet waren, sondern auch seine Freunde und Verwandten dem Könige entfremdet. Kaum aber hatte man unter Schwierigkeiten die Erlaubnis zur Weiterreise erhalten, als sich auch schon eine neue Beschwerde einstellte. Der Winter war überaus hart und die Berge, welche man überschreiten mußte, dehnten sich nicht nur ins Unendliche aus und verloren sich mit ihren Gipfeln fast in den Wolken, sondern lagen auch erstarrt unter gewaltigen Schneemassen und eisigem Froste, so daß über die schlüpfrigen, jähen Abhänge hinunter Roß und Mann nur unter Gefahr ihren Weg nehmen konnten. Aber die Wiederkehr des Tages, an welchem der Papst den Bannfluch über den König ausgesprochen hatte, war nahe und duldete keinen Aufschub der Reise, denn der König wußte wohl, daß die Fürsten einstimmig beschlossen hatten, wenn er nicht bis zu jenem Tage des Bannes ledig geworden sei, seine

*) Mont Cenis. **) Markgräfin Adelheid von Susa.
***) Wahrscheinlich das Bugey zwischen Rhone und Ain.

Sache für immer aufzugeben und ihn des Reiches ohne jede Hoffnung auf Wiedereinsetzung zu berauben. Daher mietete er einige Landeseingeborene, welche mit der Gegend wohlbekannt und an die schroffaufsteigenden Höhen der Alpen gewöhnt waren, und ließ sie seinem Geleite über die steilabfallenden Hänge und durch die Schneemassen vorangehen und den Nachfolgenden auf jede mögliche Weise den Weg ebenen. Mit diesen Führern erreichten sie unter den größten Beschwerden den Gipfel des Gebirges. Weiter zu kommen, schien unmöglich, denn vor ihnen lag ein abschüssiger Hang, welcher, durch Frost und Eis schlüpfrig geworden, jedes Hinabsteigen gänzlich zu verwehren schien. Hier mußten nun die Männer alle Kräfte anspannen, um die Gefahr zu überwinden. Bald krochen sie auf Händen und Füßen vorwärts, bald stützten sie sich auf die Schultern ihrer Führer, bald fielen sie, weil der Fuß auf dem spiegelglatten Eise ausglitt, und rollten auf dem Boden weiter hinunter, aber zuletzt erreichten sie doch, wenn auch nicht ohne schwere Gefahr für ihr Leben, das Thal. Die Königin und die anderen Frauen, welche zu ihrer Bedienung bei ihr waren, setzten sich auf Ochsenhäute, die von den Führern, welche dem Geleite vorangingen, nachgezogen wurden. Die Pferde wurden teils mit Hilfe gewisser Vorrichtungen hinabgelassen, teils mit zusammengebundenen Füßen hinabgeschleift. Viele starben hierbei, mehrere wurden untauglich und nur sehr wenige konnten lebend und unverletzt der Gefahr entgehen.

Sobald sich das Gerücht durch Italien verbreitete, daß der König gekommen sei und nach Übersteigung der rauhen Alpenjoche schon innerhalb der Grenzen Italiens weile, strömten wetteifernd alle Bischöfe und Grafen Italiens zu ihm und nahmen ihn unter hohen Ehren, wie sie der königlichen Würde geziemten, festlich auf. Binnen wenigen Tagen sammelte sich daher um ihn eine ungeheure Heeresmacht. Schon seit dem Anfange seiner Herrschaft hatten sie sehnsüchtig seine Ankunft in Italien gewünscht, weil dieses Reich ununterbrochen durch Kriege, Aufstände und Räubereien und vielfache Fehden einzelner heimgesucht wurde. Jetzt hofften sie, daß alles, was wider die Gesetze und Rechte der Vorfahren von ruchlosen Menschen verübt worden war, durch ein Strafgericht der königlichen Macht wieder gebessert werden könne. Zudem aber war das Gerücht ausgesprengt worden, daß der König ergrimmt herbeieile, um den Papst zu entsetzen, und dies erregte allgemeine Freude, denn man meinte, daß jetzt die Gelegenheit gekommen sei, an dem, welcher sie schon längst aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen hatte, ihre Schmach in gebührender Weise zu rächen.

Unterdessen hatte der Papst, welchen die in Oppenheim versammelten Fürsten durch ein Schreiben aufgefordert hatten, am Tage von Mariä Reinigung zur Verhandlung über die Angelegenheiten des Königs nach Augsburg zu kommen, wider den Willen der römischen Fürsten, welche ihm wegen des ungewissen Ausgangs der Sache von der Reise abrieten, Rom verlassen und gab sich, seine Reise beschleunigend, Mühe, um an dem anberaumten Tage einzutreffen. Das Geleite gab ihm Mathilde, die Witwe des Herzogs Gottfried von Lothringen*) und Tochter des Markgrafen Bonifacius und der Gräfin Beatrix. Mathilde hatte selbst noch bei Lebzeiten ihres Gemahles eine Art Witwenstand geführt, da sie durch weite Entfernung von ihm getrennt war. Sie wollte nämlich dem Gemahl nicht außerhalb ihres Geburtslandes nach Lothringen folgen, und jener wieder konnte wegen der Pflichten des herzoglichen Amtes, das er in Lothringen verwaltete, kaum alle drei oder vier Jahre einmal die italische Mark besuchen. Nach seinem Tode war sie fast als unzertrennliche Begleiterin dem römischen Bischofe zur Seite, dem sie mit wunderbarer Liebe zugethan war, und obgleich ein großer Teil Italiens ihrem Befehle gehorchte und sie an allem, was den Menschen begehrenswert erscheint, vor allen anderen Fürsten jenes Landes Überfluß hatte, so war sie doch jederzeit, sobald der Papst ihrer Hilfe bedurfte, in seiner Nähe und diente ihm eifrig wie einem Vater oder Herrn. Darum konnte sie auch nicht dem Vorwurfe unerlaubter Liebe entgehen, und es waren zumal die Anhänger des Königs und vor allem die Geistlichen, denen der Papst die verbotenen und wider die kanonischen Satzungen eingegangenen Ehen untersagt hatte, welche das Gerücht verbreiteten, daß der Papst mit Verhöhnung aller Scham Tag und Nacht mit ihr lebe, und daß sie durch die heimliche Liebe zum Papste zurückgehalten werde, nach dem Tode ihres Gemahles zu einer zweiten Ehe zu schreiten. Indessen war allen Vernünftigen kein Zweifel darüber, daß dieses Gerücht durchaus unwahr sei, denn der Papst führte ein so vortreffliches und apostolisches Leben, daß die Erhabenheit seines Wandels auch nicht den geringsten Flecken eines üblen Rufes zuließ, und hätte die Gräfin irgendwelche Sünde begangen, so hätte das in einer volkreichen Stadt und bei der Menge von Begleitern, die sie umgab, nicht verborgen bleiben können. Auch schützten Zeichen und Wunder, welche während der Gebete des Papstes häufig geschahen, und der glühende Eifer für Gott und die kirchlichen Gesetze

*) Gottfried war im Jahre 1076 in Antwerpen auf Anstiften des Grafen Robert von Flandern, wie man vermutete, ermordet worden.

den Papst hinlänglich gegen die giftigen Zungen der Verleumder. Als nun der Papst auf seiner Reise nach Gallien unerwartet die Kunde vernahm, daß der König schon in Italien sei, begab er sich auf Anraten der Gräfin Mathilde in die starkbefestigte Burg Canossa*) und gedachte hier so lange zu verweilen, bis er den Zweck von Heinrichs Ankunft genauer kennen gelernt habe, ob er nämlich nahe, um die Verzeihung seiner Schuld zu erbitten oder zornerfüllt mit gewaffneter Hand die Schmach des Kirchenbannes zu ahnden.

Der Bischof Dietrich von Verdun, ein Mann von der standhaftesten Treue gegen den König, wollte dem König, als er nach Italien ging, nach kurzer Zeit folgen, wurde aber von dem Grafen Adalbert von der Burg Calwo*) gefangen genommen und aller Zurüstungen, welche er auf das Emsigste für die lange Reise zusammengebracht hatte, beraubt. Lange Zeit ward er in Haft gehalten. Endlich aber ließ man ihn, nachdem er das verlangte Lösegeld bezahlt und einen Eid geleistet hatte, daß er weder mit geistlichen noch weltlichen Waffen für die erlittene Unbill Rache nehmen wolle, frei von dannen ziehen. Auch Rupert, der Bischof von Babenberg, wurde, als er durch Bayern nach Italien reiste, vom Herzog Welf von Bayern aufgefangen. Alles, was ihm zugehörte, wurde ihm abgenommen. Die bischöflichen Gewänder und den übrigen kirchlichen Schmuck, welchen man in seinem Besitze fand, sandte der Herzog zwar unversehrt an die Babenberger Kirche zurück, doch den Bischof hielt er in einer starkbefestigten Burg von Weihnachten bis zum Feste des heiligen Bartholomäus unter sorgfältiger Bewachung gefangen, und er ließ sich weder durch die Bitten noch durch die Geschenke seiner Freunde zur Freilassung des Bischofs bestimmen. Die übrigen Bischöfe und Laien, welche der Papst in den Bann gethan und der König aus diesem Grunde, durch die äußerste Not gezwungen, aus seiner Nähe entfernt hatte, entgingen glücklich den Wächtern, welche die Klausen hüteten, und gelangten unversehrt nach Italien. Sie fanden den Papst in Canossa und baten ihn flehentlich, mit nackten Füßen, und den bloßen Leib mit härenem Gewande bedeckt, daß er ihnen Verzeihung für ihre anmaßliche Auflehnung gewähre und sie des Kirchenbannes ledig spreche. Der Papst erklärte ihnen, daß denen, welche in Wahrheit ihre Sünde einsähen und beklagten, die Verzeihung nicht abgeschlagen werden dürfe, aber es müsse der lang andauernde Ungehorsam und der seit langem eingedrungene Rost der Sünde

*) Bei Reggio. **) Calw in Würtemberg.

durch das Feuer der Buße ausgebrannt und ausgeglüht werden. Darum sollten sie, falls sie wahrhafte Reue über ihre That empfänden, bereitwillig das Brenneisen kirchlicher Züchtigung ertragen, welches er zur Heilung ihrer Wunden anwenden würde, damit nicht etwa, wenn die Verzeihung leicht gewährt werde, der Schein entstände, als ob man die arge und schwere Schuld, mit der sie sich gegen den apostolischen Stuhl vergangen hätten, entweder für gering oder für nichts erachte. Da sich nun jene bereit erklärten, alles zu erdulden, was er ihnen auferlege, befahl er, alle Bischöfe von einander zu trennen und in abgesonderte Zellen einzuschließen, daß keiner mit einem andern ein Wort sprechen könne, am Abend aber einen jeden mit einem geringen Maße an Speise und Trank zu stärken. Auch jedem der Laien bestimmte er eine nach Alter und Kräften angemessene Buße. Nachdem er sie in dieser Weise einige Tage geprüft hatte, beschied er sie endlich vor sich, tadelte sie mit milden Worten wegen ihres Vergehens und sprach sie, nachdem er sie nochmals ermahnt hatte, sich in Zukunft nichts ähnliches mehr zu Schulden kommen zu lassen, vom Banne los. Überdies schärfte er ihnen beim Weggehen vor allem wiederholt ein, mit König Heinrich, so lange er dem apostolischen Stuhle für die zugefügte Unbill keine Genugthuung gegeben habe, keinerlei Umgang zu pflegen noch ihm zum Umsturze des Reiches und zur Störung des kirchlichen Friedens in irgend einer Sache Beistand zu leisten. Doch erlaubte er ohne Unterschied allen, mit ihm zu reden, damit er zur Buße aufgefordert und von der Bahn bösen Thuns, auf der er blindlings fortgerissen zu werden schien, abgelenkt werde.

Unterdessen lud König Heinrich die Gräfin Mathilde zu einer Unterredung ein und sandte sie alsdann mit Bitten und Versprechungen zum Papste, mit ihr zugleich aber seine Schwiegermutter mit ihrem Sohne, auch den Grafen Azzo*) und den Abt von Cluny und einige von den vornehmsten italienischen Fürsten, deren Ansehen, wie er wußte, bei jenem viel galt. Er beschwor ihn, er solle ihn vom Banne lossprechen und den deutschen Fürsten, welche mehr durch den Stachel des Neides als durch den Eifer der Gerechtigkeit angetrieben würden, nicht blindlings Glauben schenken. Als der Papst diese Botschaft hörte, erklärte er, daß es un-

*) Azzo von Este, der Vater des Herzogs Welf von Bayern. Er wie auch Mathilde und der Abt von Cluny verwandten sich für Heinrich, aber Gregor zögerte mit der Lossprache vom Banne, weil er fürchtete, daß sein Bund mit den deutschen Fürsten sich in dem Augenblicke lockern werde, wo er sich zu einer solchen Vorentscheidung bewegen ließe.

angemessen und mit den kirchlichen Gesetzen durchaus im Widerspruche sein würde, wollte er in Abwesenheit der Kläger die Sache des Angeklagten untersuchen: Vertraue Heinrich auf seine Schuldlosigkeit, so solle er vielmehr ohne alles Bedenken und alle Furcht sich vertrauensvoll an dem festgesetzten Tage in Augsburg einfinden, wo auch die übrigen Fürsten zusammenzukommen beschlossen hätten. Dort wolle er, nachdem er beide Teile gehört, weder durch Gunst noch durch Haß sich vom Rechte zum Unrechte führen lassen, sondern so gerecht als möglich nach den kirchlichen Gesetzen über jeden einzelnen Anklagepunkt sein Urteil fällen. Auf diesen Bescheid erwiderten die Abgesandten: Der König wolle um alles in der Welt sich nicht des Papstes Richterspruche entziehen, da er ja wisse, daß jener der unbestechlichste Richter und Anwalt der Gerechtigkeit und Unschuld sein werde, aber es nahe schon drohend der Jahrestag seiner Verbannung und in gespannter Erwartung und mit angstvoller Aufmerksamkeit sähen die Fürsten des Reiches dem Ausgange der Sache entgegen, um ihn, falls er bis zu diesem Tage des Bannes nicht ledig gesprochen sei, alsbald nach den Gesetzen der Pfalz für unwürdig der königlichen Ehre zu erklären und ihm fernerhin kein Gehör zur Erhärtung seiner Unschuld zu gestatten. Daher bitte er inständigst und erkläre sich bereit, dies durch jede ihm vom Papste auferlegte Buße zu erlangen, daß er vorläufig vom Banne freigesprochen werde und die Gnade der kirchlichen Gemeinschaft wieder erhalte. Darauf wolle er an jedem beliebigen Tage und jedem beliebigen Orte, den der Papst hierzu bestimme, als ob nichts durch diesen Vertrag ausgemacht sei, sich wegen aller Beschuldigungen, die von seinen Anklägern vorgebracht würden, vollständig rechtfertigen und nach dem Ausspruche des Papstes das Reich entweder behalten, wenn er die Anklage entkräftet habe, oder auch, falls er unterläge, mit Gleichmut aufgeben. Lange widerstand der Papst, weil er an dem Könige die Unbeständigkeit der Jugend wie den Leichtsinn fürchtete, der ihn alles thun ließ, wozu ihn seine Schmeichler beredeten. Zuletzt aber wurde er durch die dringenden Bitten der Unterhändler und das Gewicht ihrer Gründe umgestimmt: ‚Wenn er in Wahrheit', so sagte er, ‚seine That bereut, so mag er die Krone und die übrigen Abzeichen seiner königlichen Gewalt zum Beweise seiner wahrhaftigen und aus dem Herzen kommenden Buße in unsere Gewalt übergeben und sich um seines trotzigen Vergehens willen des Namens und der Ehre eines Königs für unwürdig bekennen!' Da dies Verlangen den Gesandten allzuhart erschien und sie den Papst mit der Bitte bestürmten, er solle das Urteil mildern und

das zerstoßene Rohr durch die Strenge seines Gerichts nicht vollends zerbrechen*), ließ er sich endlich unter vieler Mühe soweit erbitten, daß er gestattete, Heinrich solle zu ihm kommen, und, falls er aufrichtig Buße für seine Sünden thue, die Schuld, welche er durch die Beschimpfung des apostolischen Stuhles auf sich geladen habe, durch Gehorsam gegen die Beschlüsse des apostolischen Stuhles sühnen.

Jener kam, wie ihm geheißen worden, und da die Burg Canossa von einer dreifachen Mauer umschlossen war, so wurde er innerhalb des zweiten Mauerringes aufgenommen. Hier stand er, während sein ganzes Gefolge draußen blieb, nach Ablegung des königlichen Schmuckes, ohne jedes Zeichen königlicher Würde und ohne allen Prunk, mit entblößten Füßen und ohne Speise vom Morgen bis zum Abend und erwartete das Urteil des römischen Bischofs. So geschah es auch am zweiten und am dritten Tage**). Am vierten Tage durfte er endlich vor dem Angesichte des Papstes erscheinen und wurde nach vielen Reden und Gegenreden zuletzt unter folgenden Bedingungen vom Banne losgesprochen: Er sollte sich an dem Tage und dem Orte, welchen der Papst bestimmen würde, zu einer allgemeinen Versammlung der deutschen Fürsten einfinden und sich gegen die Anklagen, welche man dort erheben würde, verantworten, während der Papst, wenn es ihm so gut schiene, dem Gerichte vorsitze und die Entscheidung fälle, und nach des Papstes Urteil solle er, wenn er sich von den Anschuldigungen reinige, das Reich behalten oder er solle es ohne Widerrede verlieren, wenn er, der Verbrechen überwiesen, der königlichen Ehre nach den kirchlichen Gesetzen fortan für unwürdig erklärt würde. Nie aber dürfe er, sei es, daß er das Reich behalte oder verliere, in Zukunft wegen dieser Demütigung sich an einem Menschen rächen. Bis zu dem Tage aber, an welchem seine Sache nach dem Gesetze verhandelt und entschieden würde, sollte er keinen königlichen Schmuck und keine Abzeichen königlicher Würde tragen und in der Verwaltung des Reiches nichts nach dem Brauche rechtsgemäß vornehmen, noch einen giltigen Beschluß fassen. Endlich sei es ihm verwehrt, außer der Einforderung der königlichen Gefälle, deren er selbst und die Seinigen zum Lebensunterhalte bedürften, ein königliches oder ein öffentliches Gut in Anspruch zu nehmen. Auch sollten alle, welche ihm eidlich Treue zugelobt hätten, von dem Bande dieses Eides und der Verpflichtung, ihm die Treue zu bewahren, in-

*) Jes. 42, 3.
**) Vom 25. bis 27. Januar 1077.

zwischen vor Gott und den Menschen frei und ledig sein*). Den Bischof Rupert von Babenberg, den Udalrich von Cosheim**) und die anderen, nach deren Rat er sich und das Reich zu Grunde gerichtet habe, müsse er für immer von seinem vertrauten Umgange ausschließen. Wenn er nach Widerlegung der Beschuldigung wieder im Reiche Ansehen und Macht gewinnen sollte, so müsse er jederzeit ein Unterthan des römischen Bischofs sein und ihm gehorchen, und zur Verbesserung alles desjenigen, was in seinem Reiche gegen die kirchlichen Vorschriften nach übler Gewohnheit eingerissen sei, ihm beistimmen und nach Kräften thätige Mithilfe gewähren. Falls er endlich einem dieser Punkte entgegenhandelte, so sollte die Loslösung vom Banne, welche er so dringend erbeten habe, null und nichtig sein. Dann solle er sogar als überführt und geständig gelten und zur Erweisung seiner Schuldlosigkeit kein Gehör mehr erhalten, und dann würden die Fürsten des Reiches, an keine weitere Untersuchung gebunden und von jeder Verpflichtung des Eides befreit, einen anderen König erwählen, auf welchen sich bei gemeinsamer Wahl ihre Stimmen vereinigten. Mit Freuden nahm der König diese Bedingungen an und gelobte unter den heiligsten Beteuerungen, sie halten zu wollen. Doch schenkte man seinen Versprechungen nicht ohne weiteres Glauben, sondern der Abt von Cluny setzte, da er unter dem Vorwande seines Mönchsgelübdes sich weigerte, einen Eid abzulegen, im Angesicht des allessehenden Gottes, sein Wort zum Pfande und die Bischöfe von Zeitz und Vercelli***) und Markgraf Azzo und die anderen Fürsten, welche diese Übereinkunft gefördert hatten, schwuren bei den Gebeinen der Heiligen, die man herbeibrachte, daß der König thun werde, was er versprochen habe, und daß er weder durch eine Widerwärtigkeit noch durch den Umschwung der in buntem Wechsel folgenden Ereignisse sich von diesem Entschlusse werde abbringen lassen.

Nachdem so der König vom Banne losgesprochen worden war, feierte der Papst ein Hochamt, berief nach der Darbringung des heiligen Meßopfers den König mit der andern zahlreich erschienenen Menge an den

*) Wir besitzen den Wortlaut des Schriftstückes, welches aus den Beratungen hervorging. Dasselbe weiß nichts davon, daß die Unterthanen weiterhin des Unterthaneneides entbunden sein sollten und dem Könige die Ausübung seines Amtes untersagt war. Mit der Loslösung vom Banne war Heinrich wieder König. Daran hat weder er noch Gregor gezweifelt, aber die deutschen Empörer wollten durch eine Lüge sich wenigstens einen Scheingrund verschaffen, um die Wahl eines neuen Königs zu rechtfertigen, und von dieser Seite her empfing Lambert seine Kunde.

) Udalrich von Godesheim. *) Eppo und Gregor.

Altar und sprach, den Leib des Herrn in der Hand haltend, also: ‚Schon vorlängst habe ich von dir und deinen Anhängern Briefe erhalten, in welchen du mich beschuldigst, ich hätte den apostolischen Stuhl durch simonistische Ketzerei bestiegen und sowohl vor als auch nach erlangter bischöflicher Würde mein Leben durch einige andere Verbrechen befleckt, die nach den kirchlichen Satzungen mir den Weg zu einem kirchlichen Amte für immer verschlössen. Wiewohl ich nun eine solche Anschuldigung durch die Aussage vieler unverdächtiger Zeugen zurückweisen könnte, nämlich von solchen, welchen mein ganzes Leben von Jugend auf offen vor Augen liegt, und von solchen, welche mich zur Würde des Bischofs erhoben haben, so soll doch, um mich mehr auf Gottes als der Menschen Zeugnis zu stützen, und auf daß durch die kürzeste Genugthuung bei allen jeder Anstoß zum Ärgernis gänzlich hinweggenommen werde, der Leib des Herrn, den ich hier ergreife, heute zum Prüfstein meiner Unschuld werden und soll der allmächtige Gott mich heute durch sein Gericht entweder von jedem Verdachte eines Verbrechens freisprechen, falls ich schuldlos bin, oder durch plötzlichen Tod mich verderben, so ich gesündigt habe‘. Solche und ähnliche Worte sprach er nach feierlichem Brauche und rief Gott an, daß er, als der gerechteste Richter und Verteidiger der Unschuld, ihm beistehe. Alsdann nahm er einen Teil vom Leibe des Herrn und aß ihn. Er genoß ihn mit großer Ruhe und das Volk pries Gott, beglückwünschte den Papst wegen seiner Schuldlosigkeit und erhob lauten Jubelruf. Endlich trat wieder Stillschweigen ein. Jetzt wandte sich der Papst zum Könige und sagte: ‚Thue, mein Sohn, so du willst, was du von mir gesehen hast! Tag für Tag bestürmen die Fürsten des deutschen Reiches mit Anklagen unser Ohr und legen dir eine Menge von schweren Verbrechen zur Last, um deren willen du, wie sie glauben, nicht nur von der Verwaltung des Reiches, sondern auch von jeder kirchlichen Gemeinschaft und von jedem Umgange im weltlichen Leben bis zum letzten Atemzuge ausgeschlossen werden solltest. Auch bitten sie dringend, ich möchte Tag und Ort bestimmen und ihnen Gehör gewähren, damit die Anklagen, welche sie gegen dich vorbringen, nach den kanonischen Satzungen entschieden werden könnten. Du weißt aber am besten, daß der Menschen Urteile gemeinhin trügen und bei öffentlichen Verhandlungen zuweilen das Falsche anstatt des Wahren zum Siege gelangt, weil wegen der natürlichen Begabung beredter Männer und wegen der Fülle und Anmut ihrer Rede die mit dem Schmucke der Worte gezierte Unwahrheit Beifall findet, während die Wahrheit, die durch keine

Künste der Beredsamkeit unterstützt wird, unterliegt. Da ich nun für dein Wohl zu sorgen wünsche, darum weil du in deinem Unglücke voll Demut den Schutz des apostolischen Stuhles angefleht hast, so thue, was ich dich heiße. Wenn du glaubst, daß du frei von Schuld bist und daß dein Ruf durch die Verleumdungen deiner Neider mit falschen Verdächtigungen angetastet wird, so befreie auf kürzestem Wege sowohl die Kirche Gottes von einem Ärgernisse als auch dich selbst von dem zweifelhaften Ausgange des langen Streites und nimm diesen andern Teil vom Leibe des Herrn, damit durch das Zeugnis Gottes deine Unschuld erwiesen und jeder Mund, der gegen dich Unrechtes redet, verstopft werde, damit ich hinfort als deiner Sache Beistand und deiner Unschuld eifrigster Verteidiger die Fürsten mit dir aussöhne, damit dir das Reich zurückgegeben werde und alle Stürme des Bürgerkrieges, durch welche schon seit langer Zeit der Staat heimgesucht wird, sich für immer legen!" Heinrich wurde durch das unerwartete Anerbieten erschreckt und begann hierauf hin und her zu schwanken, Ausflüchte zu suchen, entfernt von der Menge sich heimlich mit seinen Vertrauten zu unterreden und ängstlich zu erwägen, was er thun müsse und wie er dem Zwange einer so furchtbaren Prüfung entgehen könne. Endlich gewann er wieder Mut und begann vor dem Papste von der Abwesenheit der Fürsten zu sprechen, welche ihm bisher im Unglücke die Treue unverletzt bewahrt hätten: ohne ihren Rat und zumal ohne die Anwesenheit der Ankläger würde die Genugthuung, welche er vor den wenigen Anwesenden zur Erhärtung seiner Unschuld leisten könnte, nichtig und ohne Wirkung auf die Ungläubigen sein. Darum bitte er inständigst den Papst, daß er die ganze Angelegenheit einer allgemeinen Versammlung und einem gemeinsamen Verhöre überlasse, damit er dort vor den versammelten Anklägern und nachdem die Anklagen wie die Personen der Ankläger nach den kirchlichen Gesetzen geprüft worden seien, sich unter den Bedingungen, welche die Fürsten des Reiches als billig anerkennen würden, gegen alle Anschuldigungen verantworte*). Ohne Widerrede gewährte ihm der Papst diese Bitte. Nach Vollendung des heiligen Amtes lud er den König

*) Wie Lambert den Vorgang beim Abendmahle erzählt, so hat man ihn sicher damals in Deutschland auf der gregorianischen Seite dargestellt. Doch machen sich erhebliche Zweifel dagegen geltend. Denn es konnte nicht im Sinne Gregors liegen, dem Könige die Gelegenheit zu vollständiger Rechtfertigung zu geben. Dann erzählen aber auch andere Quellen, daß Papst und König das Abendmahl gemeinsam genommen hätten.

zum Frühmahle ein, bewirtete ihn voll Freundlichkeit und entließ ihn, nachdem er ihn noch mit Sorgfalt über alles das, was er thun müßte, unterrichtet hatte, in Frieden zu den Seinigen, welche draußen vor der Burg geblieben waren. Auch sandte er vor ihm den Bischof Eppo von Zeitz hinaus, um die, welche mit dem Gebannten, bevor der Fluch von ihm genommen worden war, ohne Unterschied verkehrt hatten, an seiner statt vom Banne zu lösen und voll Güte dafür zu sorgen, daß der König nicht von neuem die soeben wiedererlangte Gemeinschaft der Kirche beflecke.

Als nun der Bischof vor der Burg erschien und den Grund seiner Sendung den Italienern auseinandersetzte, brach heftige Erbitterung und lauter Unwille wider ihn hervor. Alle begannen zu toben und mit Wort und Hand zu wüten, mit höhnenden Ausrufen die apostolische Botschaft zu übertönen und abscheuliche Schmähungen und Scheltworte auszustoßen, wie sie die leidenschaftliche Wut eingab: Sie achteten die Exkommunikation, welche der Papst ausgesprochen hätte, für nichts, da ja von allen Bischöfen Italiens schon längst aus gerechten Gründen über den Papst selbst der Kirchenbann ausgesprochen worden wäre, da er den apostolischen Sitz durch die Ketzerei der Simonie bestiegen, durch Mordthaten besudelt und mit Ehebruch und anderen todeswürdigen Verbrechen entehrt habe. Der König aber habe anders gehandelt, als es sich gezieme und habe seinen Ruhm durch einen nie zu tilgenden Vorwurf geschmälert, weil er einem ketzerischen und durch alle Laster berüchtigten Menschen die königliche Majestät unterworfen habe. Er, den sie zum Hort der Gerechtigkeit und zum Beschützer der kirchlichen Satzungen sich bestellt hätten, er habe durch seine schmähliche Unterwerfung den katholischen Glauben, das Ansehen der Kirche und die Würde des Reiches gänzlich preisgegeben. Um ihn zu rächen, hätten sie dem Papste alle möglichen Kränkungen zugefügt, und jetzt habe er sie — schändlich sei es zu sagen! — mitten in den Fluten der Verwirrung zurückgelassen, habe er nur an sein Heil gedacht und sich mit dem allgemeinen Feinde durch einen Sondervertrag wieder ausgesöhnt. Durch solche Reden, welche die Fürsten Italiens führten und hin und wieder unter dem Volke verbreiteten, erregten sie binnen kurzem großen Haß wider den König. Zuletzt wuchs die Empörung und herrschte überall ein Wille und eine Stimme, man müsse nach Absetzung des Vaters, der sich fernerhin der Leitung des Reiches unwürdig gemacht habe, seinen Sohn, wiewohl er noch unmündig und nicht fähig sei, die Geschäfte des Reiches zu führen, zum Könige

wählen, mit ihm nach Rom ziehen und einen neuen Papst ernennen, welcher ihn selbst sogleich zum Kaiser kröne und alle Handlungen dieses abtrünnigen Papstes für null und nichtig erkläre.

Als die Kunde von dieser so ungelegenen Verschwörung zu dem Könige gelangte, entsandte er eilig alle Fürsten, welche sich in seiner Nähe befanden, damit sie auf jede Weise und mit aller Sorgfalt die Wut der empörten Menge beruhigten: Sie sollten doch nicht, was er in der äußersten Not und um des gemeinen Besten willen gethan habe, unwillig aufnehmen noch glauben, daß es zu ihrer Beschimpfung geschehen sei. Er habe weder den deutschen Fürsten, die ihm durch Verleumdungen mit allem Vorbedacht das Reich zu entreißen trachteten, noch dem römischen Papste, der zur Zerstörung der heiligen Kirche das geistliche Schwert gezückt habe, in anderer Weise Genugthuung geben können, als dadurch, daß er sich bis zu dem festgesetzten Tage vom Banne habe lossprechen lassen. Jetzt seien alle Hindernisse, mit denen ihm seine Feinde den Weg verlegt hätten, hinweggeräumt und könne er nun seine ganze Sorge und Thätigkeit darauf verwenden, alles Unrecht zu rächen, das ihm und ihnen widerfahren sei. Mit Mühe gelang es endlich, den Brand der Empörung mehr zu dämpfen als auszulöschen. Die meisten Fürsten verließen jedoch ergrimmt das Lager und kehrten ohne des Königs Geheiß in ihre Heimat zurück."

6. Der Bürgerkrieg.

Heinrich hatte das Ziel, welches er erstrebt, erreicht. Er hatte, noch ehe der Jahrestag seiner Exkommunikation wiederkehrte, den Papst dazu gezwungen, den Bannfluch zurückzunehmen, und hierdurch den unheildrohenden Augsburger Tag vereitelt und das Bündnis zwischen Gregor und den ungetreuen Großen gelockert. Aber um welchen schweren Preis hatte er die Lossprechung ertrotzt! Als der Sohn Kaiser Heinrichs barfuß und im Büßerhemde im Schloßhofe von Canossa vergeblich um Einlaß flehte, verblaßte das leuchtende Gestirn des Kaisertums und erschien das Haupt des römischen Bischofs in einer neuen Glorie. Die Kirche, deren sich Heinrich III. noch bedienen wollte, um sein Weltreich zusammenzuhalten, hatte einen glänzenden Sieg über die kaiserliche Gewalt errungen.

Bald sollte sich jedoch zeigen, daß durch die tiefe Demütigung Heinrichs IV. nicht einmal der Friede erkauft worden war. In Hast und aus Not hatte der König jede Bedingung angenommen, und gezwungen und wider-

willig war von Gregor die Absolution erteilt worden. Der gewaltigen Gärung, welche Italien und Deutschland durchzog, wurde jedoch durch Heinrichs Buße und Gregors Gnade kein Einhalt gethan, der alles erschütternde Streit nicht durch ein Machtwort beruhigt. Staat und Kirche waren in dem König und dem Papst einander feindlich gegenübergetreten und nicht um den Ehrgeiz zweier Männer, sondern um die Herrschaft der Gewalten, die sie vertraten, wurde der Kampf geführt. So kam es denn, daß nach dem Sühnungsversuch bald wieder allenthalben der Lärm der Waffen ertönte und ein heißer Streit entbrannte, dessen Ende zu sehen wenigen der damals Lebenden beschieden war. Die Nachricht von Heinrichs Unterwerfung mußte zunächst auf die aufrührerischen deutschen Fürsten wie ein Donnerschlag wirken. Sobald sie aber wieder Mut gefaßt hatten, traten sie auf fränkischem Boden in Forchheim zusammen und wählten Rudolf von Schwaben am 15. März 1077 zu ihrem Könige, nachdem er feierlich das Recht der Großen, nach seinem Tode frei über das Reich zu verfügen, anerkannt, jedem Erbrecht feierlich entsagt und die Besetzung der Bistümer durch kanonische Wahlen verbürgt hatte. Gregor hatte Rudolfs Wahl nicht gewollt, aber sicherlich sah er sie auch nicht ungern, denn sie gab ihm die Möglichkeit, als Schiedsrichter in den deutschen Angelegenheiten aufzutreten und dadurch seinen Vorteil wahrzunehmen. Später hat er, von den erbitterten Sachsen bedrängt, auf einer römischen Synode im Jahr 1080 Rudolf anerkannt, Heinrich aber des deutschen Reiches und Italiens für verlustig erklärt. Feierlich verfluchte er Heinrichs Waffen und rief die Apostel Petrus und Paulus an, nun der Welt zu zeigen, daß sie die Macht besäßen, nicht allein im Himmel zu binden und zu lösen, sondern auch auf Erden Reiche, Fürstentümer, Grafschaften, Besitzungen jeder Art zu geben und zu nehmen.

Nach den Verirrungen der Jugend erhob sich jetzt Heinrich, durch das Unglück geläutert, zu wahrer Heldengröße. Im Jahre 1078 begann er den Kampf gegen seine unversöhnlichen Gegner. Bei Melrichstadt wie zwei Jahre später bei Flarchheim unterlag er zwar der Feldherrnkunst Ottos von Nordheim, aber er gab den Widerstand nicht auf. Im Jahre 1079 verlieh er das Herzogtum Schwaben an seinen Schwiegersohn Friedrich von Staufen und sicherte sich dadurch den Besitz Süddeutschlands, dann brach er verheerend in Sachsen ein, und hier sollte die Schlacht an der Elster über des Gegenkönigs Schicksal entscheiden.

Wir entlehnen den Bericht über diesen denkwürdigen Kampf dem Buche des Sachsen Bruno über den sächsischen Krieg. Bruno steht ganz

auf Seiten der rebellischen Fürsten und vertritt vor allem die Ansichten, welche damals in Sachsen verbreitet waren. Seine Stellung am Hofe des Erzbischofs Wezel von Magdeburg und nach dessen Tode bei dem Bischof von Merseburg hat ihm Gelegenheit gegeben, sich über mancherlei unterrichten zu können und einige wichtige Schriftstücke seinem Werke einzuverleiben, aber nur mit äußerster Vorsicht läßt sich seine Darstellung benützen, denn er ist von dem heftigsten Hasse gegen Heinrich verblendet und daher jederzeit geneigt, den unsinnigsten Gerüchten über das Leben und die Thaten des Königs Glauben zu schenken. Wie der blutdürstige König die Fürsten umzubringen suchte, wie er in seinen Pfalzen Diener aufstellte, damit sie an den Thüren mit gezückten Schwertern auf die Fürsten warteten, um sie beim Aus- und Eingange von beiden Seiten zu durchbohren; wie er dann wieder an den Thürpfosten Degen festbinden ließ, damit seine Schlachtopfer sich dort aufspießten, wie in seinen Zimmern an den Wänden scharfe Beile hingen, mit denen er die Fürsten zu erschlagen gedachte; wie fernerhin der König in den widerlichsten Ausschweifungen lebte und in bubenhafter Weise die Ehre seiner Gemahlin anzutasten wagte: keine Beschuldigung wider Heinrich war zu giftig, keine Lüge so unsinnig, daß Bruno sie nicht mit Freuden aufzeichnete.

Über die Schlacht an der Elster, der er selbst beiwohnte, erzählt Bruno*) folgendes:

„In demselben Jahre**) und zwar im Monat Oktober sammelte Heinrich, unermüdlich wie er in den Anstrengungen des Krieges war, nochmals ein Heer, um in das sächsische Reich einzufallen. Die Sachsen aber traten ihm in ungeheurer Menge an einem Orte, welcher Cancul***) heißt, entgegen und ließen sich hier, nachdem sie ein Lager aufgeschlagen hatten, nieder, um ihr Land mit Gottes Beistand gegen jeden feindlichen Einfall zu schützen. Als er nun durch Kundschafter von unserer Stärke Kenntnis erhielt, verlor er den Mut, mit seinen geringen Streitkräften ein Treffen zu wagen, und griff zu einem hinterlistigen Anschlage. Er suchte nämlich mit schlauer Berechnung unser Heer in zwei Teile zu teilen, damit er die Streitkräfte, welche er, seinen Kräften mißtrauend, vereint anzugreifen sich nicht getraute, nach ihrer Zersplitterung, falls die Notwendigkeit dazu treibe, ohne schlimme Befürchtungen zum Streite herausfordern könnte. Während er daher, eine Schlacht vermeidend, mit

*) Brunonis de bello Saxonico liber. c. 121. M. G. SS. V. p. 380. Geschichte d. d. Vorz., Heft 21.

) Im Jahre 1080. *) Vermutlich Keula bei Mühlhausen.

seiner ganzen Heeresmacht gegen Erphesfort*) zog, entsandte er seine schnellsten Reiter gegen Goslar hin mit dem Auftrage, nach Verbrennung einiger Ortschaften eilig zu ihm zurückzukehren. Die Sachsen waren durch ihre Kundschafter über den Marsch des Königs gegen Erphesfort unterrichtet worden und hätten mit Leichtigkeit ihn verfolgen oder überholen können. Als sie aber in ihrem Rücken Rauchsäulen aufsteigen sahen, eilten sie insgesamt in jener Richtung davon, um den König von Goslar und aus jenen Gegenden Sachsens zu vertreiben. Jener aber setzte unterdessen den Weg gegen Erphesfort, den er eingeschlagen hatte, fort und hatte die Stadt schon niedergebrannt und geplündert, als unser Heer erst einsah, daß es sich hatte täuschen lassen, und nach Zurücklassung einer großen Schar Fußgänger und Reiter sich zu seiner Verfolgung aufmachte. Als sich nun die Unseren dem Könige schon näherten und sie gewahr wurden, daß er das Bistum Niuamburg**) verheeren wolle, zogen sie eilends über das Gebirge, kamen ihm zuvor und beschützten durch tapfere Verteidigung die Stadt vor Einäscherung. Sowie dies jener erfuhr, verbrannte und verwüstete er alles, worauf er stieß, und gelangte so bis zu dem Flusse, welcher Elstera***) heißt. Hier zwang ihn die Tiefe des Wassers wider seinen Willen ein Lager aufzuschlagen. Es war mir wohl vergönnt, die verschiedenen Meinungen der Leute über seine Pläne kennen zu lernen, aber es war mir nicht beschieden, zu erfahren, welche die Wahrheit für sich hat. Die einen nämlich behaupteten, Heinrich habe, weil er zweimal besiegt die Walstatt habe verlassen müssen, das Kriegsglück nicht weiter versuchen, sondern nach der Täuschung der Unsrigen das Land weit und breit verwüsten und ohne Kampf, aber mit dem Ruhme des Sieges in seine Heimat zurückkehren wollen, sei aber wider Erwarten auf den tiefen Fluß gestoßen und durch diesen, weil er ihn nicht habe überschreiten können, zur Schlacht gezwungen worden. Andere aber meinen, er habe in böser Absicht gerade dieses Schlachtfeld gewählt, weil hier die Seinen, auf die er sich nicht verlassen konnte, entweder hätten tapfer streiten oder als Lohn schimpflicher Flucht die Gefahr, welche das Überschreiten des Flusses mit sich brachte, auf sich nehmen müssen. Andere wieder glauben, daß er jene Gegend aus dem Grunde aufgesucht habe, weil er Unterstützung von den Meißnern und Böhmen, an welche er Boten geschickt hatte, erwartete. Wäre diese, wie er hoffte, eingetroffen, so hätte er dann mit

*) Erfurt. **) Naumburg. Hierher hatten die Bischöfe von Zeitz ihren Sitz verlegt. ***) Die Elster.

Heeresmacht von dort über Merseburg und Magdeburg und durch ganz Sachsen ziehen und alles verwüsten und für ewige Zeit seiner Herrschaft unterwerfen können.

Heinrich hatte also am Elsterufer ein Lager aufgeschlagen. Am folgenden Morgen stellte er seine Truppen in Schlachtordnung auf, weil er nicht die Ursache sein wollte, daß die Entscheidung verzögert werde, als auch schon die Unsrigen, wiewohl durch die schlechte Beschaffenheit des Weges und durch den hastigen Marsch ermüdet, nachdem sie viele Genossen erschöpft auf dem Wege zurückgelassen hatten, herangezogen kamen. Sie vernahmen, daß der Feind nahe sei, und rüsteten sich ohne Verzug zur Verteidigung ihres Vaterlandes. Da aber der größte Teil des Fußvolks nicht imstande gewesen war, zu folgen, und die Zahl der auf dem Schlachtfelde Eingetroffenen zu gering erschien, so wurde der Befehl gegeben, daß alle Reiter, deren Rosse nicht stark genug wären, abstiegen und zu Fuße kämpften. Alsdann ordnete man die Reihen und ging den Feinden langsam entgegen. Die Bischöfe aber hießen alle Geistliche, welche zugegen waren, mit vieler Inbrunst den 82. Psalm*) anstimmen. Beide Heere trafen an einem sumpfigen Gewässer, welches Grona**) genannt wird, zusammen, und da keine Furt hindurchführte, so machten sie hier unentschlossen Halt und blieben, während von beiden Seiten höhnende Worte erschallten, um den Gegner zum Herüberkommen zu verlocken, unbeweglich stehen. Endlich bemerkten die Unseren, daß das Ende des Sumpfes nicht weit entfernt sei, und zogen daher nach jener Stelle. Kaum erblickten aber die Feinde jene Bewegung, als sie denselben Weg einschlugen und nach jenem Ende des Sumpfes eilten. Sobald man nun hier auf festem Boden einander gegenüberstand, wurden die Waffen erhoben und ward auf beiden Seiten manche beklagenswerte That verübt. Heinrich aber entfloh, sobald er das Handgemenge beginnen sah, wie er es auch sonst gewöhnt war. Sein Heer setzte jedoch mit solcher Tapferkeit den Unsrigen zu, daß, als sich einige der Angegriffenen zur Flucht wandten, schon eine trügerische Nachricht zum Lager der Gegner gelangte, welche mit lügnerischem Munde verkündete, daß die Sachsen besiegt seien. Die Bischöfe, welche Heinrich Beistand leisteten, stimmten gerade mit ihren Geist-

*) Es war wohl der 83. Psalm, welcher folgendermaßen beginnt: ‚Gott schweige doch nicht also, und sei doch nicht so stille; Gott halte doch nicht so inne. Denn siehe deine Feinde toben, und die dich hassen, richten den Kopf auf.‘

**) Unter Grona ist vermutlich die jetzige Grune zu verstehen, ein Zufluß der Rippach. Östlich der Grune fand die Schlacht statt. Die Flucht des besiegten Heeres bewegte sich in östlicher Richtung nach der etwa fünf Kilometer entfernten Elster

lichen frohen Herzens das ‚Te Deum laudamus‘ an, als einer der hervorragendsten Fürsten, Rappodo*), erschlagen herzugetragen wurde und seine Träger schon von weitem den im Lager Weilenden zuriefen: ‚Fliehet, fliehet!‘ Herzog Otto hatte sich nämlich an die Spitze einer Schar Fußvolk gestellt und war den Gegnern, welche die Unsrigen verjagt hatten, in den Rücken gefallen und hatte nicht eher abgelassen, die Fliehenden zu verfolgen, als bis er sie mitten durch das Lager eilen und unter großer Gefahr den Fluß überschreiten sah. Eine eben so große Menge von Feinden kam aber im Flusse ums Leben als in der Feldschlacht. Sogleich wollte das Fußvolk, welches den Sieg ganz in den Händen zu haben glaubte, das Lager plündern, doch Herzog Otto, ein vorsichtiger Kriegsmann, fürchtete, daß noch Feinde im Rücken zurückbleiben könnten, ermahnte seine Krieger vorerst von der Beute zu lassen, bis man, darüber gewiß, daß kein Feind in ihrem Rücken verborgen geblieben wäre, ohne Gefahr das feindliche Lager ausplündern könne. Er kehrte daher mit seinem Fußvolke wieder um. Plötzlich stieß er auf dem Schlachtfelde auf Heinrich von Lacha**), welcher den größten Teil des Heeres bei sich hatte und schon des Sieges sich freute und das Kyrie eleison mit fröhlicher Stimme ertönen ließ. Als Herzog Otto die große Menge sich gegenüber sah, wollte er ihr anfänglich aus dem Wege gehen, da er glaubte, nicht so viele Mannschaften bei sich zu haben, um es mit einer so gewaltigen Schar aufnehmen zu können, doch gedachte er wieder daran, daß es Gott nicht schwer sei, mit wenigen viele zu überwinden. Tapfren Mutes griff er an, und da der Herr die Herzen der Gegner mit Furcht erfüllte, so jagte er sie schnell in die Flucht. Alle waren nun entweder im Flusse ertrunken oder sie flohen jenseits des Flusses davon. ‚Wohlan‘, sagte nun Herzog Otto, ‚durchforscht jetzt in Ruhe das Lager! Ohne Gefahr nehmet, was ihr findet, und was heute noch den Feinden gehörte, das nennt, dank der Tapferkeit, die es euch gab, euer!‘ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sich auch schon die Sachsen auf das feindliche Lager stürzten und eilends über alles, was sie vorfanden, herfielen. Man fand aber viele kostbare Zelte, viele Schreine der Bischöfe, voll von heiligen Gewändern und Gefäßen, viel goldenes und silbernes Geschirr für den täglichen Gebrauch, auch viele Stücke Goldes und Silbers und noch weit mehr an gemünztem Gelde, ferner viele und treffliche Rosse, Waffen allerhand, Festkleider und viel anderes Gewand ohne Zahl oder,

*) Graf Rapoto von Vohburg.

**) Graf Heinrich von Laach, später Pfalzgraf in Lothringen.

um es kurz zu sagen: was dem Erzbischof von Köln*) gehörte, was der Erzbischof von Trier**) und noch etwa vierzehn andere Bischöfe mit sich geführt und was Herzog Friedrich***), Graf Heinrich †) und die übrigen überaus reichen Herren bei sich hatten, was sie in Erphesfort geraubt hatten, alles das fiel mit einem Male in die Hände der Unsrigen, die jetzt jubelnd in ihr Lager zurückkehrten.

Welches Ungemach aber die, welche dem Schwerte entgangen waren, im Flusse, in den Wäldern und Sümpfen zu ertragen hatten, das vermag niemand zu ermessen, dem es nicht vergönnt gewesen ist, mit eigenen Augen alle jene Orte zu sehen. So steil fallen nämlich auf beiden Seiten die Flußufer ab, daß man nur durch einen Sprung ins Wasser hinab gelangen und nur mit Hilfe von Zweigen und Gras sich hinaufziehen und wieder ans Ufer kommen kann. Viele warfen sich auf der Flucht eilends vornüber in den Fluß, sprangen dann von dem Rücken ihres Pferdes an das Ufer und suchten mit dem Schwerte den Uferrand abzugraben, um ihre Pferde aus dem Wasser herauszziehen zu können, aber, erschöpft von der vergeblichen Anstrengung, ließen sie zuletzt ihre Tiere zurück, warfen ihre Waffen hinweg und ergriffen voll Angst die Flucht . . .

Mittlerweile kehrten die Sachsen zu ihrem Lager zurück, und hier fanden sie ihre Freude um einen großen Teil gemindert, denn ihr König Rudolf hatte zwei Wunden erhalten, von denen die eine tödlich, die andere entstellend war. Doch mehr als um sein eigenes Leid, trauerte er um sein Volk. Als ihm aber die Kunde gebracht wurde, daß sein Volk den Sieg erfochten habe, sagte er: „Jetzt werde ich im Leben und im Sterben Freude empfinden über alles, was der Herr über mich beschließt!‘ Wiewohl ihm die rechte Hand abgehauen war und sein Unterleib, wo er sich zu den Weichen senkt, eine schwere Wunde empfangen hatte, so verhieß er dennoch voll Zuversicht, um nur denen Trost zuzusprechen, die er um seinen Tod Leid tragen sah, daß er noch nicht sterben werde, und indem er seiner eigenen Pflege vergaß, zeigte er seinen verwundeten Kriegern, welche Heilmittel sie anzuwenden hätten††). Durch diese Mann-

*) Sigewin, seit dem Tode Hildulfs, welcher Anno im Amte gefolgt war, Erzbischof von Köln. **) Egilbert, Udos Nachfolger.

***) Friedrich von Staufen, Ostern 1079 zu Regensburg an Rudolfs Stelle mit dem Herzogtum Schwaben belehnt. †) Graf Heinrich von Laach.

††) Nach einer anderen Überlieferung, die wir in Ekkehards von Aura Chronik lesen, sagte Rudolf, die abgehauene Rechte betrachtend, mit schwerem Seufzer zu seinen Bischöfen: „Das ist die Hand, mit der ich meinem Herrn Heinrich Treue zugeschworen habe, und nun lasse ich Leben und Reich. Ihr aber, die ihr mir dazu rietet, seinen

haftigkeit und Frömmigkeit tief bewegt, gelobten ihm alle unsere Fürsten einmütig, wenn der allmächtige Gott ihm das Leben bewahren wollte, so würden sie bei seinen Lebzeiten, auch wenn ihm beide Hände fehlten, in Sachsen keinen andern König erwählen. Jener Schwur erfreute sein Herz, und so entschlief er eines sanften Todes."

Die mörderische Schlacht an der Elster bildet den Wendepunkt in der verhängnisvollen Geschichte Gregors und Heinrichs. Bis hierher hatte das Glück den kühnen Papst emporgetragen, und nun folgte der traurige Niedergang seines Geschickes, seine lange, schwere Bedrängnis, sein Fall, seine Vertreibung aus Rom, seine Verbannung, sein Tod. Aber nicht weniger groß als in den Tagen der höchsten Macht, da das Kaisertum vor ihm im Staube lag, erschien jetzt der gewaltige Mann, wo er vor dem siegreichen Heinrich das Feld räumen und seine verbrannte Hauptstadt verlassen mußte, um in dem fernen Salerno bei den Normannen eine Zufluchtsstätte zu suchen.

Schon am 25. Juni 1080 hatte König Heinrich von vielen getreuen Bischöfen Italiens zu Brixen den Erzbischof Wibert von Ravenna zum Papste erwählen lassen und damit dem Kampfe gegen Gregor einen kirchlichen Charakter aufgeprägt. Wie der Papst ihn in Deutschland durch das Gegenkönigtum bekämpft hatte, so suchte er ihn nun seinerseits durch das Gegenpapsttum zu bedrängen, und ein solches hatte bei dem lebhaften Widerstande, welchen das herrische Auftreten Gregors hervorrief, mehr denn je Aussicht auf Erfolg. Als jetzt Heinrich durch den Tod Rudolfs von seinem gefährlichsten Gegner in Deutschland befreit worden war, machte er sich, wenn auch im Reiche noch nicht allenthalben Ruhe herrschte, auf, um den Schimpf von Canossa zu rächen, die Kaiserkrone zu gewinnen und das Papsttum wieder der weltlichen Macht zu unterwerfen. Drei leidensvolle Jahre hatten seinen trotzigen, unbeugsamen und leidenschaftlich harten Sinn geläutert und ihn zum Manne gereift. Drei andere heiße Jahre brauchte er nun, um seine Absichten zu erreichen, und da sie zu Ende gingen, lag Rom zu seinen Füßen und schmückte die Kaiserkrone sein Haupt, aber sein letztes Ziel zu sehen, war ihm nicht beschieden, denn das Papsttum, welches Gregors Genie von der weltlichen Macht befreit hatte, sollte dieser nie mehr dienen.

Wir entlehnen den Bericht über die nächsten wechselvollen Jahre

Thron zu besteigen, sehet zu, daß ihr mich, da ich euren Mahnungen folgte, den rechten Weg geleitet habt!" Eine später entstandene Sage läßt Gottfried von Bouillon den tödlichen Streich führen.

der Chronik Bernolds von Konstanz. Bernold, der Sohn eines Priesters, hatte in Konstanz eine gelehrte Bildung erhalten und war alsdann als ein eifriger und streitfertiger Anhänger der gregorianischen Ideen in den Kampf zwischen Staat und Kirche eingetreten. Im Jahre 1079 nahm er an der Fastensynode zu Rom teil, dann zog er, von dem Kardinalbischof Odo von Ostia, dem nachmaligen Papst Urban II., zum Priester geweiht, mit dem neugewählten Gegenkönig Hermann von Luxemburg in den Krieg und war Augenzeuge der Schlacht bei Pleichfeld im Jahre 1086. Kurze Zeit darauf finden wir ihn wieder als Mönch in St. Blasien im Schwarzwalde. Von dort siedelte er nach Schaffhausen über, wo er am 16. September 1100 gestorben ist. Da Bernold ein Vorkämpfer der hildebrandischen Partei war, so ist seine Chronik, welche er schon 1074 begann und nach mancherlei durch seine Teilnahme an den Ereignissen seiner Zeit hervorgerufenen Unterbrechungen bis zu seinem Lebensende fortsetzte, einseitig und gefärbt, doch hält sie sich frei von den thörichten Märchen und abscheulichen Verleumdungen, wie sie Bruno, durch leidenschaftlichen Eifer verblendet, glaubte und niederschrieb.

Bernold berichtet*):

1081. Nach dem Tode des Königs Rudolf kam Heinrich zu Ostern nach Verona und machte sich von dort zusammen mit seinem Wibert**), der nicht ein Papst, sondern ein Apostat ist, weil er wiederholt seinem Herrn Papste treubrüchig und von ihm gebannt worden war, auf, um Rom anzugreifen, aber unverrichteter Sache kehrte er heim. Zur selben Zeit traten die Fürsten des deutschen Reiches, nämlich Erzbischöfe, Bischöfe, Herzöge, Markgrafen und Grafen zusammen und erwählten den Hermann, einen edlen Mann, zu ihrem Könige, der sogleich nach der Versammlung mit Heeresmacht wider die Anhänger Heinrichs auszog***). Jene waren willens gewesen, die Wahl zu hindern, und hatten zu derselben Zeit eine große Menge Kriegsvolk zusammengezogen. Als aber der neue König unvermutet über sie kam, wurden sie entweder gänzlich vernichtet oder warfen sich in unaufhaltsame Flucht, obwohl sie den

*) Bernoldi chronicon ad ann. 1081—1085. M. G. SS. V. p. 437—444. Gesch. d. d. Vorzeit, Heft 43.

**) Wibert nannte sich als Papst Clemens III.

***) Die Wahl fand unter dem Eindruck der Nachrichten, welche über den unerwarteten und wenig ehrenvollen Rückzug Heinrichs eingetroffen waren, an ganz ungewohnter Stätte, in Ochsenfurt am Main statt. In der Hauptsache hatten sich nur schwäbische und sächsische Herren eingestellt; von hervorragenden Fürsten war wohl nur Herzog Welf von Bayern zugegen.

verfolgenden Kriegern an Zahl nicht wenig überlegen waren. Durch einen solchen Erfolg des göttlichen Beistandes vergewissert, schlug der König noch in derselben Nacht auf dem Felde des Sieges ein Lager auf und zog darnach aus, das Reich zu unterwerfen. Er war aber gewählt worden vor dem Feste des heiligen Laurentius und am Tage, welcher dem Feste dieses Heiligen folgte, errang er den Sieg über die Feinde an der Grenze Bayerns an einem Orte, welcher Hostete*) heißt. Darnach zog er nach Sachsen zur Krönung fort.

1082. König Hermann feierte die Geburt des Herrn in der rühmlichsten Weise zu Goslar. Hier empfing er auch am Feste des heiligen Stephan**), und zwar deshalb, weil dies sein Schutzheiliger war, mit Zustimmung der Fürsten des Reiches in feierlicher Weise die königliche Salbung und die Krone. Heinrich aber brach in Italien nochmals mit seinem Apostaten Wibert auf, um in Rom einzudringen, nachdem er zuvor eine große Menge Schismatiker um sich gesammelt hatte. Obwohl er nun hier den Sommer verweilte, war doch sein Thun beinahe ganz vergeblich. Nur das allein glückte ihm, daß er in einige Burgen seine Krieger legen konnte, damit sie von da aus den Kampf gegen die Römer weiter führen konnten, welche auch diesmal ihm den Zugang zur Stadt verwehrt hatten. . .

1083. König Hermann feierte die Geburt des Herrn in Schwaben zusammen mit den Fürsten des Reiches in gebührender Weise. Von da wollte er schon mit seinem Heere nach Lombardien aufbrechen, als ihm aus Sachsen eine traurige Nachricht gebracht wurde. Es war nämlich Herzog Otto***), ein erfahrener Kriegsmann, den er in Sachsen als den Führer der Seinigen zurückgelassen hatte, gestorben. Weil aber der König fürchtete, daß Ottos Hingang großen Hader erregen werde, so beeilte er sich, jedem derartigen Zwiste zuvorzukommen, und kehrte, nachdem er, durch diese Notwendigkeit gezwungen, auf die Kriegsfahrt Verzicht geleistet hatte, nach Sachsen zurück. Nochmals griff Heinrich mit einer großen Menge von Schismatikern oder Exkommunizierten vor dem Pfingstfeste Rom an und drang am Sonnabende in der Pfingstwoche†) mit bewaffneter Hand in das Haus des heiligen Petrus ein. Hier setzte er nun den Ravennaten Wibert, den eidbrüchigen, abgesetzten und ge-

*) Höchstedt an der Donau. Die Schlacht war am 11. August 1081.

**) Am 26. December.

***) Otto von Nordheim, der älteste und gefährlichste Feind Heinrichs in Deutschland.

†) Am 3. Juni 1083.

bannten Mann, in St. Peter auf den Thron, nicht durch die Bischöfe von Ostia, Albano und Porto, welche das Recht haben, den Papst zu weihen, sondern durch die Erzbischöfe von Modena und Arezzo, welche schon seit vielen Jahren entsetzt und gebannt waren . . .

1084. König Hermann feierte die Geburt des Herrn in Sachsen. Sein Nebenbuhler aber überwinterte im Gebiete der Römer und erwartete hier seinen Ravennaten Wibert, der nach Rom kommen sollte, damit er von ihm in St. Peter gekrönt werden könnte*), und zwar deshalb, weil er den Papst Gregor nicht dazu bewegen konnte, ihn zu krönen, falls er nicht in rechtmäßiger Weise in die Gemeinschaft der Kirche wieder aufgenommen worden sei . . . In dieser Zeit sandte der König von Konstantinopel**) an den ehemaligen König Heinrich eine große Geldsumme, damit er den Robert Guiskard, den Herzog von Kalabrien und Apulien und geschworenen Vassalen des Herrn Papstes, bekriege, um ihn zu rächen. Es war nämlich Robert schon längst in das Gebiet von Konstantinopel eingefallen und bereitete eben einen neuen Kriegszug dorthin vor. Indessen verwandte Heinrich das empfangene Geld nicht, wie er beschworen, zur Heerfahrt wider Robert, sondern dazu, das römische Volk sich zu gewinnen, mit dessen Hilfe er denn auch am Donnerstag***) vor Palmsonntag mit seinem Ravennaten Wibert in den Palast des Lateran eindrang. Die vornehmen Römer hielten aber mit wenigen Ausnahmen zum Herrn Papst Gregor und gaben ihm auch vierzig Geiseln. Der Papst selbst zog sich in die Burg vom heiligen Engel†) zurück und hielt alle Tiberbrücken und die festesten Burgen Roms in seiner Gewalt. Am Tage der Auferstehung des Herrn††) erhielt nun Heinrich von seinem Ravennater Ketzerfürsten die Krone nicht des Ruhmes, sondern der Verwirrung, denn wenn ein Mann von dieser Art die Krone gibt, so verleiht er nach dem Zeugnis der heiligen Väter nicht den Segen, den er verloren hat, sondern die Verdammnis, die auf ihm ruhe, seinem Gekrönten . . . Es blieb aber Heinrich mit seinem Ravennaten im Palaste des Lateran und es wurde ihm von den Anhängern des Papstes verwehrt, durch die Stadt nach St. Peter vorzu-

*) Heinrich hatte nur die Leostadt auf dem linken Tiberufer in seine Gewalt gebracht, während alles übrige noch Gregor gehörte. Er war der Entscheidung durch die Waffen ausgewichen und war wieder abgezogen, weil er vermutlich durch Verhandlungen mit den Römern die Stadt ohne Blutvergießen einnehmen zu können hoffte.

**) Kaiser Alexius von Byzanz war von Robert Guiskard hart bedrängt worden und suchte Heinrichs Hilfe zu gewinnen.

***) Am 21. März. †) Die Engelsburg. ††) Am 31. März.

bringen. Indes noch in der Osterwoche griff er die Getreuen des Papstes an. Bei diesem Kampfe verlor er von den Seinigen an Toten und Verwundeten ungefähr vierzig. Die übrigen entflohen, während auf der Partei des Herrn Papstes auch nicht einer fiel . . . Robert Guiskard, der Herzog der Normannen, griff nach dem ersten Mai im Dienste des heiligen Petrus Rom mit bewaffneter Hand an, verjagte Heinrich*) und plünderte die ganze Stadt, welche sich wider Papst Gregor erhoben hatte, gänzlich. Auch zerstörte er den größeren Teil der Stadt durch Brand, weil die Römer einen seiner Ritter verwundet hatten. Darauf verließ er selbst, nachdem er die von den Römern erhaltenen Geiseln in der Burg des heiligen Engels, welche man Theoderichs Haus nennt, verwahrt hatte, mit dem Papst Gregor die Stadt, um das Land des heiligen Petrus wieder zu erobern und dann zum Feste des heiligen Petrus nach Rom zurückzukehren. Binnen kurzem aber gewann er die meisten Burgen und Städte dem Herrn Papste wieder. Heinrich aber, der nicht imstande war, dem Robert Widerstand zu leisten, kehrte eilig nach Deutschland heim . . . Der Herr Papst versammelte aber zu Salerno eine Synode und sprach nochmals den Bannspruch über den Ketzerfürsten Wibert und Heinrich und alle ihre Anhänger aus. Dasselbe hatte er schon längst an dem vergangenen Feste des heiligen Johannes des Täufers in Rom gethan, als Heinrich noch dort verweilte. Das Urteil verkündeten die Legaten des päpstlichen Stuhles, nämlich Bischof Petrus von Alba in Frankreich und Bischof Odo von Ostia im Lande der Deutschen . . .

1085 . . . König Hermann feierte in Quitelineburg**) das Osterfest. Hier hielt auch der Legat des Herrn Papstes in der Osterwoche noch eine allgemeine Synode ab zugleich mit den Erzbischöfen, Bischöfen und Äbten, den Getreuen des heiligen Petrus . . . Am Schlusse der Synode aber wurde mit brennenden Kerzen der Bannfluch verkündet wider den Ketzerfürsten Wibert, den Eindringling des apostolischen Stuhles, und wider die Abtrünnigen des heiligen Petrus, Hugo den Weißen, Johannes, den Erzbischof von Porto, und den Exkanzler Petrus, desgleichen wider Liemar von Bremen, Udo von Hildinesheim, Otto von Konstanz, Burchard von Basel, Huzemann von Speier, die Exbischöfe, desgleichen wider Wezel, den Mainzer Eindringling, Siegfried von Augsburg und Nortbert von Chur. Gegen diese, sage ich, und gegen alle ihre Mit-

*) Heinrich hatte auf die Kunde von Roberts Heranmarsch die Stadt verlassen.
**) Quedlinburg.

schuldigen wurde der Bannfluch ausgesprochen, dem niemand entfliehen kann. Doch alle diese Gegner der Kirche Gottes sammelten in Mainz in der dritten Woche nach dem Schlusse der Synode nicht eine Synode, sondern eine Bande. Hier holten sie einen dunkeln Bannspruch gegen die Getreuen des heiligen Petrus hervor. Hierdurch vermochten sie freilich nicht jene in den Kirchenbann zu thun, sondern frei und offen schieden sie sich damit von der Gemeinsamkeit mit den Katholiken, so daß sie nicht nur nach dem Urteile der heiligen Kirche, sondern auch nach ihrem eigenen Spruche wie alle Ketzer von den Katholiken zu scheiden sind*). Auch die Sitze noch lebender katholischer Bischöfe scheuten sie sich nicht in verblendeter Leidenschaft sich anzumaßen . . . Aber schon wollte der allmächtige Gott, daß sein Knecht, Papst Gregor, nicht länger leide, sondern er gedachte ihn um seiner Mühen willen würdig zu belohnen, und rief ihn von der Knechtesarbeit dieses Lebens hinweg. Nachdem er schon eine Zeit lang krank gewesen war, aber mit ungeschwächter Kraft in der Verteidigung der Gerechtigkeit bis zu seinem Tode ausgeharrt hatte, schied er zu Salerno aus dem Leben. Über seinen Tod trauerten alle Frommen beiderlei Geschlechts und vor allem die Armen, denn er war der eifrigste Begründer der katholischen Religion und der unermüdlichste Verteidiger der kirchlichen Freiheit. Er wollte nicht, daß der geistliche Stand den Händen der Laien unterworfen sei, sondern sich vor diesen auszeichne durch die Heiligkeit der Sitten und die Würde des Standes, und dies wird keinem verborgen bleiben, welcher die Akten dieses Papstes aufmerksam durchliest. Nachdem er aber in der Leitung des apostolischen Stuhles oder vielmehr der ganzen Kirche zwölf Jahre und einen Monat rechtmäßig gestritten hatte, ging er endlich im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1085, in der achten Indiktion, am 25. Mai, von hinnen, um, wie wir nicht bezweifeln, den Lohn himmlischer Berufung zu erhalten**). Seine Ruhe-

*) Die Versammlung war zahlreicher als je eine andere, die man in den letzten Zeiten gesehen hatte. Man erkannte hier die Entsetzung Gregors und Clemens' Einsetzung nochmals als rechtmäßig an. Darauf exkommunizierte und entsetzte man die gregorianischen Bischöfe, sprach über den Gegenkönig Hermann das Anathem aus und gab dem Gottesfrieden, nach welchem Donnerstag bis Sonntag die Waffen ruhen sollten, für das ganze Reich gesetzliche Geltung.

**) Otto von Freising gibt in seiner Chronik, VI. 36 die letzten Worte des Papstes an: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt. Darum sterbe ich in der Verbannung."

stätte erhielt er in Salerno in der Kirche des heiligen Matthäus, welche er selbst in demselben Jahre geweiht hatte."

Im Gegensatze zu dem in hildebrandischen Ideen lebenden Bernold haben andere seiner Zeitgenossen, Laien wie Priester, anders über den großen Papst geurteilt, aber ihre Stimmen sind zumeist wirkungslos verhallt. Nur ein einziges absprechendes Urteil über Gregor und seine Ziele wollen wir hier anführen, welches in dem Buche eines der streitbarsten Anhänger Heinrichs, des Bischofs Waltram von Naumburg, enthalten ist. Lange vergessen, wurde Waltrams Schrift von der Erhaltung der Kircheneinheit durch Ulrich von Hutten aus dem Staube der Fuldaer Klosterbibliothek hervorgezogen und als eine freudig begrüßte Waffe im Kampfe gegen das Papsttum in die Öffentlichkeit hinausgesandt. Hier*) lesen wir:

„Hildebrand hat sich befleckt mit dem Blute der Christen, indem er allenthalben im römischen Reiche die Fackel des Krieges entzündete, damit nur nicht König Heinrich das ihm durch die Nachfolge seiner Väter von Gott verliehene Reich behalte. Er hat Krieger für den Kampf gewonnen, obwohl die, welche Gott dienen, nach den Vorschriften der Kirche sich nicht in weltliche Dinge mischen sollen, und um den Sold aufzubringen, für welche jene die Waffen gegen den König und Patricius der Römer trugen, hat er die römische Kirche der milden Gaben der Gläubigen beraubt, mit welchen diese bisher die Not der Armen zu lindern pflegte. Er riß zu seinem Vorteil von der Kirche viele Bischöfe und Äbte und vom Staate viele Herzöge und Grafen los, damit es nicht mehr gäbe einen Leib der Kirche und des Staates, und, wie die Kirche befiehlt, ein Herz und eine Seele aller Gläubigen, sondern damit, wie der Lustspieldichter sagt, so viel Sinne sind als Köpfe . . . Aber Papst Hildebrand hat nicht nur die Kirche Gottes und das Reich, sondern auch alle Priesterämter geteilt, weil er eine Partei um sich scharte. Denn zwischen ihm und König Heinrich entbrannten heftige Streitigkeiten und unversöhnlicher Hader, weil der Papst darauf ausging, den König seiner königlichen Macht und Würde zu entsetzen, der König aber bestrebt war, sich der Übermacht seiner Feinde zu erwehren, welche für den Papst stritten und ihn zu verderben trachteten. Darum wurde die Kirche gespalten, wurden die Ämter der Kirche zerteilt und entstanden alle Arten des Ärgernisses; darum erhob sich ein blutiger und langwieriger Krieg, nicht allein ein Bürgerkrieg, sondern mehr

*) Waltrami, ut videtur, liber de unitate ecclesiae conservanda. L. II. 2. Scriptores rer. Germ. Hann. 1883.

als ein Bürgerkrieg und wurden ohne Achtung vor Gott und den Menschen die Kirchen verwüstet und die Menschen erschlagen; darum wurden mit Füßen getreten göttliche und menschliche Gesetze, ohne welche weder Gottes Kirche noch das Reich bestehen kann, und wurden Glauben und Treue gebrochen; darum erwuchs auch jene Ungerechtigkeit, auf daß für die Wahrheit falsches Zeugnis und für Treue Meineid herrscht und, nachdem der Krieg die Gesetze zum Schweigen gezwungen hat, jenes Wort des Herrn sich erfüllt, das er durch den Propheten Hosea*) verkündet: ‚Denn es ist keine Treue, keine Liebe, kein Wort Gottes im Lande, sondern Gotteslästern, Lügen, Morden, Stehlen und Ehebrechen hat überhand genommen, und kommt eine Blutschuld nach der andern‘. Von solchem allen aber ist das Land voll und übervoll wegen der Lehre des Papstes Hildebrand, welche den Leib der Kirche und des Staates zerrissen hat . . .“

Wie der Zeitgenossen Meinungen über den kühnen Priester damals schroff einander gegenüberstanden, so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Begabt mit dem Genie des Herrschers und des Staatsmannes und beseelt von der Leidenschaft eines Volksführers, hatte Hildebrand es gewagt, die schon seit Jahrhunderten bald offen bald im Stillen weiter wirkenden hierarchischen Tendenzen gerade jetzt, wo das Kaisertum sich in schwachen Händen befand, auf seine Fahne zu schreiben, die bisherige Ordnung der Dinge in Europa umzustürzen und auf ihren Trümmern den Thron des Papsttums zu errichten. Wohl verkörperte damals die Kirche die heiligste Macht, sie bot Schutz den Schwachen gegen die Vergewaltigungen der Mächtigen, sie bildete einen Hort der Gerechtigkeit inmitten rechtlosen Treibens, sie gewährte eine Stätte des Erbarmens den Armen und Elenden und war in roher Zeit eine Hüterin der Wissenschaft und edlen Sitte, und doch war das Unternehmen staunenswert, die Reste der altchristlichen Gemeindeform zu zerstören und eine heilige, aus den Banden des Staates und der Kirche losgelöste Priesterschaft, eine Kirche im engeren Sinne zu begründen, an deren Spitze ein gottähnliches Wesen stehen sollte, in der Hand die Schlüssel des Himmels und der Hölle, und diesem Stellvertreter Christi auf Erden sollten alle Reiche der Welt sich beugen.

Wider die kühnsten Erwartungen seiner Anhänger hatte Gregor

*) Hos. 4, 1—2.

Erfolg um Erfolg erstritten. Er hatte die Vormundschaft eines schwachen Weibes und dann den Hader ehrgeiziger Bischöfe benützt, um mit kluger Voraussicht den Stuhl Petri zu befestigen, und als der junge König mit leidenschaftlicher Hitze und nicht ohne Härte und Willkür die Stellung seiner Vorfahren wiederzugewinnen trachtete und allenthalben die Flammen der Empörung emporschlugen, war er der heimliche und offene Bundesgenosse der aufständischen Sondergewalten geworden. Da sank nach wunderbarem Emporsteigen der Stern des Priesterfürsten, und als der heldenmütige Kämpfer in der Verbannung zu Salerno das müde Haupt zur Ruhe legte, schien alles, was sein Geist erschaut, für immer zerronnen und, was er erreicht, vernichtet. Aber wie nicht aus Gregors Haupte allein der Gedanke, die Kirche über jede Staatsgewalt zu stellen, entsprungen war, sondern wie er nur den immer stärker hervortretenden hierarchischen Tendenzen seiner Zeit gleichsam Blut und Fleisch lieh, so sind die Bestrebungen, welche er vertrat, auch nicht mit seinem Tode begraben worden. In der Weise freilich, wie Gregor in seinen glänzendsten Zeiten das Bild der Kirche sich geträumt hatte, ist es auch unter seinen Nachfolgern, die glücklicher waren als er, nie in Erfüllung gegangen und konnte es nicht verwirklicht werden. Schon Gregor selbst mußte, als er mit gleicher Schärfe gegen alle Könige seine Forderungen geltend machte und in dem sich darauf entspinnenden Kampfe auf Widerstand stieß, so manchen Anspruch mildern oder fallen lassen und sich mit dem Gewinne des Erreichbaren zufrieden geben. Er vermochte das Band, welches die Bischöfe mit ihren Königen verknüpfte, zu lockern aber nicht ganz zu lösen, er konnte der Kirche eine unabhängige Stellung erobern, aber nicht dauernd die weltliche Gewalt darniederhalten, er konnte das Kaisertum zerbrechen, aber nicht die Kaiser zu seinen Knechten machen, und so gelang es auch seinen Nachfolgern nicht, die Verbindung von Papsttum und Kaisertum zur Wahrheit werden zu lassen, denn immer und immer wieder mußten die Bedürfnisse und Rechte des Staates sich geltend machen, mußte der Staat die allzuhohen Ansprüche der Kirche in gerechte Schranken zurückzuführen suchen.

7. Heinrichs IV. Ausgang.

Nach Gregors Tode war unter vielen Zwistigkeiten endlich der Abt Desiderius von Monte Casino als Viktor II. auf den Stuhl Petri erhoben worden. Doch nur kurze Zeit sollte Viktor, der nur ungern seine

gelehrten Arbeiten und seine friedliche Klosterzelle verlassen hatte, die Tiara tragen, denn schon am 16. September 1087 schied er aus dem Leben. Ihm folgte nach halbjähriger Sedisvakanz der kluge Kardinalbischof Odo von Ostia als Urban II. (1088—1099), ein Cluniacenser und Franzose und durch seine Weltkenntnis mehr denn Hildebrand geeignet, den Reformideen zum Siege zu verhelfen. Er verstand es, die zersplitterten Kräfte der Partei zu machtvoller Einheit zusammenzufassen und Heinrich fast aller Bundesgenossen zu berauben. Auf seinen Wunsch reichte die alternde Gräfin Mathilde, die allzeit getreue Tochter des heiligen Petrus, dem siebzehnjährigen Welf, Herzog Welfs von Bayern Sohn, die Hand zur Ehe und einte damit Heinrichs Gegner diesseits und jenseits der Alpen durch ein neues Band. Dann verließ Urban das verwüstete Rom, wo die päpstliche Macht jederzeit am wenigsten sichere Stützen fand, und begab sich nach der Lombardei, wo es ihm glückte, nicht blos der Pataria die Oberhand zu sichern, sondern auch das unerfahrene Herz des jungen Königs Konrad, der von seinem Vater Heinrich abgesandt worden war, um dem kaiserlichen Anhang neue Kraft zu verleihen, zu bethören und ihn dem Vater zu entfremden. Ja, selbst Heinrichs zweite Gemahlin Adelheid von Rußland sagte sich von ihrem unglücklichen Gatten los und bot der Welt ein klägliches Schauspiel, indem sie auf zwei Kirchenversammlungen die schmutzigsten Beschuldigungen schamlos gegen ihn erhob. Von der Lombardei ging Urban nach Frankreich, dessen König Philipp in den Bann der Kirche gethan worden war, und hielt hier zu Clermont im November 1095 inmitten von Hunderten von geistlichen Würdenträgern und Tausenden von Laien ein Konzil, auf welchem er nochmals in nachdrücklicher Weise die Forderungen Gregors einschärfte und den Bannfluch über den Herrn des Landes aussprach. Aber in Clermont wurde noch ein anderer wichtiger Entschluß gefaßt, der auf zwei Jahrhunderte hinaus die christliche Welt des Abendlandes in tiefgehende Bewegung versetzen sollte.

Mit dem Erstarken des kirchlichen Eifers hatten die Wallfahrten nach dem heiligen Lande immer mehr zugenommen und zu tausenden waren Jahr für Jahr Pilger nach den Stätten gezogen, wo der Heiland gewandelt war, um an diesen geheiligten Orten der Gnade teilhaftig zu werden. Während nun früher die Araber diesen Pilgerfahrten kein Hindernis in den Weg gelegt hatten, zeigten sich die neuen Besitzer des Landes, die Seldschucken, härter und fanatischer gegen die Christen, so daß bald die heimkehrenden Pilger mit den Erzählungen von den aus-

gestandenen Bedrückungen das Abendland erfüllten und laute Klagen hervorriefen. Die Kraft, welche die Kirche soeben noch dem Kaiser gegenüber erprobt hatte, sollte nun auch nach außen hin zur Geltung kommen und Urban war es, der für die heißen Wünsche nach Befreiung des heiligen Grabes die lösende Zauberformel fand. Er warf in die von glühender Begeisterung erfüllte Menge, die in Clermont sich um ihn versammelte, die Aufforderung zum Heereszuge nach Palästina und in tausendfältigem Jubelrufe tönte es ihm entgegen: ‚Gott will es, Gott will es!' Mit zitternder Hast hefteten Bischöfe und Mönche, Fürsten, Ritter und Knechte das rote Kreuz auf die Schulter. Tiefinnerer Drang zog tausende unter die Kreuzesfahnen, aber auch weltlicher Ehrgeiz, Verbrechen und die Lust an Abenteuern flüchteten unter das heilige Zeichen; Unfreie, Geknechtete, Verbannte eilten herbei, denn allen war Vergebung der Sünden und Freiheit verheißen, und dem Besitzlosen spiegelte die erregte Einbildungskraft die Herrschaft von reichen Städten in dem mit allen Schätzen märchenhaft geschmückten Morgenlande vor.

Während Scharen auf Scharen nach dem Osten zogen und die Zurückgebliebenen in atemloser Spannung der Nachrichten über ihr Vordringen lauschten und den Kreuzfahrern durch alle blutigen Kämpfe und endlosen Leiden bis zur glücklichen Erstürmung Jerusalems folgten, war es in Deutschland still geblieben, denn noch stand mit Ausnahme des halbfranzösischen Lothringens das deutsche Volk wegen des Kampfes mit dem Papste und der Verwirrungen jahrelangen Bürgerkrieges dem großen Unternehmen teilnahmlos gegenüber und ließ die begeisterten Scharen der Kreuzfahrer mit Verwunderung oder mit Spott an sich vorüberziehen.

Es wäre die Aufgabe des Kaisers gewesen, als des weltlichen Hauptes der Christenheit, sich an die Spitze der großen Bewegung zu stellen, die Kreuzesfahne zu entfalten und unter ihrem Schatten Fürsten und Völker des Abendlandes zur Befreiung des heiligen Grabes nach Palästina zu führen. Heinrichs Unglück ließ jedoch diese großartige Aufgabe dem Kaisertume entreißen und in die Hände des Papstes übergehen, und so war es ein neuer glänzender Triumph, den das reformierte Papsttum Gregors in Clermont feierte, als die abendländische Christenheit freudig dem Aufruf zum Kampfe folgte.

Durch den Fluch der Kirche gebannt, durch sein häusliches Unglück gebrochen und im Kampfe überwunden, war Heinrich in tiefe Verzweiflung gefallen. Mit Mühe hatte man ihn daran verhindern können, Hand an

sich selbst zu legen. Aber noch einmal trat eine günstige Wendung in seinem Schicksale an. Der Tod hatte unter seinen Gegnern aufgeräumt. Dem Papste Gregor war nach kurzer Zeit sein Beschützer, Robert Guiskard gefolgt und im Jahre 1088 war der Gegenkönig Hermann nicht im Kampfe um die Krone, sondern in dem Bestreben, seinen ererbten Besitz aus dem allgemeinen Schiffbruch zu retten, aus dem Leben geschieden. Zugleich löste sich die Ehe des jungen Welf mit der großen Gräfin, denn der jugendliche Fürst wollte nicht blos ein Werkzeug der päpstlichen Politik sein, sondern die Länder seiner Gemahlin besitzen und beherrschen. Mit dieser Ehe sank aber auch die Verbindung der Welfen mit dem Papste in nichts zusammen. Rasch setzten sie sich über alle religiösen und politischen Bedenken hinweg und schlossen sich an den exkommunizierten Feind an. Noch einmal erhob Heinrich die Waffen, um Mathilde zu bekämpfen, aber das Glück war nicht mit ihm. Nach zwölfjährigem Kriege muße er der Gräfin das Feld überlassen. Für immer kehrte er im Jahre 1097 nach Deutschland heim, während sein Papst Clemens III. sich mit Mühe in Ravenna behauptete und Urban II. endlich im Triumphe des Sieges wieder in Rom einziehen konnte. Wohl fand Heinrich in Deutschland seit dem Bündnis mit den Welfen keinen bedeutenderen Feind mehr unter den Waffen, aber es war mit nichten ein wahrer Friede eingetreten, die allgemeine Erschlaffung, welche den jahrelangen Bürgerkriegen gefolgt war, machte nur die Gegner für den Augenblick des Kampfes müde und ließ vergessen, daß der Kaiser noch im Banne war.

Kein friedlicher Tod war dem alten, gramgebeugten Herrscher beschieden. In Vergessenheit war sein ältester Sohn Konrad nach seiner Empörung gestorben. Was aber der Verblendete vergeblich erstrebt hatte, das sollte dem zweiten Sohne, dem ehrgeizigen Heinrich, gelingen. Der junge König verband sich mit den Anhängern des Papstes, welche alle Hoffnung auf den Sieg schon aufgegeben hatten, erklärte, daß der Bann, welcher auf seinem Vater ruhte, alle Bande des Gehorsams löse und den Kampf gegen den aus der Gemeinschaft der Kirche Gestoßenen zur Pflicht mache. Ein schnöder Verrat machte dem unseligen Kampfe im Dezember 1105 ein Ende. Der Sohn nahm den Vater bei einer Zusammenkunft an der Mosel trotz der versprochenen persönlichen Sicherheit gefangen und brachte ihn in Gewahrsam nach der Burg Böckelheim an der Nahe. Mit Schmähungen und Drohungen eingeschüchtert, durch die Last der Jahre und des Unglücks tief gebeugt, erklärte sich der greise Kaiser auf dem Fürstentage zu Ingelheim vor dem Throne des unnatürlichen Sohnes

bereit, dem Reiche zu entsagen. Mit demütigen Worten und unter Thränen bat er zugleich den anwesenden päpstlichen Legaten um Lossprechung vom Banne. Aber man nahm den Bannfluch nicht von ihm und hielt ihn gefangen in Ingelheim zurück. Da gelang es Heinrich zu entweichen. Die benachbarten Städte, vor allem das mächtige Köln, öffneten ihm ihre Thore und zogen ihm mit ihren kampfgeübten Bürgern zu Hilfe. Auch Herzog Heinrich von Niederlothringen, Bischof Otbert von Lüttich, Graf Gottfried von Namur und andere lothringische Herren standen auf des Kaisers Seite, und als der junge König Heinrich die Bewegung im Keime ersticken wollte und seinen Weg nach Lüttich nahm, erlitt er an der Maasbrücke bei Visé eine schmähliche Niederlage. Am 13. Mai 1106 hatte der junge Heinrich nochmals seinen Anhang in Worms um sich gesammelt, feierlich Heinrich von Niederlothringen seines Herzogtums entsetzt und ein allgemeines Heeresaufgebot erlassen. Noch einmal begannen die Verhandlungen zwischen Vater und Sohn, während zugleich auf beiden Seiten große Zurüstungen für den Kampf getroffen wurden. Ehe aber noch das Schwert aus der Scheide gezogen wurde, sollte Heinrich IV. dem blutigen Streite mit seinem Sohne und aller Not dieses Lebens durch den Tod entrückt werden.

Wir entlehnen den Bericht über Heinrichs letzte Zeiten der Chronik des Abtes Ekkehards von Aura. Ekkehard hat mit großem Fleiße und mit großer Gewissenhaftigkeit die besten Quellen, die ihm zu Gebote standen, durchforscht und den gewonnenen Stoff mit gutem Urteil zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet und in klarer Erzählung wiedergegeben. Wiederholt arbeitete er sein Werk nach Form und Auffassung der Ereignisse und der handelnden Persönlichkeiten vollständig um, bis er es endlich mit dem Tode Heinrichs V. abschloß. Wenige Jahre nach der Beendigung seines Werkes ist er gestorben. Der Standpunkt, den der Abt von Aura dem großen Kampfe seiner Zeit gegenüber einnimmt, ist nicht immer derselbe gewesen. War er zuerst, wie seine fränkischen Landsleute, entschieden kaiserlich gesinnt, so ließen ihn später die Teilnahme an einer Pilgerfahrt nach Jerusalem im Jahre 1101 und ein Aufenthalt in Rom die Bestrebungen der Kirche in einem andern Lichte erscheinen. Er fällte über Heinrich IV. ein hartes Urteil und trat auf die Seite des Papstes. Alsdann schloß er sich an Heinrich V. an, der ihm sogar den Auftrag erteilte, eine Geschichte des römisch-fränkischen Reiches seit Karl dem Großen zu verfassen. Als aber auch Heinrich V. mit dem Papsttum in Kampf geriet, wandte er sich wieder von ihm ab

und der kirchlichen Partei zu. Trotz dieser Schwankungen ist Ekkehard für uns einer der zuverlässigsten Berichterstatter für die Zeiten Heinrichs V. denn wenn er sich auch durch seine Parteinahme zu irrtümlichen Auffassungen verleiten läßt, so ist er doch sicherlich frei von jeder absichtlichen Fälschung, und wenn auch äußere Verhältnisse nicht ohne Einfluß auf den Wechsel seiner Richtung blieben, so lag doch der Grund seines Schwankens mehr in den außerordentlich verwirrten Zeitläuften, die es ihm wie manchem andern redlichen Zeitgenossen unmöglich machten, eine feste Ansicht zu gewinnen und inmitten der rasch wechselnden Ereignisse festzuhalten.

Der Abt von Aura erzählt*) über die letzten Tage Heinrichs IV. folgendes:

„Unterdessen**) erschienen vor König Heinrich Gesandte des Vaters, welche von Lüttich aus gesendet waren und ihm sowohl als den Fürsten des Reiches Briefe überbrachten. Wir haben es für gut gehalten, von ihnen eine Abschrift hier einzuschalten, um nämlich die vielfachen Winkelzüge dieses Mannes darzulegen, durch welche er sich während seiner ganzen Lebenszeit durch erheuchelte Unterwürfigkeit die Herrschaft über alle seine Gegner zu erringen gewußt hatte:

„Heinrich, von Gottes Gnaden der Römer erlauchter Kaiser, entbietet den Bischöfen, Herzögen, Markgrafen, Grafen und den übrigen Fürsten des Reiches Gunst und Liebe, soweit sie solche empfangen wollen. Wir klagen es dem allmächtigen Gotte, der heiligen Herrin Maria und dem heiligen Apostelfürsten Petrus, unserm Schutzherrn, und Euch Fürsten allen, daß wir im Vertrauen auf jene Treue, welche man uns unzweifelhaft schuldete, ungerecht, unmenschlich und grausam behandelt und sowohl der Ehre der königlichen Herrschaft, als auch aller Güter und aller unserer Habe wider menschliches und göttliches Recht und zu Schmach und Schande des Reiches in solcher Weise beraubt worden sind, daß uns außer dem Leben fast nichts gelassen worden ist. Ihr waret dabei fast alle zugegen, und es schien ein großer Teil von Euch Leid und Trauer hierüber zu empfinden, aber o Schmerz! Eure Traurigkeit hat uns nicht davor behütet, daß der gehässige Wille unsrer Feinde sich an unserm Unglücke sättigen konnte. Wir haben auf Anraten und Bitten unsres Sohnes, nachdem er uns zuvor Leben und Ehre zugesichert hatte, voll Zuversicht

*) Ekkehardi Uraug. Chronicon ad. ann. 1106. M. G. SS. VI. p. 236. Gesch. d. d. Vorzeit Heft 56.

**) Man lagerte gerade vor Köln, das zu Kaiser Heinrich hielt.

und in guter Absicht uns nach Mainz*) vor den römischen Legaten und die Fürsten begeben, um nach deren Anordnung sowohl über die Lage der Kirche als auch über die Ehre des Reiches und über unser Seelenheil zu unterhandeln. Aber er selbst hat trotz unserer Geneigtheit und Willfährigkeit sich nicht gescheut, uns gegen die gegebene Zusicherung gefangen zu nehmen und uns fast zu Tode zu martern. Darum haben wir denn auch nicht gewagt, uns jenem wieder in solcher Weise anzuvertrauen, auf daß er nicht wie früher in den Stand gesetzt werde, uns nach seinem Gutdünken mit Schimpf und Schande zu behandeln. Wir bitten nun und beschwören Euch inständigst, daß Ihr um der Furcht Gottes, der Ehre des Reiches und Eurer Ehrbarkeit willen darauf Euer Augenmerk richten möchtet, wie wir durch Euch für das Unrecht, welches wir, da wir in Euren Händen waren, erlitten haben, Genugthuung erhalten können. Auch wir sind nach Eurem und dem Rate anderer, welche keinen Haß gegen uns hegen, und nach dem Urteile frommer Männer gern bereit, wie unserm Sohne, falls wir ihm in einer Sache Unrecht zugefügt haben, so auch jedem andern in unserm Reiche willig Genugthuung zu leisten. Überdies sind wir, gleichwie wir schon früher bereit waren, dem Herrn Papste in Eurer und seines Legaten Gegenwart zu gehorchen, so auch jetzt noch geneigt, ihm jede schuldige Ehrerbietung und jeden Gehorsam aufrichtigen Herzens und in Demut persönlich zu erweisen und nach Eurem und unsres geistigen Vaters, des Abtes Hugo von Cluny, Rate und dem Urteile anderer frommer Männer, so weit es in unsern Kräften steht, Anordnungen über den Zustand der Kirche und die Würde des Reiches zu treffen. Da wir nun zu allem solchen bereit sind, so beschwören und bitten wir Euch inständigst, daß Ihr um Gottes und um des Reiches und Eurer Ehre willen unablässig unsern Sohn ermahnet, er möchte, da ja nach der oben ausgesprochenen Absicht ihm keinerlei Vorwand mehr gegen uns bleibt, fortan davon ablassen, uns und unsere Getreuen zu verfolgen, und uns in Ruhe und in Frieden leben lassen, damit die getroffenen Vereinbarungen vollständig in Ruhe zur Ausführung gebracht werden können. Weigert er sich, so bitten wir Euch bei dem Ansehen der römischen Kirche, in deren Hand wir unser Schicksal legen, und bei der Ehre des Reiches, daß Ihr nicht über uns und unsre Getreuen kommt, denn es ist alsdann offenbar, daß unser Sohn nicht aus Eifer für das

*) Genauer: nach Ingelheim. Zwar waren die Fürsten in Mainz versammelt gewesen, aber die Furcht, daß die getreuen Städter sich für die Befreiung des Kaisers erheben könnten, hatte sie dazu bewogen, nach Ingelheim zu gehen.

göttliche Gesetz und aus Liebe zur römischen Kirche, sondern aus Begierde nach der Krone, welche er schändlicher Weise dem Vater entrissen, solches begonnen hat. Wenn aber Eure Einsprache und jede andere Vermittelung jetzt vergeblich sein sollte, so legen wir hiermit an den römischen Bischof und den heiligen allgemeinen römischen Stuhl und die Kirche Berufung ein.'

Nachdem vor versammelter Menge dieser wie auch noch ein anderer Brief verlesen worden war, der sich in Worten wenig, in Sinn und Absicht aber gar nicht von dem vorhergehenden unterschied und sich insbesondere an den Sohn wendete, entsandte König Heinrich nach dem Rate seiner Großen an seinen Vater eine Botschaft, um ihm Antwort zu geben. Er ließ aber diese Antwort vorher durch den Erzbischof Heinrich von Magdeburg öffentlich bekannt machen. Hierdurch gewann er die Herzen der Seinigen für sich. Sie lautete folgendermaßen:

‚Nach der eingewurzelten, ungefähr vierzig Jahre währenden Spaltung des römischen Reiches, welche göttliche und menschliche Satzungen beinahe abgeschafft und, abgesehen von Mord aller Art, Tempelschändung, Meineid, Raub und Brandstiftung, unser ganzes Reich nicht nur zur Einöde gemacht, sondern sogar zum Abfall vom katholischen Glauben oder selbst beinahe zum Heidentume verleitet hat, sind, da endlich wieder die göttliche Barmherzigkeit gnädig auf ihre Kirche herabsieht, wir, die Söhne derselben Braut Christi, durch den heiligen Geist einmütig zur Einheit des Glaubens zurückgekehrt, haben uns von dem unverbesserlichen Haupte aller Kirchenspaltungen, von Heinrich, den man unsern Kaiser nennt, aus Liebe zu Gott und im Gehorsam gegen den apostolischen Glauben losgesagt und uns einen katholischen König, der freilich aus Heinrichs Samen entsprungen ist, erwählt. Da er nun erkannte, daß der Anfang von dessen Herrschaft das Ende seiner Regierung bedeute, so gab er selbst scheinbar freiwillig, doch, wie jetzt sein Brief bekundet, höchst ungern seine Einwilligung hierzu, lieferte die Kroninsignien aus, vertraute unter Thränen die Sorge für seinen Sohn mit dem Reiche unsrer Treue an und gelobte übrigens, fernerhin nicht mehr den Glanz der Herrschaft, sondern vielmehr Heilung für seine Seele zu suchen. Aber siehe da, er kehrt zu seinen alten Winkelzügen zurück. Er klagt vor der Welt, daß er voreilig verurteilt worden sei, er sinnt darauf, die Schwerter der Gallier, der Angeln und Dänen und der andern benachbarten Völker uns ins Herz zu stoßen, er bittet zu allem Unrecht, das er gethan, daß ihm noch Gerechtigkeit werde, und er verspricht hierzu

noch, fortan gewissenhafter unsern Ratschlägen Gehör schenken zu wollen. In Wahrheit aber versucht er mit seinen gewohnten Listen dies Lager Gottes zu zerstreuen, Christi Heer zu entwaffnen und, wie offenbar ist, den Weinberg des Herrn, der freilich spät genug zu blühen beginnt, entweder selbst, einem wilden Eber gleich, zu zerwühlen oder durch die Füchse, jene verderblichen Menschen, die ihm anhangen, zu verwüsten und durch die kirchenräuberischen Greuel der Priester Belials neuem Bannfluche zu überantworten, ja er sinnt sogar, was schon auszusprechen eine Sünde ist, darauf, Christum, der zum zweiten Male in der Kirche seine Auferstehung hält, in aller Herzen zu kreuzigen. Darum hat der König mit allen Fürsten des Reiches und dem ganzen rechtgläubigen Heere den Beschluß gefaßt, daß jener Fürst, damit er keinen Grund zu gerechter Klage gegen uns habe, mit jeder von ihm gewählten Sicherheit und an jedem Orte, den er wählen will, vor dem versammelten Rate aller Fürsten und zugleich vor dem Volke seine Sache führe, Gerechtigkeit empfange und Gerechtigkeit gebe, auf daß alle Veranlassungen zum Hader von dem Beginne der Spaltung an, gleich als wäre über sie noch nie entschieden worden, nach allen Seiten hin erörtert werden, der Sohn wie der Vater Gerechtigkeit erhalte, die Kirche aber und das Reich nicht, wie dieser nach seiner Weise vorschlägt, nach langem Waffenstillstand, sondern sofort nach Schlichtung dieser Streitigkeiten von jeder Erschütterung erlöst werde.‘

Diese Botschaft übernahmen Männer von erprobter Klugheit, nämlich die Presbyter Albuin und Riwin zugleich mit einigen frommen Männern im Laiengewande, im Namen des Königs, aller Fürsten, ja des gesamten Heeres. Als sie nun dem oftgenannten Exkaiser den Brief überbrachten, wurden sie, nachdem sie nur mit Mühe erreicht hatten, daß man sie vorließ und anhörte, es ist schrecklich zu sagen, deswegen, weil sie mit dem Haufen der Übelthäter durchaus keine Gemeinschaft haben wollten, sechs Tage lang unter der größten Lebensgefahr unwürdig behandelt. Endlich wurden sie von der Volksmenge, welche sich in dem Kerker, in dem sie gefangen saßen, auf sie stürzte, befreit und gelangten ohne den Schutz eines Geleites in das um Köln errichtete Lager zurück. Das aber überbrachten sie, als den Hauptinhalt der Antwort des alten Fürsten, daß man vorläufig die Waffen niederlegen und einen Hoftag zur Schlichtung der Streitigkeiten demnächst zusammenberufen sollte.

Außerdem hört man, daß der ehemalige Kaiser Heinrich und der ehemalige Herzog Heinrich*) von allen Seiten ein Heer zusammenzögen

*) Herzog Heinrich von Niederlothringen.

und sich rüsteten, noch einmal auf alle Art das Kriegsglück zu versuchen. Daher entschloß sich das ganze Heer des Königs, ja Christi, mit dem Schwerte den Dingen ein Ende zu machen, hob, damit nicht etwa, was sicher zu erwarten stand, die Städter den Kaiserlichen zu Hilfe kämen, die Belagerung auf und zog nach Lothringen. Alle Befestigungen und die übrigen Besitzungen der Empörer wurden unterdessen geplündert und zum zweiten Male Boten an den älteren Heinrich vorausgeschickt, welche ihm die Frage zum Überlegen anheim stellen sollten, ob er, um unter der vorgeschriebenen Bedingung Frieden zu schließen, in den nächsten Tagen seinem Sohne nach Aachen entgegen kommen wolle: andernfalls solle er nicht bezweifeln, daß ihm ein Krieg bevorstehe. Auch diese Gesandten warf er in den Kerker und zugleich begann er sich auf jegliche Weise, wenn auch insgeheim, zum Widerstande zu rüsten. Aber einige Tage, nachdem die Gesandten wieder entlassen worden waren, lief plötzlich eine Nachricht ein, wie sie erwünschter im Lager nicht gehört werden konnte: Kaiser Heinrich war gestorben. Doch ist es traurig zu sagen, daß ein Mann von so hochberühmtem Namen, von so hoher Würde und solchem Geiste, der unter dem christlichen Bekenntnisse die Welt so lange Zeit beherrscht hatte, nicht einmal einem gestorbenen Bettler gleich, mitfühlende Trauer auch nur bei einem Menschen der Christenheit erweckte, sondern vielmehr aller Christen Herz und Mund hier und überall mit unendlicher Freude durch das Gerücht von seinem Hingange erfüllte. Nicht lauter sang Israel dem Herrn über Pharaos Untergang und niemals erschallte lauterer Jubel von der Stadt Rom im Triumphe dem Octavianus oder irgendeinem andern Kaiser. Ja, der Zaum, welcher den Völkern in den Kinnbacken lag, verwandelte sich ihnen in Gesang wie die Stimme eines heiligen Festes*). Weil nun mit dem Hingange dessen, der ihn eingefordert hatte, auch der Tribut ruhte, unterwarfen sich bald alle Fürsten, welche um des Gewinnes willen diesem Fürsten bis dahin angehangen und dadurch ihre Seelen feil geboten hatten, der Macht des Königs zugleich und der katholischen Gemeinschaft. Otbert von Lüttich aber und die übrigen Mitbischöfe wurden nur unter der Bedingung in die Gemeinschaft der Buße aufgenommen, daß sie den Körper des Gebannten, den sie in dem Münster tags vorher der Erde übergeben hatten, wieder ausgraben und, ohne an dem Begräbnisse oder der Leichenfeier teilzunehmen, an einem ungeweihten Orte beisetzen ließen, denn die anwesenden Erzbischöfe und Bischöfe legten dar,

*) Jes. 30, 28—29.

daß die Kirche mit denen, welche sie im Leben von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen habe, auch im Tode keine Gemeinschaft haben könne*). Hierauf wurde der Leichnam kurze Zeit später mit Zustimmung des Königs in der Stadt Speier in einem steinernen Sarge niedergelegt, und so blieb er hier außerhalb der Kirche fünf Jahre lang unbestattet stehen."

So allgemein, wie uns der auf Seiten des aufrührerischen Sohnes stehende Geistliche glauben machen will, war sicherlich die Freude über den Tod Heinrichs nicht. „Die Fürsten", so schreibt ein anderer Zeitgenosse**), „trauerten, das Volk klagte, und überall wurde Seufzen, überall Klage und der Weheruf der Jammernden vernommen. Zur Bestattung strömten die Witwen herbei, die Waisen und endlich die Armen des ganzen Landes. Sie klagten über den Verlust des Vaters, netzten seinen Leib mit ihren Thränen und bedeckten mit Küssen seine freigebige Hand. Mit Mühe riß man sie von der Umarmung des toten Körpers hinweg, und mit Mühe konnte zur Bestattung geschritten werden. Aber auch jetzt verließen sie den Grabhügel nicht. Dort weilten sie in ununterbrochenen Nachtwachen, unter Thränen und Gebeten und erzählten unter Klagen, welche Werke des Erbarmens er an ihnen gethan habe. Und doch war sein Tod nicht beklagenswert, weil ihm ein edles Leben vorangegangen war, weil er den wahren Glauben, eine standhafte Zuversicht und ein Herz voll bittrer Reue in den letzten Augenblicken bewahrte und weil er sich nicht schämte, öffentlich ein Bekenntnis seiner schamwürdigen Vergehen abzulegen, und mit ganzer Hingebung seines Herzens den Leib des Herrn empfing. Glückselig bist du, Kaiser Heinrich, der du solche Wächter und solche Fürbitter dir erworben hast, der du jetzt vielfältig aus der Hand des Herrn wieder empfängst, was du in die Hände der Armen gelegt hast! Ein Reich voll Wirren hast du für ein Reich des Friedens, Endliches mit Ewigem, Irdisches mit Himmlischem vertauscht. Jetzt erst regierst du, jetzt erst trägst du die Krone, welche dir dein Erbe nicht raubt und kein Gegner dir neidet. Darum sollen die Thränen nicht mehr fließen, wenn sie überhaupt gestillt werden können. Deinem

*) Die Hildesheimer Jahrbücher erzählen zum Jahre 1106: „Es wurde der Leichnam auf eine Insel in der Maas gesetzt und weiter kein Gottesdienst bei ihm gehalten, außer daß ein Mönch von Jerusalem, der durch Zufall dorthin kam, bei ihm, so lange er dort stand, ununterbrochen Tag und Nacht Psalmen sang. O Jammer, daß jemals eine so hohe Person also von ihrem Sohne und den Fürsten des Reiches behandelt zu werden verdiente: Hätte Gott nicht gestraft, es wäre ihm an seinem Ende keineswegs so ergangen." **) Vita Heinrici c. 14. M. G. SS. XII. p. 283.

Glücke gebührt Freude und nicht Trauer, Jubel und nicht Jammer, Frohlocken und nicht Weheruf.

Nach dieser Wendung der Dinge, als die Hoffnung derer, welche gegen die königliche Majestät zu den Waffen gegriffen hatten, gestorben war, entsank ihnen der Mut und die Kraft, und was in so mißlicher Lage gethan werden mußte: sie beeilten sich durch freiwillige Unterwerfung, durch Geldzahlung, oder wie ein jeder eben konnte, die Gunst des Königs zu gewinnen."

Der Schriftsteller, der mit diesen Worten den Tod Kaiser Heinrichs beschreibt, ist der ungenannte Biograph des Kaisers. Zwar ist seine kleine, in die Form eines Sendschreibens an einen Freund gekleidete Schrift, welche nur in großen Zügen das Bild des alten Helden entwirft und seine wechselnden Schicksale beschreibt, nicht frei von Parteilichkeit und von Unrichtigkeiten, aber sie wird an Gewandtheit und Schönheit der Form wie an Kunst der Darstellung nur von wenigen Werken des Mittelalters erreicht. Leidenschaftlich tönt uns aus dem Büchlein die Klage um den Dahingeschiedenen entgegen, und rührend spricht die treue Anhänglichkeit zu unserm Herzen, welche der vielgeschmähte und unglückliche Herrscher bei seinen Anhängern bis über das Grab hinaus gefunden hat. Einen besonderen Wert erhält das Schreiben durch den Umstand, daß uns Heinrich hier allein menschlich näher gerückt wird, daß wir ihn im Kreise der Seinen sehen und nicht bloß in den erbitterten, alle guten Eigenschaften erstickenden Kämpfen gegen den Papst und die treulosen Vasallen.

Der Abschnitt*), in welchem der Absender des Schreibens über Heinrichs Charakter spricht, lautet folgendermaßen:

„Wer möchte Wasser meinem Haupte leihen und einen Zährenquell meinen Augen, daß ich bejammere nicht den Untergang einer bezwungenen Stadt, nicht die Gefangenschaft geringen Volkes, nicht den Verlust meiner Habe, sondern den Tod Heinrichs, des kaiserlichen Herrn, der meine Hoffnung war und mein einziger Trost, der, um von mir zu schweigen, mehr als das gewesen ist, der Stolz Roms, die Zierde des Reiches, die Leuchte der Welt? Wird je das Leben wieder mir eine Freude gewähren nach solchem Leide? Wird mir ein Tag, eine Stunde ohne Thränen verfließen? Oder werde ich, o trautester Freund, frei von Jammer seiner gedenken können? Siehe, während ich schreibe, was des Schmerzes un-

*) Vita Heinrici c. 1. M. G. SS. XII. p. 270. Gesch. d. d. Vorz. Heft 37.

erträgliche Qual mir eingiebt, fallen meine Thränen nieder, benetzt sich vom Weinen meine Schrift und verlöscht das Auge, was die Hand schreibt. Aber vielleicht schiltst Du die Ungeduld meines Grams und rätst Du mir, mein Wehklagen zu hemmen, damit es nicht denen zu Ohren komme, deren Herzen der Tod des Kaisers mit Freude erfüllt. Wahrlich, Dein Rat ist gut, ich gestehe es, doch ich kann meinem Schmerz nicht gebieten, kann meinen Jammer nicht zurückhalten, auch wenn sie ihre Wut wider mich schürten und meine Glieder zu zerreißen trachteten. Der Schmerz ist es, welcher die Furcht vergessen läßt, der Schmerz ist es, welcher die geübte Rache nicht spürt. Auch beklage ich nicht allein seinen Tod. Rom betrauert ihn und das ganze römische Reich beweint ihn. Alle, Arme wie Reiche, rufen über ihn Wehe, nur nicht die hinterlistigen Gegner seiner Macht und seines Lebens. Und nicht ist es ein persönlicher Grund, der mich klagen läßt, sondern die Liebe läßt mich weinen über das allgemeine Unglück. Denn als jener schied, da verließ die Gerechtigkeit die Erde, ging der Frieden von hinnen und verdrängte böse Arglist die Treue und den Glauben. Es verstummte der Chor der Sänger, welche Gott preisen, es schwieg der feierliche Dienst des Höchsten und nicht mehr ward die Stimme des Frohlockens und des Glückes in den Zelten der Gerechten gehört, denn der, welcher alles dies festlich geordnet hat, er ist nicht mehr. Die Kirchen haben ihren Beschützer, die Klöster ihren Vater verloren. Welche Gunst, welche Ehre er ihnen erwies, wird jetzt erst allen offenbar, wo der Abgeschiedene ihnen entrückt ist. Darum haben alle Klöster wahrlich gerechten Grund zur Klage, ist doch mit jenem auch ihr Ruhm begraben worden . . .

Auch ihr, o Armen, habt den gerechtesten Grund zur Wehklage, denn jetzt erst seid ihr arm geworden, da ihr den Tröster eurer Armut verloren habt. Er hat euch Nahrung gereicht, hat euch mit seinen Händen gewaschen und eure Blöße bedeckt. Nicht vor seiner Thüre, sondern an seinem Tische lag Lazarus, nicht Brosamen, sondern königliche Leckerbissen erwartete er . . . Auf der Reise zogen ihm die Armen voraus, begleiteten ihn und folgten ihm nach, und obgleich er die Fürsorge für sie seinen Vertrauten empfohlen hatte, so bekümmerte er sich doch um sie, als wenn er sie keinem empfohlen hätte. Aber auch auf seinen Höfen hatte er allenthalben Unterstützungen für die Armen ausgesetzt, und er verlangte über ihre Zahl und über ihren Hingang unterrichtet zu werden, um sowohl das Andenken der Verstorbenen zu bewahren, als auch ihrer Ersetzung durch andere gewiß zu sein. Wenn ein un-

fruchtbares Jahr eine Hungersnot erwarten ließ, übernahm er es, viele Tausende zu speisen, in Wahrheit des göttlichen Wortes*) eingedenk, welches da befiehlt: ‚Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten!‘ Welcher Schmerz wird die Armen ergreifen, wenn sie bedenken, daß sie alle jene Wohlthaten, die wir aufgezählt, und noch viel mehr, als wir aufgezählt, genossen haben und jetzt nicht mehr genießen? Denn wer wird sich ihrer mit solcher Milde fortan erbarmen? Wer wird nachfragen, wo ein Kranker liegt und fragen, welche Nahrung er verlangt? Wer wird weiter sich den Werken der Barmherzigkeit hingeben, denen Kaiser Heinrich sein Leben widmete? Welch ein ruhmeswerter Mann voll Frömmigkeit und Demut! Er gebot der Welt, die Armen aber ihm. Die Welt diente ihm, er den Armen . . .

Bald zeigte er den Kaiser, bald nur den Ritter. Von dem einen entlehnte er die Würde, von dem andern die Demut. Er war von solchem Scharfsinn und so großer Einsicht, daß er, wenn bei einem Rechtsspruche oder bei der Entscheidung über die Angelegenheiten des Reiches die Meinungen seiner Fürsten schwankten, selbst rasch den Knoten löste und gleich, als hätte er aus der Tiefe der Weisheit selbst geschöpft, zeigte, was die Gerechtigkeit und der Nutzen geböten. Aufmerksam lauschte er den Worten anderer, er selbst aber sprach nur wenig und er verkündete nicht vorschnell seine Meinung, sondern erwartete erst die der anderen. Wenn er sein scharfes Auge auf das Antlitz eines Mannes lenkte, dann erkannte er seine Gesinnung und sah gleichsam mit lynceischem Blick, ob sein Herz mit Haß oder mit Liebe erfüllt war. Auch das darf man rühmen, daß er unter der Schar der Fürsten alle übrigen zu überragen und sich selbst zu übertreffen schien, und daß sich dann in seinem Angesicht eine furchtgebietende Hoheit zeigte, mit welcher er die Augen der Zuschauer blendete und zurückschreckte, während unter seinen Hausgenossen und im engeren Kreise seine Miene einen sanften Ausdruck annahm und er den anderen gleich erschien.“

8. Heinrich V. 1106—1125.

Rühmendes Lob und herber Tadel, beides ist Heinrich IV. in reichem Maße zu teil geworden, und mehr, als es bei irgend einem andern deutschen Herrscher der Fall ist, gehen die Urteile über ihn auch jetzt noch auseinander.

*) Luk. 16. 9.

Mit reichen Anlagen von der Natur gesegnet, hatte der frühverwaiste Knabe die heilsame Strenge des Vaters entbehren müssen, war er losgerissen worden von dem liebenden Herzen der Mutter. Die harte Zucht Annos hatte seine Leidenschaft nicht gezügelt, seine Herrschsucht nicht gebeugt, und Adalberts milde Willfährigkeit hatte nicht vermocht, ihn an Selbstbeherrschung zu gewöhnen. In seiner stolzen Seele durch die eigenmächtigen Anordnungen der Fürsten gekränkt und durch die ihm aufgezwungene Ehe mit einer ungeliebten Gattin in seinen innersten Gefühlen tief verletzt, hatte der junge, ehrgeizige Fürst endlich die ererbte Herrschaft angetreten, um mit Ingrimm sehen zu müssen, wie die königliche Macht herabgewürdigt war zu einem kläglichen Schattenbilde. Er hatte es gewagt, die Gewalt der Großen zu brechen und den Sonderbestrebungen der Sachsen und Thüringer Halt zu gebieten. Da kam der entsetzliche Bürgerkrieg, und als ein glänzender Triumph den glücklichen Sieger belohnte, entbrannte der Zwist mit dem Papste und schleuderte den emporstrebenden König von der erträumten Höhe zurück in den Abgrund tiefster Erniedrigung. Ein furchtbarer, wechselvoller Kampf gegen den gewaltigsten aller Päpste begann, von allen Seiten erhoben sich Fürsten und Völker gegen den Salier, die Krone riß man ihm vom Haupte, um andere mit dem Raube zu schmücken, die Nachbarn standen wider das Reich auf und zerbrachen die Fesseln der Abhängigkeit, Heinrichs eigene Familie riß sich von ihm los, von seinem Herzen trennten sich die verführten Söhne und das verblendete, eigene Weib zeugte wider ihn: wo gab es ein Unglück so groß, eine Schmach so schwer, die dem Unseligen erspart geblieben wäre? Und doch erhob er sich aus der tiefsten Not und aus der wildesten Verzweiflung immer wieder zu starker Gegenwehr, hörte er nicht eher auf, für die Ehre seiner Krone und seines Reiches das Schwert zu führen, als bis ihm im Kampfe gegen den ungetreuen, verräterischen Sohn das schwer geprüfte Herz brach.

Der Bannfluch des unversöhnlichen Papstes hielt den Toten noch Jahre lang auf der Erde zurück und gestattete ihm nicht die ersehnte Ruhe. Und als endlich der Bann von dem toten Kaiser genommen wurde, blieb doch das Verdammungsurteil der Kirche über ihn bestehen und erbte weiter von Geschlecht zu Geschlecht.

Trotz alles Unglücks war Heinrichs Herrschaft nicht ohne Erfolg für Deutschland gewesen. Die Auflösung des Reiches, welche unter Agnes' von Poitou Vormundschaft begonnen hatte, war durch Niederwerfung des sächsischen Aufstandes verhindert worden und der unermüdliche Kampf

gegen Gregors Bestrebungen hatte Deutschland vor der vollständigen Unterwerfung unter die römische Allgewalt gerettet.

Jetzt ergriff Heinrichs kluger, doppelzüngiger Sohn, Heinrich V., die Zügel der Regierung. So lange sein Vater lebte, hatte sich Heinrich demütig gegen die Geistlichkeit bewiesen, so daß sie in ihm den Herrscher nach ihrem Herzen erblickten. Aber kaum war er im Besitze der Macht, nach der er gestrebt, als auch der ganze unbeugsame Wille, die nie erlahmende Thatkraft und die schrankenlose Herrschsucht seines Hauses hervortraten. Rasch warf er die lästige Maske der Unterwürfigkeit ab und zeigte seinen bisherigen Meistern, daß er ebensowenig wie sein Vater gewillt sei, die Macht aus seinen Händen zu geben und auf die Laieninvestitur zu verzichten. Von neuem entbrannte der Kampf zwischen König und Papst, und diesmal sollte es der Klugheit Heinrichs gelingen, den Sieg über die Gegner davonzutragen. Papst war damals Paschalis II. (1099—1118), der die Verhältnisse Deutschlands wenig kannte. Da nun die italienischen Bischöfe fast alle ihre Regalien verloren hatten, so kam er auf den merkwürdigen Gedanken, dem Könige den Vorschlag zu machen, die Kirche sollte auf alle ihre Hoheitsrechte, die sie besaß, auf alle Grafschaften und Lehen und auf alle fürstliche Gewalt Verzicht leisten. Losgelöst von den hemmenden Fesseln weltlicher Dinge, aber auch jeder Pflicht gegen den Staat entbunden, sollte sie frei und unabhängig allein ihrer hehren Aufgabe, eine Lehrerin und Trösterin der Menschheit zu sein, leben. Wie verlockend aber auch ein solcher Gedanke scheinen mochte, ausführbar war er nicht, denn nimmermehr konnte ein einziger Federstrich Einrichtungen beseitigen, die sich seit Jahrhunderten entwickelt und tiefe Wurzeln geschlagen hatten. Heinrich erkannte die Schwierigkeiten wohl und weigerte sich anfangs, auf Paschalis' Vorschlag einzugehen. Zuletzt aber gab er dem Drängen des Papstes nach.

Doch lassen wir Ekkehard von Aura*) über Heinrichs Römerzug und den Kampf über die Investitur berichten:

„Im Jahre des Herrn 1111 beging König Heinrich, nachdem er in Lombardien und Tuskien die Dinge glücklich geordnet hatte, in Florenz das Freudenfest der Geburt des Herrn**) mit außerordentlicher Festlichkeit der Seinen und mit bewundernswerter, bis zu dieser Zeit von den Bürgern jener Stadt nie gesehener Pracht und Herrlichkeit. Hierauf wandte er sich mit seinem Heere nach Arezzo, wo er von Geistlichen

*) Ekkehard ad ann. 1111—1112. M. G. SS. VI. p. 244.

**) Das heißt Weihnachten 1110.

wohlwollend, von den Bürgern aber mit Arglist empfangen wurde*). Doch demütigte er die übermütigen Bürger genug und übergenug, indem er ihnen die Burg und die Türme, welche sie zum Widerstande gegen den König errichtet hatten, von Grund aus zerstörte, der Kirche jedoch alle Gerechtsame, die ihr von den Bürgern gewaltsam entrissen worden waren, auf die Bitte der Geistlichkeit hin zurückgab. Als er nun von hier nach Aqua pendente vorrückte, traf er auf seine Boten, welche er schon längst von Arezzo aus abgeschickt hatte und die nun als Überbringer guter Botschaft von Seiten des Papstes zurückkehrten, und nachdem er andere Gesandte zugleich mit denen der Römer, welche mit demütiger Bitte ihm hierher entgegengeeilt waren, zurückgesandt hatte, zog er langsam nach Sutri weiter. Hierher kamen die Legaten des Papstes zugleich mit den königlichen Boten und erklärten, der Papst sei bereit, den König zu weihen und ihm alle Ehren des Königs und seinen Willen zu gewähren, wenn er ihm selbst die Freiheit der Kirche zugestände und die Laieninvestitur von jener abwehre, dagegen jedoch von den Kirchen die Herzogtümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Vogteien, Münzen, Zölle und alles, was sie sonst noch an Regalien besäßen, zurücknähme. Der König gab hierzu seine Zustimmung, doch nur unter der Bedingung, daß dieser Tausch in fester und urkundlicher Weise und auch nach Beratung und in Übereinstimmung mit der ganzen Kirche und durch die Beipflichtung aller Fürsten des Reiches bestätigt werde. Dies aber, meinte man, könne nur mit Mühe oder überhaupt nicht erreicht werden. Nachdem diese Übereinkunft geschlossen, die Gesandten entlassen und Geiseln ausgewechselt worden waren, eilte der König fröhlichen Herzens nach Rom. Der Papst aber mit der ganzen Geistlichkeit, ja mit ganz Rom rüstete sich, ihn festlich zu empfangen.

Es würde zu weit führen, wollte ich erzählen, was alles hierauf geschah: wie man nämlich den König mit außerordentlichen Ehren aufnahm und durch die silberne Pforte nach dem alten Brauche der Römer bis in die Mitte der Rota führte**), wie hier öffentlich die Urkunden verlesen wurden und darob die Fürsten wegen Beraubung ihrer Kirchen und der hierdurch herbeigeführten Entziehung ihrer Lehen einen endlosen Lärm erhoben, wie unter ungeheurer Gefahr und mannigfachem Hin- und Her-

*) Es war gerade zwischen dem Klerus und der Bürgerschaft ein Streit ausgebrochen.

**) Eine Stelle in der alten Peterskirche, welche durch eine Porphyrplatte bezeichnet war.

streiten jener ganze Tag verfloß und wie zuletzt der apostolische Vater von den Bischöfen und anderen Getreuen des Königs in Gewahrsam gehalten wurde, bis endlich der König nach dem Beispiele des Patriarchen Jakob, welcher zum Engel sagte: ‚Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn‘, seine friedliche und kirchliche Weihe zum Kaiser erzwang . . .“

Behutsam geht hier Ekkehard über den gewaltigen Tumult hinweg, der sich erhob, als das Abkommen Heinrichs mit dem Papste bekannt gegeben wurde. Die Bischöfe legten Verwahrung gegen den Kirchenraub ein, und ihre Vassallen, welche fürchten mußten, ihre fetten Kirchenlehen zu verlieren und den bequemen Dienst ihrer geistlichen Herren mit dem schweren Reichsdienst zu vertauschen, stimmten dem lauten Widerspruche zu.

Ausführlicher als Ekkehard, der zu jener Zeit noch Heinrich V. nahe stand und darum nur mit Vorsicht und in Kürze jene That roher Gewalt berührt, erzählt uns Gerhoh, der Propst von Reichersberg, die tumultuarische Scene in St. Peter. Gerhoh, der seine Ausbildung in Hildesheim erhalten hatte, war durch den kaiserlich gesinnten Bischof Hermann von Augsburg zum Meister der hohen Schule in Augsburg ernannt worden und hatte sich der Partei seines Beschützers angeschlossen. Später machte er, ohne freilich auf die Selbständigkeit seines Urteils zu verzichten, Frieden mit den bisherigen Gegnern und ließ sich um 1124 in Raitenbuch als Chorherr einkleiden. Im Jahre 1132 berief ihn Konrad von Salzburg als Propst nach Reichersberg, wo er nach segensreichem Walten 1169 gestorben ist. Er*) erzählt:

„Schon war man bis in die Mitte der Kirche des heiligen Petrus gelangt, wo über den Frieden und über den Inhalt des Vertrags zwischen Kirche und Staat verhandelt werden sollte. Man setzte sich auf die herbeigebrachten Sessel, während eine dichtgedrängte Schar Bewaffneter die Versammlung im Kreise umstand. Der Brief, welchen der Kaiser an den römischen Bischof gerichtet hatte, wurde vorgezeigt und von dem Kanzler des Herrn Papstes an den Herrn König und seinen Kanzler die Frage gerichtet, ob er den Brief als den seinigen und von ihm abgeschickten anerkenne. Als hierauf eine bejahende Antwort erfolgte, ward der Brief, welcher die Versprechungen des Herrn Königs an den Herrn Papst enthielt, laut verlesen. In gleicher Weise wurde

*) Syntagma Gerhohi Reicherspergensis praep. de stat. eccles. sub Henricis IV. et V. imp. et Greg. VII. nonn. cons. pontif. c. XXII. Jacobi Gretseri Opera omnia t. VI. p. 256.

von Seiten des Königs der Brief, welcher ihm vom Herrn Papste gesendet worden war, vorgezeigt, Frage erhoben und Antwort gegeben und alsdann der Brief, welcher die Versprechungen des Herrn Papstes an den Herrn König enthielt, ebenfalls laut verlesen. Als nun die bis dahin unerhörten Versprechungen von den Bischöfen gehört wurden, da erkannten sie, daß sie und ihre Kirchen nur darum ihrer alten Besitzungen beraubt werden sollten, weil es sich darum handelte, das Haupt des Königs mit der Kaiserkrone zu schmücken. Einstimmig legten sie Verwahrung ein und erklärten, sie hätten keine Lust, die kaiserliche Krone mit der Beraubung ihrer Kirchen zu erkaufen. Als nun die Bewaffneten, welche im Kreise herumstanden, unter wilden Drohungen auf sie eindrangen, als wollten sie einen jeden töten, der seine Zustimmung zu dem Vertrage weigere, bot Konrad, der Erzbischof von Salzburg, sein Haupt dar: lieber, so sagte er, wolle er es verlieren, als die Zustimmung zu einer solchen Forderung geben. Während sich nun von allen Seiten ein verworrenes Geschrei erhob und eine Zeitlang alles übertönte, stand der König erbittert und zornig auf und schickte sich an, hinwegzugehen. Doch auch der Herr Papst wurde auf den Befehl der Ritter gezwungen, mit dem Könige und in seinem Gefolge die Kirche zu verlassen.

Plünderung erfüllte die Stadt und Mord der römischen Bürger, welche für die Freiheit ihres Hirten starben. Gefangen wurden auch die Herren Kardinäle hinweggeschleppt. Die übrige Geistlichkeit blieb in dem Umgange der Kirche des heiligen Petrus zurück, denn alle Thüren des Gotteshauses waren verschlossen, so daß niemand zu entfliehen vermochte. Als die Bischöfe solches sahen, begannen sie zu jammern, die Gewaltthat zu verwünschen und laut über Tempelschändung zu klagen. Nachdem noch viele Bürger erschlagen worden waren, zog der König aus der Stadt hinweg, mit ihm der Herr Papst Paschalis, aber gezwungen und als Gefangener und wider seinen Willen. Es war ein klägliches Schauspiel! Kardinäle und andere Geistliche, die unter zarter Fürsorge aufgewachsen waren, wurden von den Reitern an Stricken nachgeschleppt und mußten ihnen, so gut sie konnten, auf der Straße und durch den tiefen, zähen Kot unter furchtbaren Anstrengungen folgen. Da sie aber zu Fuß mit den Reitern nicht Schritt halten konnten, so stieß man sie mit dem Lanzenschaft in den Rücken und die Seite und zwang sie so, ihre Schritte zu beschleunigen. Wie mancher gab unter den Händen seiner Peiniger den Geist auf! Die Überlebenden aber schloß man des Nachts in Säcke ein oder man legte sie in Ketten und andere Banden

und bewachte sie so, daß es keinem gelang, sich durch die Flucht zu retten."

Durch die strenge Haft nachgiebig gestimmt, unterzeichnete der Papst einen neuen Vertrag, in welchem er dem Könige das Recht der Investitur zusprach. Dann krönte er ihn zum Kaiser und gab ihm zugleich das Versprechen, ihn niemals bannen zu wollen.

Doch der erzwungene Frieden konnte nicht lange währen, denn die Kirche durfte nicht dem Kaiser so leichten Kaufes die Investitur überlassen, die zu erkämpfen sich Gregor zur Lebensaufgabe gemacht hatte. Von allen Seiten wurde Paschalis mit schweren Vorwürfen überhäuft, und schon war man nahe daran ihn seiner Würde zu entsetzen und für einen Ketzer zu erklären, als er sich zu einer Rechtfertigung entschloß.

Ekkehard erzählt hierüber:

„Im Jahre des Herrn 1112 . . . Zu jener Zeit erlitt der Herr Papst von Seiten der römischen Kirche viele Kränkungen, und zwar machte man ihm den Vorwurf, er habe wider die Bestimmungen der ganzen kirchlichen Lehre den König Heinrich, den tyrannischen Verwüster des Staates und Zerstörer der Kirche, durch die Weihe zum Kaiser erhöht und darüber noch mit einem kirchenschänderischen Privilegium beschenkt. Hierdurch genötigt, erklärte er auf einem am 18. März in der Konstantinischen Kirche abgehaltenen Laterankonzile, und zwar am letzten Tage der Versammlung, nachdem er vor allen das Bekenntnis des katholischen Glaubens abgelegt hatte, damit niemand an seinem Glauben zweifle, folgendes: ‚Ich nehme an die ganze heilige Schrift alten und neuen Bundes, das Gesetz, so Moses geschrieben und die heiligen Propheten, ich nehme an die vier Evangelien, die sieben kanonischen Briefe unseres ruhmreichen Lehrers, des heiligen Apostels Petrus, die heiligen Satzungen der Apostel, die vier allgemeinen Konzile wie die vier Evangelien, das Konzil zu Nicäa, zu Ephesus, zu Konstantinopel, zu Chalcedon und zu Antiochia und die Dekrete der heiligen Väter, der römischen Päpste und vor allem die Dekrete meines Herrn, des Papstes Gregor VII., und des Papstes Urban seligen Angedenkens. Was sie selbst gebilligt haben, billige ich, was sie gehalten haben, halte ich, was sie bestätigt haben, bestätige ich, was sie verdammt haben, verdamme ich, was sie verworfen haben, verwerfe ich, was sie gebannt haben, banne ich, was sie verboten haben, verbiete ich in allem und mit allen, und hierbei werde ich allezeit verharren.‘

Hierauf erhob sich Gerhard, der Bischof von Angoulême und Legat in

Aquitanien, und verlas im Einverständnis mit dem Herrn Papst Paschalis und dem ganzen Konzil vor allen folgendes Schriftstück: „Jenes Privilegium, welches kein Privilegium ist, sondern in Wahrheit ein Pravilegium*) genannt zu werden verdient, und welches sich der Herr Papst Paschalis wegen der Befreiung der Gefangenen der Kirche gewaltsam von König Heinrich hat entreißen lassen, verdammen wir alle, die wir auf diesem heiligen Konzile versammelt sind, kraft kanonischer Prüfung und kirchlichen Machtspruches durch das Urteil des heiligen Geistes und erklären es für null und nichtig und thuen es gänzlich in den Bann, auf daß es keinerlei Ansehen und Wirkung habe. Und zwar ist es deshalb verdammt worden, weil in diesem Privilegium der Satz ausgesprochen ist, daß der kanonisch Gewählte von keinem geweiht werden soll, bevor er nicht von dem Könige mit Ring und Stab eingesetzt worden sei. Dies aber ist wider den heiligen Geist und wider das kanonische Gesetz.' Als die Urkunde verlesen worden war, riefen alle: ‚Amen, Amen!' Die Erzbischöfe Johannes, Patriarch von Venedig, Sennes von Capua und gegen hundert andere Bischöfe setzten ihre Unterschrift darunter."

Wohl hatte der milde Paschalis die Absicht, sein Versprechen zu halten und den Kaiser nicht mit dem Banne zu belegen, aber was er zu thun sich weigerte, das thaten die Legaten, welche der päpstliche Stuhl in die Provinzen entsandte und die seit den Zeiten Nikolaus' II. und Gregors VII. eine außerordentliche Bedeutung gewonnen hatten. Guido von Vienne rief im Jahre 1112 ein Konzil zusammen, erklärte die Investitur von Laienhand als Häresie, verdammte das dem Papste entrissene Privilegium, belegte den Kaiser als einen zweiten Judas mit dem Anathem und verlangte die Bestätigung dieses Beschlusses durch den Papst, indem er im Weigerungsfalle mit der Entziehung seines Gehorsams drohte. Noch hielt sich Paschalis zurück. Endlich aber verdammte er, gedrängt von den Bischöfen, auf dem lateranischen Konzile von 1116 das Privilegium der Investitur, als durch Gewalt erzwungen, und duldete es, daß der Erzbischof Jordan von Mailand im Dome seiner Stadt den Kaiser feierlich als gebannt verkündete. Heinrich war durch den Tod der großen Gräfin Mathilde, die sterbend ihre Güter dem Stuhle Petri vermacht hatte, nach Italien gerufen worden. Jetzt zog er nach Rom, dessen Bewohner, von seinem Golde gewonnen, ihm

*) Von pravus, verkehrt. Das Wortspiel kann im Deutschen nicht ausgedrückt werden.

zujubelten, während der Papst die Stadt fliehend verlassen mußte. Mit Hilfe der Normannen kehrte der kranke Greis zurück, um die verlorene Macht wieder zu erlangen, aber seine Kräfte waren erschöpft. Im Beginn des Jahres 1118 ist er aus dem Leben geschieden. Sein Nachfolger, Johann von Gaeta, der unter dem Namen Gelasius II. den Thron des heiligen Petrus bestieg, ist nicht glücklicher gewesen. Vor Heinrich V. flüchtend, mußte er bei den Normannen Schutz suchen, während der Kaiser mit den Römern den Erzbischof Burdinus von Braga als Papst Gregor VIII. mit der Tiara schmückte. In der Fremde, im Kloster zu Cluny, ist der greise Gelasius, dessen kurzes Pontifikat nur eine Kette der furchtbarsten Leiden gewesen war, am 29. Januar 1119 gestorben. An seiner statt erhoben die Kardinäle einen Mann fürstlicher Abkunft, den klugen, stolzen und kühnen Guido von Vienne, denselben, der es als Legat zuerst gewagt hatte, den Fluch der Kirche gegen den Kaiser zu schleudern, auf den päpstlichen Stuhl. Calixt II. — so nannte sich der neugewählte Papst — strebte danach, dem Schisma und dem langen Hader um die Investitur ein Ende zu machen und der christlichen Welt den Frieden zurückzugeben, nach welchem sie so lange geschmachtet hatte. Als sich Heinrich nicht schnell genug zum Ausgleich bereit zeigte, wurde auf einem Konzil zu Rheims das Investiturverbot erneuert und nochmals der Bann über den Kaiser und den Gegenpapst ausgesprochen. Hierauf zog Calixt nach Italien heim und brach jeden Widerstand der kaiserlichen Partei. Der unglückliche Gregor fiel, verraten von den Bürgern Sutris, in seine Hand und wurde im Triumphzuge des glücklichen Siegers unter brutalen Mißhandlungen durch die Straßen Roms geschleppt.

Die Erfolge des Papsttumes konnten nicht ohne Rückwirkung auf die deutschen Verhältnisse bleiben. In Deutschland hatte es nicht an Kämpfen gefehlt, seitdem der Kaiser mit seinem alten Anhänger, Lothar von Supplinburg, den er nach dem mit Magnus' Tode erfolgten Aussterben des Billingischen Hauses mit dem Herzogtume Sachsen belehnt hatte, in Zwist geraten war. Die sächsischen Großen hatten den Feldhauptmann des Kaisers, den sagenberühmten Grafen Hoyer von Mansfeld, am Welfesholze bei Eisleben geschlagen, und nur mit Mühe hatten Heinrichs Neffen, die Brüder Friedrich und Konrad von Staufen, während der Kaiser in Italien war, den Thron geschützt. Immer lebhafter wurde auch hier unter den Wirren des verheerenden Bürgerkrieges das Bedürfnis nach Ruhe. Endlich traten im Herbste 1121 die Fürsten des

Reiches in Würzburg zusammen, um dem Lande den Frieden wiederzugeben, und das nächstfolgende Jahr sah die große Reichs- und Kirchenversammlung zu Worms, auf welcher dem fünfzigjährigen Ringen um die Investitur durch einen Ausgleich ein Ende gesetzt werden sollte.

Wir lassen den Bericht Ekkehards von Aura*) über das Wormser Konkordat hier folgen:

„Es kam also zu einer allgemeinen Versammlung in der Stadt der Wangionen, welches jetzt Worms genannt wird. Zu weitläufig und fast unglaublich wäre es, wollten wir erzählen, mit wie klugem, wie beharrlichem und in allen Dingen sorgfältigem Rate aller Großen damals eine Woche hindurch und länger noch gestritten wurde, bis der Herr selbst, in dessen Hand des Königs Herz ruht, den ganzen Groll des Kaisers wegen seiner Mutter, der Kirche, selbst über die Erwartung der meisten hinaus, zum Gehorsam gegen die apostolische Würde beugte. Wie jedoch der Kaiser, nachdem er selbst und sein ganzes ihm untergebenes Heer bald darauf von den Stellvertretern des apostolischen Stuhles wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen, ja nachdem allen, durch dieses Schisma Verunreinigten durch apostolische Vollmacht allgemeine Absolution geworden war, die kirchlichen Investituren und die übrigen geistlichen Angelegenheiten, welche die deutschen Könige so lange geleitet hatten, und die Heinrich selbst, damit des Reiches Ehre nicht gemindert werde, niemals, so lange er lebe, aus seinen Händen zu lassen willens gewesen war, demütig vor Christus im Angesicht einer großen Menge aufgegeben und in die Hände des Herrn Bischofs von Ostia und durch ihn unserm Herrn Jesus Christus und seiner Kirche zu ewigem Rechte übergeben, und was ihm andererseits die apostolische Macht zur Erhaltung der Ehre des Reiches zugestanden hat, das werden besser die folgenden Schriftstücke beider Parteien lehren:

‚Ich, Heinrich von Gottes Gnaden, erlauchter Kaiser der Römer, überlasse aus Liebe zu Gott und der heiligen römischen Kirche und zu dem Herrn Papst Calixtus und um des Heils meiner Seele willen Gott und seinen heiligen Aposteln Petrus und Paulus und der heiligen katholischen Kirche jede Investitur mit Ring und Stab und willige ein, daß in allen Kirchen kanonische Wahlen und freie Weihen stattfinden. Alle Besitzungen und Regalien des heiligen Petrus, welche vom Anbeginn dieses Zwistes bis zum heutigen Tage, zu meines Vaters und zu meiner Zeit, der Kirche entzogen

*) Ad. ann. 1112. M. G. SS. VI. p. 259.

worden und jetzt in meinem Besitze sind, gebe ich der heiligen römischen Kirche zurück. Besitze ich aber sie selbst nicht, so will ich getreulich dazu helfen, daß sie zurückgegeben werden. Auch die Besitzungen aller anderen Kirchen und Fürsten und anderer, Geistlicher wie Laien, werde ich, soweit ich sie habe, nach dem Rate und Rechtsspruche der Fürsten zurückerstatten. Habe ich sie nicht, so werde ich für ihre Rückgabe getreulich sorgen. Und ich gebe wahren Frieden dem Calixtus und der heiligen römischen Kirche und allen, welche auf ihrer Seite stehen oder gestanden haben. In allen Fällen, wo die heilige römische Kirche unsern Beistand anrufen sollte, werde ich solchen getreulich leisten und, wenn sie Klagen an mich bringt, ihr zu dem gebührenden Rechte verhelfen.'

‚Ich, Calixtus, der Knecht der Knechte Gottes, entbiete meinen Gruß meinem geliebten Sohne Heinrich, von Gottes Gnaden der Römer erlauchtem Kaiser. Ich willige darein, daß die Wahlen der Bischöfe und der reichsunmittelbaren Äbte im deutschen Reiche in Deiner Gegenwart stattfinden sollen, aber frei von Simonie und jeglicher Gewaltthat, auf daß Du, falls zwischen den Parteien sich Zwietracht erhebt, nach dem Rate oder Urteile des Metropoliten und der Bischöfe derselben Provinz dem besseren Teile mit Rat und That zur Seite stehen könnest. Der Gewählte aber empfange von Dir die Regalien durch das Scepter, ausgenommen alle, welche bekanntermaßen zur römischen Kirche gehören, und was er hiernach von Rechts wegen Dir schuldet, das soll er Dir leisten. In den andern Teilen des Reiches aber soll der Geweihte innerhalb sechs Monate die Regalien von Dir durch das Scepter erhalten. Falls Du aber eine Klage erheben solltest, so werde ich nach meines Amtes Pflicht Dir meinen Beistand gewähren. Ich gebe Dir wahren Frieden, wie auch allen, welche Deiner Sache anhängen oder angehangen haben zur Zeit dieser Zwietracht. Gegeben im Jahre 1122 am 23. September.'

Diese Schrift und Gegenschrift wurde wegen des Zusammenströmens einer ungeheuren Menschenmenge in einer Ebene am Rheine verlesen, gegeben und empfangen. Hierauf erschallte Lob aller Art dem Lenker aller Dinge. Von dem Herrn Bischof von Ostia wurde das heilige Sakrament gefeiert, und hierbei nahm er den Herrn Kaiser durch den Friedenskuß und die heilige Communion wieder völlig in die Kirche auf. Alle aber gingen unter endloser Freude aus einander."

Nicht vermochte sich Calixtus eines unbedingten Sieges zu rühmen, denn wenn auch die Belehnung mit Ring und Stab wegfiel, so war doch auch fürderhin dem Einflusse des Kaisers, wenn er sonst gebietendes

Ansehen zu behaupten wußte, bei den Wahlen der Bischöfe und Reichsäbte freier Spielraum gewährt. Ein nach Gesetz geregeltes Abhängigkeitsverhältnis der geistlichen Fürsten von der staatlichen Gewalt war zugestanden worden und damit zugleich das Zugeständnis gemacht, daß Gregor VII. etwas Unerreichbares erstrebt habe, als er das Wagnis unternahm, das Lehnsband, welches der Staat um die Kirche geschlungen hatte, zu sprengen, die Kirche jedem staatlichen Einflusse zu entziehen und der Kirche die Herrschaft über den Staat zu geben. Aber wenn auch der Kirche das Höchste zu erreichen versagt blieb, so hatte sie doch einen unschätzbaren Erfolg davongetragen, denn die weltliche Macht war nach hartem Kampfe endlich gezwungen worden, sich den Ideen der kirchlichen Reform, denen sie sich bis dahin thatkräftig widersetzt hatte, zu unterwerfen, der Kampf gegen die Simonie und die Priesterehe war im Sinne Gregors und seiner Anhänger entschieden worden und unbestritten war jetzt die Reformation in der Kirche zum Siege gelangt. Hierzu kam als ein anderer wesentlicher Erfolg die Loslösung der Kirche von dem Kaisertume. Die kaiserliche Theokratie der Ottonen und Heinrichs III. war für immer vernichtet und für immer waren die Zeiten vorüber, wo die Träger der kaiserlichen Krone die Päpste einsetzten und absetzten und von den Nachfolgern Petri unweigerlich Gehorsam verlangten. Fortan ordneten sich die christlichen Gemeinden des Abendlandes nicht mehr den Kaisern, sondern den Päpsten unter; zugleich aber war das Papsttum zu einer politischen Macht in Deutschland selbst, dem Sitze des Kaisers, geworden, denn der Bürgerkrieg der letzten Zeit hatte nicht nur das Band, welches die Fürsten an ihren Lehnsherrn fesselte, gelockert, sondern er hatte ihnen auch gezeigt, wie der sicherste Beistand gegen die kaiserliche Macht jederzeit bei dem Papste zu finden sei. Und mehr noch als in Deutschland hatte der Investiturstreit die Macht des Kaisers in Italien untergraben und den Einfluß der Nachfolger Petri gesteigert. Die Bischöfe Oberitaliens, die treu auf der Seite Heinrichs IV. und seines Sohnes ausgeharrt hatten, waren der Pataria und dem römischen Bischofe unterlegen. Ihre Hoheitsrechte aber waren an die Städte gefallen und nährten das Selbstgefühl der durch Handel und Gewerbe mächtig aufblühenden Gemeinden, welche es nicht vergaßen, wem sie ihre Freiheiten verdankten, und fortan feste Stützen des Papsttums wider die Kaiser wurden. Mochte sich Heinrich auch im Besitze von Mathildens Herrschaft behaupten, mochte er seine Rechte äußerlich festhalten und Italiens Bischöfe mit dem Scepter belehnen: mit der alten Macht des Kaisers in Italien

war es vorbei und damit war auch die Grundlage erschüttert, auf welcher das Kaisertum selbst beruhte.

Das Wormser Konkordat hatte nur einen Ausgleich gebracht, keinen dauernden Frieden. Keiner der Kämpfer ging als Sieger aus dem Streite hervor, denn die Erfolge beider wurden mit Nachgiebigkeit in anderen Punkten erkauft. Darum wurde denn auch mit der Beilegung des Investiturstreites der Kampf der beiden Gewalten mit nichten aus der Welt gebracht, vielmehr begann er recht eigentlich erst von dem Wormser Tage, auf dem sich beide gleichberechtigt gegenübertraten und einander Beistand gelobten. Denn wenn auch das Papsttum seinen Anspruch auf die volle Freiheit der kirchlichen Wahlen aufgab und das Kaisertum auf die Investitur Verzicht leistete, so trat doch das Kaisertum ebensowenig von seinen alten Ansprüchen auf die Herrschaft in der christlichen Welt wie das Papsttum von seinen neuen Forderungen, die nach demselben Ziele gingen, zurück, und indem jetzt beide neben einander eine universale Stellung einnahmen, mußte der Anstoß zu neuen heißen Kämpfen gegeben sein.

So war der mörderische Krieg, welcher die Blüte des damaligen Geschlechts vernichtet und Deutschland und Italien mit grauenvoller Verwüstung heimgesucht hatte, endlich geendet worden und es konnten die schweren Wunden, welche er beiden Ländern geschlagen hatte, sich allmählich schließen. Die Tausende aber, welche ihr Blut vergossen hatten, waren nicht vergebens in den Tod gegangen und die endlosen Leiden, die über die Völker hereingebrochen waren, waren nicht ohne Frucht erduldet worden. Wie das Gewitter, das, Verwirrung und Tod hinterlassend, über die Fluren braust, auch neue Keime weckt, so hat der blutige Kampf zwischen Staat und Kirche mancherlei Gewinn herbeigeführt, der weitab lag von den Zielen, um derentwillen einst der Streit entbrannte. Der alle erfassende Hader hatte auch alle Leidenschaften entfesselt und alle gezwungen, Partei zu nehmen, er hatte die Menschen genötigt, sich in das Wesen und die Geschichte der beiden Gewalten, welche das Leben beherrschten, zu versenken. Man mußte das Rüstzeug zu dem Kampfe der Geister aus den Kammern des römischen Rechts herbeiholen, und, angeregt durch diese Studien, suchte man seitdem in eifriger Forschung die Welt des römischen Altertums zu erschließen. Zugleich waren die aufblühenden Städte Oberitaliens von der Hoheit ihrer Bischöfe befreit worden und gediehen zu Stätten regen Lebens und der Freiheit, in welchen die bürgerliche Gesellschaft eine neue, selbständige und menschlich mildere Form annahm.

Kaum drei Jahre nach dem Abschlusse des Wormser Konkordats sank Heinrich V. in Utrecht ins Grab, nachdem er sein Leben auf dreiundvierzig Jahre gebracht hatte. Kein Sohn, keine Tochter stand trauernd an seinem Grabe und keine Klage um das Hinscheiden des Mannes wurde laut, der durch unbeugsamen Willen und rasche That die kaiserliche Macht, so viel sie ihm auch bestritten wurde, sich erhalten und den Frieden mit der Kirche, so ehrenvoll als es ihm möglich war, abgeschlossen hat, dem es aber um seines harten Sinnes und seiner hinterlistigen Schlauheit willen nicht beschieden gewesen ist, die Liebe seines Volkes und die bewundernde Anerkennung der Nachwelt zu erwerben.

Mit ihm starb der Mannesstamm eines Geschlechts aus, das ein Jahrhundert lang die Krone unseres Reiches getragen hat und jederzeit, in guten und bösen Tagen, bemüht war, die Ehre unseres Volkes zu schirmen und den Umfang seines Gebietes ungeschmälert zu erhalten.

Viertes Kapitel.

Die schwäbischen Kaiser.

1. Lothar und Konrad III.

Der Kampf mit der Kirche und der durch jenen genährte Bürgerkrieg hatten dem deutschen Reiche schwere Wunden geschlagen. Der Wohlstand des Volkes war auf Jahre hinaus zerstört, die Botmäßigkeit der Großen mächtig gefördert und der Einfluß der deutschen Herrscher auf die Nachbarländer fast ganz gebrochen worden. Hatte Heinrich V. auch mit kraftvoller Hand und mit klugem Sinne seine Stellung diesseits und jenseits der Alpen zu wahren gewußt, so war es doch ein mühevolles Erbe, das seinen Nachfolger erwartete.

Sterbend hatte der letzte Salier seine Güter, Höfe, Städte und Burgen seinem Neffen, dem Herzoge Friedrich von Schwaben aus dem Geschlechte der Staufer, übergeben und ihn damit zu seinem Thronfolger bestimmt. Doch eine mächtige Gegenpartei, an deren Spitze Erzbischof Adalbert von Mainz, der erbittertste Feind des verstorbenen Kaisers stand, wußte unter dem fördernden Einflusse des päpstlichen Legaten die Wahl auf Heinrichs und Friedrichs politischen Gegner, den Herzog Lothar von Supplinburg, zu lenken. Noch waren die Stimmen der deutschen Fürsten geteilt, die wie hundert Jahre zuvor, bei Konrads Erhebung, erwartungsvoll der Wahl entgegensahen. Während die Ersten des Reiches die Besorgnis vor der hochgesteigerten Macht der Staufer, die seit Heinrichs Tode in Schwaben und Franken herrschten, von der Wahl Friedrichs zurückhielt, während sie fürchteten, daß er nie freiwillig der Kirche Rechte einräumen und die höchste Reichsgewalt zum Vorteil der weltlichen Vassallen schmälern lassen, sondern wie schon sein Oheim Heinrich V. dasselbe Regiment der Unterdrückung und der Kämpfe fortsetzen würde,

waren die niederen Fürsten, deren Interesse umgekehrt an ein reiches und mächtiges Königtum geknüpft war, das ihre Dienste mit reichen Lehen belohnte, der Erhebung des Staufers auf den Königsthron günstig. Sie bildeten, namentlich die fränkischen und schwäbischen Vasallen, den natürlichen Anhang Friedrichs.

Am 25. August 1125 traten die Großen des Reiches zur Wahl eines neuen Oberhauptes in Mainz zusammen, und hier sollte es der List Erzbischofs Adalberts gelingen, durch eine klug angelegte Intrigue den Staufer seiner Freunde zu berauben und die Stimmen auf den ergebenen Anhänger der Kirche und Feind der salischen Politik, auf Herzog Lothar von Sachsen, zu vereinigen.

Wir besitzen über jene Vorgänge den Bericht eines ungenannten, ganz von den kirchlichen Tendenzen jener Zeit beherrschten Geistlichen, der allem Anschein nach zu Erzbischof Konrad von Salzburg in naher Beziehung stand. Die Darstellung von der Wahl ist zwar bei aller Ausführlichkeit oberflächlich, auch läßt sie uns über die Beweggründe, welche die Fürsten bestimmten, wie über die Mittel, deren man sich für die Erreichung der Ziele bediente, vollständig im Dunkeln, doch ist die Erzählung über die äußeren Vorgänge selbst, soweit man sehen kann, wahrheitsgetreu und verdient als die gewichtigste Quelle über die Wahl Lothars unbedingte und völlige Glaubwürdigkeit.

Der ungenannte Verfasser*) schreibt folgendes:

„Was auf dem neulich zu Mainz abgehaltenen Reichstage Denkwürdiges gethan worden, und wie die Wahl des Königs vor sich gegangen ist, habe ich kurz aufgezeichnet. Es traten also von allen Seiten die Großen zusammen, nämlich die Legaten des Herrn Papstes, die Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, Pröpste, Geistliche und Mönche, die Herzöge, Markgrafen, Grafen und die übrigen Edlen, eine Versammlung, wie sie zahlreicher und ansehnlicher zu unsrer Zeit niemals zusammen gewesen ist: hatte sie doch nicht ein kaiserlicher Befehl, wie in früheren Zeiten, sondern die von allen gleichmäßig empfundene Notwendigkeit zusammengeführt**). Am ersten Tage nun wurde der für den bischöflichen Stuhl zu Brixen Erwählte nach Besprechung und Bestätigung seiner Wahl von zahlreichen Bischöfen feierlich zum Bischofe geweiht. Es hatten aber die Fürsten Sachsens sich jenseits des Rheines am Flußufer in zahllosen Zelten ge-

*) Narratio de electione Lotharii in regem Roman. M. G. SS. XII. p. 510.

**) Die Wahlversammlung wurde in einem umschlossenen Raume abgehalten.

lagert, weiter oben Markgraf Leopold mit dem Herzoge von Bayern*) und einem zahlreichen Gefolge von Rittern. Der Herzog Friedrich jedoch hatte sich zusammen mit dem Bischofe von Basel und den übrigen Fürsten Schwabens und sämtlichen Edlen ihnen gegenüber am anderen Ufer des Rheines niedergelassen**). Da nun die Fürsten gesondert eine zahlreiche Versammlung hielten, so schützte er, zumal er schon seinen Sinn auf die königliche Gewalt gerichtet hatte und sich voll froher Hoffnung schon im Schmucke der Krone sah, Furcht vor den Mainzern vor und zögerte, zu der Unterredung mit den Fürsten zu kommen. Gewillt, zum Könige gewählt zu werden, aber nicht gewillt, einen König zu wählen, wollte er zunächst erforschen, wem die Stimmung der Fürsten sich zuneige.

Als nun außer ihm und den Seinen alle Fürsten des Reiches versammelt waren, riefen sie nach Aufforderung des Herrn Kardinals durch die Antiphonie: ‚Komm, heiliger Geist!‘ die Gnade des heiligen Geistes auf sich hernieder. Alsdann wählten sie aus den einzelnen Ländern, Bayern, Schwaben, Franken und Sachsen***), zehn zum Rate besonders geeignete Männer aus, deren Entscheidung alle andern ihre Zustimmung zu geben verhießen. Diese bezeichneten nun in der Versammlung von allen Fürsten drei, welche durch Reichtum und Vorzüge des Geistes hervorragten, nämlich Herzog Friedrich, Markgraf Leopold und den Herzog Lothar†), und empfahlen, einen von diesen dreien, der aller Beifall erhalte, zum Könige zu küren. Herzog Friedrich war aber abwesend und die beiden andern, welche zugegen waren, lehnten demütig die angebotene königliche Würde unter strömenden Thränen und mit gebeugtem Knie ab. Diese große und denkwürdige und früher unerhörte Ehre hat also in unserer Zeit der Herr seiner Kirche gewährt, daß die überaus fromme Demut ungelehrter Laien durch die Ablehnung höherer Würden zeigen sollte, wie verderblich der verdammliche Ehrgeiz der Kleriker und

*) Heinrich der Schwarze.

**) Die Franken werden hierbei gar nicht erwähnt. Sie standen unter ihrem Stammesherzog Friedrich von Schwaben.

***) Die Lothringer mit ihren Herzögen waren als ganzes Volk ebenso wenig zugegen wie die Burgunder. Die Großen Italiens hatten überhaupt kein Wahlrecht.

†) Vorher war auch Karl von Flandern durch den Erzbischof von Köln die Krone angeboten worden. Auf dem Mainzer Tag war von diesem Bewerber nicht mehr die Rede. Es handelte sich übrigens nur um den Staufer oder den Supplinburger. Leopold war lediglich deshalb aufgestellt worden, um eine Stimmenzersplitterung herbeizuführen; da man annehmen konnte, daß ein Teil der ehemaligen Anhänger Heinrichs V. wegen seiner Verwandtschaft mit dem salischen Hause für ihn eintreten werde.

Gelehrten frevelt, wenn er sich in weniger wichtigen, jedoch geistlichen Dingen breit macht.

Der Herzog Friedrich aber hoffte, vom Ehrgeiz verblendet, daß die von den zweien demütig abgelehnte Würde ihm ziemender Weise vorbehalten sei und ohne Zweifel ihm übertragen werden müsse. Daher begab er sich jetzt ohne Geleite in die Stadt, welche er vorher mit dem Geleite zu betreten sich gefürchtet hatte, schloß sich der Versammlung der Fürsten an und wohnte ihr, in der Erwartung, zum Könige gewählt zu werden, bei. Da erhob sich der Erzbischof von Mainz*) und fragte mit klugem Vorbedacht die drei Fürsten, ob ein jeder von ihnen ohne Widerspruch, ohne Widerruf und Neid dem dritten Gehorsam leisten wollte, der gemeinsam von den Fürsten erhoben würde. Auf diese Aufforderung hin bat Herzog Lothar nochmals wie tags vorher voll Demut, daß man ihn nicht küre, und legte das Versprechen ab, daß er demjenigen, auf welchen die Wahl fiele, gehorchen wolle als seinem Herrn und römischen Kaiser. Dasselbe versprach öffentlich Markgraf Leopold für sich. Zugleich erklärte er sich bereit, eidlich von jedem Ehrgeiz und von jeder Eifersucht gegen den künftigen König abzustehen. Als nun Herzog Friedrich gefragt wurde, ob er auch selbst sowie die andern zur Ehre der ganzen Kirche und des Reiches und zum beständigen Vorbild einer freien Wahl dasselbe zu thun gewillt sei, was die andern gethan hätten, gab er die Erklärung ab, daß er ohne den Rat der Seinen, welche er im Lager zurückgelassen habe, eine Antwort weder geben wolle noch könne**).

Und da er überhaupt fühlte, daß die Fürsten keineswegs einmütig gesinnt seien, ihn zu erhöhen, entzog er alsbald der Versammlung seinen Rat und seine Gegenwart.

Die Fürsten erkannten daher, daß der Herzog von großem Ehrgeiz geleitet werde und die königliche Würde, wie etwas ihm Zustehendes, fordere, und wiesen es deshalb einstimmig von sich, den zum Oberhaupte einzusetzen, den sie schon vor seiner Erhöhung so hochfahrend und gebieterisch auftreten sahen. Als nun am nächsten Tage die Fürsten nochmals zur Wahl zusammentraten und der Herzog Friedrich und mit

*) Adalbert 1111—1137.

**) Es war die Abdankungsscene ein abgekartetes Spiel. Friedrich hatte die überwiegende Mehrzahl der niederen Fürsten zumal Frankens und Schwabens, deren Interesse an ein mächtiges Königtum geknüpft war, für sich. Seine Hoffnung auf den Thron war also nicht ungegründet. Als er nun von seiner Designation wie von seinem Erbrechte nicht freiwillig zurücktreten wollte, verstieß er gegen das freie Wahlrecht der Fürsten. Adalbert erhielt hierdurch Gelegenheit, Lothars Partei zu verstärken.

ihm der Herzog von Bayern*) fehlte, fragte der Erzbischof von Mainz, ob die beiden in der Wahl genannten Fürsten, welche zugegen waren, nachdem die frühere Ernennung von ihnen abgelehnt worden sei, jetzt einträchtig und in freundlicher Gesinnung dem Willen der Fürsten ihre Zustimmung gewähren wollten, wer es auch sei, den sie erwählen würden. Voll Demut und frommen Sinnes gaben beide zugleich ihre Zustimmung und ließen sich zusammen auf einem Sitze nieder, gleich als sollten sie nicht mehr bemüht werden, sondern allein sich selbst um die Wahl eines andern bemühen. Da nun von beiden Abstand genommen worden war und man die Fürsten ermahnte, nach gemeinsamer Beratung und mit größter Sorgfalt einen Mann auszuersehen, den sie zur Ehre Gottes und der Kirche an die Spitze des Reiches stellen könnten, wurde plötzlich von mehreren Laien**) der laute Ruf erhoben: ‚Lothar sei unser König!‘ Sie ergriffen Lothar, erhoben ihn auf ihre Schultern und erhöhten ihn, obgleich er sich sträubte und Einspruch that, zu königlichen Ehren.

Die meisten Fürsten aber und vor allem die Bischöfe des bayrischen Landes verabscheuten die unberatene und stürmisch überhastete Entscheidung einer so wichtigen Angelegenheit, beklagten sich mit gebührender Entrüstung, daß sie von ihren Sitzen verjagt worden seien, trennten sich erzürnt von den übrigen und machten sich auf, vor gethanem Werke gänzlich die Versammlung zu verlassen. Der Mainzer aber befahl zusammen mit einigen andern Fürsten, die Thüre zu verwahren und so zu verhüten, daß einer hinausginge oder hereinkäme, während die einen im Innern immer ihren König unter lautem Lärm herumtrugen, die andern aber von Außen zu Ehren des Königs, den sie noch gar nicht kannten, unter großem Geschrei herbeieilten. Als nun der Zwist der Fürsten immer mehr zunahm, Lothar heftig erzürnt Sühne für den Angriff auf seine Person verlangte und die Bischöfe unwillig über ihre Verdrängung hinauszukommen suchten, gelang es endlich dem Herrn Kardinal und den übrigen Fürsten von verständiger Einsicht, wenn auch mit vieler Mühe, durch Worte und Zeichen den Lärm zu beschwichtigen und alle zu ihren Sitzen und zur Vernunft zurückzubringen. Dann ging der Herr Kardinal, erleuchtet durch die Gnade Gottes, mit den Bischöfen bei Seite, warf ihnen hier unter harten Worten die Schuld an dem Zwiste vor und machte sie, wenn sie nicht

*) Er war der Schwiegervater des Staufers und begünstigte anfänglich Friedrichs Erhebung, wurde aber dann durch die in Aussicht gestellte Heirat der Erbin Lothars, Gertrud, mit seinem Sohne Heinrich der Partei des Sachsenherzogs gewonnen.

**) Der Ruf ging wohl von sächsischen Großen aus und war verabredet.

zum Frieden und zur Eintracht zurückkehrten und andere, minder Einsichtige, durch ihre Belehrung zurückführten, verantwortlich für Raub, Blutvergießen, Brandstiftung und alle Übel, welche aus diesem Zwiespalt hervorgehen könnten. Als nun endlich die Möglichkeit zu sprechen gegeben war, ergriffen der Erzbischof von Salzburg*) und der Bischof von Regensburg**) in geziemender Weise für sich und des Reiches Ehre das Wort, mühten sich, die Parteien zur Eintracht zu bewegen, und erklärten, ohne den Herzog von Bayern nichts über die Königswürde entscheiden zu können. Außerdem verlangten sie wegen der unbesonnenen Heftigkeit der Angreifer, die sowohl für sie selbst als für den ergriffenen Herzog eine schwere Verletzung der Hoheit sei, von den Fürsten die gebührende Genugthuung. Es fanden sich daher diejenigen, welche durch die Schuld ihrer Überstürzung die Zwietracht veranlaßt hatten, bereit, demütig Genugthuung zu geben, und erhielten darauf Verzeihung.

Nachdem also der Herzog von Bayern hinzugezogen worden war, ließ die Gnade des heiligen Geistes aller Wünsche sich auf den einen vereinigen, und so wurde durch einmütige Übereinstimmung und den Wunsch der Fürsten endlich der Gott wohlgefällige Lothar auf den Thron erhoben. Als nun alle Fürsten bei der Königswahl übereingestimmt hatten, wurde durch genaue Entscheidung festgesetzt, welches Recht das Königtum und wie viel Freiheit das Priestertum der himmlischen Königin, das heißt der Kirche, haben solle, und ward auf Eingebung des heiligen Geistes ein bestimmtes Maß von Ehre für jeden der beiden Stände bestimmt. Möchte doch die Kirche die Freiheit besitzen, welche sie jederzeit gewünscht hat, und möchte das Königtum die gerechte Macht haben in allen Dingen, durch welche es sich in Liebe und ohne Blutvergießen unterwerfen kann, was des Kaisers ist! Möchte ferner die Kirche freie Wahl in geistlichen Sachen haben, die weder durch die Furcht vor dem Könige erzwungen noch wie bisher üblich durch die Gegenwart des Fürsten eingeschränkt noch durch irgend welche Forderung beeinträchtigt werde! Der kaiserlichen Würde aber mag es zustehen, den frei Erwählten und kanonisch Geweihten mit den Regalien durch das Scepter, ohne Kosten jedoch, feierlich zu belehnen und auf die Gewähr seiner Treue und gerechten Dienstes, unbeschadet jedoch der Pflichten seines geistlichen Standes, fest zu verpflichten***)!

*) Konrad. **) Hartwich.

***) Es handelt sich bei den letzten Sätzen wahrscheinlich nur um den Ausdruck der Gedanken des Verfassers, nicht um den Inhalt eines bei der Wahl geschlossenen Vertrages.

Der nun endlich von allen gewählte und ersehnte König Lothar nahm am folgenden Tage in der Versammlung der Fürsten seinen Sitz ein und empfing zuerst von sämtlichen Bischöfen, nämlich den vierundzwanzig Bischöfen, welche zugegen waren, und von sehr vielen Äbten gemäß der Ehrfurcht vor dem Reiche und zur Befestigung der einhelligen Eintracht und des dauernden Friedens zwischen Staat und Kirche nach alter Sitte das gebührende Treugelöbnis, aber von keinem Geistlichen empfing oder forderte er die gebräuchliche Huldigung. Hierauf strömten von allen Seiten die Fürsten des Reiches zusammen und versicherten in der Huldigung wie durch den Eid dem Herrn Könige ihre Treue. Sie erwiesen dem Herrscher die gebührende Ehre und empfingen von ihm, was des Reiches war. Als nun Herzog Friedrich einsah, daß der Menschen Sinnen und Stärke nichts wider Gott vermöge, der wider Erwarten aller die Stimmen so vieler und mächtiger Fürsten auf einen vereinigt hatte, kehrte er endlich drei Tage später, durch den Rat und die Bitten des Regensburger Bischofs und der übrigen Fürsten umgestimmt, zur Versammlung zurück. Und zweihundert Mark, mit denen der König ihn vorher zu belohnen versprochen hatte, wies er mit Würde zurück, bezeugte dem Könige, der jetzt sein Herr war, die gebührende Ehre und vereinigte sich in solcher Weise wieder mit ihm in Gunst und Freundschaft, die um so dauernder sein wird, als sie freiwillig war.

Nachdem alles in solcher Weise geordnet war, verkündete der König kraft königlicher Majestät, einen festen Landfrieden im ganzen deutschen Reiche bis zum Geburtstage des Herrn und von da ab auf ein Jahr allenthalben und für alle. Wenn diesen Frieden einer bricht, so wird er nach Recht und Gesetz eines jeden Landes auf das Strengste bestraft werden."

Lothar bewies sich jederzeit als ein gehorsamer Anhänger der Kirche, aber er erniedrigte sich doch nicht, wie mancher seiner Wähler in Mainz geträumt hatte, zu ihrem Werkzeuge, sondern hielt an den Rechten, welche Heinrich V. im Wormser Konkordate dem Reiche gesichert hatte, unverbrüchlich fest und behauptete auch sonst trotz seiner hohen Jahre die Rechte der Krone mit Festigkeit und Klugheit. So hätte wohl bei dem allgemeinen tief empfundenen Friedensbedürfnisse, welches dem langjährigen Investiturstreite gefolgt war, Ruhe und Frieden in Deutschland eintreten können, hätte sich nicht damals ein Kampf entzündet, der auf hundert Jahre hinaus das Land in zwei feindliche Heerlager teilen sollte, der Kampf zwischen Staufern und Welfen. König Lothar forderte von den staufischen Brüdern, welche der Mainzer Wahl zugestimmt und dem Gewählten die

Huldigung geleistet hatten, die Auslieferung der salischen Güter und Lehen, da sie nicht Privateigentum, sondern Reichsgut seien. Herzog Friedrich und sein Bruder Konrad widersetzten sich diesem Verlangen mit aller Macht und griffen endlich, da gütliche Vorstellungen nichts halfen, zum Schwerte. Das Glück war mit ihnen, und ihre Erfolge führten ihnen wieder die alten Anhänger zu und gewannen ihnen neue Genossen, während sich König Lothar immer mehr vereinsamt sah. In dieser Not that Lothar einen folgereichen Schritt, der ihm erst den vollen Besitz der Krone eintrug: er verband sich mit dem Hause der Welfen. Friedrichs von Staufen Schwiegervater Heinrich war gestorben und sein Sohn, Heinrich der Stolze, hatte die herzogliche Gewalt in Bayern und die Hausgüter in Schwaben und Sachsen geerbt. Ihm, einem der mächtigsten Herrn in den deutschen Landen, gab der Supplinburger seine Tochter Gertrud, sein einziges Kind, zur Gattin und bot ihm damit zugleich die Aussicht auf seine Erbgüter, auf das sächsische Herzogtum und die Nachfolge im Reich. Kein Wunder, wenn der Welfe das ihm verwandte staufische Brüderpaar, dem er bisher ein Freund gewesen, verließ und Lothars Bundesgenosse wurde. So traten in jenen Tagen zum ersten Male Staufer und Welfen feindlich einander gegenüber, und der entbrennende Hader sollte bald das Land diesseits und jenseits der Alpen von dem Lärme der Waffen widerhallen lassen. Glückliche Waffenthaten hatten Friedrichs von Staufen jüngeren Bruder Konrad mit dem Anspruche auf die Krone hervortreten lassen. Am 18. December 1127 hat man ihn zum Könige gewählt. Enger schloß sich nun Lothar an die Geistlichkeit an. Ja, er folgte, wiewohl der Widerstand der Staufer in Deutschland noch nicht gebrochen war, den Mahnungen des gefeiertsten und einflußreichsten Mannes in der ganzen Kirche des Abendlandes, Bernhards von Clairvaux, und zog nach Italien, um dem von dem Gegenpapste Anaklet II. bedrängten Innocenz II. Hilfe zu leisten. Er sicherte durch sein Erscheinen seinem Schützling das Übergewicht und endete zugleich den Streit über die Allodialgüter der großen Gräfin Mathilde durch ein Abkommen, dem zufolge der Papst ihn und dann seinen Schwiegersohn Heinrich auf Lebzeiten gegen einen jährlichen Zins mit der vielumstrittenen Hinterlassenschaft belehnte. Nachdem Lothar im Jahre 1133 im Lateran die Kaiserkrone empfangen hatte, kehrte er nach Deutschland heim.

Unterdessen hatten die staufischen Brüder bei dem Widerstande, auf welchen sie bei der Geistlichkeit stießen, weder in Italien noch in Deutsch-

land dauernde Erfolge erringen können. Die Städte, welche die Anhänglichkeit, die sie Heinrich IV. und seinem Sohne Heinrich V. bewiesen, unmittelbar nach dem Aussterben des salischen Hauses auf das Geschlecht der Staufer übertragen hatten und die mächtigsten Stützen Konrads und Friedrichs gewesen waren, lagen entweder in Schutt und Asche, oder sie waren von den Feinden eingenommen oder waren für sich allein unfähig, noch etwas zu unternehmen. So zwang der Umschwung des Glückes die Brüder sich mit dem siegreichen Gegner auszusöhnen. Friedrich unterwarf sich 1134 dem Kaiser, und im folgenden Jahre machte Konrad seinen Frieden. Im Grunde hatten sie doch den Vorteil davon getragen, denn die meisten Stücke des salischen Erbes wurden ihnen überlassen. Fortan war es dem Supplinburger beschieden, in Frieden des Reiches zu walten. Glückliche Zeiten kamen für Deutschland wieder, wie man sie seit den ersten Jahren Heinrichs III. nicht gesehen hatte. Von der Nordsee bis zum östlichen Teile des mittelländischen Meeres galt das gebietende Ansehen des deutschen Herrschers. Die Könige Dänemarks trugen ihre Krone als ein Lehen des Kaisers, in das Wendenland jenseits der Elbe zogen arbeitsame deutsche Kolonisten, das Land anzubauen, Christentum und deutsches Wesen verbreitend, Polen zahlte Tribut, der König von Ungarn stellte den Besitz seines Reiches der Entscheidung Lothars anheim und selbst der hochmütige Byzantiner suchte seine Gunst und seinen Beistand gegen die ländergierigen Normannen. Was auch unter den langjährigen Bürgerkriegen das Reich an Macht verloren hatte, unter dem Sachsen Lothar war alles wiedergewonnen und neugefestigt worden.

Die Verwirrung in Italien nötigte den Kaiser im Jahre 1136 zu einer neuen Heerfahrt über die Alpen. Roger, der Großgraf der den Sarazenen entrissenen Insel Sizilien, hatte sich der Länder Apulien und Kalabrien, in welchen mit Herzog Wilhelms Tode im Jahre 1127 Robert Guiskards Stamm erloschen war, bemächtigt und die Belehnung von Papst Honorius II. erzwungen. Das Schisma zwischen Anaklet und Innocenz II. bot ihm die Möglichkeit, seine ehrgeizigen Pläne weiter zu verfolgen. Er schloß sich an Anaklet an, und dieser erhob ihn zum König der Länder Sizilien, Apulien, Kalabrien, Neapel und Capua. Das Bündnis zwischen dem siegreichen, übermächtigen Normannen und dem Gegenpapste brachte jetzt Innocenz in schwere Bedrängnis und bewog ihn, Lothars Beistand anzurufen.

Mit einem glänzenden Heere, dessen Banner der ehemalige König

Konrad der Staufer trug, zog der greise Kaiser dem Papste zu Hilfe. Schon lag ganz Italien zu seinen Füßen, und er konnte sich mit der Hoffnung tragen, nach Sizilien, der Zufluchtsstätte König Rogers, überzusetzen und die Normannenmacht in Italien für immer zu brechen, da zwangen ihn Unruhen in seinem Heere, welche wegen des langandauernden, mühevollen Feldzuges ausbrachen, zur Umkehr. Auf dem Wege nach der Heimat ist er in einem einsamen Alpendorfe aus dem Leben geschieden.

Wir entlehnen den Bericht über die letzten Ereignisse des italienischen Feldzuges dem Werke des sächsischen Annalisten, eines Geschichtschreibers, über dessen Leben und Person wir nichts wissen, der aber sicher dem Bistum Halberstadt angehörte und hier um die Mitte des zwölften Jahrhunderts schrieb. Sein Werk, eine große, die Jahre 741—1139 umfassende Reichsgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der sächsischen Verhältnisse, ist nur eine Compilation aus früheren Quellen und als solche ohne schriftstellerischen Wert, erhält aber dadurch einige Bedeutung, daß der Verfasser mit großer Genauigkeit arbeitete und sich an die besten und zuverlässigsten unter seinen Vorgängern hielt.

Über Lothars letztes Unternehmen bringt der Annalist einen ausführlichen Bericht, den er wohl einem Augenzeugen verdankt.

Hier*) heißt es:

„Kaiser Lothar feierte das Fest der Apostel**) zu Melfi. Hier starb Hugo, der Erzbischof von Köln, während er sich zur Ader ließ, am vierten Tage, das heißt am 30. Juni, und ward in der Abtei beigesetzt. Der Kaiser schlug aber sein Lager in den Bergen von Melfi auf, wo auf Anstiften einiger Leute eine große Empörung entstand von solchen, welche den Papst und die andern Kardinäle und den Bischof***) von Trier töten wollten und ihnen vorwarfen, daß nach ihrem Rate der Aufenthalt an den einzelnen Orten verlängert und daher die Rückkehr in die Heimat hinausgeschoben werde. Durch den Lärm herbeigerufen, bestieg der Kaiser sein Roß, trennte die Streitenden und verhängte schwere Strafen über die Schuldigen. Darauf verließ er jedoch die Berggegend und besuchte die königliche Abtei Fulda†), wo man ihn

---

*) Annalista Saxo ad annum 1137. M. G. SS. VI. p. 774. Gesch. d. d. V. Heft 45.

**) Am 27. Juni 1137.

***) Albero, Erzbischof von Trier. Die Abneigung gegen den langwierigen Krieg war durch Bestechung einiger einflußreicher Männer seitens Rogers genährt worden.

†) Vielleicht die Abtei des hl. Vincentius am Volturno, doch kann auch der Name Fulda aus einem andern, nämlich Atella, entstellt sein.

ehrenvoll aufnahm. Nachdem er hier reiche Geschenke niedergelegt hatte, wandte er sich nach Potenza, wo er an Stelle des Kölner Erzbischofs den Bischof von Regensburg zum Kanzler ernannte. Von dort aus entsandte er den Herzog Heinrich*) und den Markgrafen Adalbert mit anderen tapferen Männern zur Belagerung Salernos voraus. Jene langten dort an. Da sie aber wegen einer Schar Bogenschützen, welche den schmalen Zugang zur Stadt verteidigte, nicht vorwärts dringen konnten, so schickten sie einen Boten an die Pisaner und ließen um Bogenschützen bitten, mit denen man die Gegner von dem Zugange vertreiben könnte. Es hatten zu dieser Zeit die Pisaner die überaus große und mächtige Stadt Amalfi um des Kaisers willen erobert und dem Reiche unterworfen und waren dann nach Neapel gezogen, um es von Roger zu befreien, der es lange Zeit hindurch belagert und in große Hungersnot und ins Unglück gebracht hatte. Als aber Roger von der Ankunft der Deutschen und der Belagerung seiner Hauptstadt hörte, ließ er von Neapel ab und eilte Salerno zu Hilfe. Die Pisaner besetzten also Neapel und schickten dem Herzog Heinrich fünfhundert Bogenschützen. Sie selbst sammelten ihre Schiffe und von den Genuesen achtzig und den Amalfitanern dreihundert Fahrzeuge und bestürmten mit einer gewaltigen Menge Kriegsvolk Salerno von der Seeseite her. Der Herzog aber schlug sein Lager in der Ebene gegenüber der Stadt auf. Daher fiel denn eine große Schar von Feinden aus der Stadt aus und versuchte ihn durch häufige Angriffe von dort zu vertreiben, aber der Herzog setzte sich zur Gegenwehr und zwang sie, nachdem er viele Feinde getötet und nicht wenigere gefangen hatte, in die Stadt zurückzukehren. Indem die Belagerer also, vereint mit den Pisanern, hier zu Lande und dort zu Wasser heftig gegen die Mauern andrängten, schlossen sie die Stadt eng ein, bis der Kaiser von Potenza aus seinen Weg über Avellino nahm und nach Eroberung der Feste San Severino sich Salerno näherte. Jetzt schoben die Pisaner eine kunstvolle Belagerungsmaschine, die sie mit großem Aufwande hergestellt hatten, auf Geleisen vor, stürzten mit deren Hilfe Mauern und Türme ein und nahmen auf diese Weise die Stadt. Nachdem hier die Himmelfahrt der heiligen Maria**) gefeiert worden war, kehrte der Kaiser nach San Severino zurück. Eine Zeit lang geriet er mit dem Papste darüber in Streit, wem von ihnen die Herrschaft über Apulien zufallen sollte. Endlich kamen sie überein und

*) Herzog Heinrich von Bayern. Die Belagerung war von Robert von Capua begonnen worden. **) Am 15. August.

übertrugen gemeinschaftlich das Land dem Herzoge Rainulf*). Von hier aus zogen sie nach Benevent, wo sie sich mit dem Herzoge über die Anordnung der Angelegenheiten Apuliens besprachen und ihm den Rat gaben, sich mit möglichst vielen deutschen Kriegern zum Kampfe gegen Roger zu verbinden, da diese ja doch an wackrer Gesinnung, an Kriegserfahrung, Tapferkeit und Kühnheit die Lateiner weit überträfen. Es sammelte denn auch jener achthundert Deutsche um sich. Dieselben kehrten unter der Führung Richards, des Sohnes von Rainulf, und des Alexander**) nach Melfi zurück. Von dort aus gelangten sie nach Gerentia***), welches Alexander dem Wilhelm†) durch eine List abgewann. Er erdichtete nämlich die Ankunft des Kaisers, und als Wilhelm von dannen wich, nahmen seine Krieger die Burg ein. Den fliehenden Wilhelm verfolgten sie, holten ihn ein und knüpften ihn samt seinem Weibe und dreihundert andern Kriegern Rogers auf. Gleiches widerfuhr zweihundert anderen Kriegern, welche man in der Feste gefangen nahm. Hierauf befreiten sie mit Hilfe der Bürger von Bari und andrer Städte Monopoli, welches Roger belagerte. Dann legten sie sich vor Benevent und nahmen nach Übergabe der Stadt die Burg mit Sturm, wobei deren Einwohner ertränkt und fünfundzwanzig Schiffe erobert wurden. Von Benevent aus zog der Kaiser nach Capua und Kampanien und gelangte alsdann nach Monte Casino. Hier setzte er den tadelswürdigen Abt††) ab, ernannte an seiner statt einen andern und gab der Kirche eine Menge von verlorenen Gütern und Burgen zurück, welche er teils mit Gewalt, teils durch gerichtliche Entscheidung von ihren Besitzern zurückforderte... Von da zog man über Palestrina und Tivoli nach Farfa, wo der Kaiser dem Kloster viele Burgen und Güter, welche Petrus Leonis†††) und andere ihm mit Gewalt entrissen hatten, zurückgab. Eine große und reiche Stadt, deren Einwohner unter Hohnreden jede Unterwerfung zurückwiesen, wurde von unserm Heere erobert und samt der Feste den Flammen überliefert, wobei eine nicht geringe Menge Menschen durch Herabstürzen oder in anderer Weise zu Grunde ging. Hierauf kehrte der Papst, nachdem ihm der Kaiser und die Fürsten ehrenvoll die Erlaubnis hierzu gegeben und er sich verabschiedet hatte, in sein Land zurück. Der Kaiser aber zog nach Narni

*) Graf Rainulf von Alife.

) Bruder Rainulfs. Auch Richard war ein Bruder Rainulfs und nicht sein Sohn. *) Acerenza oder Ginestra. †) Feldhauptmann Rogers.

††) Abt Rainald, Anhänger Anaklets. Der neue Abt war Abt Wibald von Stablo.

†††) Papst Anaklet II., welcher einem mächtigen Herrengeschlechte von jüdischer Abkunft, den Pierleoni, angehörte.

und unterwarf es. In gleicher Weise griff er Amelia, eine große Stadt an, überwand die Einwohner, welche mit schimpflicher Rede ihm den Gehorsam verweigert hatten, demütigte sie dadurch, daß viele gefangen wurden und andere auf verschiedene Weise ihr Leben verloren, überschritt alsdann den Tiber, zog bei Orvieto, das heißt Urbs vetus, vorüber und gelangte nach Arezzo. Hier starb Adalbert, der Bischof von Basel. Während hierauf der Kaiser durch die Ebene von Mugello zog, verfolgte den Nachtrab seines Heeres ein Haufen zusammengerotteten, niedern Volkes mit Steinwürfen, Schimpfreden und räuberischen Überfällen. Wer von ihnen gefangen genommen und vor den Kaiser geführt wurde, der kehrte mit verstümmelter Nase und gezüchtigt unter Schimpf zurück. Sobald man in Bologna angelangt war, erhielt das Heer vom Kaiser den Abschied, worauf es sich allmählich auflöste und ein jeder heimkehrte. Als endlich Kaiser Lothar nach Trient kam und hier das Fest des heiligen Martin festlich beging, begann er zu kränkeln. Seine Schwäche nahm täglich zu, aber trotzdem duldete er, weil die Sehnsucht ihn trieb, die Heimat wiederzusehen, keine Verzögerung seiner Reise. Bald jedoch nahm die tödliche Krankheit zu und mußte man daher an seinem Aufkommen verzweifeln. Nachdem die Bischöfe, welche sich bei ihm befanden, sein Hinscheiden durch die Salbung mit dem heiligen Öle und die lebenspendenden Sakramente gestärkt hatten, ging er endlich am 3. Dezember in Breduvan*), einem in den Alpenpässen gelegenen Dorfe, von vielen als Hort der Kirche und Freund des Glaubens und der Gerechtigkeit betrauert, heim. Seine Zeiten sind lieblich gewesen, denn durch gute Witterung durch reiche Fruchtbarkeit des Bodens gab es Überfluß an allen Dingen nicht allein im Reiche, sondern in der ganzen Welt. Mit Recht wird er von uns und unsern Nachkommen Vater des Vaterlandes genannt, weil er ein hervorragender Verteidiger und tapferer Vorkämpfer war, der es für nichts achtete, sein Leben um der Gerechtigkeit willen allen Gefahren auszusetzen. Und Herrlicheres vermögen wir noch von ihm zu sagen: in seinen Tagen war das Volk der Erde ohne Furcht, denn in Frieden und frei besaß ein jeder das Seine. Sein Leib wurde in die Heimat zurückgebracht und mit königlichen Ehren auf dem väterlichen Erbe zu Lutheron**) beigesetzt."

Schon im Jahre 1136 hatte Lothar in einem Briefe an Innocenz den Wunsch ausgesprochen, der Papst möge darauf hinwirken, daß sein

*) Breitenwang bei Reutte. **) Königslutter bei Braunschweig.

Schwiegersohn, Heinrich der Stolze, zum Könige erhoben werde. Damals wagte der Papst, von allen Seiten bedrängt und des Beistandes bedürftig, nicht der Bitte seines Beschützers entgegenzutreten, doch verschob er die Entscheidung hierüber. Sterbend hat der Kaiser seinen geliebten Schwiegersohn mit dem Herzogtume Sachsen belehnt und ihm, den er so gern noch bei Lebzeiten im Schmucke der Königskrone gesehen hätte, die kaiserlichen Insignien übergeben.

Heinrich der Stolze hatte es verschmäht, des Papstes Gunst zu erwerben, ihm vielmehr durch thatkräftige Wahrung der Ansprüche der kaiserlichen Gewalt in den italienischen Wirren entschieden feindliche Gesinnung eingeflößt. Zugleich war er anmaßend gegen die übrigen Fürsten verfahren, welche an dem italienischen Feldzuge teilgenommen hatten. Das Übergewicht, welches der mächtige Herzog von Bayern und künftige Erbe von Lothars Herzogtum ihnen allzusehr zu fühlen gab, hatte aber statt williger Unterwerfung nur Haß erzeugt. In stolzer Verblendung war Heinrich auch jetzt, wo die Großen Deutschlands sich zur Wahl rüsteten, seines Erfolges sicher, kümmerte sich wenig um die Abneigung der Fürsten und verspürte keine Lust, für die bevorstehende Wahl Stimmen zu sammeln und die Gemüter sich zu gewinnen. Unter diesen Verhältnissen gelang es seinem entschiedensten Gegner, Albero von Montreuil, Erzbischof von Trier, dem der Umstand, daß der Kölner Erzbischof das Pallium noch nicht erhalten hatte und der Mainzer Stuhl erledigt war, für den Augenblick größeren Einfluß verlieh, mit päpstlicher Unterstützung alle Gegner des Welfen zu vereinigen und damit Heinrichs Hoffnungen auf den Thron zu nichte zu machen. In Lützelcoblenz, auf dem linken Moselufer, Coblenz gegenüber, erhoben die Feinde Heinrichs schon am 7. März 1138 den Hohenstaufer Konrad zu ihrem Könige, obwohl die allgemeine Wahl erst zwei Monate später über die Besetzung des Thrones entscheiden sollte. In überraschend schneller Weise wußte Konrad sich allgemeine Anerkennung zu verschaffen und mit Kraft jeden Widerstand zu unterdrücken. Heinrich selbst entschloß sich, in seinen Hoffnungen betrogen, die Kroninsignien auszuliefern. Er mochte den Versprechungen Konrads, der ihm den Besitz des zwiefachen Herzogtums zusicherte, Glauben schenken. Doch nur zu bald erkannte er, daß er betrogen sei, und sammelte seine Getreuen zum Kampfe. Jetzt nahm denn auch König Konrad die Maske völlig ab und ließ dem Herzoge eröffnen, es vertrage sich mit dem Rechte nicht, daß ein Fürst zwei Herzogtümer besitze: er müsse daher das eine, und zwar Bayern, herausgeben. Heinrich war weit davon ent-

fernt, sich diesem harten Ansinnen zu fügen, und zog es vor, sein ganzes Geschick dem zweifelhaften Erfolge der Waffen anheimzustellen, und so begann derselbe Kampf, wie er zwischen Lothar und den staufischen Brüdern geführt worden war, emporzulodern. Um die Macht des Gegners in Bayern und Sachsen zu brechen, suchte der König mächtige Bundesgenossen zu gewinnen und verteilte die durch die Ächtung des Welfen verfallenen Herzogtümer. Sachsen erhielt der ehrgeizige Albrecht der Bär aus dem Hause Askanien, der Markgraf der Nordmark, und Bayern der Markgraf Leopold von Österreich, des Königs Stiefbruder. Lange Zeit führten Albrecht und Leopold freilich nur den herzoglichen Titel, denn Heinrich erwehrte sich mit verzweifelter Tapferkeit seiner Angreifer, und als ihn im Jahre 1139 ein hitziges Fieber hinwegraffte, setzte sein Bruder Welf VI. trotz seiner bei dem sagenberühmten Weinsberg erlittenen Niederlage den Kampf in Bayern hartnäckig fort und wußten Heinrichs Witwe Gertrud und ihre Mutter, die Kaiserin Richenza, ihr Stammland Sachsen siegreich für den Sohn Heinrichs, den unmündigen Heinrich den Löwen, zu behaupten. Endlich kam im Jahre 1142 in Frankfurt ein Vertrag zu Stande, wonach der junge Heinrich Sachsen behalten, dagegen auf Bayern Verzicht leisten sollte. Albrecht der Bär, welcher in seinem erfolglosen Kampfe gegen Gertrud den größten Teil seines Gebietes eingebüßt hatte, erhielt seine Stammgüter, seine Mark und seine Besitzungen östlich der Elbe wieder zurück, während Bayern, da Leopold gestorben war, an dessen Bruder und Erben, Heinrich Jasomirgott, überging, der sich mit Heinrichs des Stolzen Witwe Gertrud vermählt hatte.

So ward dem schwergedrückten Lande der heißersehnte Friede wiedergegeben, doch nur auf kurze Zeit, denn bald erstarkte Heinrich der Löwe und drohte die ihm in unmündigen Jahren entrissene Hälfte seiner väterlichen Hinterlassenschaft zurückzufordern, während Heinrich Jasomirgott in Bayern mit Widerstand zu ringen hatte, Oberlothringen durch die Fehde Alberos von Trier und Heinrichs von Namur verheert wurde und in Schwaben ein Kampf zwischen dem jungen Herzog Friedrich, dem Neffen des Königs, und Konrad von Zähringen entbrannte. Wie im Innern des Reiches bedenklich die Bande des Gehorsams gelockert waren, so war auch das Ansehen des Königtums nach außen von der Höhe, zu welcher es Lothar erhoben hatte, während des Bürgerkrieges herabgesunken. In Polen mißlang der Versuch, den deutschen Schützling Wladislav, Boleslavs III. Nachfolger, auf dem Throne zu erhalten, und in Ungarn wurde der durch die deutschen Waffen unterstützte

König vertrieben und erkühnte sich König Geisa II. zu einem feindlichen Zuge gegen Bayern. Auch in Burgund sank der Einfluß des Reiches vor der Übermacht der Großen und in Italien gedieh König Rogers Reich zu gefährlicher Bedeutung. Zugleich begann in Rom selbst, dem Sitze des Papsttums, eine tiefeinschneidende Bewegung sich geltend zu machen, welche sich gegen die weltliche Macht des Papstes und gegen die Macht des Kaisers richtete und die Wiederherstellung der altrömischen Republik anstrebte. Arnold von Brescia, ein eifriger Schüler Abälards, des Schöpfers des christlichen Rationalismus, der durch das starre Formelwesen der Kirche hindurch den Weg zu einer tieferen Sittlichkeit zeigte, erhob seine Stimme gegen die in Rom eingerissenen Mißstände päpstlicher Verwaltung und wußte durch sein Beispiel und seine hinreißende Beredsamkeit das Volk für seine religiösen und politischen Ziele zu begeistern.

Zur selben Zeit aber, wo König Konrad mit Mühe sein Ansehen wahrte und Innocenz' Nachfolger, Papst Eugen, in der Verbannung weilte, wurden die Völker des Westens von einer allgemeinen Bewegung ergriffen. Eine unglückliche Nachricht war aus dem heiligen Lande nach dem Abendlande gebracht worden. Edessa war in die Hände des kühnen Emadeddin Zenki, des Emirs von Mosul, gefallen und damit lag die Grenze des durch innere Wirren und durch den Mangel an einer gleichartigen Bevölkerung ohnmächtigen Königreiches Jerusalem den Angriffen der Ungläubigen offen. Laut ließ der heilige Bernhard von Clairvaux seine Stimme für die Rettung der gefährdeten Heiligtümer erschallen und unwiderstehlich wirkten seine begeisterten Worte auf Hoch und Niedrig. Lange widerstrebte Konrad dem an ihn ergangenen Ruf, an der Fahrt ins heilige Land teilzunehmen. Als aber am 27. Dezember 1146 Bernhard von Clairvaux im Dome zu Speier alle Kraft zusammennahm, die ihm seine Beredsamkeit gewährte, als er sich an den König wandte und ihm die Wohlthaten schilderte, die ihm der Himmel erwiesen, und ihn des jüngsten Tages mahnte, als er ihm prophezeite, Christi vorwurfsvolle Worte an ihn würden lauten: ‚O Mensch, welche Gnade lag in meiner Hand, die ich dir nicht geboten', entstürzten Konrads Augen Thränen, und im Innersten bewegt unterbrach er den Redner mit dem Ausrufe: „Ich erkenne ganz die Gnade des Himmels; nicht ferner will ich undankbar sein. Ich bin bereit, Gott zu dienen. Die Mahnung ging von ihm selbst aus!" Der König nahm unter dem lauten Jubel der anwesenden Menge das Kreuz und seinem Beispiele folgten eine Menge Fürsten seines Reiches. Welf VI., Heinrich Jasomirgott und sein Gegner,

Bischof Heinrich von Regensburg, gelobten einen Kreuzzug. Der Zähringer war von dem Staufen Friedrich zum Frieden genötigt worden, während in der oberlothringer Fehde eine Aussöhnung zu Stande kam. Heinrich den Löwen gelang es, für den Augenblick zu beschwichtigen. So konnte der König, während sich die norddeutschen Fürsten zu einem Kreuzzuge gegen die Wenden rüsteten, ruhigeren Herzens die Fahrt nach dem heiligen Lande antreten.

Wir lassen über den zweiten Kreuzzug hier zwei Berichte folgen, welche sich gegenseitig ergänzen, den der Würzburger Annalen und den Gerhohs von Reichersberg aus seinem Buche „Aufspürung des Antichrist", in welchem er aus den Zeichen der Zeit das Wirken des großen Versuchers nachwies, der dem weitverbreiteten Glauben zufolge dem jüngsten Gerichte vorausgehen sollte. Beide Berichte haben das gemein, daß ihre Verfasser mit nüchternem Blicke die Kreuzzugsbewegung ansehen und hierin wie auch in den Zweifeln, mit denen sie Wunder und Zeichen beurteilen, die größere Selbständigkeit und Unabhängigkeit von den bisher üblichen kirchlichen Anschauungen bekunden, die sich unter den mannigfachen Fortschritten, welche den Völkern des Abendlandes durch das Zusammentreffen mit den andersgläubigen Völkern des Ostens gewonnen wurden, am frühesten bemerkbar macht. So wichtig aber die Würzburger Annalen und Gerhohs Erzählung für die Erkenntnis der trüben Stimmung sind, welche sich nach dem Ende des unglücklichen zweiten Kreuzzuges im Abendlande ausbreitete, so wenig können sie als brauchbare Quellen für die Geschichte der Kreuzesfahrt selbst gelten, denn sie sind voll von Irrtümern.

Die Würzburger Annalen*) erzählen:

„Im Jahre des Herrn 1147 ließ Gott der Kirche des Abendlandes um ihrer Sünden willen Leid widerfahren. Denn es traten einige falsche Propheten auf, Söhne Belials und Zeugen des Antichrist, welche mit nichtigen Worten die Christen verführten und mit lügenhafter Predigt alles Volk der Menschen antrieben, wider die Sarazenen zur Befreiung von Jerusalem auszuziehen. Ihre Predigt hatte so ungeheuren Erfolg, daß fast alle Bewohner des Landes mit einhelligem Gelübde sich zum gemeinsamen Verderben darboten und nicht nur die Männer aus dem Volke, sondern auch Könige, Herzöge, Markgrafen und die übrigen Mächtigen dieser Welt in dem Wahne waren, dem Rufe des Herrn damit Folge zu leisten, und daß in

*) Annales Herbipolenses ad ann. 1147. M. G. SS. XVI. p. 3.

demselben Irrtume befangen, sich zu ihnen Bischöfe, Erzbischöfe, Äbte und die übrigen Diener und Prälaten der Kirche gesellten. Sie alle waren voll von Eifer, sich in eine ungeheure Gefahr der Seelen und Leiber zu stürzen. Und dies war nicht zu verwundern, da selbst Herr Eugenius, des römischen Sitzes Bischof, aus einem geheimen Beweggrunde und auf Antrieb des Abtes Bernhard von Clairvaux dem frommen römischen Kaiser Konrad und dem ganzen Reiche, dem König von Frankreich, dem König von England, endlich allen Königen christlichen Glaubens und Bekenntnisses und allen Großen und Unterthanen der Könige einen Brief schrieb und sie in diesem Briefe ermahnte, sich zu diesem Zuge zu rüsten*). Zugleich gewährte und verhieß er kraft des ihm von Gott verliehenen apostolischen Amtes allen insgemein, welche sich freiwillig diesem mühevollen Unternehmen unterzögen, Vergebung der Sünden. Zeugnis für diesen Aufruf des Papstes sind die Briefe, welche hier und da durch das Gebiet verschiedener Gegenden und Länder gerichtet und in sehr vielen Kirchen zur Erinnerung an die genannte Fahrt sorgfältig aufbewahrt worden sind.

So lief denn ungeordnet Volk von beiderlei Geschlecht, Mann und Frau, Arm und Reich, Fürsten und Große des Reichs mit ihren Königen, Geistliche und Mönche mit ihren Bischöfen und Äbten, herbei. Zuletzt gesellte sich aber auch Frankreichs König Ludwig dem römischen Kaiser Konrad als Begleiter und Gefährte auf diesem Zuge. Jeder hatte ein anderes Begehren. Denn die einen sehnten sich nach Neuem und gingen darauf aus, ein neues Land zu sehen. Andere wieder zwang der Mangel dazu und die Dürftigkeit ihres Besitzes, und sie waren nicht nur bereit gegen die Feinde des Kreuzes Christi, sondern auch gegen jeden Freund des christlichen Namens, wenn es notwendig schien, zu kämpfen, nur um ihrer Armut abzuhelfen. Andere wurden durch Schulden gedrückt oder gedachten sich den ihren Herren gebührenden Diensten zu entziehen, andere wieder hatten die verdienten Strafen ihrer Verbrechen zu erwarten. Auch diese gaben sich den Anschein, Gotteseifer zu haben, aber sie eilten nur, sich aus ihrer üblen Lage und ihrer Bedrängnis zu erlösen. Kaum daß man wenige fand, welche nicht ihre Kniee beugten vor Baal, die wirklich von frommer und heilsamer Absicht geleitet und durch Liebe zur Majestät Gottes so weit entzündet wurden, daß sie im Kampfe ihr Blut für die Heiligen der Heiligen vergießen wollten. Doch wir über-

*) Eugen hatte nur den König von Frankreich zum Kreuzzuge aufgefordert.

lassen die genauere Erörterung dieser Sache dem, welcher Herzen und Nieren prüft; nur das eine fügen wir hinzu: der Herr kennt die Seinen am besten. Was soll ich weiter sagen? Alle eilten der Stätte zu, wo die Füße Jesu Christi gestanden haben, sie bezeichneten ihr Gewand mit dem Zeichen des Kreuzes nicht unbillig, aber voll Anmaßung und zwangen allenthalben, wohin sie kamen, die Juden zur Taufe und erschlugen ohne Zaudern jeden, der sich weigerte. So kam es, daß einige Juden, der Not gehorchend, sich durch den Quell der Taufe reinigen ließen. Die einen verharrten bei dem angenommenen Glauben, die andern aber kehrten, sobald der Frieden wiedergekehrt war, zu ihren argen alten Gebräuchen zurück wie die Hunde zu ihrem Gespei. Nur ein Beispiel von dem Judenmord und zwar wie er sich zu Wirziburc*) zutrug, will ich hier von vielen erzählen, damit durch die genaue Angabe eines Falles den übrigen besserer Glaube verschafft werde. Im Monat Februar also sammelten sich die Kreuzesfahrer in der Stadt. Zufällig fand man damals am 24. Februar den Leib eines Menschen auf, der in viele Stücke zerschnitten war, zwei größere Stücke im Moinflusse**), eines zwischen den Mühlen bei der Stadt Bleicha***), das andere bei dem Orte Thunegersheim. Die übrigen Teile wurden außerhalb der Mauer auf dem Walle aufgefunden, gegenüber dem Turme, welcher insgemein Katzinwich†) genannt wird. Man sammelte nun alle die zerstreuten Stücke des Körpers, fügte sie zusammen und brachte den so wiedervereinten Leichnam nach dem innerhalb der Stadt gelegenen Hospital, wo er auf dem Hofe vor der Kirche beigesetzt wurde. Wegen dieses Vorfalles meinten aber Bürger und Fremde einen gerechten Grund wider die Juden erlangt zu haben. Von plötzlicher Wut erfaßt, brachen sie in die Häuser der Juden ein, fielen über deren Bewohner her und schlugen erbarmungslos Alt und Jung, Weib und Kind ohne Unterschied und unverweilt nieder. Wenige retteten sich durch die Flucht, noch wenigere ließen sich in der Hoffnung auf Rettung taufen, die wenigsten aber beharrten nach Wiederherstellung der Ruhe, so viel man wußte, beim Glauben. Hierauf hieß es, es seien bei dem Grabe des oben erwähnten Körpers Zeichen geschehen, Stumme sollten gesprochen, Blinde gesehen, Lahme gelaufen haben, und was dergleichen Wunder mehr sind. Deshalb verehrten denn die Kreuzfahrer jenen Menschen wie einen Märtyrer, trugen Reliquien von seinem Leichnam herum und verlangten, daß man ihn, den

*) Würzburg. **) Der Main. ***) Bleichach.

†) Wighaus ist ein Festungswerk zum Aufstellen von Kriegsmaschinen.

sie Theoderich nannten, heilig spreche. Als nun Sifried, der fromme Bischof der Stadt, mit seiner Geistlichkeit ihrem Drängen und ihrem Irrtum widerstand, erregten sie wider den Bischof und Klerus so große Verfolgung, daß sie den Bischof steinigen wollten und zwangen, sich in einen festen Turm zu flüchten, die Kanoniker aber selbst in der heiligsten Nacht des Abendmahles des Herrn aus Furcht vor ihren Verfolgern weder den Chor zu betreten noch die Metten zu singen wagten. Als hierauf die Woche der Auferstehung des Herrn kam, machten sich die Fremden auf die beschlossene Fahrt. Da ging endlich die Aufregung in der Stadt zu Ende und kehrte allen der Friede zurück. Also hat sich dies in Wirziburc zugetragen. Was sich aber derart in den andern Städten ereignete, das mag, ohne daß wir davon reden, aus diesem einen angeführten Beispiele erkannt werden."

Gerhoh*) aber berichtet:

„Als nun die Klage**) von Tag zu Tag lauter wurde, nahmen der König der Römer Konrad und Ludwig, der König von Frankreich, von christlichem Erbarmen geleitet, das mühevolle, aber fromme Werk auf sich und zogen mit einem zahllosen Heere, welches aus allen Ländern der Christenheit zu ihnen strömte, auf dem Landwege ab, die ausgenommen, welche zu Schiff übers Meer ihren Weg nahmen. Da gab es keine Stadt, die nicht zahlreiche Scharen, kein Dorf, kein Flecken, der nicht wenigstens einige Männer entsendete. Bischöfe mit der Herde ihres Sprengels, auch Herzöge und Grafen, Fürsten und andere Große zogen einher, ein jeder mit seiner Schar. Schilde, Schwerter und Panzer und anderes Kriegsgerät führten sie mit sich und reichen Vorrat an Lebensmitteln und Zelten, die sie auf Wagen und zahllosen Rossen fortschafften. Kaum faßte die Landstraße und das benachbarte Feld die zu Lande Ziehenden, kaum das Bett der Donau die Menge der Schiffe. Denn so gewaltig war das Heer, daß nach meiner Meinung niemals, seitdem es Völker giebt, je eine so große Schar von Mannen, von Reitern und Fußvolk an einem Orte vereinigt war. Kein Markt genügte, sie mit Lebensmitteln zu versorgen, kaum war ein Feld weit genug, um ihr Lager aufzunehmen. Darum begann das unzählige Volk, welches keine Wagen und Pferde besaß, um Lebensmittel mit sich zu führen, bald Hunger zu leiden. Denn eine Menge von Landleuten

*) De investigatione Antichristi. 63—66. 72. Archiv für Kunde österreich. Geschichtsquellen, Bd. 20. S. 157—169.

**) Über den Fall Edessas und die Bedrohung des heiligen Landes.

und Hörigen hatte Pflugschar und Dienst ihres Herrn verlassen, einige selbst ohne Wissen und wider den Willen ihrer Herren, und sich, im Besitze von wenig oder gar keinem Golde oder Silber, unüberlegt dem weiten Zuge angeschlossen, weil sie hofften, daß ihnen bei einem so heiligen Werke wie einst dem alten Volke der Israeliten entweder Regen vom Himmel herabfallen oder irgendwoher durch himmlische oder göttliche Fügung Nahrung werden müsse. Aber es kam ganz anders, als sie hofften, denn die größten Widerwärtigkeiten trafen das Heer auf diesem Wege, den man für einen heiligen hielt. Das erste erwähnenswerte Unglück, welches dem Heere zustieß, war folgender Art. Als sie im griechischen Reiche am Meere hinzogen, schlugen sie eines Tages an dem Ufer eines mäßigen Flusses, der sich in das Meer ergoß, ein Lager auf*). Siehe, da schwoll plötzlich, ohne daß ein sichtbarer Regen vorausging, der Fluß, sei es, daß weiter oben ein Wolkenbruch niedergegangen war, oder menschliche List durch Errichtung eines Wehres zu ihrem Verderben und Hinterhalt die Gewässer gestaut hatte und jetzt ablaufen ließ, zu gewaltiger Höhe, stürzte jählings über das Lager her und riß, alles weithin mit stürmischer Kraft überflutend, einen großen Teil des Heeres samt den Zelten und Wagen mit sich in das Meer, so daß noch mancher, der sich an einen Wagen oder an Geräte klammerte, lebend in die Tiefe sank. Hierauf gelangte die Menge unter zahlreichen Beschwerden nach Konstantinopel**). Hier ward der König der Römer von den Griechen listig umgarnt und wurden einige seiner Fürsten durch Gold und Silber gewonnen, so daß er den Weg durch die wüste Gegend gen

*) Es war der Fluß Melas in der chörobacchischen Ebene wenige Meilen vor Konstantinopel.

**) Kaiser Emanuel hatte durch Gesandte den Kreuzfahrern den Eid abnehmen lassen, daß ihre Bewegung nicht gegen das griechische Reich gerichtet sei. Zugleich hatte er für Lebensmittel gesorgt. Doch die Deutschen reizten durch leichtsinnigen Übermut und barbarische Zügellosigkeit das Mißtrauen der Eingeborenen und riefen den Haß der Byzantiner und einige blutige Zusammenstöße hervor. Die Bestechung der deutschen Fürsten durch den Kaiser ist Sage. Konrad hatte den Wunsch, den Kreuzzug, der ihn schon in viele Unannehmlichkeiten verwickelt hatte, schnell zu beenden, und eilte daher, ohne auf die Ankunft König Ludwigs von Frankreich zu warten, auf dem Wege, welchen Gottfried von Bouillon gezogen war, mit dem im Zustande voller Auflösung befindlichen und ungestüm den Kampf fordernden Heere weiter. Im Anfange des Oktobers erreichte man Nicäa, wo sich Otto von Freising ohne Zweifel, weil er mit der Zucht des Heeres nicht einverstanden war, von König Konrad trennte, um mit dem Bischof Udo von Zeitz und dem Grafen Bernhard von Kärnthen und einem Heere von 14 000 Mann seinen eigenen Weg durch Kleinasien zu suchen.

Ikonium einschlug. Er meinte wohl seinen Gehorsam gegen Gott zu bethätigen, wenn er einige den Christen feindliche Völkerschaften Christo unterwerfen oder demütigen und schwächen könne, aber er handelte doch nur auf Betrieb der Griechen, welche nach Niederwerfung ihrer Feinde strebten und nicht nach der Verbreitung des christlichen Glaubens. So wurde denn das Heer in zwei gleiche Teile geteilt. Der König der Römer zog mit seinem Heere unter Führung der Griechen durch die Wüste nach Ikonium, während der König von Frankreich mit seinem Heere den Weg, den er schon eingeschlagen hatte, festhielt und zu Wasser und zu Lande Antiochien und Jerusalem zu erreichen strebte. Welche schwere Unglücksfälle beide Heere trafen, das aufzuzählen, würde unmöglich sein. Darum werden wir nur die wichtigsten in der Kürze anführen. Das Heer, welches seinen Weg nach Ikonium nahm, wurde durch die Anstrengung, durch Hunger und Durst erschöpft, zugleich begann es aber im höchsten Grade und fast allgemein an der Ruhr zu leiden, einer Krankheit, welcher vor allem körperliche Anstrengung sehr nachteilig ist*). Daher wurde denn die Menge durch Schwäche, die Mühsal des Weges und zugleich durch Mangel aufgerieben, so daß fortan täglich Scharen, durch Hunger, Krankheit und Anstrengung entkräftet, zu Boden sanken. Endlich war die todbringende und die kraftaufzehrende Wüste durchschritten und gelangte man in ein von Feinden bewohntes Land. Hier traten die Feinde den Kreuzfahrern in Überfällen und Angriffen entgegen, doch nicht so, daß sie die Gelegenheit zum Nahkampf gegeben hätten, sondern Tag und Nacht überschütteten sie das Heer mit einem Regen von Pfeilen und ermüdeten es dann durch die Flucht derart, daß man weder zur Schlacht noch zum Siege gelangte und doch keinen Augenblick vor neuem Überfall sicher war. Wollten aber unsere Reiter sie verfolgen, dann vermochten sie die Fliehenden nicht einzuholen, denn die Pferde der Unseren waren durch Anstrengung und Hunger erschöpft, während die Rosse jener wohlgenährt und ausgeruht waren. Dann aber gab es auch in unserem Heere nur wenige Bogenschützen, während die ganze Menge der Gegner mit dem Bogen bewaffnet war und nur diesen im Kampfe

*) Von Nicäa aus zog man immer langsamer weiter auf Doryläum los. Die Zuchtlosigkeit des Heeres, welches in weitausgedehntem Zuge marschierte, wuchs. Am 26. Oktober stieß man in der Nähe von Doryläum zum ersten Male auf den Feind. Geschlagen, entschloß sich Konrad zur Rückkehr. An Stelle des früheren Übermuts riß jetzt Zaghaftigkeit in dem Heere ein, welcher vollständige Auflösung folgte. In Nicäa fiel das Heer ganz auseinander. Die Mehrzahl hatte die Lust an einem Kreuzzuge vollständig verloren und kehrte über Konstantinopel nach der Heimat zurück.

zu gebrauchen pflegte. Es faßte daher unser König den Entschluß, endlich von ihnen abzulassen und den Weg, den er durch die Wüste gekommen, wieder zurückzukehren, nicht als ob sich die Unsrigen dem Kampfe und dem Siege entzogen hätten, sondern weil der Kampf und der Sieg vor ihnen zurückwich. Denn wenn sie kämpfen wollten und die Scharen zur Schlacht ordneten, so erfolgte von der Seite des Gegners kein Angriff. Sobald sie sich aber in das Lager zurückzogen, wurde ihnen keine Rast gewährt, sondern setzten ihnen von allen Seiten bei Tag und bei Nacht die Bogenschützen zu. Daher wiesen denn die Unsrigen den Feinden den gepanzerten Rücken, wie man zu sagen pflegt, und zogen, weil es keine Möglichkeit gab, anderswohin sich zu wenden, auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen waren, wieder zurück. Aber die Feinde folgten auch den Abziehenden durch Wälder und Sümpfe durch die Wüste und das spärliche Buschwerk nach und ermüdeten den langen Zug der Zurückweichenden von rechts und links durch ihre Pfeile. Wurden sie einmal von den Unsrigen verjagt, so kehrten sie doch bald mit derselben Gewandtheit, mit der sie geflohen waren, zurück. Es ereignete sich hierbei, daß ein großer Teil der Unsrigen sich in einer Nacht auf einen Felsen zurückgezogen hatte, in dem Glauben hier eine sichere Zufluchtsstätte vor den Pfeilen der Gegner finden zu können. Aber die Gegner umzingelten und stürmten die Höhe, erschlugen jene ganze Menge mit dem Schwerte oder schleppten sie in Gefangenschaft. Unser König erfuhr hiervon nichts, weil er schon ein gut Stück Weges weiter vorgerückt war und an einer hierzu auserlesenen Stelle mit dem Kern des Heeres ein Lager aufgeschlagen hatte. Als der König die Wüste hinter sich ließ, war der Weg bedeckt mit toten Menschen und Tieren. Er selbst gelangte mit den Überresten seines Heeres nach Konstantinopel*). Von hier aus schlug er mit einigen Fürsten und Großen, denen der Mut und das Geld noch nicht ausgegangen waren, den Seeweg nach Jerusalem ein.

Aber auch das Heer des Königs von Frankreich und viele Deutsche, welche auf dem Landwege nach Jerusalem zogen, wurden von unendlichen

*) Auch dies ist nicht ganz richtig. Konrad traf in Nicäa mit Ludwig zusammen, der vermutlich ebenfalls den Weg über Doryläum und Ikonium hatte einschlagen wollen. Beide setzten nun gemeinschaftlich den Weg über Olubad, Esseron, Adramyttium, Pergamum, Smyrna, Ephesus fort. Krankheit und steigende Spannung zwischen Deutschen und Franzosen veranlaßten Konrad hier, der Einladung Emanuels zu folgen und nach Konstantinopel zurückzugehen.

und zahllosen Beschwerden heimgesucht. Als man nämlich zu den Gebirgspässen kam, traf man auf die Türken, welche ihre Krieger verteilt hatten und im offenen Kampfe mit einem Teile ihres Heeres angriffen*). Von vorn, von hinten und von den hochragenden Felsen aus stritten sie und töteten eine große Zahl. Hier fiel auch Bernhard, der Graf von Kärnthen. Umschlossen von den Bergen und von den Schlachthaufen der Bewaffneten, mit denen zu kämpfen man keine Möglichkeit hatte, ließen viele alle ihre Habe zurück und flüchteten, allein darauf bedacht, das Leben zu retten, durch das wilde und hohe Gebirge davon. Unter ihnen befand sich auch der Bruder des Königs der Römer, der Bischof Otto von Freising, der mit zerrissenen Schuhen und wunden Füßen, von Hunger und Kälte erschöpft zu einer Stadt am Meere kam**). Dort wurde er durch das Mitleid der Bürger gestärkt und nachdem er von ihnen mancherlei zum Darlehn empfangen hatte, fuhr auch er zur See nach Jerusalem. In ähnlicher Weise hatte auch der König von Frankreich erhebliche Beschwerden zu ertragen. Als er nämlich nach Antiochien gelangte und dort wie unter Landsleuten sich keiner üblen That versah, wurde ihm die eigene Gattin***), die er mit sich führte, von dem Fürsten der Stadt halb mit List, halb mit Gewalt entführt. Als sie nach einiger Zeit wieder in Freiheit gesetzt worden war und zu ihm wie in dem Bewußtsein, ihre Frauentreue bewahrt zu haben, zurückkehren wollte, wurde sie von dem Könige zurückgewiesen, und noch heutigen Tags dauert die Trennung

*) Von Ephesus wandte sich Ludwig nach Laodicea und von dort nach Attalia, einer griechischen Seestadt. Hier löste sich auch das französische Heer unter furchtbaren Leiden auf, während der König mit den Baronen und Prälaten im Jahre 1148 zu Schiff davoneilte.

**) Otto, der nicht bei den Franzosen war, wie Gerhohs Bericht glauben läßt, war von Nicäa aus nach der Küste gezogen und langte dann 1147 bei Laodicea an. Hier begannen die Kämpfe, in welchen Bernhard von Kärnthen und ein Teil des Heeres fiel. Darauf setzte er seinen Marsch in der Richtung auf Cilicien fort und erreichte die Küste nochmals ostwärts von Attalia bei einer griechischen Stadt. Hier wurde er Ende Februar 1148 abermals von den Türken angegriffen und vollständig besiegt. Mit dem Reste seiner Schar rettete er sich auf die See. Erst Mitte April landete er in Akkon.

***) Ludwig war am 19. März 1148 in St. Simeonshafen an der Mündung des Orontes gelandet, wo ihn Fürst Raimund empfing, um ihn nach Antiochia zu geleiten. Hier ließ sich Ludwigs berüchtigte Gemahlin Eleonore von Poitou, die wenig Gefallen an ihrem mönchischen Gatten fand, in einen Liebeshandel mit dem ritterlichen Raimund ein. Dies veranlaßte Ludwig zum Abmarsch nach Tyrus, in dessen Nähe er am 24. Juni mit König Konrad und König Balduin III. von Jerusalem zusammentraf. In Tyrus wurde der Beschluß gefaßt, gegen Damaskus zu ziehen. Eleonore blieb nicht in Antiochia zurück, wie Gerhoh behauptet, sondern begleitete ihren Gemahl.

zwischen ihnen fort. Auch ist diese durch kirchliche Satzung bestätigt worden, wenn auch aus anderen Gründen. Denn jener hat sich ein anderes Weib genommen und lebt mit ihr in Ehe, während sie sich mit dem Könige von England vermählt hat.

Endlich kamen aber beide Könige nach Jerusalem, doch nur mit geringen Resten ihrer Heere. Es war nämlich das Heer des römischen Königs, welches den Anstrengungen der Wüste und den Geschossen der Feinde glücklich entronnen war, zum größten Teile in die Heimat zurückgekehrt, aber auch das Heer, welches den König von Frankreich begleitet hatte, hatte im Gebirgslande erhebliche Verluste erlitten. Endlich aber kam man, wie gesagt, nach Jerusalem, und man fand die Stadt sicher vor feindlichem Angriffe, wie der römische König mit eignem Munde bezeugt hat. Niemals konnte sie einen tieferen Frieden genießen, nur daß, wie es an den Grenzen fremder Völker immer zu geschehen pflegt, häufig Einfälle und Beutezüge unternommen wurden. Dergleichen konnte auch hier von beiden Seiten geschehen, und an solchen Feindseligkeiten hat es selten oder niemals hier gefehlt und wird es nie fehlen, gerade so wie auch die Nachbarländer Jerusalems vor Angriffen nicht sicher sind und sein werden*).

So hatten die Jerusalemiten die ganze Welt in Aufruhr gesetzt, indem sie lügnerisch das Gerücht verbreiteten, als ob die Feinde begierig seien, dieheilige Stätte zu erobern, und doch lebten sie in dem gewohnten und gänzlich sichern Frieden. Damit aber nicht jene Bewegung ganz umsonst erregt zu sein schien, so betrieben sie ein Unternehmen gegen Damaskus und die Belagerung der Stadt. Zu dieser Belagerung warb der römische König Konrad durch große Summen ein neues Heer an, welches von allen Seiten nach Jerusalem gekommen war. So schritten denn der König der Römer und der von Frankreich mit ihren Heeren und der ganzen Ritterschaft von Jerusalem zur Belagerung der Stadt. Unser König meinte, daß alles offen und ehrlich betrieben werde; er brach daher in die Gärten der Stadt ein und schlug außerhalb der Mauer sein Lager auf, um wacker, wie er war, auch eine wackere That zu vollbringen. Die andern dagegen lagerten sich an bequemeren und weiter abliegenden Orten. Bei dieser Belagerung wurde es endlich offenbar, in welcher Absicht die von Jerusalem die ganze Welt zu einem Kreuz-

*) So friedlich, wie Gerhoh die Lage in Palästina darstellt, war sie freilich nicht. Nureddin, Emadeddins kraftvoller Nachfolger, bedrohte nach wie vor die zwiespältigen christlichen Reiche.

zuge in Bewegung gesetzt hatten. Durch jene große unheilvolle Bewegung der ganzen Welt, durch den Tod so vieler Christen, welche durch der Heiden Schwert und Pfeile, durch Hunger und Kälte, durch Ruhr, durch Überschwemmung der Flüsse und Stürme des Meeres zu Grunde gegangen waren, hatten sie nicht den Frieden für sich gesucht, den sie unversehrt besaßen, sondern Mehrung ihrer Schätze an Gold und Silber. Es begannen nämlich unmittelbar nach dem Beginne der Belagerung die in der Stadt eingeschlossenen Bürger mit denen von Jerusalem wegen eines Friedens und der Aufhebung der Belagerung zu unterhandeln, und da sie ihnen eine große Menge Gold anboten, so gelangten sie bald zu ihrem Ziele*). So schlossen denn die Jerusalemiten einen heimlichen Vertrag ab und empfingen große Geldsummen. Darauf gewannen sie den König von Frankreich für ihre Absicht und hoben, den römischen König allein vor der Stadt zurücklassend, die Belagerung auf**). Als dieser sich nun hintergangen sah, stand er auch seinerseits, weil ihm nichts anderes übrig blieb, von der Belagerung ab. Das also war das Ende, die Frucht, das war die Folge der gewaltigen Anstrengungen! Wer schließt nicht aus dem Ende, was die von Jerusalem durch die gewaltige Bewegung, durch den Tod so vieler Christen, durch den Aufwand so vieler Gemeinwesen und einzelner beabsichtigten? Daß es ihnen nur auf das Geld allein ankam, sei es, daß sie es durch die Gaben der Pilger, sei es, daß sie es durch den Loskauf von Belagerungen zu erhalten suchten, beweist die Entgegennahme des Goldes am Ende hin-

---

*) Die Darstellung Gerhohs ist auch hier unrichtig. Die Jerusalemiten hatten den Wunsch, den Krieg bald zu beenden, da Zenkis Söhne heranzogen und sich der Stadt zu bemächtigen drohten, die in früherer Zeit im Bunde mit ihnen dem Vordringen Emadeddins einen Damm entgegengesetzt hatte. Ferner waren zwischen den Belagerern Zwistigkeiten entstanden. Vielleicht versprach auch der Verteidiger von Damaskus, der Vezier Muin Eddin Anar die Erneuerung des Tributs, den er früher dem Königreiche Jerusalem geleistet hatte. Die Bestechung der Jerusalemiten aber ist offenbar ein Märchen.

**) Auch das ist ein Irrtum. Man hatte auf den Rat der Jerusalemiten die schützenden Gärten verlassen und sich auf die südöstliche Seite der Stadt begeben, wo man auf kahler, wasserloser Ebene lagern sollte. Hier sah man sogleich ein, welchen Zweck die Jerusalemiten verfolgten. Der Hader im Heere stieg, und allgemein verlangte man den Aufbruch. Am längsten widerstand Ludwig von Frankreich dem Wunsche der Kreuzfahrer, welche den Abzug forderten, doch mußte auch er sich zuletzt fügen. Noch einmal kam es zu einer Aussöhnung zwischen dem Kreuzheere und den Jerusalemiten. Man beschloß, die türkische Festung Askalon zu belagern. Als aber die Deutschen und die Franzosen sich bei Joppe, dem verabredeten Sammelplatze, einstellten, fanden sie fast niemand vor und gaben daher nach achttägigem Warten das Unternehmen auf.

länglich. Aber wie Gott zuweilen auch hier gerecht richtet, so sollten sie sich des empfangenen großen Sündenlohns nicht freuen. Denn die, welche viele betrogen hatten, wurden bei diesem Gelde selbst getäuscht: empfingen sie doch anstatt des Goldes zum größten Teile nur vergoldetes Kupfer, so daß sie, wenn auch freilich zu spät, Reue darüber ergriff, daß sie so vieler Christen Blut um so schnöden Preis verhandelt hatten.

Jerusalem, Jerusalem, das du einst die Propheten getötet und gesteinigt hast, die zu dir gesandt waren, was kam dir in den Sinn, daß du neuen Mord der Christen zu dem alten fügtest! Wolltest du das Maß, welches deine Väter zur Hälfte füllten, mit dem Blute der Christen voll machen? Auf wessen Rat hörtest du, daß du es wagtest so viel Blut um so schnöden Preis zu verkaufen? War es nicht die Habsucht, auf deren Geheiß ja auch Judas in deinen Mauern den Herrn und Meister unser aller um dreißig Silberlinge verschacherte? ...

Aber wiewohl wir die von Jerusalem der Habsucht zeihen müssen, so können wir auch die Unsrigen nicht ganz entschuldigen. Oft und eindringlich haben sie die evangelische Lehre vernommen, mäßig, gerecht und fromm zu leben. Sie aber hatten die Liebe zur Wahrheit nicht erfaßt, durch die sie selig werden konnten, und deshalb sandte ihnen Gott das Werk des Irrtums, so daß sie der Lüge Glauben schenkten und sie als solche erfunden wurden, welche nicht der Wahrheit geglaubt, sondern der Ungerechtigkeit zugestimmt hatten. Denn auch lügenhafte Zeichen und Wunder kamen zu dieser Zeit vor. Sie wurden nach Gottes Willen durch einige Männer in jener stürmischen Zeit und auch durch einige Genossen jener verruchten Kreuzesfahrt so häufig vollbracht, daß solchen Wundermännern vor den Scharen derer, welche zu ihnen stürzten und Zeichen und Genesung erflehten, kaum Zeit blieb, Brot zu essen.

Dies habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen. Wem ich aber die Erdichtung der Wunder zuschreiben soll, weiß ich nicht, ob denen, von welchen sie dem Gerüchte nach ausgehen sollten, oder denen, welche sie begierig suchten. Daß es sich aber um einen Betrug handelte, das ist sicher an vielen nachgewiesen worden. Man brachte nämlich Blinde und Halbblinde und Lahme herbei, und sie wurden von ihnen nach einem Gebete gesegnet, und man legte ihnen die Hand auf. Noch während der Worte der Segnenden wurden die Kranken von den aufgeregten Wundersüchtigen ausgefragt, ob sie sich etwas besser befänden, und wenn diese vielleicht in ihrer Sehnsucht nach Gesundheit undeutlich etwas erwiderten, so wurden sie sogleich unter lautem Geschrei in die Höhe ge-

hoben und, als wären sie gesundet, von den Händen der Fahrenden hinweggetragen. Waren sie endlich sich selbst überlassen, dann konnten sie nicht länger Gesundheit zur Schau tragen, sondern griffen wieder zurück zu den gewohnten Stützen ihres Siechtums, nämlich der Lahme zu seinen Krücken und der Blinde zu seinem Führer. Auch haben wir von einigen gehört, daß nach wirklich vollzogener Heilung doch zwei oder drei Tage später das alte Siechtum zurückkehrte ...

Dieser großen Aufregung ging noch als ein Vorzeichen eine andere große Bewegung voraus. Denn plötzlich erhob sich ein heftiger Wirbelwind, wie wir nie gehört und erfahren haben, von den Reichen des Westens her, raste beinahe acht Stunden hindurch und zog dann nach derselben Himmelsgegend hin ab, wohin wir später das Kreuzfahrerheer seinen Weg nehmen sahen. So groß war die stürmische Gewalt dieses Unwetters, daß es die festesten Häuser und die ältesten Eichen umwarf und daß es kein Dorf, keine Stadt gab, in welcher es nicht die stärksten Mauern zerstört hätte, und kein Haus, welches der Beschädigung entgangen wäre. Wie geschrieben steht: ‚Und die Schrecken werden vom Himmel kommen'. Und deutlich konnte man den Zorn Gottes über den fruchtlosen und verderblichen Kreuzzug erkennen sowohl in dem Vorzeichen der heftigen Windsbraut wie in einem Erdbeben. Doch deshalb weil die Unsern solches zu leiden verdienten, sind die von Jerusalem, welche jene Aufregung veranlaßten, nicht frei von Schuld. Noch andre schreckliche Zeichen erschienen am Himmel, ein Komet, welcher seinen Schweif weit ausstreckte, und blutige Röte, welche ganze Nächte hindurch den Himmel übergoß: auch hat man Fleisch, dem Regen gleich, vom Himmel fallen sehen. Durch den Fall wurde es zerrissen, und durch die Sonnenwärme aufgetrocknet, verschwand es. In gleicher Weise ist dann aus so vielem vergossenen Menschenblut und der so großen Niederlage der Christen der Kirche Gottes kein erwähnenswerter oder offenbarer Nutzen erwachsen. Siehe, welche Früchte von der verderbten Wurzel der Habsucht derer von Jerusalem ausgingen! Siehe die Habsucht, das wilde niederträchtige Tier, wie vielen vergossenen Blutes ist sie doch schuldig erfunden worden!"

Die Niederlage König Konrads im heiligen Lande ließ die welfische Partei daheim von neuem ihr Haupt erheben. Wieder entbrannte im Süden und im Norden des Reiches der Bürgerkrieg, während in den Nebenländern der Einfluß des deutschen Herrschers immer tiefer sank.

Krank und niedergeschlagen war Konrad heimgekehrt. Es war ihm nicht beschieden, das erschütterte Ansehen des Reiches wiederherzustellen

und sein Haupt mit der Kaiserkrone zu schmücken. Nur ein Lichtstrahl war dem Sterbenden zu teil geworden. Die Fürsten, welche an seinem Sterbelager standen, hatten seinen kraftvollen Neffen, den Herzog Friedrich von Schwaben, den er, dem Wohle des Reiches die natürliche Vorliebe für seinen unmündigen Sohn aufopfernd, als seinen Nachfolger empfahl, zum Könige gekrönt.

In kurzen, aber treffenden Worten fällt der Verfasser der Kölner Königschronik*) folgendes Urteil über den ersten Staufer:

„König Konrad wurde in Babinberg von einer Krankheit ergriffen, und da er fühlte, daß die Sterbestunde nahe sei, übergab er seinem Neffen, dem Herzog Friedrich, die Abzeichen der königlichen Würde und empfahl ihm zugleich seinen minderjährigen Sohn Friedrich. Auch gab er ihm den Rat, mit den Fürsten wegen Erreichung der Herrschaft zu sprechen. So schied denn der König am 15. Februar**) aus dem Leben, im vierzehnten Jahre seiner Regierung und wurde in der genannten Stadt beerdigt. Die Zeiten dieses Königs waren überaus traurig, denn schlimme Witterung, andauernder Mangel, Hungersnot und zahlreiche Fehden herrschten. Konrad selbst war jedoch ein tapferer Kriegsmann und von hoher Gesinnung, wie es einem Könige geziemt; aber durch ein unerklärliches Mißgeschick begann das Reich unter ihm ins Wanken zu kommen."

2. Friedrichs I. Anfänge.

Es waren schwere Aufgaben, deren Lösung der sterbende König seinem Neffen hinterlassen hatte. Im Innern des Reiches galt es durch die Beilegung des Haders zwischen den Staufern und Welfen die nimmer ruhenden Wirren zu beenden und dem arg verwüsteten Lande den ersehnten Frieden wiederzugeben, während man nach außen das Ansehen des deutschen Reiches durch die Niederwerfung der Lombarden und Normannen von neuem kräftigen mußte, wollte man nicht auf die Stellung verzichten, welche bis dahin das Reich im Abendlande eingenommen hatte. Rasch faßte der neugewählte König diese Ziele ins Auge, und mit Thatkraft schritt er zur Ausführung seiner Pläne. Vor allem wollte er zuerst in Deutschland die vollständige Ruhe wiederherstellen, um ungestört das hohe Ziel seines Ehrgeizes verfolgen zu können. Darum entschloß er

*) Chronica regia Coloniensis p. 88. Script. rer. Germ. in us. schol. Hann. 1880. Gesch. d. d. Vorz. Heft 49. **) Im Jahre 1152.

sich, seinen gefährlichen Nebenbuhler, Heinrich den Löwen, um jeden Preis zum Freund und Anhänger zu gewinnen, und gab ihm das Herzogtum Bayern zurück. Heinrich Jasomirgott wurde dadurch entschädigt, daß die östliche Mark, der alte Besitz seines Hauses, von Bayern losgelöst und zu einem besonderen Reichsfürstentume erhoben wurde.

Sobald Friedrich seine Stellung in Deutschland gefestigt hatte, eilte er nach Italien dem Papst Hadrian IV. zu Hilfe, welcher, durch die von Arnold von Brescia hervorgerufene Bewegung wie durch das feindliche Andrängen der Normannen bedroht, seinen Beistand gesucht hatte. Nicht, wie ehedem seine Vorgänger, fand der neue König in Oberitalien Gehorsam. Seit Heinrichs II. und Konrads II. Regierung war die Macht der großen lombardischen Städte erstarkt. In den Kämpfen zwischen den kaiserlich gesinnten Bischöfen und Gregor VII. waren die bisher von den geistlichen Fürsten ausgeübten Hoheitsrechte an die aufblühenden Gemeinwesen gefallen, die Gewerbe hatten einen glänzenden Aufschwung genommen, der Handel war durch die große Kreuzzugsbewegung gewachsen, und der steigende Wohlstand war eine Quelle starken Freiheitsgefühls geworden. Das Haupt der lombardischen Städte, das stolze Mailand, wies trotzig die Befehle Friedrichs zurück, und der König war für den Augenblick nicht imstande, den Widerstand Mailands mit gewaffneter Hand zu brechen. Er ließ sich am 15. April 1155 zu Pavia krönen. Von hier aus zog er nach Rom, um den Sturm, den Arnold von Brescia entfacht hatte, zu beschwören, den Papst in seine Hauptstadt zurückzuführen, für sich selbst aber die Kaiserkrone zu gewinnen. Auf dem Wege nach Rom trafen ihn bei Sutri die Gesandten des neu erstandenen römischen Senats. Es kam zwischen ihnen und dem König zu einer Verhandlung, welche uns ein deutliches Bild von den Bestrebungen der Römer und den Ansprüchen des Staufers giebt. Rede und Gegenrede hat uns einer der bedeutendsten Geschichtschreiber, Otto von Freising, aufgezeichnet. Wenn er auch sicherlich nach der Sitte seiner Zeit die Reden selbst ausführte, so hat er doch die Gegensätze, die hier auf einander trafen, richtig gekennzeichnet und den Gegenstand des Streites im wesentlichen getreu wiedergegeben.

Otto von Freising war ein Sohn des Markgrafen Leopold von Österreich und seiner Gemahlin Agnes, der Tochter Kaiser Heinrichs IV. und Witwe Friedrichs von Staufen. Frühzeitig dem geistlichen Stande bestimmt, hatte er sich der Studien wegen nach Paris begeben. Auf der Heimkehr kam er nach der Abtei von Morimund, wo die Satzungen des

damals im Aufblühen befindlichen Cisterzienserordens einen solchen Eindruck auf ihn und seine Gefährten machten, daß sie sich entschlossen, in den Orden einzutreten. Doch nur kurze Zeit blieb Otto in Morimund, denn schon 1137 wählte ihn die Freisinger Kirche zu ihrem Bischof. Zwanzig Jahre lang waltete hier Otto seines Amtes mit der größten Gewissenhaftigkeit und unermüdlichem Eifer, und es gelang seiner Thätigkeit nicht nur, der Kirche die ihr entrissenen Besitzungen wiederzuerwerben und der infolge des unseligen Investiturstreites eingerissenen Verwilderung unter den Geistlichen zu steuern, sondern auch Freising zu einer blühenden Stätte der Studien zu erheben.

Zwischen den Jahren 1143 und 1146 verfaßte Otto seine Chronik, die sich von allen Werken ähnlicher Art dadurch unterschied, daß sie den gesammelten Stoff nach bestimmten Gesichtspunkten verarbeitete; denn Ottos Absicht war, das Elend dieser Welt und die Herrlichkeit des Reiches Gottes, des himmlischen Jerusalem, darzustellen. An die Chronik Ottos schließt sich sein formvollendetes Werk über die Thaten des Kaisers Friedrich, eine Geschichtsquelle ersten Ranges, weil Otto als Bischof und Fürst des Reiches wie als Bruder König Konrads und Oheim Kaiser Friedrichs die genauesten Kenntnisse der Vorgänge, welche er schildert, hatte und, wenn er bei seiner nahen Stellung zur staufischen Partei auch nicht völlige Unbefangenheit des Urteils zeigen konnte, redlich bemüht war, die Wahrheit mitzuteilen. Nur zwei Bücher dieses Werkes, zu welchem Kaiser Friedrich ihn selbst ermunterte, vermochte Otto zu vollenden. Auf einer Reise starb er am 21. September 1158 zu Morimund. Er hinterließ die beiden Bücher seinem Schüler und Notar Ragewin, welchem er schon den Anfang diktiert hatte, zur weiteren Fortsetzung.

Über die Verhandlungen zwischen König Friedrich und den Römern und über Friedrichs Kaiserkrönung erzählt Otto von Freising*) folgendes:

„Als die Bürger von Rom die Nachricht von der Ankunft des Herrschers empfingen, hielten sie es für das Beste, seine Gesinnung durch eine Gesandtschaft zu ergründen. Sie schickten ihm daher, nachdem sie sicheres Geleit erhalten hatten, erfahrene und gebildete Gesandte entgegen, welche ihn auf dem Wege zwischen Sutri und Rom begrüßen sollten. Nachdem diese nun in Gegenwart der Fürsten empfangen worden waren,

*) Ottonis Frising. ep. Gesta Frider. imp. l. II. c. 21. 22. Otton. ep. Fris. Opera II. pag. 133. Script. rer. Germ. in us. schol. Gesch. d. d. Vorz. Heft 60.

sprachen sie also: ‚Wir, der Stadt Gesandte, nicht geringe Männer Roms, sind vom römischen Senate und Volk an deine Herrlichkeit, bester König, abgesandt worden. Vernimm mit Wohlwollen, was die erlauchte Herrin der Welt, deren Fürst, Kaiser und Herr du mit Gottes Beistand bald sein wirst, dir entbietet. Kommst du in Frieden, und ich glaube, daß du in Frieden gekommen bist, so freue ich mich. Du verlangst nach der Herrschaft des Erdkreises, und voll Freuden erhob ich mich, dir die Krone darzubringen und dir entgegenzueilen. Warum sollte der nicht in Frieden seinem Volke nahen und mit preiswürdiger Gnade auf dasselbe sehen, welches, bestrebt, der Priester unwürdiges Joch abzuschütteln, in langer, sehnsuchtsvoller Erwartung auf seine Ankunft gehofft hat? Möchten die alten Zeiten wiederkehren, möchte zurückkommen die Freiheit der erlauchten Stadt, möchte Rom unter einem solchen Herrscher die Zügel der Stadt wieder ergreifen, möchte unter einem solchen Kaiser der Übermut der Welt wieder gebeugt werden unter das Regiment der Stadt! Ein solcher Regierer möchte mit dem Namen auch den Ruhm des Augustus vereinen! Du weißt, daß die Stadt Rom durch die Weisheit ihres Senates und die Tapferkeit und Zucht ihrer Ritterschaft, von Meer zu Meer ihren Arm ausstreckend, ihre Herrschaft nicht allein bis zu der Welt Enden ausgedehnt hat, sondern daß sie auch die außerhalb des Weltkreises liegenden Inseln sich erwarb und bis zu ihnen hin ihre Herrschaft machtvoll ausübte. Nicht die Wogen des Oceans, nicht die unübersteiglichen Felsengipfel der Alpen vermochten jene zu schützen: die unbezwungene römische Tapferkeit hat sie alle bezwungen. Doch durch unsrer Sünden Schuld wurden uns unsre Fürsten, jene herrliche Zierde der alten Zeit — ich rede vom Senate —, genommen, sie gerieten wegen ihrer unkriegerischen Schwäche in Verachtung, und mit der entschwindenden Klugheit mußte auch ihre Kraft verfallen. Da erhob ich mich, um deinen und der göttlichen Republik Glanz zu erneuern, stellte den ehrwürdigen Senat und Ritterstand der heiligen Stadt wieder her, damit durch den Rat jenes und die Waffen dieses dem römischen Reiche und dir die alte Herrlichkeit wiederkehre. Sollte dies deiner Hoheit Beifall nicht finden? Sollte dir eine so glorreiche, deinem Ansehen so förderliche That nicht des Lohnes würdig erscheinen? Höre denn, o Fürst, mit Geduld und Milde das wenige an, was ich von deiner und meiner Pflicht, doch eher von der deinen als der meinen zu sagen habe, ‚denn, von Zeus der Anfang!‘ Du warst mein Gastfreund und ich habe dich zum Bürger gemacht. Du bist als Fremdling von jenseits der Alpen

in mein Land gekommen und ich habe dich zum Fürsten eingesetzt. Was dem Rechte gemäß mein war, das habe ich dir gegeben. Daher bist du zunächst mir verpflichtet, die Aufrechterhaltung meiner guten Gewohnheiten und der alten von deinen Vorgängern verbrieften Gesetze zu beschwören, damit nicht Barbarenwut sie verletze; meinen Beamten, denen es zusteht, dich auf dem Kapitole auszurufen, sollst du bis zu fünftausend Pfund entrichten, bis aufs Blut sollst du jede der Republik zugefügte Unbill abwehren, und alles dies sollst du durch Urkunde und Eid uns zusichern.'

Zornentflammt über die stolze und ungewohnte Sprache, unterbrach der König den Redner, der nach der Weise der Italiener mit großem Wortschwall weiterhin über die Pflichten seiner Republik und des Kaiserreichs zu sprechen gedachte, und gab, den königlichen Sinn in würdiger Haltung des Körpers und Antlitzes bekundend, ohne lange zu überlegen, folgende einsichtsvolle Antwort: ‚Vieles habe ich von der Römer Weisheit und Tapferkeit, mehr jedoch von ihrer Weisheit vernommen. Darum kann ich mich nicht genug wundern, daß eure Worte voll sind von Überhebung und thörichter Anmaßung und so wenig gewürzt mit dem Salze der Weisheit. Du hältst mir den alten Adel deiner Stadt vor und erhebst die Vergangenheit deiner Republik zu den Sternen. Wohl, ich erkenne es und spreche mit den Worten deines Geschichtschreibers: ‚Es war, es war einst in diesem Staate Tugend.' ‚Einst', sage ich; könnte ich doch mit so großem Rechte, als ich es lebhaft wünsche, ‚jetzt' sagen. Dein oder vielmehr auch unser Rom hat den Wechsel der Dinge erfahren müssen, konnte es doch allein dem von dem Urheber aller Dinge durch ewiges Gesetz allen unter dem Monde lebenden Wesen bestimmten Lose nicht entgehen! Doch was sage ich? Es ist weltbekannt, wie zuerst die Kraft deines Adels von dieser, unsrer Stadt nach der kaiserlichen Stadt des Ostens verpflanzt wurde und wie durch lange Jahre der entartete Grieche in deiner reichen Fülle schwelgte und sich sättigte. Dann kam der Franke über dich, edel und frei, wie sein Name besagt und seine Thaten bewiesen. Was noch in dir lebte an Freiheitsgefühl, das hat er dir geraubt. Willst du wissen, wo der alte Ruhm deines Rom, Würde und Ernst des Senates, Kriegskunst, Tapferkeit und Zucht der Ritterschaft und der unerschütterliche und unbezwingliche Schlachtenmut geblieben sind? Sieh unser Volk an! Bei uns ist alles geblieben; auf uns ging alles dies zugleich mit dem Reiche über, denn nicht von allem entblößt kam das Reich auf uns, sondern umkleidet mit seiner

Kraft und mit seinem Schmucke geziert. Bei uns sind deine Konsuln, bei uns ist dein Senat, bei uns sind deine Krieger. Mit ihrer Einsicht müssen die Fürsten der Franken dich lenken und mit ihrem Schwerte das dir zugefügte Unrecht die Ritter der Franken rächen. Du rühmst dich, ich sei von dir herbeigerufen, ich sei von dir, nachdem ich die Krone empfangen, erst zum Bürger gemacht worden, und dein Recht sei es, mir solche Ehre zu erweisen. Daß diese neue Auffassung der Vernunft und der Wahrheit widerspricht, das zu erkennen überlassen wir deiner Erwägung und dem Urteile der Verständigen. Blicken wir auf die Thaten der neuen Kaiser! Haben nicht unsre großen Toten, die Kaiser Karl und Otto, die Stadt durch keines Mannes Gnade empfangen, sondern durch ihre Tapferkeit erstritten und samt Italien den Griechen und Langobarden entrissen und dem Frankenreiche einverleibt? Dies bezeugen deine Tyrannen Desiderius und Berengar, deren du dich rühmtest und auf welche du dich wie auf Herrscher stütztest. Daß sie von unsern Franken nicht nur unterworfen und gefangen worden sind, sondern daß sie auch in der Gefangenschaft alterten und hier ihr Leben beschlossen, das hat uns die Geschichte gelehrt. Noch liegt ihre Asche in unserm Lande und zeugt für die Wahrheit dieser Sache. Aber du sagst: ‚Auf deinen Ruf sei ich gekommen.‘ So ist es, ich folgte deinem Rufe; doch warum geschah es? Feinde bedrängten dich und nicht einmal aus eigner Kraft vermochtest du das Joch der verweichlichten Griechen abzuschütteln. Da ward die Kraft der Franken herbeigerufen; flehentliche Bitte war's vielmehr, kein Ruf. Im Unglück riefst du den Glücklichen an, in der Schwachheit den Starken, in der Ohnmacht den Mächtigen, in der Angst den Selbstbewußten. Solchergestalt gerufen, wenn man von einem Rufe noch reden kann, kam auch ich. Deinen Herrscher habe ich zu meinem Vasallen gemacht und dich habe ich bisher in Abhängigkeit gehalten. Rechtmäßiger Besitzer bin ich. Wer wagt es, dem Herkules die Keule zu entreißen? Meinst du, der Sicilianer werde es thun, auf den du deine Hoffnung setzest? Mag er doch auf unsre früheren Thaten blicken. Noch ist der Franken oder der Deutschen Arm nicht erlahmt. Giebt Gott mir seinen Beistand und das Leben, so soll er noch seine Verwegenheit büßen. Du fragst nach der Pflicht, welche ich dir schulde. Ich will es mit Stillschweigen übergehen, daß der Herrscher seinem Volke, nicht das Volk seinem Herrscher Gesetze vorschreiben soll. Auch will ich es unerwähnt lassen, daß der Herr, der sein Gebiet betritt, sich keine Vorschriften geben lassen darf. Doch beurteilen wir dies allein mit

vernünftiger Erwägung. Du forderst von mir, wie mir scheint, drei Eide. Ich will dir Punkt für Punkt hierauf Bescheid geben. Du verlangst, daß ich die von meinen Vorgängern dir durch Urkunden bestätigten Rechte und deine guten Gewohnheiten beobachten solle. Hierzu fügst du die Forderung, daß ich durch Eid mich zum Schutze des Landes selbst bei Gefahr meines Lebens verpflichte. Auf diese beiden Forderungen genüge dir eine einzige Antwort. Deine Forderung ist entweder gerecht oder ungerecht. Ist sie ungerecht, dann kommt es dir nicht zu, zu fordern, mir nicht, zu bewilligen. Ist sie aber gerecht, so bekenne ich mich zu einer frei gewählten Pflicht. Darum wäre es überflüssig, ihr noch einen Eid hinzuzufügen. Wie aber sollte ich dein Recht brechen, da ich es selbst dem Geringsten zu wahren wünsche? Wie sollte ich nicht mein Land und vor allem den Sitz meiner Herrschaft bis zum letzten Blutstropfen verteidigen, der ich die Grenzen meines Reiches, so viel an mir liegt, wiederherzustellen entschlossen bin? Dies bezeugt das neulich dem Römerreiche unterworfene Dänemark*), und vielleicht hätten noch mehr Länder und Reiche dasselbe Schicksal erfahren müssen, hätte mich nicht dieser Römerzug daran gehindert. Ich komme nun zu dem dritten Punkte. Du forderst, daß ich mich eidlich zur Zahlung einer Geldsumme verpflichte. Welches Unrecht! Von deinem Herrscher, o Rom, forderst du, was eher ein Händler fordern sollte von einem Krämer. Bei uns verlangt man Geld von den Kriegsgefangenen. Bin ich in Gefangenschaft? Liege ich in den Ketten meiner Feinde? Sitze ich nicht vielmehr hier im Glanze meiner Macht und umgeben von einer großen Schar tapfrer Ritter? Soll der Kaiser Roms wider seinen Willen der Schuldner des ersten besten sein und nicht sein gnädiger Herr? Mit königlicher Freigebigkeit war ich bisher gewohnt, nach meinem Willen und meinem Entscheide zu spenden, zumal jenen, die sich um mich wohl verdient gemacht hatten. Wie von dem Geringeren die Leistung einer Pflicht gefordert wird, so wird von dem Höheren die wohlverdiente Huld gespendet. Soll ich diese von den Vätern ererbte Sitte, die ich anderwärts beobachtet habe, deinen Bürgern vorenthalten? Nimmermehr! Mein Einzug soll ein Freudenfest für die Stadt sein. Aber wer Ungerechtes unrechtmäßig fordert, dem wird nach Gebühr alles in rechter Weise geweigert.‘

Mit diesen Worten schloß der König nicht ohne Ingrimm seine

*) Vergl. S. 556 am Ende.

Rede. Hierauf richteten einige aus der Umgebung an die Boten die Anfrage, ob sie noch mehr zu sagen hätten. Jene überlegten kurze Zeit lang, dann gaben sie listig zur Antwort, sie wollten zunächst das, was sie gehört hätten, ihren Mitbürgern mitteilen; dann erst wollten sie nach deren Beschluß zum Könige zurückkehren. Sie empfingen daher freies Geleite, verließen den Hof und kehrten eilends zur Stadt zurück. Der König aber ahnte eine Hinterlist und beschloß deshalb, seinen Vater, den römischen Papst, über diese Angelegenheit zu Rate zu ziehen. Dieser gab ihm zur Antwort: ‚Noch mehr wirst du, mein Sohn, die Schlauheit des römischen Volkes erproben. Denn du siehst, daß sie voll arger List gekommen und voll arger List hinweggegangen sind. Aber unter dem Schutze der Gnade Gottes, welcher*) sagt: ‚Die Weisen erhaschet er in ihrer Klugheit‘, können wir ihren Anschlägen zuvorkommen‘. Mögen tapfere und erfahrene junge Krieger eures Heeres schnell vorausziehen und die Kirche von St. Peter und die leoninische Stadt besetzen. Dort sind unsre Ritter als Besatzung zurückgelassen, welche sie, nachdem ihnen unser Willen bekannt geworden ist, sogleich aufnehmen werden. Zudem werden wir den Kardinalpresbyter Oktavian, welcher dem edelsten Blute der Römer entstammt und dir treu ergeben ist, ihnen mitgeben.‘ So geschah es denn. In der nächsten Nacht wurden gegen tausend Ritter auserlesen. Noch während des Morgengrauens zogen sie in die leoninische Stadt ein und bewachten die Kirche des heiligen Petrus, indem sie die Vorhalle und die Stufen besetzten. Zum Lager des Königs aber eilten Boten zurück, um die fröhliche Kunde zu melden.

Mit Tagesanbruch, nachdem schon die erste Stunde verflossen war, brach der König sein Lager ab, während der Papst Hadrian mit seinen Kardinälen und Klerikern vorauszog, um seine Ankunft an den Stufen zu erwarten, und stieg in Schlachtordnung mit den Seinen über den Abhang des Mons Gaudius**) in die Ebene hinunter. Durch die goldene Pforte zog er in die Leostadt ein, in welcher bekanntlich die Peterskirche liegt. Im Glanze der Waffen schimmernd und in wohlgeordneten Reihen zog das Heer einher, so daß man mit Recht von ihm sagen konnte: ‚Schrecklich wie Heeresspitzen‘***) und jenes Wort der Makkabäer†): ‚Die Sonne erstrahlte auf den goldnen und ehernen Schilden, und ihr Glanz erfüllte die Berge.‘ Bald kam der Herrscher zu den

*) 1. Cor. 3, 19. **) Monte Mario. ***) Hohelied 6, 3.
†) 1. Makk. 6, 39.

Stufen der Kirche des heiligen Petrus. Ehrenvoll empfing ihn hier der Papst und geleitete ihn alsdann zur Confession des heiligen Petrus*). Darauf hielt der Papst eine feierliche Messe ab und empfing der König, umgeben von seinen gerüsteten Rittern, unter dem gebührenden Segen die Krone des Reiches im vierten Jahre seiner königlichen Herrschaft, am 18. Juni, während alle Anwesenden unter großer Freude ihm zujubelten und Gott um solcher rühmlichen That willen priesen. Unterdessen wurde die Brücke, welche nahe der Burg des Crescentius**) von der leoninischen Stadt nach dem Eingange zur eigentlichen Stadt führt, bewacht, damit nicht etwa die Wut des Volkes die Festfreude störe. Nach Beendigung der Feier verließ der Kaiser, die Krone auf dem Haupte und auf reich geschmücktem Rosse sitzend, während alle übrigen ihm zu Fuß folgten, die Stadt durch dasselbe Thor, durch welches er seinen Einzug gehalten hatte, und kehrte in sein Zeltlager zurück, welches nahe der Stadtmauer aufgeschlagen worden war. Der römische Bischof aber blieb in seinem Palaste, welcher neben der Kirche liegt, zurück.

Unterdessen versammelte sich das römische Volk mit seinen Senatoren auf dem Kapitol. Als hierher das Gerücht gelangte, daß der Kaiser ohne ihre Zustimmung die Krone des Reiches empfangen habe, entbrannten sie in wilder Wut, stürmten in hellem Haufen über die Tiberbrücke bis zur Kirche des heiligen Petrus und scheuten sich nicht, einige von den Kriegsknechten, welche zurückgeblieben waren, in dem Heiligtume selbst zu töten. Lautes Geschrei erhob sich. Sobald der Kaiser dies vernahm, befahl er den Rittern, die sich von der großen Hitze und von der Ermattung des Durstes und der Anstrengung zu erholen gedachten, sich zu rüsten. Die Furcht, daß das rasende Volk über den römischen Bischof und seine Kardinäle hergefallen sei, trieb ihn zu größerer Eile. Der Kampf loderte empor, hier bei der Burg des Crescentius mit den Römern, dort bei der Piscina***) mit den Transtiberinern. Bald trieben die Feinde die angreifenden Deutschen auf das Lager zurück, bald drängten diese wieder die Römer nach der Brücke zu. Es gereichte den Unsern zur Hilfe, daß sie nicht von der Burg des Crescentius aus durch Steinwürfe und Pfeile verwundet wurden. Die Weiber nämlich, welche dem Kampfe zuschauten, baten, daß die Besatzung der Burg nicht um der Verwegenheit des thörichten Volkes willen auf solche Weise der trefflich geordneten Blüte der Ritterschaft Wunden zufüge. Schon war lange Zeit

*) Die unterirdische Gruft. **) Engelsburg.
***) Bei dem j. S. Benedetto in Piscinula.

hindurch mit wechselndem Erfolge gestritten worden, als endlich die Römer, dem Ansturme der Unsrigen erliegend, sich zur Flucht wandten. Da konnte man die Unsrigen sehen, wie sie reckenhaft und kühn die Römer niedermähten, als wollten sie sagen: ‚Hier, o Rom, nimm deutsches Eisen für arabisches Gold, dies der Lohn, den dir dein Herrscher für deine Krone anbietet. So kauft der Franke das Reich. Solche Rechte verleiht dir dein Fürst und solche Eide leistet er dir'. Ungefähr von der zehnten Stunde des Tages bis zur Nacht tobte der Streit. Erschlagen oder im Tiber ertränkt wurden gegen tausend Römer, gefangen genommen ungefähr zweihundert, verwundet unzählige, alle anderen wurden in die Flucht getrieben. Von den Unsrigen aber — wunderbar ist es zu sagen — wurde nur einer getötet und fiel nur einer in Gefangenschaft. Der ungewohnte Himmelsstrich und die außergewöhnliche Hitze, welche damals in der Nähe der Stadt herrschte, pflegte den Unsern größere Gefahr zu bringen als der Römer Waffen."

Nach der leoninischen Schlacht traf Arnold von Brescia, welcher das Unglück gehabt hatte, in Friedrichs Hand zu fallen, sein Schicksal. Er wurde dem Stadtpräfekten übergeben und von diesem als Rebell verurteilt. Der Unglückliche starb auf dem Scheiterhaufen, wo man ihn an einem Pfahl erst erwürgte und dann verbrannte. Seine Asche aber warf man in den Tiber, damit dem Volke, welches voll Begeisterung an ihm gehangen hatte, keine Reliquie bleibe. So hatten Kaisertum und Papsttum über den Widerstand der Stadt Rom gesiegt. Ihr Bündnis hatte dem König die Kaiserkrone eingetragen und den Papst in seine aufrührerische Hauptstadt zurückgeführt. Als Retter und Beschützer des Oberhauptes der christlichen Kirche mochte der hochstrebende Herrscher die Kraft in sich fühlen, die kaiserliche Gewalt eines Karl oder Otto, der größten seiner Vorgänger, wieder zu erringen, aber er bedachte nicht, daß nach Gregors Reformen der Papst aus der Stellung eines Weltherrschers nicht wieder in die eines Hohenpriesters hinabsteigen könne und daß das tief gebeugte Papsttum nur darauf sinne, einen Bundesgenossen sich zu werben, um von neuem den Kampf mit der kaiserlichen Gewalt zu beginnen.

Auch in Deutschland erhob sich das Kaisertum zur alten Höhe. Durch die Vermählung mit Beatrix, der Erbtochter des Grafen Rainald von Burgund, sicherte der Kaiser das halbverlorene Land dem Reiche. Die Schlichtung des Thronstreites, welcher zwischen Knud und Sven in Dänemark entbrannt war, führte ein förmliches Lehnsverhältnis

Dänemarks zu Deutschland herbei und 1157 wurde auch Polen wieder förmlich und feierlich zu einem Lehen des Reichs gemacht. Da auch Herzog Wladislav von Böhmen, den Friedrich um seiner Verdienste willen mit der Königskrone geschmückt hatte, in unmittelbarem Reichsverband blieb, so war der alte Einfluß des Reiches über die Nachbarstaaten vom Belt bis zur Donau von neuem hergestellt. Innerhalb der deutschen Grenzen wahrte der Kaiser den Landfrieden und unterdrückte jeden Friedensbruch des verwilderten Adels mit eiserner Strenge. Kaum fühlte sich aber Friedrich überall diesseits der Alpen als Herr, als er sich auch entschloß, den Widerstand der lombardischen Städte, den er nicht vergessen hatte, zu brechen, und auch in Italien seine volle kaiserliche Macht geltend zu machen. Noch im Jahre 1158 erschien er an der Spitze des zahlreichsten und kriegstüchtigsten Heeres, welches das Mittelalter je gesehen hatte, in der lombardischen Ebene und zwang die Städte zur Unterwerfung. Es genügte aber dem Kaiser nicht, durch die Gewalt seiner Waffen eine vorübergehende Herrschaft zu erzwingen, wie sie die Salier und Lothar ausgeübt hatten: er wollte wirklich Herr und Gebieter hier sein, wie Karl und Otto der Große es gewesen. Darum gedachte er auch den unklaren und schwankenden Rechtsverhältnissen, die sich hier ausgebildet hatten, ein Ende zu machen und durch Aufstellung fester Grundsätze seinen Ansprüchen eine sichere Unterlage zu geben. In den Septembertagen des Jahres 1158 strömte eine zahlreiche, glänzende Menge nach der Ebene von Roncaglia zusammen. Die weltlichen und geistlichen Großen, Abgeordnete der Städte und die berühmtesten Rechtslehrer der Universität Bologna versammelten sich zugleich mit den kaiserlichen Räten, um Rechte und Pflichten zu untersuchen, welche dem Kaiser in Italien zuständen. Auf Grund des damals zu neuer Wirksamkeit erwachenden römischen Rechts wurden dem Kaiser die zahlreichen Rechte und Einkünfte zugesprochen, welche einst die alten Imperatoren Roms inne gehabt hatten, und da der Beschluß in aller Form Rechtens gewonnen schien, so zögerte Friedrich nicht, von seiner kaiserlichen Macht den übermütigen Städten gegenüber Gebrauch zu machen.

Die letzten unglücklichen Kämpfe hatten den Freiheitssinn der Lombarden noch nicht gebrochen. Sie mußten jetzt erkennen, daß, wenn sie sich Friedrichs Forderungen willfährig zeigten, ihre Freiheit dahin sei, und wagten daher im Vertrauen auf ihre festen, der Kriegskunst deutscher Ritterheere fast unbezwinglichen Mauern, auf ihre unerschöpflichen Hilfsquellen und die Streitfertigkeit ihrer zahlreichen, waffengeübten

Bürger den Ansprüchen Friedrichs offnen Widerstand entgegenzusetzen. In dem beginnenden Kampfe sollten sie einen mächtigen Bundesgenossen erhalten, das Papsttum, denn aus dem Zwist über die Hinterlassenschaft der Gräfin Mathilde war ein neuer gefährlicher Kampf zwischen Kaiser und Papst entstanden. Bedroht durch die Entwickelung der kaiserlichen Macht, suchte Papst Hadrian den Bund mit den Republiken des Nordens und der normännisch-sicilischen Monarchie im Süden, um ein Gegengewicht gegen den gemeinschaftlichen übermächtigen Feind zu gewinnen.

Ein blutiger, mit barbarischer Wut geführter Krieg begann zwischen dem Kaiser und den Städten. Endlich gelang es, einen entscheidenden Schlag gegen das Haupt der lombardischen Rebellen zu führen. Im März des Jahres 1162 wurde das trotzige Mailand durch eine furchtbare Hungersnot zur Unterwerfung gezwungen.

Wir schildern die Übergabe der Stadt mit den Worten des kaiserlichen Notars Burchard. Burchard war Augenzeuge der Unterwerfung und Zerstörung der Stadt und berichtete über dies denkwürdige Ereignis in einem Briefe an den Abt Nikolaus von Siegburg. Dieser Brief ist uns in der Kölner Königschronik erhalten. Hier*) heißt es:

„Im Jahre des Herrn 1162 wurde Mailand besiegt und zerstört. Wie dies geschah, soll in Kürze dargelegt werden. Als den Winter hindurch die Straßen gesperrt waren und die Bürger schon hart bedrängt wurden, suchten sie die Fürsten durch schlaue Vorstellungen zu gewinnen, um sie auf irgend welche Weise, als wäre der ganze Handel beigelegt, sicher zu machen und selbst unterdessen aus Brescia oder Piacenza mit vereinten Kräften Lebensmittel herbeizuführen. Da sie jedoch nichts erreichten und der Mut und die Kräfte ihnen ausgingen, so sahen sie sich endlich nach vielen Fristen und sehr vielen Ränken durch Not und Mangel gezwungen, als ihnen auf den Beginn der Fasten**) ein Termin gesetzt worden war, zwei Vorschläge zu machen: sie wollten sich nämlich entweder ohne jede Bedingung unterwerfen oder durch einen Vertrag Gnade erwirken. Der Vertrag aber lautete folgendermaßen: sie sollten den ganzen Graben ausfüllen, die Mauern und alle Türme zerstören, dreihundert Geiseln stellen, welche der Kaiser auswählen würde, und diese sollten drei Jahre lang in Gefangenschaft gehalten werden; ferner sollten sie die Obrigkeit, welche der Kaiser bestellen würde, sei es eine deutsche oder lombardische, annehmen, auf alle Regalien Verzicht leisten, Geld zahlen,

*) Chron. reg. Colon. p. 109. **) Aschermittwoch, den 21. Februar.

auf ihre Kosten dem Kaiser eine Pfalz, wie groß und an welcher Stelle, innerhalb oder außerhalb der Stadt, er es wünsche, erbauen, niemals in Zukunft ohne des Kaisers Erlaubnis einen Graben oder eine Mauer aufführen oder sich mit irgend einer Stadt oder einem Volke verbünden oder verschwören, ferner dreitausend Menschen aus der Stadt verbannen und den Kaiser mit seinem Heere auf so lange, als er es verlange, in die Stadt aufnehmen. Als hierüber Rat gehalten wurde, gab ein großer Teil der Fürsten, der Kölner Erzbischof*) an der Spitze, seine Stimme dahin ab, daß man die Bedingungen nicht annehmen dürfe, weil alsdann erst der Sieg vollständig sei und der Kaiser nach Gutdünken Rache oder Erbarmen üben könne. Einige meinten auch, beides sei für das Reich ehrenvoll. Die Mehrzahl aber, deren Haupt der Graf von Blandrate**) war, riet den angebotenen Vertrag anzunehmen, teils weil die Mailänder mit größerer Bereitwilligkeit darauf einzugehen schienen, teils weil sie ihn nicht erfüllen könnten und der Kaiser alsdann weniger in den Fehler der Milde verfallen würde, wenn er, im Falle daß der Vertrag nicht erfüllt werde, sie mit größerer Härte bestrafe. Endlich stimmten alle, wenn auch widerwillig, dem Vertrage zu, denn man hielt es für so gut als gewiß, daß er nicht eingehalten werden könne, da nicht eher eine Straße für die Herbeiführung von Lebensmitteln freigegeben werden sollte, als bis der Vertrag vollständig oder zum größeren Teil erfüllt worden sei. Nachdem nun mehrere Tage über die Lösung des Eides verstrichen waren, durch welchen die Mailänder sich mit den Bürgern von Brescia und Piacenza verbunden hatten, und die Bürger nun erst die Schwere des Vertrages bedachten und den Ausgang der Dinge überlegten, gerieten sie in dumpfe Verzweiflung, zogen, indem sie auf jeden Vertrag verzichteten, die Unterwerfung auf Gnade und Ungnade vor und nahmen zu dem Erbarmen allein ihre Zuflucht. An den Kalenden, das ist am ersten Tage des Monats März erschienen die Konsuln von Mailand mit andern Edlen, an Zahl gegen zwanzig, vor dem Kaiser, um ohne jeglichen Trug, wie sie ihn bei der ersten Unterwerfung bewiesen hatten, sich samt der Stadt mit Sachen und Personen ohne jede Verzögerung oder Bedingung, knieend, das entblößte Schwert über den Nacken, öffentlich vor dem ganzen Hofe dem Herrn Kaiser zu ergeben und jeden Eid, der ihnen auferlegt würde, für sich und alle übrigen

*) Erzbischof Rainald.

**) Graf Guido von Biandrate, früher Bürger von Mailand, hatte sich auf Friedrichs Seite gestellt.

Mailänder zu leisten. Wiederum kamen am folgenden Sonntage, an welchem passend gesungen wurde: ‚Gedenke deiner Milde, o Herr!‘ mehr als dreihundert der erlesensten Ritter Mailands zusammen mit den Konsuln aus der Stadt, fielen im Angesichte des Kaisers, der auf seinem Throne saß, auf den Boden nieder und flehten mit ebenso schönen als beweglichen Worten um sein Erbarmen allein. Sie überreichten die Schlüssel der Stadt und lieferten die Hauptfahnen aller Thore und Scharen, an Zahl sechsunddreißig, aus und schwuren denselben Eid, den die Konsuln geleistet hatten. Hierauf erschien am Dienstag alles Volk mit dem Carroccio*), welcher bei uns Standart genannt wird, und mit der übrigen Schar der Ritter und führte mit sich die Feldzeichen aller Stadtviertel, an Zahl hundert und einige mehr. In Scharen geordnet, zogen sie in Neu-Lodi ein. Die Bewohner von drei Quartieren schritten dem Fahnenwagen voraus, die übrige Menge folgte bis zur Pfalz des Kaisers. Als die Bürger ihn hoch erhaben auf seinem Throne erblickten, ließen die Trompeter, welche auf dem Fahnenwagen standen, noch einmal mit Macht ihre ehernen Posaunen erschallen. Es war der Grabgesang ihres Hochmuts, der jetzt erstarb und bestattet ward. Sobald die Töne verklungen waren, wurden die Posaunen dem Kaiser übergeben. Darauf traten die Vorsteher der einzelnen Stadtviertel an den Kaiser heran, bekannten ihre Schuld und legten ihre Fahnen der Reihe nach von der ersten bis zur letzten nieder. Noch stand der Fahnenwagen, bewehrt mit starken Eichenbohlen und zur Verteidigung wohl ausgerüstet und mit Eisen auf das Stärkste beschlagen. In seiner Mitte erhob sich ein schlanker Mastbaum, von unten bis zur Spitze mit Eisen, mit Riemen und Stricken auf das Festeste umwunden. Auf der Spitze ragte ein Kreuz, an dessen vorderer Seite der heilige Ambrosius abgebildet war, wie er gerade ausblickend den Segen erteilte, in der Richtung, wohin der Wagen gelenkt wurde. Schon waren alle Ehrenzeichen der Mailänder abgelegt worden, als zuletzt der Fahnenwagen herankam, um sein Haupt zu neigen. Seine Lenker senkten kunstvoll den ganzen künstlichen Bau und jenen Mastbaum bis zur Erde, so daß wir, die neben dem Throne des Herrn Kaisers standen, den Zusammensturz des Wagens befürchteten und von Schrecken erfüllt wurden, aber der niedergesenkte Stamm fiel nicht und richtete sich nicht wieder auf, bis der Kaiser die Fahne von der Spitze lösen und den Wagen wieder

*) Der Fahnenwagen.

aufrichten und als einen besiegten dastehen ließ. Da fielen Krieger und Volk einmütig auf ihr Antlitz und flehten unter Thränen um Gnade. Hierauf sprach ein Konsul in beweglicher Rede, und als er geendet hatte, fiel nochmals die ganze Menge auf die Kniee nieder, erhob die Kreuze, die sie trug, und bat um des Kreuzes willen unter lautem Wehklagen um Erbarmen. Wer dies hörte, wurde heftig erschüttert und zu Thränen gerührt. Nur des Kaisers Antlitz blieb unbewegt. Zum dritten Male trat jetzt der Graf von Blandrate als Fürsprecher für seine ehemaligen Freunde auf und bewegte alle zu Thränen, indem er selbst das Kreuz emporhielt, während sich die ganze Menge zugleich mit demütiger Bitte niederwarf. Aber auch jetzt noch blieb allein des Kaisers Antlitz fest wie ein Stein. Darnach wurde von dem Erzbischof von Köln die einfache Formel der Unterwerfung abgefaßt und von den Bürgern mit unumwundenem Bekenntnis beantwortet. Hierauf erwiderte ihnen der Kaiser auf ihr Flehen, was ihm ziemte, und versprach nach reiflicher Überlegung Gnade walten zu lassen und hieß sie alle jetzt gehen und am folgenden Tage wieder vor seinem Angesicht erscheinen. Jene aber warfen in der Hoffnung auf Erbarmen die Kreuze, welche sie in den Händen führten, durch das Fenster in die Kemenate der Kaiserin, da sie keinen Zutritt vor ihr Angesicht fanden. Als nun die Bürger am anderen Tage sich wieder unter Wehklagen einstellten, gab ihnen der Kaiser zur Antwort, er wolle den Anfang der Gnade und den Anfang des Gerichts machen, und erklärte, wenn er der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen wollte, so müßten sie alle ihr Leben verlieren, aber es sei jetzt Zeit, der Gnade Raum zu geben. Jene räumten ein, daß solches nach den Gesetzen wahr sei, baten aber, daß in Hinblick auf die göttliche Barmherzigkeit das Letztere eintrete. Der Kaiser erteilte hierauf den Befehl, daß alle Konsuln und gewesenen Konsuln, alle Häupter und Ritter, alle Rechtskundigen und Richter in Gewahrsam gehalten, das Volk aber als weniger schuldig nur nach Ablegung eines Eides in die Stadt zurückgeschickt werde. Darnach entsandte er Beamte in die Stadt, welche allen, die das zwölfte Lebensjahr erreicht oder überschritten hatten, den Treueid abverlangen sollten; was denn auch geschah. Er befahl die einzelnen Thore der Stadt und den Graben und die Mauer um die Thore niederzulegen, damit bei jedem Thore die einzelnen Heeresabteilungen in breiter Front und in gleichem Schritt einziehen könnten; und also ist es auch geschehen. Und wiewohl von zweitausend Burgen ihnen nur vier geblieben waren, mußten sie auch diese noch übergeben, und dies nach dem Spruche

des Gerichts. So ließ sich denn der Herr Kaiser, nachdem er Mailand besiegt hatte, vom Erbarmen überwinden, und damit durch die Gemeinschaft mit den Geächteten keine Sünde begangen werde und er der Barmherzigkeit genugthue, löste er die Mailänder von der Acht des Reiches. Hierauf wurden die Mauern der Stadt und die Gräben und Türme allmählich niedergerissen und so die ganze Stadt von Tag zu Tag mehr und mehr dem Verfalle und der Verwüstung preisgegeben'*). Den Bürgern von Mailand wurde aber der Befehl erteilt, daß sie sich sämtlich auf die Dörfer und in ihre Landhäuser zurückbegeben und als Landleute den Acker bebauen sollten. In der Stadt selbst zu wohnen ward keinem verstattet.

Am Osterfeste**) schmückte sich der Kaiser zu Pavia mit der Krone und hielt hier zu großer Freude aller feierlich und mit Glanz inmitten aller Fürsten, Markgrafen, Grafen, Barone, Hauptleute und Konsuln Lombardiens Hof. Sie alle ließ er in seiner Gegenwart auf königliche Kosten festlich bewirten. Am zweiten Ostertage schwuren die Pisaner dem Kaiser Treue und versprachen ihm, einen Feldzug nach Apulien, Kalabrien, Sizilien, Sardinien, Korsika und wider Konstantinopel zu unternehmen. Der Kaiser gab ihnen hierzu seine Fahne. Am dritten Tage schwuren die Bürger von Brescia dem Kaiser einen ähnlichen Eid. Acht Tage nach Ostern wurde in der Stadt Turin ein feierlicher Reichstag abgehalten, und so beugte sich ganz Lombardien, Tuskien und die Romagna dem Winke des Kaisers."

Es war für Friedrich ein Tag des Triumphes, als unter seinen Augen die entfesselte Wut der Feinde Mailands sich über die unglückliche Stadt ergoß und ihre starken Mauern und glänzenden Paläste dem Erdboden gleich machte. Er konnte daran denken, auf demselben Boden, auf welchem die bürgerliche Freiheit erwachsen war, eine Monarchie zu errichten, wie sie diesseits und jenseits der Alpen noch nicht gesehen worden war, denn die ihm feindlichen Städte waren unterworfen und eine mächtige Partei unter den Lombarden hielt zu ihm. Aber weiter noch als zur Aufrichtung der alten Kaisermacht in Italien schweiften seine Gedanken zu dieser Zeit des überströmenden Glückes. Die Wiederaufrichtung des römischen Reiches war sein Ziel. Das Meer sollte seiner Herrschaft keine Grenze mehr setzen. Die Inseln Sardinien und Korsika

---

*) Bis hierher reicht der Brief Burchards; das folgende schreibt der Verfasser der Chronik. **) Am 8. April 1162.

dachte er wieder fester dem Reiche zu verbinden, ja es beschäftigte ihn der Plan, die balearischen Inseln den Ungläubigen zu entreißen und selbst dem Kaiserreiche von Konstantinopel, welches ihm bereits in unverhohlener Feindschaft begegnete, und den Sarazenen des Orients seine Macht zu zeigen, als der von neuem ausbrechende Kampf mit dem in seinen Ansprüchen auf die Weltherrschaft bedrohten Papsttum seine ganze Kraft in Anspruch nahm und seine Aufmerksamkeit von den fernen Ländern auf das eigene Reich ablenkte. Noch vor Crema, dessen Zerstörung dem Sturze Mailands vorausging, hatte der Kaiser die Kunde von dem Tode Hadrians IV. erhalten. Das Kollegium der Kardinäle zerfiel in zwei Parteien, eine päpstliche und eine kaiserliche, und da es seine Stimmen nicht vereinigen konnte, so kam es zu einem neuen Schisma. Die Kaiserlichen wählten Viktor IV., die Gegner Alexander III., denselben, der einst als Kardinal Robert Bandinelli auf dem Reichstage zu Besançon dem Kaiser das stolze Wort entgegengeschleudert hatte: ‚von wem habe denn der Kaiser seine Würde, wenn nicht vom Papste?‘ Mit Alexander III. brach eine neue Zeit für das Papsttum herein, ein frischerer, kräftigerer Hauch ging durch die matt gewordene Hierarchie und an Stelle jener schwärmerischen und asketischen Kirchlichkeit, wie sie im zweiten Kreuzzuge hervortritt, zeigte sich jetzt ein Geist voll kühner Entschlossenheit und thatenlustiger Kraft, der mit dem Geiste eines Hildebrand und seines Zeitalters einen Zug innerer Verwandtschaft gemein hat. Wohl mußte Alexander III., nachdem er das Anathem über Friedrich ausgesprochen hatte, vor Viktor IV. in Frankeich eine Zuflucht suchen, aber sein Einfluß wuchs stätig. Er wußte in Oberitalien das Nationalgefühl gegen die deutschen Bedränger wach zu rufen und dem Widerstand der Lombarden neue Kraft zu verleihen und verstand es, das normännische Reich in dauernder Feindseligkeit zu erhalten und sich des Beistandes Frankreichs und Ungarns zu versichern. Die klare Erkenntnis, daß die imponierende Macht Friedrichs nicht auf allzusichrem Grunde stehe, daß das deutsche Reich in seinem Aufschwunge zahlreiche und mächtige Gegner habe, die schon zu einem Bündnisse entschlossen seien, endlich daß ein Kampf zwischen Papst und Kaiser trotz der gewaltigen Macht des Staufers in dem seit Heinrichs IV. Zeit in seinen Grundlagen gelockerten Reiche einen der Königsgewalt verderblichen Bürgerkrieg heraufbeschwören müsse, stärkte Alexanders Hoffnung auf Sieg und ließ ihn selbst in der größten Not nicht verzagen.

Dazu traf Friedrich ein schweres Mißgeschick. Seine Scharen hatten

sich über den Kirchenstaat ergossen, hatten unter den kriegerischen Erzbischöfen Rainald von Köln und Christian von Mainz den Widerstand der Römer gebrochen, die heilige Stadt eingenommen, den aus der Verbannung heimgekehrten Alexander zu neuer Flucht gezwungen und Viktors IV. Nachfolger Paschalis III. in die durch Kampf und Mord entweihte Peterskirche eingeführt. Da brach eine furchtbare Seuche im deutschen Lager aus, mitten in den glänzenden Erfolgen erschien der Würgengel des Fiebers und raffte die Blüte des unbesiegten Heeres dahin. Seine besten Helden sah der Kaiser in wenigen Tagen sterben: Rainald von Köln, Gottfried von Speier, Eberhard von Regensburg, die Grafen von Nassau, von Lippe, Herzog Friedrich von Rothenburg, viele Bischöfe und Herren. Grauen kam über das zusammenschmelzende Heer: schien es doch, als werde es von der Hand Gottes getroffen für die Verwüstung der heiligen Stadt, die Zerstörung und Entweihung der Kirchen. Mit einem kleinen Häuflein todesmatter Krieger, die allein von seinem stolzen Heere übrig geblieben waren, stahl sich Friedrich im August 1167 durch die zu neuem Aufruhr sich erhebenden Lombarden nach der Heimat zurück. Hinter ihm aber schlug die lang verhaltene Glut der Empörung zu hellen Flammen empor und schlossen sich die oberitalienischen Städte, deren Hader dem Kaiser einst den Weg zu ihrer Besiegung ebnete, zu einer festen Bundesverfassung zusammen.

Der schwere Schlag, der Friedrich inmitten seiner Siegeslaufbahn getroffen, hatte seine Kraft wohl gebeugt, aber nicht gebrochen. Nach Deutschland zurückgekehrt, ergriff er sogleich mit der alten Thatkraft und Überlegenheit die Leitung der deutschen Reichsgeschäfte, die jetzt gerade einer starken Hand bedurften.

Seitdem Heinrich von Sachsen wieder in den Besitz des Herzogtums Bayern gesetzt worden war, hatte er, von rücksichtsloser Herrschsucht beseelt, danach gestrebt, in Sachsen die herzogliche Gewalt in einem Umfange, wie sie die Billinger nie gekannt und Herzog Lothar wohl angestrebt, aber nicht erreicht hatte, wieder herzustellen und seiner Macht in den Slavenländern ein weites Gebiet zu erobern. Kaiser Friedrich hatte Heinrich dem Löwen freie Hand gelassen, denn es lag ihm fern, dem Emporwachsen mächtiger Fürstentümer in Deutschland eine Schranke zu setzen. Ihm genügte es, während er in Italien seinen hochfliegenden Plänen nachging, daß sein Ansehen jenseits der Alpen unumschränkte Anerkennung fand und den Landfrieden wahrte. Während aber der ehrgeizige Welfe eine geradezu souveräne Macht in dem nördlichen seiner Herzogtümer errang, entstand eine ge-

heime Gärung gegen ihn, welche, durch sein gewaltthätiges Auftreten gesteigert, zu einem offenen Ausbruch führte. Schon längst hatte die gegen seine Übermacht sich regende Mißstimmung in kleinen Reibungen und in versteckten Feindseligkeiten sich Luft gemacht. Endlich wurde zu Anfang des November 1166, zur selben Zeit, da der Kaiser an der Spitze eines großen Heeres gegen Rom zog, ein Hader zwischen dem Herzog und seinem alten Gegner, dem Markgrafen Albrecht dem Bären, die Veranlassung zu einer allgemeinen Erhebung, an deren Spitze Albrecht der Bär, der Landgraf Ludwig von Thüringen und die Erzbischöfe Wichmann von Magdeburg und Hartwich von Bremen standen. Ein wilder, verwüstender Krieg begann, der, von beiden Seiten mit der äußersten Erbitterung und Leidenschaft geführt, dem Lande tiefe Wunden schlug. Friedrich benutzte diese Gelegenheit nicht, sich des übermächtigen Vasallen mit Hilfe seiner Gegner zu entledigen. Er gebot Frieden und schlichtete die Fehde.

So standen die naheverwandten Herrscher Friedrich und Heinrich neben einander in festem Bündnis. Während der eine über das Vasallitätsverhältnis hinaus sich zu königlicher Gewalt erhob und thatkräftig die Aufgabe verfolgte, Christentum und deutsches Wesen jenseits der Elbe auszubreiten, eine Aufgabe, die früher die Kaiser selbst erfüllt hatten, kämpfte der andere für die Wiederherstellung des römischen Reiches.

Noch herrschte Frieden zwischen dem Welfen und dem Waiblinger. Wer aber bürgte dafür, daß er Bestand haben würde?

3. Das Vordringen der Deutschen nach dem Osten.

Während Friedrich I. die Welt mit dem Ruhme seiner Thaten erfüllte und die alte Kaiserherrlichkeit auf den blutgetränkten Schlachtfeldern Italiens wieder erstehen ließ, drangen im Norden des Reiches Tausende von fleißigen deutschen Kolonisten über die Elbe vor, um die weitausgedehnten fruchtbaren Gebiete jenseits des Flusses bis zur Oder hin in Besitz zu nehmen. Was unter Otto dem Großen Hermann Billing und der Markgraf Gero begonnen hatten, sollte jetzt unter Heinrich dem Löwen und Albrecht dem Bären vollendet werden.

Seit dem großen Wendenaufstande, der unter Ottos II. Regierung die deutsche Herrschaft jenseits der Elbe schwer erschüttert hatte, waren die deutschen Könige, wie Heinrich II., Konrad II. und sein großer Sohn

Heinrich III., und die sächsischen Fürsten, deren Hut die Grenze des Reiches anvertraut war, ununterbrochen bemüht gewesen, das verlorene Gebiet wieder zu gewinnen und die deutsche Oberherrlichkeit wieder aufzurichten. Die Erfolge, welche man errang, waren jedoch nur gering gewesen. Zwar wurde die größte Gefahr, welche durch die Erhebung Polens den deutschen Ostmarken erwuchs, durch den Tod des Begründers der polnischen Macht, des Herzogs Boleslav Chrobry, abgewendet und konnten die an diesen Herrscher verlorenen Gebietsteile wieder von den Deutschen besetzt werden, auch gelang es, die Wagrier, Abodriten und Liutizen in Abhängigkeit zu erhalten, aber es war unmöglich, das überall von neuem emporwuchernde Heidentum zu unterdrücken und dem Christentume zum Siege zu verhelfen, und ehe man dies nicht erreicht hatte, war an ein stetiges und sicheres Vordringen der Deutschen in die zur Zeit der Völkerwanderung verlorenen östlichen Länder nicht zu denken. Da sollte ein slavischer Fürst, Godschalk, der Herr der Abodriten, den Anstoß zu neuer Missionsthätigkeit geben. Wir entlehnen den Bericht über Godschalks Bekehrung und seine Bestrebungen der Slavenchronik des Priesters Helmold, aus welcher wir unsre Kenntnis von den Wendenkriegen und von der Unterwerfung des slavischen Landes vor allem schöpfen.

Helmold ist vermutlich in Holstein geboren und hat seine gelehrte Bildung in Braunschweig erhalten. Hier legte er den Grund zu einem umfassenden Wissen und erwarb sich einen gewandten Stil. Nach Holstein zurückgekehrt, traf er in dem Chorherrenstift von Neumünster mit dem Glaubensboten Vicelin zusammen und ward Zeuge von der eifrigen Thätigkeit des wackeren Mannes. Später zog er im Winter 1155 auf 1156 mit Gerold, dem nachmaligen Bischofe von Oldenburg, der wohl in Braunschweig sein Lehrer gewesen war, zur Bekehrung des Pribislav aus. Als Priester zu Bosau am Plöner See ist er noch vor 1180 aus dem Leben geschieden. In der Pfarre zu Bosau schrieb er seine Wendenchronik in zwei an Wert und Umfang sehr verschiedenen Büchern nieder. Wohl war er zum Teil weit entfernt von den Schauplätzen, auf denen sich die Geschichte seiner Zeit abspielte, auch kam er nicht mit solchen Männern in Berührung, die an der Geschichte jener Zeit thätigen Anteil nahmen, doch trugen ihm Vicelin und vor allem der viel erfahrene Gerold reichen Stoff zu, und er wußte denselben in trefflicher Anordnung und, wo ihm seine Vorliebe für das Bistum Oldenburg-Lübeck nicht den Blick trübte, mit dem redlichen Streben nach Wahrhaftigkeit zu bearbeiten. Sobald der Tod den Mund Gerolds schloß, verliert auch Helmolds Erzählung an Bedeutung. Das

zweite Buch seiner Chronik, welches er ohne diesen Berichterstatter abfassen mußte, kann sich daher an Reichtum des Inhalts mit dem ersten nicht messen. Neben diesen Gewährsmännern schöpfte Helmold aus einer lebendigen mündlichen Tradition. Vieles hatte er auch selbst mit erlebt. Doch auch schriftliche Quellen wurden von ihm benutzt, so Adam von Bremen, Ekkehard von Aura, die Annalen des Klosters von Disibodenberg u. a. Was Helmold schreiben wollte, war nach seinen eigenen Worten eine Geschichte der Bekehrung des slavischen Volkes sowie derjenigen, die sich um dieselbe besonders verdient gemacht haben, und diese Aufgabe hat er in einem solchen Maße gelöst, daß alle Darstellungen der Wendenkriege, der Bekehrung und Germanisierung der Wenden noch heute auf ihm beruhen müssen.

Über den Abodritenfürsten Godschalk erzählt Helmold*) folgendes:

„In jenen Tagen herrschten Ruhe und Frieden im Slavenlande, weil Konrad, welcher Heinrich dem Heiligen im Reiche gefolgt war, die Wenden in zahlreichen Kriegen aufgerieben hatte. Doch nahm der christliche Glaube und der Dienst des Herrn wenig zu, da die Habsucht des Herzogs**) und der Sachsen, welche alles an sich rissen und den Kirchen und Priestern nichts übrig lassen wollten, hindernd in den Weg trat. Die Fürsten der Slaven waren Anadrag, Gneus, und der dritte hieß Udo***), ein schlechter Christ, der denn auch wegen seiner Grausamkeit von einem sächsischen Überläufer unvermutet überfallen und erschlagen wurde. Sein Sohn, Godschalk mit Namen, wurde zu Lunenburg†) in den Wissenschaften unterrichtet. Als er aber die Kunde von seines Vaters Tode empfing, warf er den Glauben samt der Wissenschaft bei Seite, ging über den Fluß††) hinüber und kehrte zum Volke der Wenden zurück†††). Hier sammelte er eine Schar Räuber um sich, verheerte, um Rache für seinen Vater zu nehmen, das ganze Land der Nordalbinger und richtete unter dem christlichen Volke ein solches Blutbad an, daß seine Grausamkeit jedes Maß überschritt. Nichts entging im Lande der Holsaten und Stormaren oder der Thetmarsen*†) seinen Händen außer den

*) Helmoldi Chronica Slavorum I. c. 19—22. M.G. SS. XXI. p. 25. Gesch. d. d. Vorzeit Heft 19.

**) Herzog Bernhard von Sachsen.

***) So lautete der deutsche Name des Pribinjew.

†) Zu Lüneburg im Michaeliskloster. ††) Die Elbe.

†††) Bis hierher aus Adam von Bremen II. 64 und 69 geschöpft, doch gestattet sich Helmold einige Abänderungen. *†) Ditmarschen.

bekannten Burgen Echeho und Bokeldeburg*), wohin sich einige Bewaffnete mit Weib und Kind und mit der Habe, welche von der Plünderung übrig geblieben war, geflüchtet hatten. Als nun eines Tages der Fürst Godschalk nach Räuberart durch Wald und Feld ritt und das Land, welches einst voll von Menschen und Kirchen war, verödet und wüste sah, da entsetzte er sich über das Werk seiner Grausamkeit, und von tiefem Schmerz ergriffen, entschloß er sich endlich, von seinem frevelhaften Treiben zu lassen. Er trennte sich daher auf geringe Zeit von seinen Genossen unter dem Vorwande, einen geheimen Anschlag auszuführen, und kam plötzlich auf einen Sachsen zu, der sich zum Christentume bekannte. Als dieser den Bewaffneten aus der Ferne auf sich zukommen sah, ergriff er die Flucht, aber mit lautem Rufe bat jener, daß er stehen bleibe, und schwur ihm zu, er werde ihm keinen Schaden zufügen. Sobald nun der furchtsame Mann Zutrauen faßte und Halt machte, fragte ihn Godschalk, wer er wäre, und was er Neues wisse. Jener gab zur Antwort: „Ich bin ein armer Mann und von Herkunft ein Holsate. Neues hören wir täglich, aber nur schlimme Kunde, weil jener Fürst der Slaven, Godschalk, viel Unglück über unser Volk und unser Land bringt und weil seine Grausamkeit begehrt, sich in unserm Blute zu sättigen. Wahrlich es wäre an der Zeit, daß Gott als Rächer auferstände und für unsere Unbill Rechenschaft forderte!“ Da sagte Godschalk: ‚Du erhebst schwere Anschuldigung gegen jenen Mann, den Fürsten der Slaven, und doch hat er in der That nur seines Vaters Ermordung glänzend rächen wollen und deshalb viel Ungemach über euer Volk und Land gebracht. Ich bin jener Mann, von dem wir sprechen, und bin gekommen, mit dir zu reden, denn ich empfinde Schmerz darüber, daß ich gegen den Herrn und die Anhänger Christi so schweres Unrecht verübt habe, und es ist mein heißester Wunsch, mich mit denen auszusöhnen, denen ich, ich bekenne es, ungerechter Weise so viel Leid zufügte. So höre denn auf meine Worte, kehre zurück zu deinem Volke und sage den Deinen, sie möchten an einen bestimmten Ort vertraute Männer senden, die mit mir im Geheimen über einen Frieden und den Abschluß eines Bündnisses verhandeln sollen. Ist dies geschehen, so will ich die ganze Räuberschar, an welche ich mehr durch die Not als durch meinen freien Willen gebunden bin, in ihre Hände geben.‘ Also sprach er und bestimmte Zeit und Ort für die Zusammenkunft. Als nun der Holsate in die Burg

*) Itzehoe und Bökelnburg.

kam, in welcher die noch übrig gebliebenen Sachsen in großer Furcht Rettung gesucht hatten, überbrachte er den Anführern sogleich jene heimliche Botschaft und redete ihnen auf alle Weisen zu, Männer an den zur Unterredung bestimmten Ort zu entsenden. Aber jene achteten seiner Worte nicht, denn sie meinten, der Slave sinne auf eine List und wolle sie in einen Hinterhalt locken.

Einige Tage nachher wurde der Fürst von dem Herzog gefangen genommen und wie der Führer einer Räuberschar in Ketten geworfen. Da jedoch der Herzog ihn für einen wackeren und kriegserfahrenen Mann hielt und meinte, daß er ihm nützlich sein könne, so schloß er mit ihm ein Bündnis und entließ ihn reichbeschenkt seiner Haft. Jener aber begab sich zu Kanut, dem Könige der Dänen, und blieb bei ihm viele Tage und Jahre und erwarb sich in vielen Kämpfen im Lande der Nordmannen und Angelsachsen den Ruhm der Tapferkeit. Darum ward er auch mit der Hand einer Königstochter*) geehrt.

Nach dem Tode König Kanuts**) kehrte Godschalk in das Land seiner Väter heim. Da er sein Erbe im Besitze einiger Machthaber fand, entschloß er sich zum Schwerte zu greifen. Der Sieg war mit ihm und so gewann er Land und Herrschaft vollständig wieder. Sogleich aber war er darauf bedacht, Ruhm und Ehre vor dem Herrn zu erwerben, und bemühte sich, die Slavenvölker, welche das einst angenommene Christentum schon wieder vergessen hatten, der Gnade des Glaubens von neuem teilhaftig zu machen und sie zur Sorge für die Kirche aufzurufen. Und das Werk Gottes gedieh also in seiner Hand, daß eine unzählige Menge Heiden herbeiströmte, die Gnade der Taufe zu empfangen. Von neuem erhoben sich die einst zerstörten Kirchen durch das ganze Land der Wagrier, der Polabinger und Abodriten aus ihren Trümmern, und bald sandte man in alle Länder nach Priestern und Dienern des göttlichen Wortes, um die unwissenden Gemüter der Heiden mit der Lehre des Glaubens zu erfüllen. Es frohlockten darum die Gläubigen über die fröhlich aufsprießende junge Saat, und es kam dahin, daß die Länder voll von Kirchen, die Kirchen aber voll von Priestern waren. Aber auch die Chizziner und Circipaner und alle an der Panis wohnenden Völker nahmen das segensreiche Christentum an. Die Panis***) ist aber der Fluß, an dessen Mündung die Stadt Dimine

*) Siritha, König Svens Tochter. **) Kanut oder Knud starb im Jahre 1035. ***) Die Peene. Dimine ist das h. Demmin.

liegt. Bis dahin erstreckt sich auch die Grenze des Aldenburger Sprengels*). So hielten denn alle Slavenvölker, welche der Sorge der Aldenburgischen Kirche anvertraut waren, so lange Godschalk lebte, mit frommer Demut am Christentume fest. Es soll aber auch dieser fromme Mann von solcher Liebe zum göttlichen Glauben entbrannt gewesen sein, daß er häufig selbst in der Kirche sich mit erbaulichen Worten an die Gemeinde wendete, um das, was von den Bischöfen oder Priestern in bildlicher Weise dunkel gesagt worden war, in slavischer Sprache zu erklären. Ohne Zweifel hat nie jemand im Slavenlande eine größere Macht in seinen Händen gehabt und ist niemand so eifrig für den christlichen Glauben eingetreten als Godschalk. Denn er hätte, wenn ihm ein längeres Leben beschert gewesen wäre, nach seiner Absicht alle Heiden zur Annahme des Christentums bewogen. Hatte er doch schon den dritten Teil von denen bekehrt, welche in früherer Zeit unter seinem Großvater Mistuwoi**) in das Heidentum zurückgefallen waren. Damals entstanden auch in den einzelnen Städten Stifter, in welchen heilige Männer nach kanonischer Regel lebten, wie auch Mönchs- und Nonnenklöster. Es bezeugen dies die, welche sie in Lubeke, Aldenburg, Racesburg, Leontium***) und anderen Städten gesehen haben. In Mikilinburg aber, der berühmten Stadt der Abodriten, soll es solcher Vereinigungen, welche dem Dienste Gottes gewidmet sind, drei gegeben haben.

In jenen Tagen entstand eine große Bewegung im östlichen Slavenlande, weil hier die Völker im Bürgerkriege gegen einander die Waffen ergriffen. Die Liutizen oder Wilzen zerfallen nämlich in vier Völker, von denen die Chizziner und Circipaner†) ihre Sitze jenseits der Panis, die Redarier und Tholenser††) diesseits des Flusses, wie bekannt, haben. Unter diesen brach nun ein heftiger Zwist über die Macht und Herrschaft aus, weil die Redarier und Tholenser wegen ihrer altberühmten Stadt und wegen jenes hochberühmten Heiligtums, in welchem das Bild des Radigast zu sehen ist, herrschen wollten und besonderes Ansehen und Ehre für sich deshalb in Anspruch nahmen, weil sie von allen slavischen Völkern wegen der Orakel und der Darbringung der jährlichen Opfer aufgesucht wurden. Dagegen weigerten sich die Circipaner und Chizziner,

*) Hier tritt Helmolds Streben, Oldenburg-Lübecks Größe und Ruhm auf Kosten Hamburgs zu verherrlichen, recht deutlich zu Tage. Die Peene war die Grenze des Hamburger Sprengels. **) Über Mistuwoi vgl. S. 322.

***) Lübeck, Oldenburg, Ratzeburg, Lenzen. †) Vergleiche S. 254.

††) Über die Redarier oder Retharier und Tholenser oder Tolensaner S. 254.

Knechte zu werden, und entschlossen sich, ihre Freiheit mit den Waffen zu verteidigen. Als nun der Hader allmählich an Stärke zunahm, schritt man endlich zum Kampfe, in welchem nach erbitterten Schlachten die Redarier und Tholenser überwunden wurden. Zum zweiten und dritten Male wurde der Krieg von neuem begonnen, doch in gleicher Weise unterlagen sie, und nachdem auf beiden Seiten viele Tausende von Menschen erschlagen worden waren, blieben die Circipaner und Chizziner, welche zum Kriege gezwungen worden waren, Sieger. Die Redarier und Tholenser aber, welche um des Ruhmes willen gestritten hatten, riefen, durch die Schmach ihrer Niederlage tief gebeugt, den tapfren Dänenkönig*) und den Sachsenherzog Bernhard und auch den Abodritenfürsten Godschalk mit ihren Heeren zu Hilfe und unterhielten die gewaltige Volksmenge sechs Wochen lang auf eigne Kosten. Heftiger entbrannte nun der Kampf gegen die Circipaner und die Chizziner. Als diese nun von einem so gewaltigen Heere bedrängt wurden, ermattete ihnen die Kraft zum Widerstande, eine große Anzahl von ihnen ward getötet und viele in Gefangenschaft geschleppt. Zuletzt erkauften sie sich um fünfzehntausend Mark den Frieden. Die Fürsten teilten das Geld unter sich. Der christlichen Lehre thaten sie keine Erwähnung, auch gaben sie nicht Gott die Ehre, welcher ihnen im Kampfe den Sieg verliehen hatte. Darin läßt sich so recht die unersättliche Habgier der Sachsen erkennen, die, obgleich sie sich vor den übrigen den Slaven benachbarten Völkern durch die Macht ihrer Waffen und durch ihre Kriegserfahrung auszeichnen, mehr dazu geneigt sind, Tribute zu erheben als dem Herrn Seelen zu gewinnen, denn schon längst wäre das Christentum durch die eifrige Thätigkeit der Priester im Slavenlande zu Ansehen gediehen, wenn nicht die Habgier der Sachsen im Wege gestanden hätte. Darum soll denn auch gerühmt und mit jedem Lobe jener würdige Godschalk gepriesen werden, der, wiewohl dem Barbarenvolke entsprossen, das Geschenk des Glaubens und die Gnade der Frömmigkeit mit voller Hingebung und Liebe seinem Volke wieder zurückgab, und Tadel werde den Großen der Sachsen zu teil, welche, christlichen Vorfahren entsprossen und im Schoße der heiligen Mutter Kirche erzogen, jederzeit unfruchtbar und unthätig am Werke Gottes erfunden worden sind ...

Frieden und Sicherheit herrschten im ganzen Lande, weil der tapfre Kaiser Heinrich Ungarn, Böhmen und Slaven und alle benachbarten

*) König Sven.

Reiche mit mächtiger Hand in Zügel hielt. Als er aber dieser Welt entrückt wurde*), folgte ihm auf dem Throne sein Sohn Heinrich, ein achtjähriger Knabe**). Sogleich brachen Verwirrungen aller Art im Reiche aus, weil die Fürsten, welchen nach Händeln der Sinn stand, die Jugend des Königs verachteten. Und es erhob sich ein jeder wider seinen Nächsten, und vielfältiges Unheil suchte das Land heim, Verheerung, Brand und Menschenmord. Nicht lange Zeit darauf***) starb Bernhard, der Herzog der Sachsen, welcher die Angelegenheiten der Slaven und Sachsen vierzig Jahre lang wacker geleitet hatte. Sein Erbe teilten Ordulf und Hermann, seine Söhne, untereinander, und zwar übernahm Ordulf die herzogliche Würde, wiewohl er an Tapferkeit und Kriegserfahrung seinem ruhmgekrönten Vater weit nachstand. Kaum waren aber nach Bernhards Tode fünf Jahre†) verstrichen, als auch schon die Slaven sich zum Aufstand rüsteten und vor allem zuerst den Godschalk erschlugen. Und zwar wurde dieser für alle Zeiten des Angedenkens würdige Mann um der Treue willen, die er gegen Gott und die Fürsten bewiesen hatte, von den Barbaren getötet, welche er bemüht gewesen war, zum Glauben zu bekehren. Denn die Missethat der Amoriter ist noch nicht alle††) und noch ist nicht die Zeit gekommen, sich ihrer zu erbarmen. Daher war es notwendig, daß Ärgernis kam, auf daß die Rechtschaffenen offenbar würden. Es litt aber jener zweite Makkabäus in der Stadt Leontium, welche mit andrem Namen Lenzin†††) heißt, am 7. Juni; zugleich mit ihm starben der Presbyter Eppo, der auf dem Altare hingeopfert wurde, und viele andere, Laien wie Geistliche, die um Christi willen Martern mannigfacher Art zu erdulden hatten."

Nach Godschalks Tode waren die Abodriten wieder frei und sagten sich los vom christlichen Glauben. Sie verjagten des Erschlagenen Söhne, Butue und Heinrich, und setzten sich Cruto, den Sohn des Grin, zu ihrem Herrn. Vergebens flehten die Vertriebenen den Herzog Ordulf von Sachsen um thatkräftige Hilfe an. Nur unzureichender Beistand wurde ihnen zu teil. Ja, als Butue bei einem Versuche, sein väterliches Erbe mit Waffengewalt zu erobern, sein Leben verloren hatte, drangen die Abodriten im Jahre 1072 über die Grenzen ihres Landes, verwüsteten Nordalbingien,

*) Im Jahre 1056. **) Heinrich IV. war bei dem Tode seines Vaters erst sechs Jahre alt. ***) Im Jahre 1059.

†) Richtiger sieben Jahre, denn der Aufstand und Godschalks Ermordung fallen in das Jahr 1066. ††) 1. Mos. 15. 16. †††) Lenzen.

erschlugen die wehrhaften Stormaren und Holsaten oder schleppten sie in Gefangenschaft. Damals gingen Schleswig und Hamburg in Flammen auf und verließen sechshundert holsatische Familien das schutzlose Land, um sich im Harze niederzulassen. Der unheilvolle Bürgerkrieg, welcher unter Heinrich IV. Deutschland verwüstete und namentlich die Sachsen davon zurückhielt, ihre ganze Kraft auf die Bezwingung der überelbischen Länder zu verwenden, ließ die Wenden wieder aufatmen. Zugleich wurde Polen von inneren Wirren heimgesucht, so daß auch von hier aus keine Bedrohung der Wenden mehr erfolgte. Erst als Boleslav II. im Jahre 1081 im Wahnsinn sein Leben endete und sein Nachfolger Wladislav die Zwistigkeiten beilegte, welche zwischen den Polen einerseits und Böhmen und Deutschen andrerseits bestanden hatten, konnte von Polen aus der Kampf gegen die Wenden erneut werden. Gleichzeitig verlor auch der Bürgerkrieg in Deutschland an Heftigkeit und begannen die Sachsen wieder größere Aufmerksamkeit den Angelegenheiten der Wenden zu widmen. So begannen die Kämpfe jenseits der Elbe von neuem. Aus ihnen erhob sich Godschalks Sohn Heinrich zu ansehnlicher Macht. Als Dienstmann des Sachsenherzogs Magnus unterwarf er sich nach Crutos Tode das Volk der Abodriten. Mit Strenge wehrte er allen Räubereien und hielt darauf, daß ein jeder seinen Acker baute oder eine andere friedliche und nutzbringende Beschäftigung aufnahm. Die sächsischen Einwanderer in Nordalbingien konnten wieder die Festen verlassen, hinter deren Wällen sie Schutz hatten suchen müssen, und kehrten zu ihren Dörfern zurück, um die niedergebrannten Wohnungen wieder aufzubauen und den Acker zu bestellen. Sie erhielten den Grafen Godfried zum Oberhaupte und nach dessen Tode den Grafen Adolf von Schauenburg. Nun begann unter dem Schutze des slavischen Fürsten ein neues Vorfluten der deutschen Bevölkerung über die Grenzen Nordalbingiens. Brandenburg wurde zurückgewonnen und im Winter 1113 auf 1114 erschien zum ersten Male ein deutsches Kriegsheer unter der Führung des Abodritenfürsten auf der Insel Rügen. Über Wagrier, Polaben, Chizziner, Circipaner, Liutizen und Raner, bis an die Grenze Pommerns breitete Heinrich, wenn wir Helmolds Chronik Glauben schenken dürfen, seine Herrschaft aus, und seine Siege waren zugleich Siege des deutschen Volks, als dessen Lehnsmann er sich bekannte. In Lübeck, welches er mit besonderer Sorgfalt pflegte und durch Herbeiziehung deutscher Kaufleute zu heben bedacht war, war der Sitz seiner Herrschaft. Am 22. März 1127 starb Heinrich der Abodrite. Was er vor seinem Tode geahnt, sollte sich nur zu bald erfüllen.

Rasch ging unter seinen hadernden Söhnen das blühende Reich seinem Verfalle entgegen. Das erledigte Fürstentum der Abodriten verlieh König Lothar, der mit Kraft und Ausdauer als Herzog von Sachsen sich der Aufgabe hingab, deutschem Wesen und der christlichen Lehre eine Stätte in den Slavenländern zu bereiten, an Kanut Laward von Schleswig, den Neffen des Königs Nikolaus von Dänemark, während Rügen an Dänemark, Pommern und ein Teil des Landes der Liutizen an den Polenherzog fielen.

Mit dem Falle von Heinrichs Reich ging aber nicht die Mission in den Wendenländern zu Grunde. Die gewaltige religiöse Bewegung, welche seit dem Beginn des elften Jahrhunderts die Gemüter ergriff und in dem Kampfe um die Kirchenreform wie in der Befreiung des heiligen Grabes zu Tage trat, steigerte allenthalben die asketische Strenge innerhalb der Klöster und rief zugleich zur Bekehrung der Heiden auf. Aus der Regel des heiligen Augustinus gingen neue Chorherrenorden zum priesterlichen Dienste in der Kirche, aus der Regel des heiligen Benediktus neue Mönchsorden hervor, welche, abgeschieden von allem weltlichen Treiben, sich allein dem Dienste Gottes widmeten. Der heilige Norbert, ein Sproß des vornehmen Geschlechts der Grafen von Gennep, hatte als Chorherr zu St. Viktor in Xanten am Rheine ein weltliches Leben geführt, als er plötzlich durch ein göttliches Zeichen bewogen wurde, von seinem ungeistlichen Wandel zu lassen und sich Kasteiungen und Bußübungen hinzugeben. Als er in seiner Heimat ohne Erfolg die bisherigen Genossen zur Umkehr mahnte, ja, als sein plötzlicher religiöser Eifer ihm Gegner erweckte, beschloß er, andere Gegenden aufzusuchen, und begab sich nach Frankreich, wo er als Verkündiger der Buße barfuß das Land durchzog und unter vielem Zulauf predigte. Endlich stiftete er in dem einsamen Walde von Coucy bei Laon um 1120 eine neue Gemeinschaft von Chorherren, den Prämonstratenserorden. Drei Dinge legte er vor allem seinen Chorherren ans Herz: Reinheit am Altare und bei den göttlichen Mysterien, Besserung der Vergehen und Nachlässigkeiten im Kapitel und überall, Sorge für Arme und Gäste: denn am Altare bewähre ein jeder die Liebe zu Gott, in der Reinigung des Gewissens die Liebe zu sich, in der Pflege der Armen die Liebe zu seinem Nächsten. Mächtig wirkte das Beispiel und die Lehre Norberts auf seine Umgebung, und namentlich waren es angesehene und reiche Männer, welche sich der Gemeinschaft Norberts anschlossen, aber auch in Deutschland fand sein Orden Verbreitung, zumal seitdem der Graf von Kappenberg sein beträchtliches

Besitztum in ein Prämonstratensergut verwandelt hatte. Von der religiösen Bewegung jener Tage ward auch ein sächsischer Geistlicher ergriffen, der Kanoniker Vicelin. Ungenützt hatte Vicelin die Jahre der Jugend verstreichen lassen, als ihn plötzlich Reue erfaßte und er mit ernstem Willen und voll Eifer danach strebte, das, was er früher versäumt hatte, nachzuholen. Mit solchem Erfolge vollendete er seine Studien, daß er von seinem Lehrer Meister Hartmann in Paderborn, zum Gehilfen beim Unterricht angenommen und bald darauf als Kanonikus nach Bremen berufen wurde, um der dortigen Schule vorzustehen. Von hier begab er sich nach Frankreich, um seine wissenschaftliche Ausbildung zu vollenden. Nach einer Abwesenheit von drei Jahren kehrte Vicelin im Jahre 1126 in die Heimat zurück, wo er von Norbert, der kurz vorher zum Erzbischof von Magdeburg gewählt worden war, die Priesterweihe empfing. Von Weltverachtung beseelt und von Sehnsucht ergriffen, für die Ausbreitung des Christentums zu wirken, warf er seinen Blick auf die Gebiete nördlich der Elbe, wo das Heidentum noch nicht erloschen war, und trat deshalb mit dem Erzbischof Adalbero von Bremen, der eifrig für die Rechte und den Ruhm seiner Kirche thätig war, in Verbindung. Wie Bischof Hartbert von Brandenburg und der Magdeburger Mönch Adalbero zu den Liutizen gegangen waren, um ihnen Christi Lehre zu verkünden, so wandte sich Vicelin zuerst an den Fürsten Heinrich, der damals eben die heidnischen Völker des Ostens bezwungen hatte, um sich die Erlaubnis zur Mission unter den Abodriten auszuwirken. Er fand freundliche Aufnahme bei dem Wendenfürsten und erhielt sogar eine Kirche in Lübeck zum Geschenk. Da starb der Abodritenfürst. Mit ihm sanken Vicelins Hoffnungen ins Grab. Er verließ das Land und begab sich unter dem Schutze des holsteinischen Grafen, Adolfs II. von Schauenburg, nach Holstein, wo er die Kirchen aufsuchte, die zerstreuten Gemeinden ermahnte und tröstete, Hader schlichtete und Strafen verhängte, die heidnischen Haine und Altäre zerstörte und alle gottlosen Gebräuche abstellte. Bald sammelte sich um ihn eine Schar von Männern weltlichen und geistlichen Standes. Sie lebten nach der Regel Augustins in der holsteinischen Grenzlandschaft Faldera, wo sie die Congregation von Neumünster gegründet hatten, übernahmen die Pflicht ehelosen Lebens, des beständigen Gebetes und Fastens, mancherlei fromme Werke, Krankenbesuch, Speisung der Armen, die Sorge für ihre eigne und ihrer Nächsten Seligkeit und hörten zugleich nicht auf, das Samenkorn des Evangeliums unter den Heiden auszustreuen. Auch Norbert, der mit nachdrücklicher Strenge

gegen die in der Magdeburger Kirche eingerissene Verwilderung eintrat, gab dem kirchlichen Leben der Grenzmarken durch Gründung von Abteien seines Ordens einen neuen Aufschwung. Wohl wirkte auch er für die Bekehrung der Wenden, aber es fehlte ihm an der Milde und Liebe, zu sehr erschien er als kirchlicher Eifrer und hartsinniger Asket. Später jedoch, als nach seinem Tode die feste Hand Heinrichs des Löwen und Albrechts des Bären die Heiden im Zaum hielt, erhoben sich allenthalben jenseits der Elbe stattliche Prämonstratenserabteien zum Segen des neu bekehrten Landes.

Unter allen denen, welche zum Aufbau der christlichen Kirche im Wendenlande, zur Begründung einer höheren Kultur beitragen sollten, ist an Milde und Versöhnlichkeit des Wesens und an Klugheit keiner dem großen Bischof Otto von Bamberg, dem Apostel der Pommern, zu vergleichen. Otto entstammte einem adligen, aber nur mäßig begüterten Geschlechte in Schwaben und wurde als ein jüngerer Sohn seines Hauses von Jugend auf zum geistlichen Stande bestimmt. Nach dem frühen Tode seiner Eltern ging er zu Herzog Wladislav von Polen; man weiß nicht genau, aus welcher Veranlassung er dies that. Nachmals hat man in seiner Reise eine göttliche Fügung gesehen, welche den Apostel der Pommern zu seinem Berufe vorbereitete, indem sie ihm Gelegenheit verschaffte, die slavische Sprache zu erlernen. Von dem Polenherzoge zurückgekehrt, kam Otto an den Hof Kaiser Heinrichs IV., der ihn um seines Wandels und um seiner Verdienste willen zum Bischof von Bamberg einsetzte. Obwohl Otto seine Erhebung dem Kaiser verdankte, so gehörte er doch zu jener Partei, welche die Ansprüche der Kirche auf die Einsetzung ihrer Diener verfocht. Er begab sich daher im Jahre 1106 zu Paschalis nach Anagni, um Ring und Stab zu dessen Füßen niederzulegen und um Verzeihung zu erbitten, daß er zwar nicht freiwillig, aber doch der Gewalt weichend sein Amt von dem gebannten Kaiser angenommen habe. Der Papst erteilte ihm seinen Segen, weihte ihm zum Bischofe und investierte ihn feierlich mit dem Bistum Bamberg. Fortan blieb Otto ein treuer Anhänger des päpstlichen Stuhles, doch hat er sich von dem unter Heinrich V. von neuem entbrennenden Hader der Parteien fern gehalten.

Wie weit nach Osten hin unter dem Abodritenfürsten Heinrich das Christentum auch Verbreitung fand, so hatte es doch bei den Pommern noch keinen Boden gewonnen. Vergeblich hatte der Spanier Bernhard, der demütig und arm, mit nackten Füßen und dürftig gekleidet in Wollin erschien und den christlichen Glauben

lehrte, die Pommern zu bekehren gesucht. Da gedachte Herzog Boleslav III. die Bekehrung Pommerns, welches er mit Waffengewalt bezwungen hatte, in die Hand zu nehmen. Er sandte an Otto, dessen Ruhm sich weithin verbreitet hatte und der von früher her noch in Polen bekannt war, und ließ ihn auffordern, das Werk des Segens bei den Heiden zu beginnen. Der fromme Bischof folgte mit Genehmigung des Papstes Calixtus dem Rufe, der an ihn erging, und erschien im Jahre 1124 in Pommern. Beschützt von dem mächtigen Polenherzoge, gewann er leicht die durch Not und lange Kriege gebeugte Bevölkerung für die heilige Taufe. Bei Pyritz allein bekehrten sich gegen siebentausend Heiden. Anderswo, zumal in den größeren Handelsstädten, wie in Julin, traf er auf Widerspruch. Bald sah er ein, daß die Entscheidung über den Sieg des neuen Glaubens bei der edelsten und ältesten Stadt, bei Stettin, lag. Hierher lenkte er darum mit seinen wenigen Begleitern seine Schritte.

Wie es hier seiner wohlberechneten Freigebigkeit, seiner Milde und seinem versöhnenden Wesen, aber auch seiner opferfreudigen Glaubensstärke gelang, die christliche Lehre zu verbreiten und damit slavisches und deutsches Wesen ohne Blutvergießen einander nahe zu bringen, das soll uns Herbords Leben des heiligen Otto erzählen. Herbord war Mönch in dem von Otto aus tiefem Verfall wieder erhobenen Kloster zu Michelsberg und verfaßte hier in den Jahren 1158 bis 1159, gestützt auf den uns noch erhaltenen, wahrheitsgetreuen Bericht, welchen der Klosterbruder Ebo von Ottos Leben verfaßt hatte, und mit Benützung der noch lebendigen mündlichen Tradition sein Werk, das er in das Gewand eines Dialogs zwischen zwei Zeitgenossen des frommen Bischofs, Thiemo und Sefrid, kunstvoll kleidete.

Hier*) läßt er Sefrid, den Begleiter des Bischofs, erzählen:

„Wir fuhren unter Leitung des Nedamer und seines Sohnes nach Stetin**), aber jene fürchteten, bei den Stetinern Ärgernis zu erregen, wenn sie uns herbeigeführt zu haben schienen, und sagten uns daher, ehe sie noch von den Bürgern gesehen werden konnten, Lebewohl, um in ihre Heimat zurückzukehren. Wir aber landeten in der Abenddämmerung bei der Stadt, verließen die Schiffe und traten in den Hof des Herzogs ein. Am folgenden Morgen begaben sich Paulicius***) und die Gesandten zu den

*) Herbordi Dialogus II. 26—33. Bibliotheca rer. Germanic. ed. Phil. Jaffé V. p. 770. Geschichtschreiber d. d. Vorz. Heft 50. **) Stettin.
***) Dem Grafen Paulicius von Zantok war die Obhut des Zuges von Herzog Boleslav übertragen worden.

Vornehmen, berichteten, daß sie von seiten der Herzöge*) mit dem Bischofe entsandt worden seien, zeigten als den Anlaß ihrer Reise das Evangelium, rieten zur Annahme, machten Versprechungen und suchten einzuschüchtern. Indes jene antworteten: ‚Nichts haben wir mit euch gemein, denn wir wollen vom Brauche unsrer Väter nicht lassen und sind zufrieden mit der Religion, die wir haben. Bei den Christen, so erzählt man uns, giebt es Diebe und Räuber, werden Füße abgehauen und Augen ausgestochen, alle Arten von Verbrechen und Strafen übt der Christ gegen den Christ. Solche Religion sei ferne von uns!' Dies und Ähnliches hielten sie uns entgegen und verschlossen ihre Ohren, um Gottes Wort nicht zu hören. So hartnäckig aber zeigten sich alle, daß wir während der zwei Monate und darüber, die wir hier verweilten, fast gar nichts erreichten. Als uns nun ein so langer und nutzloser Aufenthalt beunruhigte, kamen wir auf den Gedanken, Boten an den Herzog von Polen zu entsenden, um seinen Willen kennen zu lernen, ob wir nämlich hierbleiben oder heimkehren sollten und was er wegen des Widerspruchs der Städte für gut halte. Sobald die Bürger von unserm Vorhaben Kunde erhielten, gerieten sie zwar in Furcht, baten aber, daß Gesandte abgeschickt würden, und erklärten, es würden auch ihrerseits Gesandte zusammen mit jenen abreisen. Zugleich versprachen sie, daß, wenn sie von dem Herzoge einen dauerhaften Frieden und eine Herabsetzung des Tributes erlangen könnten, und ihnen dies am Hofe in Gegenwart ihrer und unserer Gesandten schriftlich zugesichert würde, sie sich willig den christlichen Gesetzen unterwerfen wollten. Während nun unsere und ihre Gesandten mit dem Paulicius abreisten, trugen wir unterdessen zweimal in der Woche, nämlich an den Markttagen, angethan mit den christlichen Gewändern, das Kreuz mitten über den Marktplatz, wo das Volk aus dem ganzen Lande zusammenströmte, und indem wir zur günstigen und ungünstigen Stunde das ungläubige Volk über den Glauben und die Erkenntnis Gottes belehrten, boten wir eigentlich täglich unsern Nacken dem Tode dar, wurden aber mit Gottes Beistand nicht verletzt. Das Volk aber, welches vom Lande in die Stadt kam, wurde in seiner Einfalt und durch die Neuheit der Dinge angezogen, ließ seine Geschäfte bei Seite und nahm mit Freuden die Predigt auf, wenn es auch noch nicht wagte zu glauben. Und da an bestimmten Tagen das Kreuz getragen und gepredigt wurde, so strömte das Landvolk mehr um des

**) Boleslav III. von Polen und Wratislav von Pommern.

göttlichen Wortes willen als wegen des Marktes zusammen. Auch ich*) habe in jenen Tagen das Kreuz mit Simon**) im Frondienste getragen, denn wollte ich oder wollte ich nicht, mitten durch die Barbaren, über den Markt und durch das Gewühl der Ungläubigen habe ich, ein an Geist und Körper schwacher Kämpfer, das Kreuz, wie mir befohlen worden war, vor dem Bischofe getragen, aber der allgütige und barmherzige Gott, der meine Schwäche und Furcht kannte, ließ mich nicht verletzt werden.

Da wir nun täglich die Netze des Glaubens auswarfen und nichts fingen und darüber in große Bekümmernis gerieten, da endlich sah der gütige Herr voll Erbarmen auf den Eifer seines guten Knechtes Otto, auf seine Arbeit und seinen Schmerz. Denn es begannen zwei sehr schöne Jünglinge, die Söhne eines der Vornehmen der Stadt***), öfter in unser Haus zu kommen, sich uns freundschaftlich zu erweisen und uns allmählich um unsern Gott und unsern Glauben zu befragen. Der Bischof aber nahm wahr, daß sie in Gutem kamen, und da er voraus sah, daß von ihnen viel Gutes ausgehen werde, so liebkoste er sie mit freundlichen Worten und predigte an den einzelnen Tagen den Jünglingen von der Reinheit und Rechtschaffenheit des Christentums, von der Unsterblichkeit der Seele, der Wiederauferstehung der Leiber und von der Hoffnung und dem Ruhme des ewigen Lebens.

Alles dies nahmen durch die Eingebung des heiligen Geistes die Knaben tief in ihr Herz auf, und ohne langes Zögern erklärten sie, glauben zu wollen und die Taufe zu empfangen. Sogleich katechisierte der Bischof hocherfreut die Knaben, und nachdem er sie sorgfältig über alles, was die christliche Religion anbetraf, unterrichtet hatte, befahl er ihnen, sich rein gewaschen und mit reinen Kleidern angethan, mit Wachskerzen und weißen Hemden zur Taufe einzustellen. Jene führten alles dies im Geheimen aus und boten sich, wie ihnen geheißen worden war, am festgesetzten Tage, ohne Vorwissen der Eltern, gewaschen und gereinigt, mit neuen und reinen Gewändern bekleidet, mit weißen Hemden und Wachskerzen den Händen des Bischofs dar, um die heilige Taufe zu empfangen. Da hätte man am menschlichen Körper engelgleiche Mienen, da hätte man nach teuflischer Schlechtigkeit und Unreinlichkeit auf dem Antlitz der Jünglinge Christum selbst leuchten sehen können, den neuen Menschen von lieblichem Angesicht. Der Bischof selbst und alle

*) Sefrid. **) Ev. Mark. 15. 21.
***) Er hieß Domizlav, wie uns Ebo im Leben Ottos II. 9 erzählt.

andern Bischöfe und Kleriker freuten sich und bewunderten die Gnade, welche sie an den Knaben erblickten. Doch wozu noch der Worte? Sie erhielten die Taufe, und da sie wegen der Oktave der Reinigung acht Tage bei uns blieben, so kehrten sie nicht in das Haus ihrer Eltern zurück.

Sobald aber die Mutter — denn der Vater war vom Hause abwesend — erfuhr, was geschehen sei, bevor noch die Knaben die weißen Gewänder abgelegt hatten, wurde sie von unaussprechlicher Freude erfüllt und sagte zu einem ihrer Diener: ‚Gehe und verkündige meinem Herrn, dem Bischofe, daß ich komme, ihn selbst und meine Söhne zu besuchen!' Sie war aber eine Frau von großem Ansehen und von großer Macht in jener Stadt. Als nun der Bischof die Nachricht erhielt, daß jene komme, ging er aus dem Hause und ließ sich auf einem Rasenhügel unter freiem Himmel nieder. Die Wiedergeborenen aber, die noch mit ihren weißen Gewändern bekleidet waren, hieß er zu seinen Füßen Platz nehmen, während die Kleriker ringsherum sich niedersetzten. Sobald die Knaben ihre Mutter von fern sich nahen sahen, erhoben sie sich voll Bescheidenheit, verbeugten sich zuerst vor dem Bischof — was schön anzusehen war —, und gingen, nachdem sie gleichsam die Erlaubnis dazu erhalten, ihr entgegen. Jene erblickte sie weiß gekleidet, und durch die Größe der Freude fast von Sinnen und erstarrt, brach sie, in Thränen aufgelöst, zusammen. Rasch eilten der Bischof und die Kleriker herbei, hoben sie auf, hielten sie und sprachen ihr Trost zu, denn sie meinten schon, daß das Übermaß des Schmerzes ihr die Besinnung geraubt habe. Doch jene holte tief Atem und rief aus: ‚Ich segne dich, Herr Jesus Christus, der du mir all meine Hoffnung und meinen Trost verliehen, daß ich jetzt meine Söhne in deine Sakramente aufgenommen und durch die Wahrheit deines Glaubens erleuchtet sehe. Denn du weißt, Herr Jesus Christus, daß ich diese' — und dabei hielt sie ihre Söhne umschlungen und küßte sie — ‚schon viele Jahre lang ohne Aufhören im stillen Herzen deinem Erbarmen empfohlen und dich angefleht habe, das zu vollbringen, was du jetzt gethan hast.' Darauf wandte sie sich an den Bischof: ‚Gesegnet sei dein Eingang in diese Stadt, ehrwürdiger Herr und Vater, denn viel Volk ist hier durch deine Ausdauer dem Dienste des Herrn zu gewinnen. Möge langes Zögern dich nicht ermüden. Denn siehe, ich selbst, die ich vor dir stehe, bekenne mich durch den Beistand des allmächtigen Gottes und durch deine Gegenwart, o Vater, gestärkt, aber auch gestützt auf die Hilfe meiner

Kinder, als Christin, was ich bisher noch nicht zu thun wagte.' Wie sie erzählte war sie in den Tagen der Jugend durch Raub aus dem Lande der Christen hinweggeschleppt und, da sie edel und schön war, mit einem eingeborenen Manne, ihrem Gemahl, einem reichen und mächtigen Herrn, vermählt worden und hatte ihm jene Söhne geboren. Der Bischof pries daher um des Geschehenen willen Gott und mehrte der bekennenden und vertrauenden Frau durch stärkende Worte Glauben und Zuversicht. Seiner Freigebigkeit nicht uneingedenk, schenkte er ihr ein wertvolles Gewand von grauem Pelz, und da sie ihn darum bat und schon mit Zuversicht das Evangelium bekannte, so netzte er alle ihre Diener mit dem Wasser der Wiedergeburt. Dann zog jene Glaubensgenossenschaft allmählich alle ihre Nachbarn und Freunde, Männer, Weiber und Kinder zu sich herüber. Auch die Knaben bekleidete der Bischof nach Verlauf von acht Tagen, am Tage der Ablegung der weißen Gewänder, mit zwei Röcken von feinem Tuche und ließ diese Röcke am Rande der Kapuze und der Schulter und Aermelnaht mit Goldstickerei zieren. Alsdann schenkte er ihnen goldene Gürtel und bunte Schuhe, stärkte sie durch das Wort der Lehre und das Sakrament des heiligen Abendmahles und sandte sie mit Freuden in das Haus der Mutter zurück...

Als nun die Knaben zu ihren Altersgenossen kamen und zu berichten anfingen, wie sie von dem Bischofe gehalten und unterrichtet worden seien, welche Zucht und Ehrbarkeit bei ihm herrsche und wie groß seine Liebe und Freundlichkeit sei, vergaßen sie auch nicht, bald zu rühmen, welche Freigebigkeit und Güte er gegen alle beweise. Und um dies darzulegen, sagten sie: ,Sehet, mit diesen Gewändern hat er uns noch nach allen seinen Wohlthaten bekleidet, mit diesen goldnen Gürteln geehrt. Mit seinem Gelde kauft er Gefangene los, kleidet sie auf seine Kosten, stärkt sie mit Speise und heißt sie frei von dannen ziehen. Habt ihr je etwas derartiges gesehen oder vernommen im Lande der Pommeranen? thun etwa unsere Bischöfe und Priester Ähnliches? Daß dieser wie ein sichtbarer Gott unter den Menschen erschienen sei, das ließ seine freigebige Loskaufung der Gefangenen, die an Pfählen und Ketten moderten, viele von unseren Mitbürgern ahnen, aber jener leugnet dies und wünscht, daß man ihn nicht einen Gott, sondern den zu unserem Heile zu uns gesandten Knecht des höchsten Gottes nenne und ihn dafür halte, und er sagt, daß die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung des Leibes und der Ruhm des ewigen Lebens die Lehre der Christen sei. Warum aber sollte man ihm keinen Glauben schenken?'

Das und Ähnliches derart vernahm die heidnische Jugend von den Jünglingen, und durch die Eingebung der göttlichen Gnade ließ sie sich immer mehr durch sie zu demselben Eifer des Glaubens hinziehen, und als nun die im Glauben neu eingeweihten Jünglinge zum Bischofe zurückkehrten, da führten sie wie die Tauben, welche andere nach sich locken, eine große Schar von Altersgenossen mit sich, welche die Anfangsgründe der evangelischen Lehre zu hören trachteten. Was ist noch viel zu sagen? Sie wurden katechisiert und getauft, und von den Knaben und Jünglingen ließen sich wieder die grauköpfigen, klugen Alten unterrichten. Und da nun das Feuer des Glaubens sich allmählich ausbreitete, erwärmte sein milder Glanz die ganze Stadt, und nicht mehr im Geheimen und vereinzelt, sondern öffentlich und in Scharen kamen sie täglich herbei, ihren Glauben zu bekennen. Als nun unterdessen der Gemahl der oben erwähnten Frau und der Vater der zuerst Bekehrten, der vom Hause abwesend war, auf seiner Reise hörte, daß sein Weib, seine Söhne und sein ganzes Haus das Heidentum abgeschworen hätten und nach christlichem Brauche lebten, wollte er vor Schmerz sterben, doch die vorsichtige Gattin sandte dem Kranken ihre Verwandten und Freunde entgegen, daß sie ihm das Linderungsmittel des Trostes gewährten. Sie selbst aber blieb zu Hause und ließ nicht ab für seine Bekehrung Gebete und nicht vergebliche Gelübde dem Herrn darzubringen. Endlich kehrte jener zurück und sah, daß nicht allein seine Hausgenossen, sondern auch andere Nachbarn und seine Mitbürger den alten Menschen ausgezogen hatten und in einem neuen Leben wandelten. Da war er, weil Gott sein Herz suchte, leicht geneigt, jenen nachzufolgen.

Während solches in der Stadt geschah, kehrten Paulicius und unsere und der Bürger Gesandte von dem Herzog von Polen zurück und brachten einen Vertrag und einen Brief des Herzogs folgenden Inhalts: ‚Boleslav, durch die Gnade des allmächtigen Gottes Herzog der Polen und aller Heiden Feind, entbietet dem Stamme der Pommeranen und dem Volke von Stetin, falls es die Sakramente des versprochenen Glaubens beobachtet, sicheren Frieden und dauernde Freundschaft, falls es aber jene nicht achtet, Mord, Brand und ewige Feindschaft. Wollte ich eine Gelegenheit zum Streite mit Euch suchen, wahrlich gerecht könnte meine Entrüstung sein, da ich Euch wie Verächter Eures Treugelöbnisses wieder rückwärts gehen sehe und da Ihr meinen Herrn und Vater, den Bischof Otto, der, jeder Ehre und Achtung wert, durch seinen Wandel und seinen Ruf bei jedem Volke und Stamme berühmt, zu

Eurem Heil von dem wahren Gott und zu unserm Dienst bestimmt ist, nicht nach Gebühr aufgenommen noch auch bis auf den heutigen Tag gemäß der Furcht Gottes seiner Lehre gehorcht habt. Alles dies genügte zu Eurer Anklage. Aber es haben für Euch meine und Eure Vertreter Fürsprache erhoben, ehrenwerte und kluge Männer, vornehmlich aber der bei Euch weilende Bischof selbst, Euer Evangelist und Apostel. Indem ich es für angemessen halte, ihrem Rate und ihrer Bitte nachzugeben, habe ich beschlossen, die Last der Knechtschaft und des Tributes, damit Ihr um so freudiger Christi Joch auf Euch nehmt, in folgender Weise zu erleichtern: Das ganze Land der Pommeranen soll dem Herzoge von Polen, wer es auch sei, nur dreihundert Mark Silber nach öffentlichem Gewicht Jahr für Jahr zahlen. Wenn ihm aber ein Krieg bevorsteht, so sollen je neun Familienväter den zehnten reichlich mit Waffen und Geld zur Heerfahrt ausrüsten und inzwischen für seine Familie daheim getreulich Sorge tragen. Wenn Ihr dies beobachtet und dem christlichen Glauben zustimmt, so werdet Ihr durch Handreichung Frieden von uns und zugleich die Freude des ewigen Lebens erhalten und in allen Euren Angelegenheiten jederzeit Hilfe und Beistand der Polen als Freunde und Bundesgenossen erfahren.'

Als nun in einer Versammlung vor dem Volke und den Fürsten diese Worte vorgelesen wurden, waren sie fröhlicher als damals, da sie bei Nakla*) mit Waffengewalt unterworfen wurden, nahmen durch Vertrag demütig die Sakramente an und fügten sich ohne Widerspruch den evangelischen Satzungen. Da ergriff der Bischof die Gelegenheit und bestieg die Kanzel mit folgenden Worten: „Jetzt ist es Zeit des Predigtamts zu warten!' Und er begann: ‚Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: freuet euch**)! Eure Demut, euer Glaube und eure Bekehrung soll allen, soll der ganzen Welt bekannt werden, denn die ganze Welt hat getrauert um eurer Ungläubigkeit willen. Die ganze Welt, teure Brüder, erkennt bis zu diesem Lande das Licht der Wahrheit, und trotzdem wolltet ihr in der Finsternis weilen. Scham und Reue über euch, daß ihr bisher euren Schöpfer nicht anerkannt habt. Nun aber bekehrt euch, je später, um so demütiger zu ihm, lauft und eilt, damit ihr diejenigen einholt, welche euch im Glauben voraus-

*) Vermutlich nicht Nakel an der Netze, sondern eine zerstörte Stadt, die in der Nähe von Kolberg lag. Hier waren im Jahre 1121 die Pommern von Herzog Boleslav überwunden worden.

**) Philipp. 4. 4.

gegangen sind, und strebt mit Eifer danach, daß die, welche bisher über eure Blindheit frommen Schmerz empfanden, eure Erleuchtung in Christo rühmen können. Und zuerst nun entsagt alsbald, geschirmt durch das Zeichen des Kreuzes, euren trügerischen Göttern, den tauben und stummen Götzenbildern und den unreinen Geistern, welche in ihnen wohnen; zerstört die Tempel, zertrümmert die Bilder, auf daß der Herr, euer Gott, der lebendige und wahrhafte Gott, nachdem ihr seine Feinde ausgetrieben habt, in eurer Mitte zu wohnen euch würdige, denn wenn ihr nicht alle andern Götter von euch thut, könnt ihr seine Gnade niemals gewinnen. Er flieht nämlich und verschmäht die Gemeinschaft mit anderen Göttern und keine Verbindung giebt es zwischen seinem Tempel und den Götzenbildern. Doch ich weiß, daß ihr noch nicht genug vertraut, ich weiß, daß ihr die bösen Geister fürchtet, welche eure Tempel und Bilder bewohnen, und deshalb nicht wagt, Hand an sie zu legen. Aber sehet es in Frieden an, wenn ich selbst mit meinen Brüdern, den Priestern und Klerikern, jene Bilder und Continen*) angreife, und wenn ihr uns, beschirmt mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, unverletzt bleiben sehet, so waffnet euch selbst mit diesem Siegeszeichen des Kreuzes, zerschlagt mit uns mit Beil und Barte Thor und Tafelwerk**), zerstört sie und setzt sie in Flammen!'

Als sie dies gehört und gebilligt hatten, feierten der Bischof und die Priester die Messe und nahmen das Abendmahl. Darauf griffen sie, mit Beilen und Hacken bewaffnet, die Continen und Tempel an, zerbrachen und vernichteten alles, stiegen auf die Dächer und zerstörten sie. Die Bürger standen aber im Kreise herum und harrten darauf, was ihre armseligen Götter thun würden, ob sie ihre Stätte schützten oder nicht. Aber als sie sahen, daß den Zerstörern kein Unheil widerfuhr, da riefen sie aus: ‚Besäßen jene, deren Heiligtümer und Tempel gebrochen werden, nur einen Funken göttlicher Kraft, so würden sie sicherlich sich verteidigen. Wenn sie aber nicht einmal imstande sind, sich zu schirmen oder sich zu nützen, wie können sie uns dann Beistand leisten und uns Segen bringen?' Mit diesen Worten stürmten sie vor und zerschlugen und zerstörten alles. Selbst das Bauholz teilten sie unter einander und trugen es nach Hause, um es auf dem Herde zur Bereitung von Brot und Speisen zu verwenden ... Es gab aber in der Stadt Stetin vier Continen. Eine von ihnen, die vornehmste, war mit wunder-

*) Contine bedeutet ein nach oben spitz zulaufendes Gebäude.

**) Psalm 74. 6.

barer Kunst erbaut und innen und außen mit Schnitzereien verziert, die sich von der Wand abhoben. Diese stellten Bilder von Menschen, Vögeln und Tieren dar, und diese Geschöpfe waren so naturgetreu in ihren Eigentümlichkeiten dargestellt, daß man sie für lebendig hätte halten können. Was ich aber besonders merkwürdig nennen möchte: die Farben der außen angebrachten Figuren hatte kein Schnee- oder Regenwetter bleichen oder abwaschen können: so dauerhaft hatte sie die Kunst der Maler hergestellt. In diesem Tempel legten die Bürger nach dem alten Brauche der Väter die gewonnenen Schätze und die Waffen der Feinde, und was man an Beute im Kampfe zu Wasser und zu Lande davongetragen hatte, nach der Satzung des Zehnten nieder. Auch hatten sie hier goldene oder silberne Mischkrüge, aus denen die Edlen zu wahrsagen, zu schmausen und zu trinken pflegten, aufgestellt, um sie an Festtagen, wie aus dem Heiligtume hervorzuholen. Auch bewahrten sie hier zum Schmucke und zur Ehre ihrer Götter gewaltige vergoldete und mit Edelsteinen verzierte Stierhörner, aus denen man trinken konnte, und andere Hörner zum Blasen, Dolche und Messer und allerhand wertvolles seltenes und schönes Gerät. Alles dies beschlossen sie nach Zerstörung des Heiligtums dem Bischofe und seinen Priestern zu geben. Doch jener sagte: ‚Ferne sei es von mir, mich an euch zu bereichern, denn solcherlei und Schöneres noch als dies haben wir zu Hause in reichem Überflusse. Euch gehört es und darum teilt es mit Gottes Segen unter euch zu eurem Gebrauche!" Darauf besprengte er es mit Weihwasser, machte das Zeichen des Kreuzes darüber und befahl, die Verteilung vorzunehmen. Es befand sich aber hier ein dreiköpfiges Götzenbild, welches an einem Leibe drei Köpfe hatte und Triglav genannt wurde. Nur dies nahm der Bischof an sich. Er führte darauf, nachdem der Körper abgeschlagen worden war, die drei zusammenhängenden Köpfe gleichsam als Trophäe mit sich herum und sandte sie nachmals zum Beweis der Bekehrung jenes Volkes nach Rom, damit der Herr Papst und die gesamte Kirche daran sehen könnte, was er, dem Papste gehorsam, ausreißend und pflanzend, bauend und zerstörend*), bei jenem Volke gethan habe. Die drei anderen Continen genossen weniger Verehrung und waren mit geringerem Schmucke ausgestattet. Nur waren im Innern ringsherum Sitze und Tische aufgerichtet, denn die Landeseingeborenen pflegten hier ihre Zusammenkünfte und Versammlungen abzuhalten. Sei es nämlich, daß sie trinken oder spielen

*) Jerem. 1. 10.

oder ernste Dinge verhandeln wollten, so kamen sie zu gewissen Tagen und Stunden in jene Häuser. Außerdem stand dort eine gewaltige dichtbelaubte Eiche. Unter ihr strömte ein lieblicher Quell hervor, den das einfältige Volk für die Wohnstätte einer Gottheit hielt und darum als heilig mit großer Andacht verehrte. Als der Bischof nach Zerstörung der Continen auch diesen Baum fällen wollte, da flehte das Volk ihn an, er solle dies nicht thun, und verhieß, fortan weder jenen Baum noch die Stätte unter irgendwelchem religiösen Vorwande hegen zu wollen. Allein um des Schattens und seiner Schönheit willen, was ja keine Sünde sei, wünschten sie lieber den Baum zu erhalten als von ihm erhalten zu werden. Nachdem der Bischof dies Gelöbnis entgegengenommen hatte, sagte er: ‚Mag der Baum in Frieden stehen bleiben, aber jenes Roß*) welches euch die Zukunft kündet, müßt ihr beseitigen'... Und da sie allen Aberglauben und alle ihre Ungeheuerlichkeiten nach der Lehre des Bischofs abgelegt hatten, ermahnte er sie, fortan alle Christen für Brüder zu halten, sie nicht mehr zu verkaufen, zu töten oder in qualvoller Gefangenschaft zu halten, auch nicht ihr Gebiet heimzusuchen und zu berauben, sondern brüderlich und freundschaftlich mit allen zu verkehren und das Gleiche von jenen zu hoffen. Fernerhin hieß er die Weiber daran erinnern, daß sie in Zukunft von der grausamen Sitte, die weiblichen Geburten zu töten, lassen sollten. Bis zu dieser Zeit nämlich pflegte man, wenn ein Weib mehreren Töchtern das Leben geschenkt hatte, einige davon zu erdrosseln, um für die andern um so besser sorgen zu können, und man achtete solchen Mord für nichts."

Noch an vielen anderen Orten predigte Otto. Wollin wandte sich ihm jetzt zu, Kolberg und Belgard, und auf eine reiche Ernte konnte er zurücksehen, als er 1125 nach Bamberg heimkehrte. Aber kaum hatte er die jungen Gemeinden verlassen, als Hungersnot und ein großes Sterben das Volk wieder an der Macht Christi zweifeln ließ und zugleich mit dem Streben nach Unabhängigkeit von der polnischen Herrschaft auch Abneigung gegen den neuen Gottesdienst sich geltend machte. Von neuem erschien Otto 1128 in Pommern. Lehrend und predigend, strafend und bessernd durchzog der Apostel unter Mühseligkeiten das Land, und der Lohn seiner Arbeit blieb nicht aus. Auf einem feierlichen Herrentage in Usedom entschied sich der Adel nach Anhörung von Rede und Gegenrede für die Annahme des christlichen Glaubens. Land-

*) Über die zum Wahrsagen dienenden Rosse vergl. S. 255.

volk und die Bewohner der Städte entsagten dem Dienste Triglavs und Gerovits und empfingen die Taufe. Schon wollte Otto nach der Insel Rügen zu den wilden Ranern gehen, als ihn die Bitten König Lothars und der Bamberger Gemeinde in die Heimat zurückriefen. Er sollte die Stätte seines Wirkens nicht wieder erblicken, doch blieb er mit dem Polenherzoge und den von ihm gestifteten christlichen Gemeinden in Pommern bis zu seinem im Jahre 1139 erfolgten Tode in steter Verbindung.

Wie ein Bild des Friedens erscheint Ottos Thätigkeit mitten unter den blutigen Wirren und Kämpfen seiner Zeit. Denn nirgends ruhten die Waffen. Der Abodritenherrscher Kanut Laward, zugleich Herzog von Schleswig, war mit seinen dänischen Anverwandten zerfallen. Sein Vetter Magnus erschlug ihn. Kanuts Brüder Erich, Emund und Harald erhoben sich, um Rache zu nehmen, und während nun Dänemark von einem blutigen Bürgerkriege heimgesucht wurde, empörten sich die Wenden. Bei den Abodriten gelangte Niklot zu fürstlichem Ansehen, Pribislav bei den Wagriern und Polaben; beide waren den Deutschen bitter Feind und eifrige Gegner des Christentums. Notdürftig hatte Lothar durch einen Feldzug den Frieden wieder hergestellt, aber kaum hatte er den Rücken gewandt, als auch der Streit von neuem begann. Nun starb auch noch im Jahre 1137 Lothar, der soviel dazu beigetragen hatte, die Macht des Deutschtums und des christlichen Glaubens jenseits der Elbe zu stärken. Sein Tod war das Zeichen zum Anfang des Kampfes zwischen Welfen und Waiblingern. In den Wendenmarken entbrannte eine grimmige Fehde um das Herzogtum, denn Herzog Heinrich der Stolze rang um den ererbten Besitz mit seinem Nebenbuhler, Albrecht dem Bären, dem Grafen von Brandenburg, und in Nordalbingien machte dem Grafen Adolf von Schauenburg Albrechts Vassall, der Graf Heinrich von Badwide, das Land streitig. Zugleich benutzten die Wenden die allgemeine Verwirrung und brachen mit wildem Eifer ihre Ketten. Unter Leitung des Fürsten Pribislav zogen sie vor Segeberg, zerstörten die anliegende Ortschaft, legten das von Lothar dort gegründete Kloster in Asche und vertrieben seine Bewohner nach Neumünster zu Vicelin, während Race, ein Nachkomme jenes Cruto, mit welchem einst Godschalks Sohn Heinrich um den Besitz des Wendenlandes gerungen hatte, vor Lübeck landete und Burg und Umgegend verwüstete. Erst der Frieden von Frankfurt im Jahre 1142 setzte dem verheerenden Bürgerkriege ein Ende. Das Sachsenherzogtum blieb Heinrichs des Stolzen Sohn, Heinrich dem Löwen,

während Albrecht der Bär seine Besitzungen, die ihm zum Teil durch Heinrichs und seiner Anhänger Waffen entrissen worden waren, wiedererhielt. Adolf II. von Schauenburg erhielt Wagrien zurück und Heinrich von Badwide wurde mit Ratzeburg und dem Polabenlande entschädigt. Pribislav, der ehemalige Fürst dieser Länder, hatte sich unterwerfen müssen. Als unterthäniger Grundeigentümer lebte er fortan in Oldenburg, während Niklot in treuer Freundschaft sich mit den Deutschen verband. Nun begann ein lebhaftes Vordringen in die neu erworbenen Länder. Helmold mag uns diese Besiedelung des Wendenlandes schildern.

Er*) erzählt:

„Der Streit, welcher zwischen Adolf und Heinrich herrschte, wurde in solcher Weise beigelegt, daß Adolf Sigeberch**) und das ganze Land der Wagrier bekam, Heinrich aber zur Entschädigung Racesburg und das Land der Polaben***) erhielt.

Nachdem solchergestalt diese Angelegenheit geschlichtet worden war, machte sich Adolf daran, die Burg Sigeberch wieder herzustellen, und umgab sie mit einer Mauer. Da aber das Land menschenleer war, so entsandte er Boten in alle Lande, nach Flandern und Holland, nach Utrecht, Westfalen und Friesland und ließ alle, welche an Acker Mangel litten, mit ihren Familien kommen: sie würden Land erhalten, fruchtbar und geräumig, reich an Früchten, voll Überfluß an Fischen und Wild und gesegnet mit vortrefflichen Weiden. Den Holsaten und Stormaren ließ er sagen: ‚Habt ihr nicht der Slaven Land unterworfen und es erkauft mit dem Blute eurer Brüder und Väter? Warum kommt ihr denn zuletzt, es in Besitz zu nehmen? Ziehet allen voran und wandert in das ersehnte Land, bewohnt es und genießt seine Schätze, die euch vor allem im reichsten Maße gebühren, weil ihr es entrissen habt aus der Hand der Feinde!‘ Dieser Aufforderung folgte eine unzählige Menge aus verschiedenen Völkern, und sie kamen mit Weib und Kind und Hab und Gut in das Land der Wagrier zum Grafen Adolf, um das Land in Besitz zu nehmen, welches er ihnen versprochen hatte. Zuerst erhielten die Holsaten Wohnsitze in gesicherter Gegend westlich von Sigeberch, am Travenafluß, ferner die Landschaft Zventineveld und alles, was zwischen dem Svalenbache, Agrimesov†) und dem Plunersee††) liegt. Den Darguner Gau†††) besiedelten die Westfalen, den Utiner*†) die

*) A. a. O. I. c. 56. 57. 58. **) Segeberg. ***) Oder Polabinger, vgl. S. 254.

†) Jetzt der Grimmelsberg bei Tensebeck. Die Travena ist die Trave.

††) Der Plöner See. †††) In Wagrien. *†) Eutin.

Holländer und den von Susle*) die Friesen. Das Pluner Land blieb noch unbewohnt. Aldenburg aber und Lutilenberg**) und die übrigen dem Meere benachbarten Landstriche gab er den Slaven zum Bewohnen, und diese wurden ihm zinspflichtig.

Danach kam Graf Adolf an einen Ort, welcher Buku heißt, und fand hier den Wall einer verwüsteten Burg, welche einst Cruto, der Tyrann Gottes, erbaut hatte, und eine weit ausgedehnte Insel, welche von zwei Flüssen umschlossen wurde. Auf der einen Seite fließt nämlich die Travena, auf der andern die Wochniza***) vorüber, und beide haben sumpfige und schwer zugängliche Ufer. An der Stelle aber, wo sie mit Lande zusammenhängt und den Zugang gestattet, liegt ein schmaler Hügel, der durch einen Burgwall bewehrt ist. Da nun der umsichtige Mann die günstige Lage des Ortes und die Vortrefflichkeit des Hafens wahrnahm, begann er hier eine Stadt zu erbauen. Er nannte sie Lubeke†), und zwar deshalb, weil sie nicht weit von dem alten Hafen und der alten Stadt entfernt war, die vor Zeiten Fürst Heinrich errichtet hatte. Alsdann entsandte er Boten an Niklot, den Fürsten der Abodriten, um mit ihm ein Freundschaftsbündnis zu schließen, und gewann sich alle Edleren des Landes in dem Maße, daß alle wetteiferten, ihm zu gehorchen und seinem Lande den Frieden zu geben. So begannen denn die Einöden des Wagrierlandes bewohnt zu werden, und es vervielfältigte sich die Zahl seiner Bewohner. Auch der Priester Vicelin empfing, eingeladen und unterstützt von dem Grafen, die Güter, welche dereinst Kaiser Lothar zum Bau eines Klosters und zum Unterhalte der Knechte Gottes bei der Burg Sigeberch verliehen hatte. Es erschien ihnen aber wegen der Übelstände des Marktverkehrs und wegen des Lärms, wie er in einer Stadt herrschte, besser, das Kloster in einem nahegelegenen Dorfe, welches auf slavisch Cuzalina, auf Deutsch Hagerestorp††) heißt, zu erbauen. Dorthin sandte Vicelin den ehrwürdigen Priester Volkward mit wackern Männern, welche für die Erbauung eines Bethauses und der klösterlichen Werkhäuser Sorge tragen sollten."

Eine allgemeine Unterwerfung unter das Christentum schien den Wenden um die Mitte des zwölften Jahrhunderts bevor zu stehen. Als nämlich die Kunde von der Einnahme Edessas durch die Türken nach dem christlichen Abendlande gelangte, erließ Papst Eugen III. den Aufruf zu einem Kreuzzuge nach Palästina. Der heilige Bernhard von Clairvaux förderte durch

*) Jetzt Süsel. **) Oldenburg und Lütjenburg. ***) Wackenitz.
†) Lübeck. ††) Högersdorf bei Segeberg am andern Ufer der Trave.

seine hinreißende Beredsamkeit das Unternehmen und Fürsten und Völker erklärten sich bereit, das der christlichen Kirche im Morgenlande drohende Verderben mit ihren Waffen abzuwenden. Nur die Sachsen allein weigerten sich der Fahrt nach dem Morgenlande und meinten, sie hätten an ihrer Grenze Heiden genug, die sie bekriegen könnten. Wohl tadelte der heilige Bernhard, daß man die Wenden nicht schon früher bekehrt habe, entschied aber dann auf den Rat des Königs und der versammelten Bischöfe und Fürsten, es solle sich die Macht der Fürsten auch wider jene Völker aufmachen, um sie zu vertilgen oder zu bekehren. Wer über die Elbe ziehe, der solle desselben Ablasses genießen, den die Kirche den Kreuzfahrern, die nach Jerusalem wanderten, zugesagt hatte. Nun nahmen viele zu Frankfurt das wendische Kreuz, ein Kreuz mit darunterstehendem Kreise. Als auch der Papst in Vollmacht Gottes und des Apostelfürsten Petrus allen wendischen Kreuzfahrern Sündenerlaß verhieß, rüsteten sich die Fürsten und Herrn zwischen Weser und Elbe, zwischen Elbe und Spree zu einer entscheidenden Waffenthat gegen die hartnäckigen Götzendiener. Im Jahre 1147 begann der Krieg. Helmold*) erzählt ihn in folgender Weise:

„Das dritte**) Heer der Kreuzfahrer zog wider die Slaven aus, gegen die Abodriten und Liutizen, unsere Grenznachbarn, um an ihnen den Mord und die Verwüstungen zu rächen, die sie über das christgläubige Volk, zumal über die Dänen gebracht hatten. Die Führer dieser Heerfahrt waren Albero von Hammenburg und alle Bischöfe des Sachsenlandes, ferner Herzog Heinrich der Jüngere, Herzog Konrad von Zaringe, Markgraf Albrecht von Saltwidele, Konrad von Within***). Als aber Niklot hörte, daß sich in kurzer Zeit ein Heer versammeln werde, um ihn zu vernichten, berief er sein ganzes Volk zu sich und begann die Burg Dubin†) zu erbauen, damit die Seinen eine Zufluchtsstätte in der Zeit der Not hätten. Alsdann sandte er Boten zu dem Grafen Adolf und ließ ihn an das Bündnis erinnern, das sie geschlossen hatten, und zugleich bitten, er möchte ihm die Gelegenheit zu einer Unterredung und Beratung geben. Der Graf schlug sein Begehr ab, indem er er-

*) A. a. O. I. c. 62. 66.

**) Das erste wandte sich nach Jerusalem, das zweite gegen die Sarazenen in Spanien.

***) Heinrich der Löwe, Konrad von Zähringen, Albrecht von Salzwedel, Konrad von Wettin.

†) Am Schweriner See.

klärte, es würde unvorsichtig sein, wollte er den Haß der Fürsten sich zuziehen. Da ließ ihm der Slavenfürst durch seine Boten Folgendes sagen: „Ich hatte beschlossen, dein Auge und dein Ohr im Slavenlande zu sein, in welchem du dich niedergelassen hattest, und alle Angriffe der Slaven abzuwenden, welche einst das Land der Wagrier besaßen und jetzt darüber klagen, daß sie ungerechter Weise ihres väterlichen Erbes beraubt worden sind. Warum verleugnest du deinen Freund in der Zeit der Not? Ist nicht erst die Gefahr der Prüfstein der Freundschaft? Bisher habe ich die Hand der Slaven zurückgehalten, damit sie dir kein Leid zufügten, fortan aber ziehe ich meine Hand von dir zurück und überlasse dich dir selbst, weil du deinen Freund von dir stößest, weil du nicht eingedenk bist unseres Bündnisses und mir deinen Beistand versagst in der Not.' Hierauf gaben die Boten des Grafen dem Niklot zur Antwort: ‚Daß unser Herr dir diesmal eine Unterredung abschlägt, dazu drängt ihn allein der Zwang der Verhältnisse, welche dir wohl bekannt sind. Bewahre darum noch die Treue unserm Herrn und das Bündnis, und wenn du siehst, wie die Slaven sich heimlich zum Kampfe gegen ihn rüsten, so schütze ihn zur rechten Zeit!' Und Niklot versprach es. Der Graf aber sagte zu den Bewohnern seines Landes: ‚Habt acht auf euer Vieh und eure Habe, damit euch nichts geraubt werde von Dieben und Räubern, wegen der Kriegsgefahr jedoch werde ich schon sorgen, daß ihr nicht durch den unvorhergesehenen Angriff eines Heeres ins Unglück geratet.' Es glaubte solcher Art der kluge Mann durch seine Schlauheit plötzliche Kriegsgefahr abgewehrt zu haben, aber die Sache lief ganz anders ab. Als nämlich Niklot merkte, daß die Ausführung des beschworenen Feldzuges unwiderruflich sei, rüstete er heimlich ein Heer und eine Flotte aus, fuhr über das Meer und ging an der Mündung der Travena vor Anker, um von dort aus das ganze Land der Wagrier zu verheeren, ehe noch das Heer der Sachsen in sein Gebiet einfallen könnte. Auch schickte er am Abend einen Boten nach Sigeberch, weil er ja dem Grafen das Versprechen gegeben hatte, ihn zu warnen, doch war die Botschaft überflüssig, denn der Graf war abwesend und es fehlte an Zeit, ein Heer zu sammeln. Als nun der Tag anbrach, an welchem das Leiden des heiligen Johannes und Paulus*) gefeiert wird, lief die Flotte der Slaven in die Mündung der Travena ein. Sobald die Wächter der Burg Lubeke den Lärm der nahenden Kriegsmacht hörten, riefen sie die Be-

*) Am 26. Juni 1147.

wohner der Stadt auf und sagten: ‚Wir haben den Klang großen Geräusches vernommen; wie Stimmengewirr einer heranziehenden Menschenmenge tönte es, was es aber ist, wissen wir nicht.‘ Sie sandten in die Stadt und auf den Markt, um allen die drohende Gefahr zu verkünden, aber das Volk war von vielem Trinken berauscht und konnte nicht eher von dem Lager und den Schiffen hinweggebracht werden, als bis es von den Feinden umringt war und die mit Waren reich beladenen Fahrzeuge dem Brande zum Opfer fielen. An jenem Tage wurden hier dreihundert Männer und darüber erschlagen. Hierunter befand sich auch Rudolf, ein Priester und Mönch, der auf der Flucht nach dem Lager von den Barbaren umringt und von tausend Wunden zerfleischt wurde. Alsdann erlitt die Besatzung der Burg zwei Tage lang die heftigste Belagerung. Zwei Reiterscharen, welche das ganze Land der Wagrier verheerten, zerstörten auch alles, was sie in der Vorstadt Sigeberch fanden. Auch den Gau von Dargune und alles Land, das diesseits der Travena von Westfalen, Holländern und den andern fremden Männern angebaut worden war, verzehrte die gefräßige Flamme. Und die Slaven töteten die tapfern Männer, welche mit den Waffen in der Hand ihnen entgegenzutreten versuchten, und führten die Weiber und Kinder der Erschlagenen in die Gefangenschaft. Sie verschonten aber alle holsatischen Männer, welche jenseits der Travena, westlich von Sigeberch wohnen, und machten Halt im Gebiet des Ortes Cuzalina und gedachten nicht weiter vorzugehen. Auch die Dörfer, welche in der Ebene Zventinevelde*) liegen und sich von dem Bache Svalen**) bis zum Bache Agrimesov und zum See von Plune ausdehnen, suchten die Slaven nicht mit Verwüstung heim und sie vergriffen sich nicht an der Habe der hier wohnenden Menschen. Daher ging zu jener Zeit durch aller Mund das Gerücht, daß einige Holsaten dieses verderbliche Unheil aus Haß gegen die Ankömmlinge, welche der Graf von weither zum Anbau des Landes herbeigerufen hatte, heraufbeschworen hätten. Daher wären denn auch die Holsaten allein von dem allgemeinen Unglück bewahrt geblieben. Doch auch die Stadt Utin entging, durch ihre sichere Lage geschützt, dem Verderben ... Als dies der Graf hörte, sammelte er ein Heer, um den Kampf mit den Slaven aufzunehmen und sie aus seinem Lande zu treiben. Auf das Gerücht hiervon kehrten die Slaven zu ihren Schiffen zurück und fuhren heim, beladen mit dem Raube der Menschen und mancherlei Habseligkeiten, die sie im Lande der Wagrier erbeutet hatten.

*) An der Schwentine. **) Der Swalenbach, Nebenfluß der Stör.

Unterdessen eilte die Kunde durch das ganze Sachsenland und Westfalen, daß die Slaven mit einem Angriffe den Krieg zuerst eröffnet hätten, und eilte daher alles Kriegsvolk, mit dem Zeichen des Kreuzes geschmückt, in das Gebiet der Slaven einzufallen und den Frevel derselben zu züchtigen. Man teilte das Heer und belagerte die zwei Festen Dubin und Dimin und errichtete wider sie viele Belagerungswerke. Auch nahte sich ein Herr der Dänen und verstärkte die Zahl derer, welche Dubin einschlossen, und die Belagerung nahm an Heftigkeit zu. Als nun eines Tages die Eingeschlossenen sahen, daß das dänische Heer lässig war — denn die Dänen sind daheim streitsüchtig, draußen aber unkriegerisch —, unternahmen sie einen Ausfall und erschlugen viele von ihnen und düngten mit ihren Leibern die Erde. Man hatte ihnen aber wegen eines dazwischen liegenden Gewässers nicht zu Hilfe kommen können. Das Heer der Dänen entbrannte nun um dieser Niederlage willen nur noch in heftigerem Zorn und betrieb die Belagerung hartnäckiger. Da sagten aber die Vassallen unseres Herzogs und des Markgrafen Albrecht einander: ‚Ist nicht das Land, das wir verwüsten, unser Land? ist nicht das Volk, das wir bekämpfen, unser Volk? Warum zeigen wir uns als unsere eigenen Feinde und als die Vernichter unserer Einkünfte? Denn trifft denn dieses Unheil nicht unsere Herren?‘ Von diesem Tage an begannen sie im Heere nur zögernd ihre Pflicht zu thun und durch Bewilligung vieler Waffenruhen die Not der Belagerten zu mildern. So oft aber bei einem feindlichen Zusammenstoße die Slaven besiegt wurden, hielt sich das Heer zurück und verhinderte so, daß man die Fliehenden verfolgte und sich der Burg bemächtigte. Endlich, als die Unsrigen schon der Belagerung überdrüssig waren, wurde ein Abkommen getroffen, demzufolge sich die Slaven verpflichteten, den christlichen Glauben anzunehmen und die Dänen, welche in ihre Gefangenschaft gefallen waren, frei zu geben. Viele von ihnen ließen sich nun voll Trugs taufen und von den Gefangenen gaben sie wohl die Greise und Kranken los, alle übrigen aber, welche rüstigeres Alter zur Knechtschaft geschickt machte, behielten sie zurück. So endete das große Unternehmen mit einem geringen Erfolge, denn unmittelbar darauf zeigten sich die Slaven wieder schlimmer, da sie weder der Taufe treu blieben noch sich der Räubereien gegen die Dänen enthielten.

Unser Graf*) aber stellte die gebrochene Freundschaft wieder her und

*) Graf Adolf II. von Holstein.

machte Frieden mit Niklot und den übrigen Slaven des Ostens, doch traute er ihnen nicht ganz, weil sie die Verträge zuerst gebrochen und sein Land mit großer Verwüstung heimgesucht hatten. Und er begann sein Volk zu trösten, welches der feindliche Einfall entmutigt hatte, und bat sie, sie sollten sich nicht durch das Unglück niederdrücken lassen, sondern jederzeit das beherzigen, daß Markmannen zähe Geduld haben und verschwenderisch mit ihrem Blute umgehen müßten. Auf den Loskauf der Gefangenen zeigte er sich eifrig bedacht."

Nachdem in solcher Weise der Kreuzzug, einem verheerenden Sturme gleich, vorübergebraust war und keinen andern Erfolg gehabt hatte, als daß die aufblühenden wagrischen Kolonien der Verwüstung anheimgefallen waren, begann wieder eine friedliche Zeit der Mission in den Wendenländern. Erzbischof Hartwich von Bremen, der letzte Sproß des alten stadischen Grafenhauses, entschloß sich, da sich seine Hoffnung, seinen Sprengel wieder über die durch die Stiftung des Erzbistums Lund ihm entzogenen dänischen, norwegischen und schwedischen Bistümer auszubreiten, nicht erfüllten, wenigstens die von Erzbischof Adalbert, dem Berater Heinrichs IV., geplanten wendischen Bistümer ins Leben zu rufen. Er ernannte zunächst im Jahre 1149 Vicelin zum Bischof von Oldenburg und Emmehard zum Bischof von Mecklenburg, weihte beide und entsandte sie dann hilflos und arm zu den Heiden. Hier stießen sie in ihrer Thätigkeit bald auf Widerstand, denn Herzog Heinrich der Löwe sah in der Ernennung der beiden Bischöfe durch den Bremer Erzbischof eine schwere Beeinträchtigung seiner Rechte und bediente sich daher eines jeden Mittels, um das Gedeihen der beiden Bistümer zu verhindern. Erst als Vicelin, dem nur sein geistliches Amt am Herzen lag, sich bereit erklärte, sich dem Herzoge zum Dienstmann zu geben, und aus Heinrichs Hand die Belehnung durch das Scepter empfing, wurde ihm Bosau abgetreten und vom Grafen Adolf die Hälfte des Zehnten überlassen. Damit war ein wichtiger Schritt in der Gestaltung des wendischen Kirchenwesens vorwärts gethan. Eine weitere Förderung wurde der Mission zu teil, als Friedrich I. 1154 seinem Vetter, Heinrich dem Löwen, das Recht verlieh, zu weiterer Verbreitung der christlichen Lehre im Lande nördlich der Elbe Bistümer und Kirchen einzurichten, ihm die Vollmacht erteilte, sie vom Reichsgut nach seinem Ermessen auszustatten, und ihm zugleich und seinen Nachfolgern die Investitur der drei Bistümer Oldenburg, Mecklenburg und Ratzeburg überließ. Sogleich gründete denn auch Heinrich das geplante Bistum

Ratzeburg und übertrug es einem der ersten Schüler des heiligen Norbert, dem Evermod. Noch im Jahre 1154 starb nach langer, erfolgreicher Thätigkeit der wackere Vicelin, der in stiller Thätigkeit mit bewundernswürdiger Ausdauer unter allem Kriegsjammer, der über das unglückliche Land hereinbrach, der Lehre Christi gedient hatte. An seine Stelle trat der Kanonikus Gerold, der frühere Vorsteher der Schule zu Braunschweig. Gerold geriet mit Hartwich von Bremen wegen der Einsetzung in Streit und mußte sich deshalb an Herzog Heinrich wenden, der damals in Italien weilte. Hier wurde er vom Papst Hadrian IV. selbst zum Bischof des wagrischen Landes geweiht.

Kaum war der Bischof in das halbzerstörte Oldenburg zurückgekehrt, als er auch mit frischer Kraft das Werk der Heidenbekehrung auf sich nahm. Wir besitzen über seine erste Missionsreise im Winter 1155 auf 1156 einen Bericht Helmolds, der um so bemerkenswerter ist, als der Geschichtschreiber selbst an Gerolds Seite an dieser Wanderung teilnahm und daher den besten Aufschluß über die durch die Härte der sächsischen Fürsten aufgehaltene Ausbreitung der christlichen Lehre geben konnte.

Helmold*) erzählt:

„Hierauf begaben wir uns nach dem jenseitigen Slavenlande, um die Gastfreundschaft eines mächtigen Mannes, dessen Namen Thessemar war, anzunehmen, denn dieser hatte uns herbeigerufen. Es traf sich nun, daß wir auf der Reise in einen Hain kamen, den einzigen in jenem Lande, denn dasselbe besteht in einer baumlosen Ebene. Hier sahen wir inmitten uralter Bäume die heiligen Eichen, welche dem Gotte jenes Landes, dem Prove, geweiht sind. Diese umgab ein freier Raum und ein sorgfältig aus Holz erbauter Zaun, durch welchen zwei Thore führten. Außer den Hausgöttern und den Götzen, welche jeder einzelne Ort in Überfluß hat, galt diese Stätte als ein Heiligtum des ganzen Landes. Ein Priester stand ihr vor und besondere Feste und mancherlei Arten von Opfern waren ihr eigen. Hierher pflegte an jedem zweiten Wochentage das Volk des Landes mit seinem Fürsten und Priester zusammenzukommen, um Recht zu sprechen. Allen war der Zutritt zu dem freien Raume verboten mit Ausnahme des Priesters und derer, die zu opfern begehrten, oder welche Todesgefahr bedrängte, denn diesen durfte niemals diese Zufluchtsstätte verschlossen bleiben. Solche Ehrfurcht nämlich erweisen die Slaven ihren Heiligtümern, daß sie selbst in kriegerischen

*) A. a. O. I. c. 83.

Zeiten die Nähe der geweihten Stätte nicht durch Blut beflecken lassen . . . Als wir nun zu jenem Walde, dieser Stätte der Unheiligkeit, gelangten, forderte uns der Bischof auf, kräftig ans Werk zu gehen und den Hain zu zerstören. Er selbst sprang vom Rosse herab und zertrümmerte voll Eifer die herrlich verzierten Vorderseiten der Thüren. Darauf drangen wir in den Vorraum ein, trugen die ihn umgebende hölzerne Einfassung um die heiligen Bäume zusammen und häuften sie hier zu einem Scheiterhaufen auf, den wir, wenn auch nicht ohne Furcht, daß die Bewohner des Landes uns plötzlich überfallen könnten, in Flammen setzten. Doch Gottes Gnade beschützte uns. Alsdann kehrten wir in dem gastlichen Hause des Thessemar ein, wo wir mit reichlicher Bewirtung empfangen wurden, aber wenig Freude und Behagen schuf uns der Slaven Gelage, weil wir hier Fesseln und allerhand Marterwerkzeuge sehen mußten, wie sie für die aus Dänemark herbeigeschleppten Christgläubigen gebraucht wurden. Auch mußten wir hier Priester des Herrn erblicken, die durch lange Gefangenschaft abgemagert waren, und der Bischof konnte weder mit Gewalt noch durch seine Bitte ihnen Linderung bringen.

Am nächsten Sonntage kam das ganze Volk des Landes auf dem Markte zu Lubeke zusammen, und der Bischof trat vor sie hin und richtete das Wort der Ermahnung an das Volk, daß es abließe von den Götzen und den einen Gott verehre, der im Himmel ist, daß es den Segen der Taufe auf sich nehme und abthue alle böse That, Räuberei und Mord der Christen. Als er seine Rede an das Volk beendet hatte, erwiderte unter Beistimmung der andern Pribislav folgendes: ‚Deine Worte, ehrwürdiger Bischof, sind Worte Gottes und förderlich unserem Heile, doch wie sollen wir den Weg, den du uns zeigst, gehen, da wir verstrickt sind in große Uebel? Auf daß du aber unsere Not kennen lernst, höre in Geduld auf meine Worte, denn das Volk, das du erblickst, ist dein Volk, und billig ist es, daß wir unsere schlimme Lage dir enthüllen. Dann wird es dir gebühren, uns zu beklagen. Mit solcher Härte verfahren unsere Fürsten gegen uns, daß wegen des harten Druckes der Abgaben der Tod uns besser erscheint als das Leben. Siehe, in diesem Jahre haben wir Bewohner dieses so kleinen Erdenwinkels eintausend Mark dem Herzoge und hundert Mark dem Grafen bezahlt, und doch sind wir deshalb nicht von anderem befreit, sondern täglich werden wir ausgesogen und gedrückt, daß wir zu Grunde gehen. Wie also sollen wir Kraft haben zu diesem neuen Glauben, wie sollen wir Kirchen erbauen und die Taufe empfangen, da wir täglich unseren Sinn auf die Flucht richten müssen?

Gäbe es nur eine Stätte, zu der wir flüchten könnten! Denn wenn wir die Travena überschreiten, siehe so bedroht uns dieselbe Not und kommen wir zum Panisfluß, so ereilt sie uns dort. Was bleibt uns noch übrig, als daß wir das Land verlassen und uns dem Meere anvertrauen und auf seinen Wogen wohnen? Kann man es uns zum Verbrechen machen, wenn wir, aus unserem Vaterlande vertrieben, das Meer heimsuchen und den Dänen plündern oder den Kaufmann, der übers Wasser sein Schiff lenkt? Ist dies nicht vielmehr die Schuld der Fürsten, welche uns hierzu treiben?' Auf diese Worte entgegnete der Bischof: ‚Daß unsere Fürsten sich bisher vergangen haben an eurem Volke, das ist nicht zu verwundern, denn sie glauben denen gegenüber, welche Götzenbilder verehren und ohne Gott sind, keine Sünde zu thun. Darum eilet, die Lehre Christi anzunehmen, und unterwerft euch eurem Schöpfer, vor dem sich alle neigen, welche den Erdkreis in den Händen haben. Leben nicht die Sachsen und die andern Völker, welche den christlichen Namen tragen, in Frieden, zufrieden mit ihren gesetzlichen Abgaben? Ihr allein seid, wie ihr von dem Glauben aller abweicht, so auch der Plünderung aller preisgegeben.' Da sprach Pribislav: ‚Wenn es dem Herrn Herzog und dir gefällt, daß wir desselben Glaubens sind wie der Graf, so sollen uns dann auch die Rechte der Sachsen in Bezug auf Güter und Einkünfte verliehen werden. Dann wollen wir gern Christen werden, Kirchen erbauen und unsern Zehnten geben.'

Hierauf begab sich unser Bischof Gerold zum Herzoge auf den Landtag, welcher nach Ertheneburg*) berufen worden war, und hier stellten sich auch die zur Versammlung entbotenen Fürsten der Slaven ein. Da richtete der Herzog auf Zureden des Bischofs an die Slaven das Wort über die Annahme des Christentums. Niklot, der Fürst der Abodriten, gab zur Antwort: ‚Der Gott, der im Himmel wohnt, sei dein Gott, du aber sollst unser Gott sein, und so sind wir es zufrieden. Verehre du jenen, wir werden dich verehren!' Der Herzog aber tadelte ihn wegen dieser Lästerrede. Wegen Förderung des Bistums und der Kirche geschah zu jener Zeit nichts weiter, und zwar deshalb, weil unser Herzog jüngst aus Italien zurückgekehrt und jetzt nur darauf bedacht war, sich neuen Erwerb zu verschaffen, denn sein Schatz war vollständig leer. Der Bischof folgte dem heimkehrenden Herzog nach Bruneswich**) und verweilte bei ihm viele Tage. Und er sagte zum Herzoge: ‚Siehe, während des

*) Oder Erteneburg d. i. Artlenburg. **) Braunschweig.

ganzen Jahres bin ich an deinem Hofe dir zur Last. Komme ich aber nach Wagrien, so habe ich nichts zu leben. Warum hast du mir die Last dieses Titels und Amtes aufgebürdet? Wahrlich, viel besser erging es mir früher als jetzt.' Hierdurch bewogen, rief der Herzog den Grafen Adolf herbei und verhandelte mit ihm über dreihundert Hufen, welche zur Ausstattung des Bischofs bestimmt worden waren. Drauf überwies der Graf dem Bischofe den Besitz von Uthine und Gamale*) samt Zubehör. Hierüber fügte er zu dem Gute Bozoe zwei Dörfer, Gothesvelde und Wobize**). Auch in Aldenburg schenkte er ihm ein passendes, am Markte gelegenes Gut. Und es sagte der Graf: ‚Es gehe der Herr Bischof nach Wagrien und lasse diese Güter unter Hinzuziehung sachverständiger Männer abschätzen. Was an dreihundert Hufen fehlt, werde ich dazu geben, was darüber ist, soll mir gehören.' Der Bischof ging also hin und besah den Besitz, fand aber nach einer mit den Ansiedlern angestellten Untersuchung, daß die Güter kaum hundert Hufen faßten. Darum ließ der Graf das Land mit einem kurzen, unsern Landsleuten unbekannten Längenmaße vermessen und maß dabei auch noch die Sümpfe und Wälder. So erhielt er denn eine große Anzahl von Äckern. Die Sache wurde nun vor den Herzog gebracht, und der Herzog entschied, daß dem Bischofe das Land nach dem üblichen Maße gegeben werden sollte, und daß Sumpf und dichterer Wald nicht mit zu vermessen sei. Viele Mühe wurde darauf verwendet, diese Güter zu erlangen, doch konnten sie bis auf den heutigen Tag weder durch den Herzog noch durch den Bischof erwirkt werden.

Die Güter aber, von denen ich sprach, erwarb Bischof Gerold, indem er täglich, zu gelegener und ungelegener Zeit in die Fürsten drang, daß der Funke der bischöflichen Würde in Wagrien erweckt werde. Und er erbaute Stadt und Markt Uthine und legte sich hier ein Haus an. Da es aber im Aldenburger Bistum keine Vereinigung von Klerikern gab außer der zu Cuzelina oder Hagerestorp, so ließ er diese mit Zustimmung des Herzogs nach Sigeberch, nach dem zuerst begründeten Orte, auswandern, damit er an Festen, wenn der Bischof vor dem Volke erscheinen muß, bei der Geistlichkeit Unterstützung fände ... Dann berief unser Bischof den Priester Bruno, der nach Vicelins Tod das Slavenland verlassen hatte, aus Faldera und schickte ihn nach Aldenburg, um

*) Eutin und das verschwundene Gamale oder Gummale am Eutiner See.
**) Hutzfeld und Wöbs bei Bosau.

dort sich dem Heile des Volkes zu widmen ... Sowie dieser nach Aldenburg kam, begann er das Werk Gottes mit großer Liebe und berief das Volk der Slaven zur Gnade der Wiedergeburt, indem er ihre Haine zerstörte und ihre gottlosen Gebräuche ausrottete. Weil aber Burg und Stadt, in welcher sich einst eine Kirche und ein bischöflicher Sitz befunden hatten, verödet lagen, so erlangte er von dem Grafen die Erlaubnis, daß hier eine sächsische Ansiedlung angelegt werde, damit der Priester Beistand bei einem Volke finde, dessen Sprache und Gewohnheiten ihm bekannt waren. Und i.. der That trug dies in nicht geringem Maße zum Aufblühen der neuen Kirche bei. So erhob sich denn in Aldenburg ein sehr ansehnliches Gotteshaus, mit Büchern, Glocken und allen übrigen Kirchengeräten reich versehen. Und es wurde der Dienst des Herrn inmitten eines verkehrten und gottlosen Volkes wieder erneuert, ungefähr neunzig Jahre nach jenem Sturze der alten Kirche, der mit dem Tode des frommen Fürsten Godschalk eingetreten war. Geweiht wurde die Kirche von dem Bischof Gerold zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers, während voll Andacht der edle Graf Adolf und die Herrin Mathilde, seine fromme Gemahlin, zugegen waren. Es befahl hierauf der Graf dem Volke der Slaven, sie sollten alle ihre Toten zum Begräbnis nach dem Kirchhofe bringen und an den Festtagen zur Kirche kommen, um das Wort Gottes zu hören. Das Wort Gottes aber lehrte ihnen Bruno, der Priester Gottes, nach dem ihm anvertrauten Sendamte in hinreichendem Maße, denn er hatte Predigten, welche in slavischer Sprache aufgezeichnet waren, und diese trug er dem Volke in geeigneter Weise vor. Und die Slaven wurden daran gehindert, bei den Bäumen, Quellen und Steinen zu schwören, vielmehr brachten sie die wegen eines Verbrechens Angeklagten vor den Priester, damit er sie durch das Eisen oder die Pflugschar prüfe. In jenen Tagen schlugen die Slaven einen Dänen ans Kreuz. Als Bruno dies dem Grafen hinterbrachte, lud dieser die Missethäter vor sein Gericht und verurteilte sie zur Zahlung eines Wergeldes und verbannte jene Art des Todes ganz aus dem Lande.

Sobald nun Bischof Gerold sah, daß in Aldenburg ein guter Grund gelegt sei, riet er dem Grafen, in dem Gau Susle eine Kirche zu erbauen. Darauf entsandten sie aus dem Kloster Faldera*) den Priester Deilawin, dessen Geist nach den Mühen und Gefahren der Predigt des Evangeliums dürstete, und der Apostel kam in eine Räuberhöhle zu den Slaven, welche am Flusse Crempine**) wohnen. Dort war ein gewöhn-

*) Das spätere Neumünster. **) Bei Altenkrempe.

licher Schlupfwinkel der Seeräuber. Unter diesen wohnte der Priester und diente dem Herrn in Hunger, Durst und Nacktheit. Nachdem dies alles vollbracht war, schien es passend, eine Kirche in Lutelenburg und Rathecowe*) zu errichten. Dorthin begaben sich der Bischof und der Graf und bezeichneten Plätze, auf denen Kirchen erbaut werden sollten. So nahm denn das Werk Gottes im Wagrierlande zu, während beide, der Graf und der Bischof, sich gegenseitig Beistand leisteten. Um dieselbe Zeit stellte der Graf die Burg Plune wieder her und erbaute hier Stadt und Markt. Die Slaven aber, welche in den umliegenden Orten wohnten, wichen von dannen, und es zogen Sachsen herbei, um sich hier anzusiedeln. Allmählich verschwanden die Slaven ganz aus dem Lande. Und auch im Lande der Polaben vermehrten sich die Kirchen durch die Thätigkeit des Herrn Bischofs Evermod und des Grafen Heinrich von Racisburg."

Sobald Heinrich nach dem Falle Cremas mit dem Grafen von Holstein entlassen worden und nach Deutschland heimgekehrt war, hatte er eine Zusammenkunft in Artlenburg mit dem Könige Waldemar von Dänemark, der sich über den Schaden beklagte, den ihm in der letzten Zeit die um Oldenburg und Mecklenburg angesiedelten Wenden wider des Herzogs Gebot zugefügt hatten. Beide verbanden sich zu einem gemeinsamen Kriegszuge gegen das widerspänstige Volk. Mit wilden Verheerungen begann von beiden Seiten der Kampf. Erst als der wackre Niklot gefallen war und seine beiden Söhne Pribislav und Wertislav auf weiteren Widerstand verzichteten, fiel den Verbündeten der Sieg zu.

Helmold**) erzählt weiter:

Der Herzog verheerte das ganze Land, begann Zverin wieder aufzubauen und die Burg zu befestigen. In diese legte er den Guncelin, einen streitbaren Mann von edlem Geschlecht mit einer Kriegerschar. Hierauf söhnten sich Niklots Söhne mit dem Herzoge aus und Heinrich gab ihnen Wurle***) und das ganze Land. Das Land der Abodriten verteilte er seinen Vassallen zum Besitz. Auf Burg Cuscin†) setzte er einen gewissen Ludolf ein, der bisher Vogt von Bruneswich war. Milicov††) übertrug er dem Ludolf von Paina, Zverin und Ilinburg†††) dem

*) Lutelenburg wie oben Lutelenberg ist das h. Lütjenburg, Rathecowe das h. Ratkau bei Lübeck. **) A. a. O. I. 87. 88.

***) Wurle, ehemals zwischen Schwan und Lützow. Zverin d. i. Schwerin.

†) Jetzt Neukloster. ††) Malchow.

†††) Ilow zwischen Wismar und Neu-Bukow.

Guncelin. Ferner gab er Mikilinburg einem gewissen Heinrich, Edlem von Scathen, welcher auch aus Flandern eine Menge Volkes herbeiführte und sie in Mikilinburg selbst und im ganzen Gebiete der Stadt ansiedelte. Es setzte der Herzog den Herrn Berno, der nach dem Tode Emmehards die Kirche zu Magnopolis zu leiten bekam, zum Bischofe im Lande der Abodriten ein. Magnopolis aber ist Mikilinburg*). Und er stattete die Kirche zu Mikilinburg mit dreihundert Hufen aus, wie er es vorher schon mit der von Racisburg und Aldenburg gethan hatte. Auf seine Bitte erhielt der Herzog vom Kaiser die Vollmacht, Bistümer zu gründen, zu verleihen und zu bestätigen im ganzen Slavenlande, welches er selbst oder seine Vorfahren mit den Waffen erstritten und nach Kriegsrecht erworben hatten. Darum berief er Herrn Gerold von Aldenburg, Herrn Evermod von Racisburg und Herrn Berno von Mikilinburg zu sich, damit sie aus seiner Hand ihre Würden empfingen und ihm als seine Vassallen den Lehnseid leisteten, wie man es sonst dem Kaiser gegenüber zu thun pflegt. Obwohl nun die Bischöfe dieses Ansinnen für sehr drückend erklärten, so fügten sie sich doch um dessen willen, der sich um unsertwillen erniedrigt hat, und auf daß nicht die junge Kirche Schaden erlitte. Der Herzog verlieh ihnen Privilegien über ihre Besitzungen, ihre Einkünfte und Rechte und befahl den Slaven, welche im Lande der Wagrier, Polaben, Abodriten, Chizziner zurückgeblieben waren, dieselben Abgaben an den Bischof zu geben, wie man sie gibt bei den Polen und Pommern, nämlich von jedem Pfluge drei Scheffel Weizen und zwölf Münzen gangbaren Geldes. Der Scheffel heißt aber auf slavisch Curitce**), und ein slavischer Pflug wird auf zwei Ochsen und ebensoviel Pferde gerechnet. Es nahmen die Zehnten im Lande der Slaven zu, weil deutsche Männer aus allen Gegenden herbeiströmten, um das weite Land, das fruchtbar war an Getreide, voll üppiger Weiden und überreich an Fischen, Tieren und allem Guten, in Besitz zu nehmen.

Zu derselben Zeit beherrschte das östliche Slavenland Markgraf Albrecht mit dem Beinamen der Bär, welcher mit Gottes Hilfe seinen Besitz reichlich mehrte. Er unterjochte nämlich das Land der Brizaner, Stoderaner und vieler andrer Völker, welche an der Habola**) und Elbe wohnen, und unterdrückte ihre Aufstände. Zuletzt, als die Slaven all-

*) Siehe über Mikilinburg, „Die große Burg", S. 262.

) Noch heute kommt im Czechischen und Polnischen ein Getreidemaß Korec, Korezec vor. *) Die Havel.

mählich verschwanden, sandte er nach Utrecht und der Rheingegend und zu denen, welche am Ocean wohnen und von des Meeres Gewalt zu leiden haben, den Holländern, Seeländern und Flandrern, und zog von ihnen viel Volk herbei und ließ sie wohnen in den Städten und Dörfern der Slaven. Durch das Herbeiströmen der Fremdlinge gewannen die Bistümer von Brandenburg und Havelberg an Macht, denn die Kirchen mehrten sich und der Ertrag der Zehnten stieg außerordentlich. Aber auch das südliche Elbufer begannen zu derselben Zeit holländische Einwandrer anzubauen. Diese Holländer besaßen von der Stadt Saltwedele*) an alles Sumpf- und Ackerland, nämlich das Balsemer- und Marscinerland**) mit Städten und vielen Dörfern bis zum Böhmerwalde hin. Diese Länder sollen einst zur Zeit der Ottonen die Sachsen bewohnt haben, wie man an den alten Dämmen sehen kann, welche an den Elbufern in dem Sumpflande der Balsamer aufgeführt worden waren. Doch die Slaven hatten wieder die Oberhand erlangt, die Sachsen waren erschlagen worden und ihr Land hatten die Slaven besessen bis auf unsre Zeit. Jetzt aber, da Gott unserm Herzoge und den übrigen Fürsten Heil und Sieg in reichem Maße verleiht, sind die Slaven allerwärts in den Staub getreten und vertrieben worden und von den Gestaden des Oceans sind auf den Ruf unsrer Fürsten unzählige Scharen tapfrer Männer herbeigekommen, haben das Land der Slaven angesiedelt und Städte und Kirchen erbaut und haben zugenommen an Reichtümern über alle Erwartung hinaus."

4. Der Kampf mit Heinrich dem Löwen.

Eine neue deutsche Welt entsteht unter den Hohenstaufern auf slavischem Boden. Stetig dringen Flandrer, Sachsen, Friesen und Franken nach Osten vor, schnell und sicher wie daheim setzen sie sich fest, roden den Wald, bebauen den Acker und wachsen mit dem frisch eroberten Boden zusammen, ein arbeitsames, ausdauerndes und kühnes Geschlecht, entfernt von der feineren Bildung, welche im südlichen Deutschland die zahlreichen Fürstenhöfe, Bischofssitze und die aufblühenden Städte um sich verbreiteten, aber voll Kraft und jederzeit bereit, den Kampf mit den Elementen und den Menschen unverzagt aufzunehmen, und geleitet von selbstbewußten und ehrgeizigen Fürsten, von Heinrich dem Löwen,

*) Oder Saltwidele, Saltwedel das j. Salzwedel.

**) Der Gau Belxa, Belesem, die Halberstadter Diöcese mit der Stadt Stendal, und Wische zwischen Arnesburg und Werben.

Albrecht dem Bären, dem ersten Markgrafen von Brandenburg, und Konrad von Wettin, dem Markgrafen von Meißen und der Lausitz, welche die auf Eroberung des Ostens gerichtete Politik Ottos des Großen wiederaufnehmen. Zur selben Zeit aber sehen wir die Staufer mit außerordentlichen Mitteln ihre ganze Kraft an die Unterwerfung Italiens setzen, auf dessen Besitz sie durch die seit Otto erneute Verbindung der deutschen Königskrone mit dem römischen Kaisertum hingewiesen waren. So waren das deutsche Volk und seine Herrscher gleichzeitig auf verschiedenen Gebieten thätig, und aus dem Ringen und Kämpfen beider erwuchs eine segensreiche Ernte, denn wie die Verbindung mit Italien die Deutschen der alten hier bewahrten Kultur teilhaftig machte, so sicherte die große Bewegung nach Norden und Osten dem deutschen Volke ein weitausgedehntes fruchtbares Land, auf welchem sich nachmals deutsches Leben mit jugendlicher Kraft entfalten konnte.

In friedlichem Einvernehmen hatten Heinrich und Friedrich neben einander die Aufgaben ihrer Politik gelöst. Je mächtiger aber die Stellung des Welfen wurde, um so weniger konnte der Frieden Bestand haben. Als nun Welf VI. nach dem Tode seines einzigen Sohnes den alten schwäbischen Besitz seines Hauses nicht seinem Neffen Heinrich, mit dem er zerfallen war, sondern den Staufern zuzuwenden verhieß, begann die Entfremdung zwischen dem Herzog und dem Kaiser, und in dem Grade, als sich Heinrich von dem Kaiser zurückzog, näherte er sich der Partei Alexanders III. Von neuem erwachte der alte Hader zwischen Waiblingern und Welfen.

Inzwischen war der Kampf mit Alexander III. von Friedrich fortgesetzt worden. Mailand war aus seinen Trümmern wieder erstanden und am Tanaro hatten die lombardischen Verbündeten dem kaiserlich gesinnten Pavia als festes Bollwerk eine Festung gegenübergestellt, die man dem Schützer der republikanischen Freiheit zu Ehren Alessandria nannte. Mit frischer Kraft griff der Kaiser wieder zu den Waffen. Da versagte im entscheidenden Augenblicke der Welfe dem Staufer die erbetene Kriegshilfe und, von seinem mächtigsten Bundesgenossen verlassen, unterlag Friedrich am 29. Mai 1176 bei Legnano den siegreichen Lombarden. Die Niederlage wurde zum Wendepunkt in Friedrichs Geschichte. Er sah ein, daß der einzige Schlachttag ihn um alle Früchte der bisherigen Anstrengungen gebracht habe, und brach nun, das hoffnungslos Gewordene mit rascher Fassung aufgebend, ohne Zögern mit seinen lombardischen Plänen, um mit unerschütterlichem Mute einen neuen Weg zur Erreichung

seiner Ziele zu suchen. Da er unmöglich zugleich den Kampf mit dem republikanischen Geist der Städte und mit dem Papste führen und das Aufsteigen selbständiger Gewalten in Deutschland verhindern konnte, beugte er sich in Venedig Alexander III., schloß einen Waffenstillstand mit den lombardischen Städten und machte sich dann, frei von den drängendsten Gegnern, auf, um an dem Manne Rache zu nehmen, der die Tage von Legnano und Venedig verschuldet hatte.

Dreimal wurde Heinrich vor das Gericht des Kaisers geladen; als er auch nach der dritten Ladung nicht erschien, ward er geächtet und seiner Ämter und Lehen verlustig erklärt. Das alte Herzogtum Sachsen wurde 1180 auf dem Reichstage zu Gelnhausen zertrümmert. Die westliche Hälfte erhielt Erzbischof Philipp von Köln, die östliche, an welcher der herzogliche Name haften blieb, Albrechts des Bären Sohn Bernhard von Anhalt, während Bayern dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, dem eifrigsten Vorkämpfer der staufischen Politik, zufiel.

Der Reichskrieg wurde gegen den Geächteten eröffnet. Wohl hatte Heinrich zum unvermeidlichen Waffengange seine Kräfte zu stärken gesucht, aber seine hochfahrende Strenge hatte ihm die Herzen der Fürsten entfremdet, deren Treue ihn allein retten konnte.

Wir heben aus der Geschichte dieses Krieges die Kämpfe um Lübeck heraus, wie sie der Fortsetzer von Helmolds Chronik, Arnold, der Abt des Lübecker Johannisklosters, ein Augenzeuge jenes Streites, beschreibt.

Arnold*) erzählt:

„Im nächsten Sommer**) überschwemmte der Kaiser das Gebiet des Herzogs mit seinem Kriegsvolke und drang mit gewaltiger Macht in das Land Heinrichs ein, und um ihn aus seinem Reiche zu vertreiben, schickte er sich an, über die Elbe zu gehen. Aus Besorgnis aber, daß in seinem Rücken ihm ein Hinterhalt gelegt werden könne, hieß er Philipp von Köln und die andern Fürsten Bruneswich bewachen, den Herzog Bernhard dagegen und seinen Bruder Otto, den Markgrafen von Brandenburg, entsandte er mit den andern Fürsten des Ostens der Luneburger wegen nach Bardewich***). Er selbst zog in Begleitung Wichmanns von Magdeburg, des Herrn von Babenberg, der Äbte von Buld, Corbeia und Hersfeld, des Markgrafen Otto von Misna†) und mit einer starken

*) Arnoldi chronica Slavorum II. 20. M. G. SS. XXI. p. 139. Gesch. d. d. V. Heft 20. **) Im Jahre 1181.

***) Bardewich ist das j. Bardewik, Luneburg d. j. Lüneburg.

†) Buld, Corbeia, Misna d. j. Fulda, Korvey, Meißen.

Schar von Schwaben und Bayern gegen die Elbe. Bei seinem Nahen wurde Landgraf Ludwig, der vordem in Luneburg in Haft gehalten worden war, nach Sigeberg geführt und hier in enges Gewahrsam gebracht. Der Herzog aber befand sich damals in Lubeke, indem er die Stadt befestigte und viele Verteidigungswerke errichtete. Hierauf begab er sich am Tage der Apostel Petrus und Paulus*) nach Racisburg. Als er nun von hier am Morgen aufbrach, um nach der Elbe hin zu ziehen, folgten ihm alle, welche in der Burg waren, um ihm voll Freude das Geleite zu geben. Da nun die Anhänger des Grafen Bernhard**), welche in der Stadt zurückgeblieben waren, sahen, daß die Burg unbesetzt sei, setzten sie sich durch raschen Handstreich in ihren Besitz, schlossen alsdann die Burgthore und trieben, was sie von Knechten des Herzogs fanden, hinaus. Sobald der Herzog die Kunde hiervon erhielt, kehrte er wutschnaubend zur Burg zurück, fand aber hier alles feindselig gestimmt. Sogleich schickte er nach Sigeberg zu Luppold und nach Plune zu Markrad, damit sie eilig herbeizögen, um die Besatzung der Burg, die nur gering an Zahl war, zu verjagen. Doch inzwischen kam ein Bote mit der Nachricht, daß der Kaiser sich nahe, und so zog er denn unverrichteter Sache, bittern Groll im Herzen, ab und gelangte nach Erteneburg. Da er aber sah, daß das Lager des Kaisers in der Nähe sei, ließ er die Burg in Flammen aufgehen und bestieg ein Fahrzeug, auf welchem er die Elbe hinunter nach Stade fuhr.

Der Kaiser aber überschritt den Fluß und kam nach Lubeke. Ein Heer von Slaven und Holsaten stieß hier zu ihm, und auch der Dänenkönig Waldemar kam mit einer großen Flotte nach der Mündung der Travena. So ward die Stadt zu Wasser und zu Lande eingeschlossen. Darinnen aber befanden sich Graf Simon von Tekeneburg, Graf Bernhard von Aldenburg, Graf Bernhard von Wilpe***) mit Markrad, dem Statthalter der Holsaten, und Emeco von Holte mit einer Anzahl tapfrer Holsaten und einer gewaltigen Menge von Bürgern. König Waldemar erschien mit großem Gefolge vor dem Kaiser und zeigte viele Pracht. Er verlobte seine Tochter mit des Kaisers Sohne, dem Herzoge von Schwaben†), worauf dem Ehegelöbnis durch die Eide der Bischöfe größere

---

*) Am 29. Juni.

**) Graf Bernhard von Ratzeburg hatte sich, von Heinrich schwer gekränkt, auf die Seite Friedrichs geschlagen.

***) Simon von Tecklenburg, Bernhard von Oldenburg in Friesland, Bernhard von Wölpe.

†) Friedrich.

Festigkeit gegeben wurde. Zu dieser Zeit der Belagerung waltete der Bischof Heinrich in der Stadt des bischöflichen Amtes. Zu ihm kamen nun die Bürger und sagten: ‚Wir bitten deine Heiligkeit, ehrwürdiger Vater, zu dem Herrn Kaiser hinauszugehen und ihm in unserm Namen zu sagen: Herr, wir sind deine Knechte und bereit, deiner kaiserlichen Hoheit zu dienen. Was haben wir verbrochen, daß wir von dir durch so schwere Belagerung eingeschlossen werden? Wir haben bisher diese Stadt durch die Freigebigkeit unseres Herrn, des Herzogs Heinrich, besessen*) und haben sie zu Gottes Ehre und als festen Hort christlichen Glaubens an diesem ehemaligen Orte des Schreckens und wüster Einöde erbaut. Jetzt, so hoffen wir, ist hier eine Wohnung Gottes, während früher hier nach den Irrlehren der Heiden ein Sitz des Satans war. Diese Stadt nun werden wir deinen Händen nicht überantworten, sondern wir werden ihre Freiheit mit unsrer Kraft und unsern Waffen, so lange wir es können, mit der größten Standhaftigkeit beschützen. Um dies Eine bitten wir aber eure Gnade, daß es unter Gewährung von Sicherheit gestattet sein möchte, uns an unsern Herrn Herzog zu wenden, um von ihm Rats zu erholen, was zu thun sei und wie wir in der jetzigen Not am besten für unser und unsrer Stadt Wohl Sorge tragen können. Wenn er uns Entsatz verspricht, so ist es billig, daß wir ihm die Stadt behüten, wenn aber nicht, so sind wir bereit, zu thun, was euch gefällt. Solltet ihr aber auf diesen Vorschlag nicht eingehen, so wisset, daß wir alle den Wunsch haben, lieber in der Verteidigung unsrer Stadt mit Ehren unser Leben zu lassen, als unter Bruch der Treue schmachvoll weiter zu leben.‘ Der Bischof begab sich hierauf zum Kaiser und trug ihm die Bitte der Bürger mit Eifer vor. Auch ermahnte er den Kaiser, er solle der Blutsverwandtschaft**) eingedenk sein und der Dienste, die ihm der Herzog oft und in hohem Grade geleistet habe, und Geduld mit dem Herzoge, seinem Vetter, haben. Der Kaiser freute sich der Ankunft des Herrn Bischofs, den er um seines guten Rufes willen schätzte, hörte ihn mit Wohlwollen an und erteilte ihm folgende Antwort: ‚Wir sind über eure Ankunft hoch erfreut, teurer Bischof, und schätzen es als ein Glück, euren Anblick und eure Rede zu genießen. Doch daß eure Bürger uns Worte voll Anmaßung entbieten

*) Lübeck gehörte ursprünglich den Grafen von Holstein, war ihnen aber von Heinrich abgezwungen worden.

**) Friedrichs Mutter Judith, war eine Schwester Heinrichs des Stolzen. Die beiden Gegner waren mithin Vettern.

lassen und nicht freiwillig die Thore ihrer Stadt uns öffnen, das möchte füglich weder euch, noch sonst einem, der bei gesundem Verstande ist, billig erscheinen. Wohl bekennen wir, daß diese Stadt, als ein Geschenk unsrer Gnade, einst unserm Vetter zugehörte, aber seit jener wegen seiner Unbotmäßigkeit durch den Beschluß aller Fürsten in die Acht gethan worden ist, gehört sie nach vollem Rechte uns zu: Hat ja doch auch jeder Bischof seine Güter zurückgenommen, die jener als beständige Lehen im Besitze hatte. Unsre Hand ist zwar stark genug, den Bürgern das anzuthun, was sie verdient haben, aber da wir in Übung der Gerechtigkeit lieber Nachsicht als Rache gegen alle beweisen wollen, so gedenken wir auch ihre Bitte zu genehmigen. Mögen sie zu ihrem Herrn gehen und mit ihm über ihre Lage verhandeln, doch das Eine sollen sie dabei beherzigen, daß, wenn sie nach ihrer Rückkehr uns die Stadt nicht öffnen, sie dann um der Zögerung willen eine strengere Buße erleiden sollen. Wenn ihr aber sagt, daß wir Nachsicht haben sollen mit unserm Vetter, dem Herzog, so wisset, daß wir ihm jederzeit ungewöhnliche Nachsicht und große Milde gezeigt haben und daß dadurch sich nur sein Herz mit Hochmut erfüllte. Die Gnade, die er empfing, nahm er nämlich für nichts dahin und selbst die Gnade Gottes, die in überreicher Weise ihm zu teil wurde, hat er nicht dankbar anerkannt, wie es doch seine Pflicht gewesen wäre. Deshalb, so wisset, hat Gott ihn auch gedemütigt, denn der Sturz eines so mächtigen Mannes ist nicht ein Werk unsrer Macht, sondern vielmehr die gerechte Vergeltung des allmächtigen Gottes.'

Der Bischof also kehrte in die Stadt zurück und verkündete den Bürgern, was er gehört hatte. Ohne zu zögern nahmen diese das Geleite an und begaben sich nach Stade, wo der Herzog weilte. Der Kaiser aber hatte die Kränklichkeit des Bischofs bemerkt — er litt nämlich an heftigen Fiebern, welche ihn auch bis zu seinem Lebensende nicht verließen — und sandte ihm deshalb seinen Arzt, damit er ihn durch seine Tränke von dem Siechtum heile. Nach einigen Tagen kehrten die Bürger mit dem Grafen Guncelin zurück und übergaben dem Kaiser auf des Herzogs Geheiß die Stadt. Bevor sie jedoch die Thore öffneten, kamen sie zu ihm hinaus ins Lager und baten ihn, daß sie die Freiheit der Stadt, welche der Herzog ihnen einst verliehen habe, behalten und die Vorrechte, welche ihre Privilegien enthielten, nach dem Rechte von Sosatia*), ferner den Umfang ihres Gebietes, was sie an Weiden,

*) Soest.

Wäldern und Flüssen inne hätten, kraft seiner Oberherrlichkeit und Gnade besitzen dürften. Der Kaiser willfahrte ihrer Bitte und bestätigte ihnen nicht nur dies, sondern bestimmte auch, daß es mit dem Anteile an dem Zoll, welchen der Herzog zum Unterhalte der Domherrn in Lubeke und in Racisburg ausgesetzt hatte, gehalten werden sollte wie bisher. Dem Grafen Adolf aber gab er die Hälfte von allem, was die ganze Stadt an Zöllen, Mühlen und Münze eintrug, zum Lehen, teils weil er dem Reiche treu gedient hatte, teils weil er um des Kaisers willen eine Zeit lang vertrieben gewesen war*). Darauf hielt er seinen Einzug in die Stadt und wurde mit Liedern und frommen Lobgesängen unter dem Jubel der Geistlichkeit und des ganzen Volkes festlich empfangen. Der Abt des Klosters der heiligen Gottesmutter Maria und des heiligen Evangelisten Johannes**) erschien vor seinem Angesicht und empfing aus seiner Hand die Höfe, welche er in der Stadt hatte, und einige Äcker in dem Gebiete der Stadt und zwar durch Vermittelung des Herrn Bischofs Heinrich, welcher eben diese Höfe und Äcker aus eignen Mitteln erworben und der heiligen Gottesmutter Maria und dem heiligen Evangelisten Johannes zum Besten des Klosters dargebracht hatte.

Der Kaiser trat hierauf den Rückweg an, überschritt die Elbe und schlug im Osten von Luneburg ein Lager auf, während sich der Herzog unterdessen, wie erzählt worden ist, bei Stade befand. Hierher hatte er sich wegen der gesicherten Lage des Ortes zurückgezogen, und selbst wenn die Burg von den Feinden genommen wurde, so konnte er doch hoffen, sich auf dem Wasser retten zu können. Er hatte die Stadt mit einem mächtigen Walle umgeben und sehr starke, mit Wurfmaschinen versehene Bollwerke errichten lassen. Graf Guncelin, welcher die Befestigungsbauten leitete, ließ selbst verwegenen Beginnens die Türme vom Münster der heiligen Jungfrau Maria, weil sie den Verteidigungswerken zu nahe zu liegen schienen, zerstören. Dies konnte nicht ohne schwere Schuld vollbracht werden, aber während solche Maßregeln zu größerer Vorsicht getroffen werden, bringen sie oft durch Gottes rächende Hand noch größeren Schaden. Bald sah sich nämlich der Herzog in die Enge getrieben und mußte den Herrn Kaiser bitten, daß es ihm gestattet sein möchte, unter kaiserlichem Geleite nach Luneburg zu kommen, denn er hoffte, auf irgend

*) Graf Adolf von Schauenburg war durch ungerechte Ansprüche Heinrichs gekränkt worden und hatte sich auf die Seite Friedrichs geschlagen.

**) Der Schreiber der Chronik, Arnold.

eine Weise bei ihm Erbarmen zu finden. Als er nun mit dem Geleite zwischen Ertheneburg und Bardewich seines Weges zog, kam ihm eine große Schar von Rittern aus dem Lager des Kaisers entgegen und begrüßte ihn friedlich. Er erwiderte ihren Gruß und sagte: ,Wahrlich, ich war nicht gewöhnt, in diesem Lande von jemand Geleit zu empfangen, sondern pflegte es vielmehr andern zu gewähren!' Von da gelangte er nach Luneburg, wo er in jeglicher Weise durch Unterhändler den Zorn des Kaisers zu lindern suchte. Die Gefangenen, die er bei sich hatte, den Landgrafen Ludwig und den Pfalzgrafen Hermann, dessen Bruder, entließ er der Haft, in der Hoffnung, durch eine solche That der Güte einigen Dank zu ernten; allein sein Bestreben war ohne Erfolg. Der Kaiser brach alsdann auf und berief den Herzog vor einen Hoftag nach Quidelingenburg, damit hier vor den Fürsten, was Rechtens wäre, über ihn beschlossen würde. Hierüber empfanden alle Anhänger des Herzogs Freude, denn sie meinten, daß hier eine günstige Verfügung über ihn getroffen werden könne. Da aber wegen eines Zwistes, der zwischen ihm und seinem Nebenbuhler, dem Herzog Bernhard, entstand, nichts hier entschieden wurde, so entbot ihn der Kaiser vor einen neuen Hoftag nach Erpisford*). Damals erhielt Erzbischof Siegfried von Bremen Stade mit allen andern Gütern, welche der Herzog von der Kirche zu Bremen zum Lehen getragen hatte, vollständig wieder . . . Auch Graf Bernhard und Graf Adolf erhielten durch den Kaiser ihre Burgen und Lande zurück. Der Herzog erschien an dem ihm anberaumten Hoftage**), warf sich dem Kaiser zu Füßen und unterwarf sich ganz seiner Gnade. Der Kaiser hob ihn auf und küßte ihn unter Thränen und gedachte dessen, wie lange Zwietracht zwischen ihnen geherrscht habe und wie der Herzog das Werkzeug seines eigenen Falles geworden sei. Doch bleibt es zweifelhaft, ob seine Thränen aufrichtig waren, wenigstens scheint er kein wahres Mitleiden mit ihm empfunden zu haben, denn er versuchte nicht, ihn in seine alten Ehren wieder einzusetzen. Freilich konnte er dies auch für den Augenblick wegen seines Eides nicht thun. Zuletzt nämlich, als alle Fürsten nach dem Sturze des Herzogs trachteten, schwur ihnen der Kaiser bei dem Throne seines Reiches, er werde Heinrich nie wieder in seine alte Würde einsetzen, außer wenn es der Wunsch aller wäre. Nur dies Eine wurde indessen dem Herzoge gewährt, daß er sein väterliches Erbgut, wo es auch sei, ohne Einspruch völlig frei besitzen solle. Der Herzog selbst

*) Erfurt. **) Im Nov. 1181.

leistete einen Eid, drei Jahre lang das Land zu meiden und in dieser Zeit nicht heimzukehren, außer wenn ihn der Kaiser rufe. Er ging zu seinem Schwiegervater, dem Könige von England*), mit Weib und Kindern und blieb bei ihm während jener Zeit. Mit den höchsten Ehren nahm ihn dieser auf. Er setzte ihn wie einen Fürsten über das ganze Land und beschenkte alle, die seine Verbannung teilten, mit reichen Gaben."

5. Kaiser Friedrichs Tod.

Hatte der gewaltige Staufer früher in einem mächtigen Herzogtume seine Stütze und des Reiches Stärke gesehen, so trachtete er jetzt danach, die Macht der Herzogtümer zu brechen, um desto sicherer den Bestand des Reiches zu erhalten. Das Glück war mit ihm. Das Band, welches Sachsen und Bayern zusammenhielt, war zerrissen, Sachsen selbst in eine Reihe von Staaten aufgelöst. Nun ruhten endlich die Waffen des Bürgerkrieges in Deutschland und auch in Oberitalien wurde der Frieden hergestellt, denn am 25. Juni 1183 fand in Konstanz die Aussöhnung mit den Lombarden statt. Feierlich verzichtete der Kaiser darauf, über die lombardischen Städte in gleicher Weise zu herrschen wie über die deutschen Fürsten; er erklärte sich zufrieden, die zu Freunden zu gewinnen, die seine Waffen nicht hatten bezwingen können. Wie hervorragend die Stellung des Kaisers trotz aller Wechselfälle des Schicksals war, bewies am besten die glänzende Versammlung, welche zu Pfingsten des Jahres 1184 nach Mainz zusammenströmte, um bei der Schwertleite der beiden ältesten Söhne des Kaisers zugegen zu sein und mit großer Pracht das Friedens- und Freudenfest zu feiern. Nach einem dreißigjährigen Ringen genoß jetzt Friedrich eine glückliche Zeit wohlverdienter Ruhe, denn wenn es auch zu neuen Reibungen mit dem römischen Stuhl und zu einzelnen Streitigkeiten im Innern des Reiches kam, so glückte es doch, den Ausbruch schwererer Kämpfe zu verhindern. Ja es vermochte der mächtige Staufer nach dem Verluste der Lombardei einen anderen Stützpunkt im Süden Italiens zu gewinnen, denn es gelang ihm, Konstanze, die Erbin des letzten Normannenkönigs, seinem Sohne Heinrich zu vermählen und durch diese Heirat den Besitz Unteritaliens, welches den Waffen der Ottonen und Salier mit Erfolg Widerstand geleistet hatte, dem Kaisertume zu sichern. Endlich war es dem greisen Gebieter vergönnt, an die Spitze des Abendlandes zu treten. Die geistlichen Ritterorden der Templer und Johanniter waren in einer blutigen Feldschlacht besiegt worden, der König Guido von

*) Heinrich II.

Jerusalem war in Gefangenschaft gefallen und seine Hauptstadt von dem großen Sultan Saladin bezwungen worden, alles war verloren, wofür Tausende von Kreuzfahrern ihr Leben hingegeben hatten. Von Papst Gregor VIII. aufgerufen, stellte sich jetzt der alternde Kaiser an die Spitze eines glänzenden Heeres von Deutschen. Es beseelte ihn der Wunsch, seinem vielbewegten Leben durch eine That im Dienste Christi einen würdigen Abschluß zu geben.

Wie es ihm hierbei erging, das erfahren wir am besten aus einem Briefe, den ein uns unbekannter hochgestellter Mann, welcher am Kreuzzuge teilnahm, an einen Kirchenfürsten schrieb. Hier*) heißt es:

„Im Glauben, daß Eure Heiligkeit danach begierig sei, Kunde von den Thaten des Kaisers zu empfangen, haben wir uns bemüht, das, was wir mit eigenen Augen gesehen und wobei unsrer eigener Arm thätig gewesen ist, ohne die Beimischung entstellender Fälschung in kurzer Zusammenfassung Euch zu berichten.

Vernehme daher Eurer Weisheit Heiligkeit, daß wir, von dem allerchristlichsten Könige Ungarns Bela ehrenvoll aufgenommen und gütig behandelt, sogleich, als wir das griechische Reich betraten, in die Hände von Dieben und Räubern gefallen sind, weil bei den Griechen Treue und Glauben nicht gefunden werden. Denn wider das allen Völkern gemeinsame Recht von der Unverletzlichkeit der Gesandten hatten sie den Bischof von Münster und den Grafen Robert**) gefangen genommen. So zogen wir denn nur unter großen Mühen durch Bulgarien und konnten erst nach langer Verzögerung unseres Marsches am Osterfeste***) wohlbehalten an Leib und Habe über den Meeresarm des heiligen Georg†) gehen. Denn wir nahmen und zerstörten erst die Stadt Philippopolis, brachen das berühmte Schloß von Berm††), verwüsteten das ganze umliegende Land mit dem Schwerte, eroberten auch die berühmte Stadt Adrinopolis und die benachbarten Städte, stürmten die unbezwingliche Stadt Tymoticum†††) unter Anführung des Herzogs von Schwaben, töteten eine ungezählte Menge der Einwohner des Ortes; auch ward von unsern Rittern und einer geringen Schar des Kriegsvolkes eine Burg, mit Namen Maniceta, gebrochen, wobei gegen sechstausend Griechen durch Feuer und Schwert zu Grunde gingen; dann

*) Epistola de morte Friderici imperatoris. Op. Otton. Frising. I. p. 345.

**) Graf Hermann von Katzenelnbogen und Graf Robert von Nassau.

***) 25. März 1190. †) Die Straße von Konstantinopel.

††) Berrhoe. †††) Adrianopel und Dimotika.

wurden noch viele Schlösser genommen und den Griechen ein großer Menschenverlust zugefügt, unter denen auch Hungersnot aufräumte; endlich erhielten wir auch von dem Kaiser Konstantinopels geeignete Geiseln und wurden uns die Boten des Sultans*) und die Söhne desselben, welche die Griechen vordem, da sie an uns gesandt worden waren, gefangen genommen hatten, zurückgegeben. Freilich wurde nachher alles, was uns der genannte Kaiser zugeschworen und verheißen hatte, keineswegs gehalten.

Darauf zogen wir durch die Gegend von Philadelphia weiter und gelangten mit bewaffneter Hand nach Laodicea, indem Tag für Tag die Ritterschaft vom Heere Christi unter den Waffen stand. Von da brachen wir auf am Freitage vor dem Tage der Rogationen**) und kamen, nachdem wir wegen Mangels an Wasser und Gras und wegen des außergewöhnlichen Aufenthalts unersetzlichen Verlust an Rossen erlitten hatten, dorthin, wo der Mandrafluß entspringt***), und obwohl noch die Boten des Sultans und seine Söhne bei uns waren, welche dem Herrn Kaiser große Geschenke gebracht und unter festem Treuversprechen uns den Frieden auf das unverbrüchlichste zu halten gelobt hatten, so trafen wir doch hier auf Türken in großer Anzahl, die zu unserm Verderben ausgesandt und in Schlachtordnung gegen uns aufgestellt worden waren. Doch unter Gottes Schutz und unter der Führung der heiligen Kreuzesfahne haben wir sie im Morgengrauen an einem Montage, dem ersten Tage der Rogationen†), mit der Schärfe unseres Schwertes geschlagen und ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet. Noch an demselben Tage durchschritten wir die Pässe und Engen des Gebirges in der Richtung auf Susopolis††). In dieser Gegend haben wir am Vorabende vor Himmelfahrt†††) in einem Engpasse wieder eine ungeheure Menge von Türken erschlagen. Und da wir den Mangel an Rossen schwer empfanden, die verwundet und getötet worden waren, und wegen der Kälte weder Saaten noch Kräuter fanden, so bogen wir, weil wir schon Hunger litten und von den Gesandten des Sultans keinen Rat erhielten, von der Königsstraße, auf welcher Kaiser Emanuel zu reisen pflegte, notgedrungen zur Linken ab, weil sie öde und gen Ikonium sehr lang und ganz von Bergen eingeschlossen war.

---

*) Ein Gesandter des Kilidsch Arslan von Ikonium war es gewesen.
**) Am 27. April 1190.
***) Der Mäander. Man erreichte ihn bei Apamea Cibotus.
†) 30. April. ††) Sozop. †††) 2. Mai.

Am Tage der Himmelfahrt des Herrn besetzten wir die Gipfel der Berge, zwischen denen hindurch uns der Weg führte, und stiegen alsdann durch das wilde Bergland und auf einem überaus engen Wege wider aller Menschen Erwarten unter den größten Schwierigkeiten und mit großem Verluste an Menschenleben und Gepäck noch an demselben Tage in die Ebene von Finiminum*) hinunter. Es hatten nämlich die Türken von allen Seiten wie im Kreise unser Heer umringt und angegriffen. Zwar war der Herzog von Schwaben mit dem Herzoge von Mair**) und dem Markgrafen von Bodin***) und anderen Edlen und einer Schar Bogenschützen im Rücken geblieben, um die Voranziehenden zu decken, welche zugleich mit den vorausgesandten Rossen zu Fuß hinabsteigen sollten, aber die Türken griffen so nachdrücklich mit Pfeilen, Schleudern und Steinen an, daß die Unsrigen von einander getrennt wurden und dadurch in große Gefahr gerieten. Der Herzog von Schwaben selbst wurde verletzt, er verlor einen oberen Zahn ganz und einen unteren zur Hälfte. Wie viele Ritter aber auch von den Unsrigen verwundet wurden, so fiel doch nur ein einziger. Doch gingen viele Saumrosse mit Geld, Gewändern und Gefäßen verloren. Von den Türken wurden viele erschlagen, jedoch wuchsen ihre Streitkräfte von Tag zu Tag in unglaublicher Weise. Alsbald griffen sie den Herzog von Schwaben mit seinem Heere im Rücken an, während wir den Herzog von Finiminum mit seinem Kriegsvolk und den Herzog von Ferma mit seinen Scharen uns gegenüber hatten und eine andere unzählige Menge. Als diese alle vereinigt waren, mußten wir alle folgenden Tage von frühem Morgen bis zum Abende kämpfen, und immer legte Gott den Sieg in unsere Hände, doch verloren wir dabei viele Verwundete, auch wurden uns viele Pferde getötet. Am Sonntage nach dem Himmelfahrtstage†) stürzte Friedrich von Hunlitra††) bei der Verfolgung der Gegner vom Rosse, brach das Genick und fand so den Tod. Tags darauf schlugen wir unsere Zelte bei Finiminum auf. Hier griffen gegen Abend die Türken unser Lager an. Schon waren sie dabei, in einigen Zelten den Bewaffneten ihre Habe zu entreißen, als wir sie in die Flucht trieben. Mehr als sechstausend Tote hatten die Türken zu beklagen, und darunter befanden sich dreihundertvierundsiebzig Edle aus dem ganzen Lande. Von den Unsrigen fiel niemand; nur wurden uns viele

*) Philomelium. **) Meran. ***) Baden. †) Am 6. Mai.
††) Es war der Minnesänger Friedrich von Hausen.

Pferde getötet. Die Berge hallten wider von dem Jammerrufe der Klagenden, und die Nacht schied uns von einander.

Bald aber begann unter uns arge Hungersnot zu herrschen. Wein und Mehl fehlten ganz und oft genug habe ich mit den andern Pferdefleisch essen müssen. Die Pferde aber erlagen dem Mangel, weil wir weder Getreide noch Saat noch Gras fanden. Dazu umschlossen uns die Türken so eng bei Tag und bei Nacht, daß niemand das Lager zu verlassen vermochte. Am Mittwoch*) vor Pfingsten töteten wir wieder eine große Menge unserer Gegner. Nach dem heiligen Pfingstfest trafen wir auf Melich**), den Sohn des Großsultans, und fanden in Schlachtreihe gegen uns aufgestellt eine Menge von vierzigtausend türkischen Reitern, welche, den Heuschrecken gleich, das ganze Land erfüllten. Da erhoben wir wider sie im Namen Christi die siegreichen Adler vor unserem Heere und fühlten nicht den Hunger und die Verluste an Verwundeten. Und obwohl wir kaum sechshundert Berittene waren, so haben wir sie unter dem Zeichen des lebendigen Kreuzes besiegt und in die Flucht getrieben, wobei Melich, des Sultans Sohn, vom Pferde geworfen wurde und die vier namhaftesten Führer der Gegner fielen und der andern eine große Zahl. Hierbei ereignete sich auch etwas Denkwürdiges. Ludwig von Helfenstein sah nämlich an diesem Tage den heiligen Georg unsern Scharen vorausziehen, wie es auch vorher geschehen ist, und unserm Heere Hilfe bringen. Es hat aber Ludwig selbst dies unter einem Eide öffentlich bekannt auf das Gelübde seiner Pilgerschaft und in Gegenwart des Kaisers und seines Heeres, doch auch die Türken haben nachher selbst erzählt, sie hätten einige Scharen von Kriegern gesehen, die mit weißen Gewändern bekleidet waren und auf weißen Rossen einhersprengten.

An demselben Tage verfolgten wir Melich, der in der Richtung nach Ikonium geflohen war, und nach so großem Siegesruhm kamen wir endlich zur Nacht ins Lager, aber wir fanden keine Erquickung, denn Menschen und Tiere blieben ohne Speise und Trank und wir verzweifelten schon an unserm Leben, denn die Pferde, die noch übrig geblieben waren, waren fast alle dem Hunger und den Anstrengungen des langen Weges erlegen. Von da brachen wir um die frühste Morgendämmerung auf, und da wir schon der Stadt Ikonium bis auf eine Meile uns genähert

*) Am 9. Mai.

**) Es war Kutbeddin, der Sohn Kilidsch Arslans, dem als Erbe von seinem noch lebenden Vater Ikonium zugeteilt worden war. Während sein Vater dem Kaiser geneigt war, schloß sich Kutbeddin an Saladin an.

hatten, so rückten wir weiter vor. Wir fanden endlich Wasser und blieben dort den ganzen Mittwoch.

Am folgenden Tage lagerten wir uns in der Nähe eines herrlichen, von Mauern eingeschlossenen Gartens bei Ikonium, wo wir auch zwei überaus prächtige Pfalzen des Sultans zerstörten. Schon bedrohte die größte Not unser Leben, der entsetzlichste Hunger peinigte uns, kaum noch besaßen wir fünfhundert Ritter zu Pferde, weder zum Vorrücken noch zum Zurückgehen hatten wir die Möglichkeit. Da gab uns der Zwang der Notwendigkeit selbst einen Rat. Wir teilten unsre Ritterschaft in zwei Teile und zogen am Freitag nach Pfingsten*) geradenwegs zur Eroberung der Stadt aus. Und wunderbar und unglaublich zu sagen, durch göttliche Hilfe bezwang der Herzog von Schwaben mit sechs Genossen die Stadt, und die Schärfe des Schwertes traf ihre Bewohner. Der Herr Kaiser blieb unterdessen in ihrem Rücken und kämpfte im Felde mit den andern Türken, und obgleich es ihrer an zweihunderttausend Reiter waren, so besiegte er sie mit dem Beistande des Höchsten und warf sie in die Flucht. Nicht unwürdig des Andenkens war diese That, denn die Stadt Ikonium gleicht an Größe Köln. Hier rasteten wir, nachdem wir Beute gewonnen hatten, von Freitag bis Mittwoch. Alsdann gab uns der Sultan, der sich mit den Seinen in ein Lager zurückgezogen hatte, von Todesfurcht geängstigt, zwanzig Geiseln nach unsrer Wahl, die wir auch heute noch gefangen halten, weil er die versprochene Treue nicht bewahrt hat.

Von da brachen wir auf am nächsten Sonntag und zogen geradenwegs gen Larandinum**), wo wir am ersten Juni rasteten. Hier ward inmitten der tiefen, schweigenden Nacht die Erde von einer solchen Erschütterung heimgesucht, daß wir glaubten, es seien die Scharen der Türken über uns gekommen. Wir meinen aber, es sei dies ein Vorzeichen gewesen für das Schicksal, welches den Herrn Kaiser treffen sollte. Da wir nun von da vorrückten, zogen wir nach dem Caleph***), wo wir solche Wildheit und Schwierigkeit des Weges beim Überschreiten des Gebirges fanden, daß wir nur unter dem größten Verlust an Gepäck den Caleph an einem Sonntage, tags vor dem Feste des heiligen Barnabas†), erreichen konnten.

An demselben Tage durchritt der Herr Kaiser zur Abkürzung des Weges ein reißendes Wasser in den Thälern des Gebirges††) . . . und

*) Am 18. Mai. **) Laranda. ***) Der Saleph bei Seleucia.
†) Am 10. Juni 1190. ††) Lücke in dem Bericht.

brachte ihn wohlbehalten an das andre Ufer. Als er hier gespeist hatte, gedachte er nach den unzähligen und unerträglichen Mühen, welche er schon einen Monat lang erduldet hatte, in demselben Flusse zu baden und durch Schwimmen sich zu erfrischen. Hierbei ertrank er nach Gottes Ratschluß. Ein beweinenswertes, unerwartetes Unglück! Wir trugen seine irdischen Überreste mit uns hinweg unter gebührender Verehrung und gelangten so nach der weitberühmten Stadt Tursoth*). Von da zogen wir weiter gen Antiochia und erlitten großen Verlust an unsrer Habe. Sechs Wochen lang hatten wir Mangel an Lebensmitteln, weil Käufliches nicht gefunden wurde.

Soviel über die Menge unsrer Fährlichkeiten, wiewohl wir nur weniges an Euch zu schreiben unternommen haben. Für die Zukunft erwarten wir Trost von Gottes Barmherzigkeit."

Mit dem Tode des Kaisers war jede Aussicht auf glückliche Vollendung des Kreuzzuges abgeschnitten. Viele von den Kreuzfahrern traten jetzt sogleich den Rückweg in die Heimat an, die übrigen, welche den Zug fortzusetzen beschlossen, gaben zwar dem Heere in dem tapfern Herzoge Friedrich von Schwaben ein neues Haupt, aber nicht lange währte die Einmütigkeit unter ihnen, Parteiungen entstanden und zuletzt schleppte sich das so glänzend begonnene und bis dahin trotz mancher Unfälle so glücklich geführte Unternehmen, dem Untergange geweiht, aussichtslos dahin, bis es nach des Herzogs Tode vor Akkon ein ruhmloses Ende nahm.

Auf dem Gipfel des Ruhmes, im Begriff, zu den alten Lorbeern neue hinzuzufügen, der erste Held seiner Zeit, der Gebieter des mächtigen Deutschlands, das Haupt der abendländischen Christenheit, so war Friedrich der Staufer von einem schnellen Tode dahingerafft worden. Wie gewaltig hatte er doch auf die Geschicke des deutschen Volkes eingewirkt! Seit Heinrichs IV. Kampfe mit der Hierarchie, seit dem alle Bande des Gehorsams lösenden verderblichen Bürgerkriege hatten die Deutschen ihren alten kriegerischen Ruhm verloren, war die französisch-normännische Ritterschaft, verherrlicht durch die Heldenkämpfe der Kreuzzüge, die erste der Welt geworden. Erst Friedrichs Thaten haben die Deutschen wieder ihrer Wehrhaftigkeit und Kriegstüchtigkeit bewußt werden lassen, haben die ritterlichen Kreise mit Stolz, die Geistlichkeit mit frischem, thatkräftigem, nationalem Geiste erfüllt, haben endlich dem deutschen Bürgertum einen nachhaltigen, mächtigen Aufschwung gegeben.

*) Tarsus.

Wie seine vielbewunderte Heldengestalt dem Reiche ersetzte, was diesem an politischer Einheit fehlte, wie man in Hinsicht auf den Herrscher sich der Zusammengehörigkeit bewußt wurde und an innerer Stärke zunahm, so hat auch Friedrichs I. Ruhm dem Reiche nach außen hin eine gebietende Stellung errungen. Hatte der Kaiser auch nach langem Kampfe sich zur Anerkennung Alexanders III. entschließen müssen, so war doch nie damit eine Unterordnung des Kaisertums unter die Hoheit des Papsttums ausgesprochen worden, ja der letzte Kampf Friedrichs mit der Kurie hatte mit einem vollständigen Triumphe des Kaisertums geschlossen und war auch Friedrich den Waffen der siegreichen Lombarden bei Legnano unterlegen, so bewiesen sich doch gerade die Lombarden nach geschlossenem Frieden als seine getreuesten Anhänger und die festesten Stützen seiner Macht. Böhmen, Polen, Dänemark hatten sich der Oberhoheit des Reichs von neuem beugen müssen, das lang entfremdete Burgund war wiedergewonnen und fester denn je dem Verbande des Reiches eingefügt worden. Wohl hatten schon vor Friedrich mächtige Herrscher und Eroberer auf dem deutschen Throne gesessen, keinem aber ist es seit dem großen Karl vergönnt gewesen, die Liebe seiner Unterthanen und Ruhm bei den Fremden in solcher Weise zu erwerben, wie dem volkstümlich gewordenen und sagenverklärten Friedrich Barbarossa.

Eine eingehende Beschreibung der Lebensweise und der äußeren Erscheinung Friedrichs gibt der Domherr Ragewin, welcher, dem Wunsche Ottos von Freising folgend, die unfertig zurückgelassene Biographie des Kaisers, die der Bischof begonnen hatte, vollendete. Wie einst zur Zeit des ersten Wiederauflebens der antiken Bildung Einhard die Farben zu seinem Bilde des großen Karl dem Bilde entlehnte, welches Sueton von Augustus zeichnet, so trug jetzt der Freisinger Domherr kein Bedenken, die Schilderung, welche Apollinaris Sidonius von dem Westgotenkönig Theoderich II. entwarf, auf seinen Helden teilweise anzuwenden. Mag auch hierdurch das Bild Friedrichs in einer willkürlichen Beleuchtung erscheinen: die Umrisse sind sicherlich richtig und wahrheitsgetreu angegeben.

„Der hehre Kaiser Friedrich," so beschließt Ragewin im Jahre 1160 sein Werk, „ragt an Sinnesart und in äußerer Erscheinung so vor andern hervor, daß auch diejenigen gern von ihm hören werden, die ihm persönlich nicht näher treten. Gott und die Natur haben ihn mit jeder glücklichen Anlage reich ausgestattet. Sein Charakter ist von der Art, daß nichts, nicht einmal der Neid, der doch sonst den Herrschenden trifft, etwas daran auszusetzen hat. Der Körper ist schön gebaut; zwar zählt

er nicht zu den Größten, ist aber schlanker und größer als die Mittleren. Blond ist sein Haar und über der Stirn ein wenig gekräuselt. Die Locken bedecken nicht ganz die Ohren, denn die kaiserliche Würde erfordert, daß das Haupthaar wie der Backenbart durch öfteres Abschneiden kurz gehalten werden. Seine Augen sind scharf und durchdringend, die Nase wohlgeformt, der Bart rötlich, die Lippen fein und der Mund zierlich abgerundet. Das ganze Antlitz zeigt einen fröhlichen und aufgeweckten Sinn. Die Zähne sind wohlgeordnet und von blendend weißer Farbe. Weiß ist die Haut an der Kehle und dem kräftig gebauten Hals; auch wird sie von jugendlicher Röte angehaucht, doch wird diese Farbe weniger durch das Gefühl des Zornes, als das der Scham hervorgerufen. Die Schultern ragen ein wenig hervor, stark sind die Hüften und die Schenkel kräftig und männlich. Sein Gang ist fest und gleichmäßig, seine Stimme hell, die ganze Erscheinung mannhaft. Bei solcher Gestalt zeigt der Kaiser, mag er nun stehen oder sitzen, die höchste ehrfurchtgebietende Würde. Er genießt eine gute Gesundheit, nur daß er zuweilen vom Wechselfieber ergriffen wird. Er liebt den Krieg, aber nur insofern, als dieser den Frieden bringt, tapfer ist sein Arm, sein Geist klug an Rat, sein Herz demütiger Bitte zugänglich und gnädig gegen den Überwundenen. Werfen wir einen Blick auf seine tägliche Lebensweise im Hause: Den Gottesdienst, der vor Tagesanbruch in den Kirchen oder von seinen Geistlichen abgehalten wird, besucht er allein oder mit sehr geringem Gefolge, und er zollt dem geistlichen Stande solche Achtung, daß er allen Italienern zum Muster und Beispiel dienen kann, welche Ehre und Ehrfurcht man Bischöfen und Geistlichen zu erweisen hat. Dem Gottesdienste zeigt er solche Verehrung, daß er zu jeder Stunde, in der man Gott Lobgesänge anstimmt, gebührendes Stillschweigen beobachten läßt und niemand ihn während dieser Zeit durch irgend ein Geschäft unterbrechen darf. Nach vollbrachtem Gebet und nach Feier der Messe verwendet er, durch die Kraft der heiligen Reliquien gestärkt, den übrigen Teil des Morgens auf die Regierungsgeschäfte. Wenn eine Jagd abgehalten wird, so steht er keinem nach in der Abrichtung von Pferden, Hunden, Habichten und andern Vögeln derart, in ihrer Beurteilung und Anwendung. Auf dem Weidgange spannt er selbst den Bogen, nimmt den Pfeil, legt ihn auf und drückt ihn ab. Sage ihm, was er treffen soll, und sicher trifft er das bestimmte Ziel. Beim Mahle herrscht solche Zucht und doch zugleich königlicher Überfluß, daß die Enthaltsamkeit nicht über Trunkenheit, der Hunger nicht über allzugroße Einfachheit klagen kann. Beim Spiel

legt er die Strenge des Herrschers eine Zeit lang bei Seite und er ist von der Sinnesart, daß seine Freundlichkeit nie Böses droht, seine Strenge nie blutig ist. Seiner Umgebung gegenüber ist er in der Rede nie zornig, nie mißachtet er ihren Rat, nie ist er allzuspitzfindig bei einer Untersuchung. Die Schriften und die Thaten der alten Könige durchforscht er voll Eifer. Almosen teilt er oft mit eigener Hand an die Armen aus, den Zehnten seines Geldes weist er getreulich den Kirchen und Klöstern zu. In der Muttersprache ist er sehr beredt, Latein kann er besser verstehen als sprechen. Seine Kleidung ist die vaterländische, nicht kostbar und üppig, aber auch nicht armselig, und es gereicht ihm zur Zierde, daß in seinem Lager mehr des Mars als der Venus Lorbeeren gesucht werden. Obwohl er in der Erweiterung seines Reiches und in der Unterweisung von Völkern so groß erfunden worden ist, daß in solchem Thun seine Thätigkeit fast ganz aufging, so hat er dennoch viele Bauwerke an verschiedenen Orten zum Schmucke und zum Wohle seines Reiches begonnen, einige auch vollendet und seine Fürsorge zum größten Teil der Pflicht der Dankbarkeit gewidmet, denn die einst von Karl dem Großen gebauten herrlichen Pfalzen und prächtig geschmückten königlichen Höfe zu Noviomagum und Inglinheim*), die zwar dauerhaft gebaut, aber durch Alter und Vernachlässigung in Verfall geraten waren, stellte er in würdigster Weise wieder her und zeigte hierbei den ihm angeborenen hohen Sinn. In Lutra**) ließ er einen königlichen Palast aus roten Steinen mit nicht geringerer Pracht herstellen. Auf der einen Seite schloß diesen eine starke Mauer ein, auf der anderen Seite schützte ihn ein einem See ähnlicher Fischteich, der jede ergötzliche Art von Fischen und Geflügel enthielt, um Auge und Geschmack zu erfreuen. Daneben lag auch ein Garten, in welchem eine Menge von Hirschen und Rehen gehegt wurde. Die königliche Pracht aller dieser Dinge und ihre überreiche Menge forderte das Staunen des Beschauers heraus. Auch in Italien zeigte er in Modoicium, Lauda***) und in anderen Orten und Städten bei der Wiederherstellung von Palästen und Gotteshäusern eine solche Freigebigkeit und Pracht, daß das ganze Reich niemals aufhören wird, sich eines solchen Kaisers zu erinnern. Die Könige von Hispanien, England, Frankreich, Dänemark, Böhmen und Ungarn gewann er sich durch freundschaftliche Bündnisse, und wiewohl sie mit Argwohn auf seine Macht schauten, so machte er sie doch seinem Willen derart geneigt, daß sie, wenn sie

*) Nymwegen und Ingelheim. **) Kaiserslautern. ***) Monza und Lodi.

Schreiben oder Boten an ihn sandten, erklärten, ihm stehe die Macht des Befehlens zu und es fehle ihnen nicht am Willen, zu gehorchen. Den Kaiser von Konstantinopel, Emanuel, der aus freien Stücken seine Freundschaft und ein Bündnis mit ihm suchte, zwang Friedrich, da jener sich, wie seine Vorfahren, der Römer Kaiser zu nennen pflegte, sich fortan nicht mehr als Roms, sondern als Neuroms Kaiser zu bezeichnen. Und damit ich mich nicht allzulange hierbei aufhalte: während der ganzen Zeit seiner Herrschaft hat er niemals etwas für besser und erfreulicher geachtet, als dem römischen Reiche durch seine Thätigkeit das alte Ansehen und die alte Macht wieder zu verleihen."

6. Heinrich VI. 1190—1197.

Durch eine Reihe rasch und unerwartet auf einander folgende Ereignisse hatte das Schicksal plötzlich eine schwere Last auf die jungen Schultern König Heinrichs gelegt. Der jugendliche Staufer aber fühlte die Kraft in sich, auf dem Grunde, den sein ruhmvoller Vater gelegt, einen Bau aufzuführen, der den stolzen Namen des römischen Reiches zur Wahrheit machen sollte.

Heinrich war von zartem, schmächtigen Körper, seine Brust jedoch breit und hochgewölbt, auf seiner edlen Stirn spiegelte sich der durchdringende Verstand, das hagere, farblose und jederzeit ernste Gesicht deutete auf die von immer neuen Entwürfen bewegte Seele. In seinen jungen Tagen soll er mit eingestimmt haben in die Klänge des Minnesanges, und noch heute hält man ihn für den Dichter eines zarten Liedes, in welchem der Sänger die Geliebte preist, für deren Liebe er die Krone gern dahingeben möchte. Die einzige Erholung, die er sich gönnte, war die Falkenbeize. Sonst sah man ihn zu allen Stunden rastlos thätig, so daß er wohl Speise und Trank vergaß. Als man ihn einst bat, sich zu schonen, gab er zur Antwort: „Andre Menschen mögen zu Tische sitzen, wenn es ihnen bequem ist oder sie es gewohnt sind. Ein König aber, der seinen Namen nicht Lügen strafen will, ist bei seinen vielen Sorgen zufrieden, wenn er am Abend die Zeit zur Erholung findet." Nur eine einzige Leidenschaft beherrschte ganz und voll seine Sinne und lenkte all sein Thun: die Sucht zu herrschen. Es fehlte ihm das Heldentum des Vaters, aber er übertraf jenen noch an staatsmännischer Anlage; was ihm abging an kriegerischer Erfahrung, das wußte er durch seinen scharfen Verstand zu ersetzen, dem die Gabe

natürlicher Beredsamkeit und eine für jene Zeit ungewöhnliche Bildung zur Seite stand. In der Erreichung seiner hochgestellten Ziele war er nicht um die Wahl der Mittel verlegen. Mit rücksichtsloser Härte, ja mit Grausamkeit hat er jeden vernichtet, der ihm in den Weg trat, und vergeblich suchen wir an ihm den Zug der Großmut und Milde, der dem Vater eigen gewesen war.

Es galt rasche Entschlossenheit, wollte der junge König das gewaltige Reich behaupten, das ihm durch Friedrich Barbarossas Tod zugefallen war. Heinrich der Löwe war, sobald der alte Kaiser den Kreuzzug begonnen hatte, trotz seines Gelübdes, während der Kreuzfahrt den heimatlichen Boden zu meiden, heimgekehrt und hatte die Waffen ergriffen, um an seinen sächsischen Gegnern blutig Rache zu nehmen. Mit überraschender Schnelligkeit erschien jedoch Heinrich VI. vor Lübeck und zwang den Welfen zu einem Vergleiche. Alsdann eilte er nach Italien, um das Erbe seiner Gemahlin Konstanze zu gewinnen. Der letzte normännische König, Wilhelm II., war kinderlos zu Palermo gestorben. An Konstanze mußten die Länder Apulien und Sizilien fallen, aber aus Abneigung gegen die Fremdherrschaft erhob das Volk einen natürlichen Sohn von Konstanzes verstorbenem Bruder Roger, den ritterlichen Tankred, zum Könige, und Papst Klemens III. stand nicht an, diesen zu bestätigen und zu unterstützen. Meister in allen Künsten der Diplomatie, wußte indes Heinrich die inneren Wirren Italiens für sich auszunützen, sich Anerkennung zu verschaffen und die Kaiserkrone zu erlangen. Mit unnachsichtiger Strenge verfuhr er gegen seine Feinde, und der Schrecken, der vor ihm herging, lähmte ihre Kraft, bis ihn vor dem festen Neapel ein schweres Mißgeschick traf. Eine Pest raffte den größten Teil seines Heeres dahin, der junge Heinrich, der Sohn des Löwen, ging zu den Feinden über, während der greise Welfe in der Heimat von neuem die Fahne der Empörung erhob, ja, um das Maß des Unglücks voll zu machen, wurde die Kaiserin von den Bürgern Salernos gefangen genommen und an Tankred ausgeliefert. Ruhmlos mußte am Ende des Jahres der junge Herrscher das Land verlassen, das er mit so hochgespannten Erwartungen betreten hatte. Neue schwere Aufgaben erwarteten ihn in Deutschland. In Sachsen tobte eine wilde Fehde zwischen Heinrich dem Löwen und seinen Gegnern Bernhard von Sachsen und Adolf von Schauenburg, Bayern wurde durch den Kampf des Grafen Albert von Bogen und Herzogs Ludwig von Bayern aufs grausamste verwüstet, und am Niederrhein entbrannte ein furchtbarer Rachekrieg gegen den Kaiser,

als der Bruder Herzog Heinrichs von Brabant, der Bischof Albert, ein Gegner des Kaisers, meuchlings von deutschen Rittern ermordet wurde und man Heinrich VI. selbst als den Urheber des Verbrechens bezeichnete. Es schien als sollten die Feinde des jungen Staufers die Oberhand gewinnen, denn immer neue Verbündete fanden sie unter den deutschen Fürsten. Zu Heinrich dem Löwen und Heinrich von Brabant traten Heinrich von Limburg, die Erzbischöfe von Mainz und Köln, Herzog Berthold von Zähringen, Landgraf Hermann von Thüringen, Herzog Ottokar von Böhmen und Markgraf Albert von Meißen. Man reichte selbst dem Schwiegersohn des Löwen, Knud von Dänemark, dem Papst Cölestin, dem König Tankred und Byzanz die Hand zum Bunde, da rettete den Kaiser ein unverhofftes glückliches Ereignis, das den Mut der Gegner lähmte. König Richard von England, der Schwager des Löwen und ein Verbündeter Tankreds, der sich jederzeit als Feind der Deutschen erwiesen und noch vor Akkon die deutsche Nation dadurch beschimpft hatte, daß er die von Herzog Leopold von Österreich auf einem Turm der eroberten Stadt aufgepflanzte Fahne in den Staub werfen ließ, geriet gerade jetzt in Leopolds und des Kaisers Hand, als er vom adriatischen Meere her den Landweg nach Norddeutschland einschlug, um hier die Reihen der Empörer zu verstärken. Die Gefangennahme Richards zersprengte den gefährlichen Fürstenbund und machte Heinrich wieder zum Herrn des Reiches. Einer nach dem andern von den aufrührerischen Vasallen demütigte sich jetzt, und endlich kam es auch zur Aussöhnung mit dem welfischen Hause. Was die Gewalt der Waffen nicht erreicht hatte, bewirkte friedlich die Macht der Liebe. Der Ehebund, der Heinrich, den Erstgeborenen des Löwen, mit Agnes, der Tochter des Pfalzgrafen Konrad bei Rhein, des Kaisers Base, vereinigte, hatte zur Folge, daß der Welfe und sein Sohn, die vor kurzer Zeit noch mit den Anhängern des Kaisers gestritten hatten und über denen noch, einer schweren Gewitterwolke gleich, des Kaisers Zorn hing, wieder zu Gnaden aufgenommen wurden. Im März des Jahres 1194 traf der Welfe mit dem staufischen Kaiser zu Tilleda am Fuße des Kyffhäusers zusammen, und ihr Friedensbund brachte endlich dem Lande nach den verwüstenden Kämpfen der letzten Zeit die ersehnte Ruhe.

So stand denn dem Kaiser nichts mehr im Wege, eine Heerfahrt zur Eroberung des sizilischen Reiches zu unternehmen. Auch hier lächelte ihm jetzt das Glück. Im Februar 1194 war Tankred gestorben, der Gram um seinen Sohn Roger, den der Tod kurz zuvor aus dem Leben

gerissen, hatte sein Ende beschleunigt. Das normännische Reich wartete auf seinen Erben.

Wir entlehnen den Bericht über die für den Besitz des Landes entscheidende Einnahme von Palermo dem Werke des Abtes Otto von St. Blasien, der die Chronik Ottos von Freising mit ruhiger, parteiloser Objektivität und in kurzer, übersichtlicher Darstellung bis zum Jahre 1209 weitergeführt hat.

Hier*) heißt es:

„Im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1194 zog der Kaiser mit seinem Heer gegen die am äußersten Ende Siziliens gelegene Stadt Palermo, welche bisher als Haupt und Erzstuhl Siziliens und als Schatzkammer der Könige dieses Landes gegolten hatte, und nachdem er in ihrem Angesicht seine Zelte aufgeschlagen, rüstete er sich zur Belagerung. Er gab den Befehl, in den großen königlichen Garten, der von allen Seiten umhegt und mit jeder Art von Tieren ergötzlich angefüllt war, einzubrechen, und ließ alle Tiere zum Nutzen des Heeres mannigfach verwenden**). Da ergriff die Bürger Furcht vor der Wut des Kaisers. Ohne Verzug suchten sie die Unterwerfung nach, und indem sie sich und das Ihrige der Gnade des Kaisers anheimstellten, baten sie demütig um Frieden. Jener willigte ein, nahm sie nach Übergabe der Stadt wieder zu Gnaden auf und ließ auf allen Türmen die kaiserlichen Banner aufhissen. Zugleich wurde ein Tag für den Einzug festgesetzt, an welchem der Kaiser von den Bürgern mit kaiserlicher Pracht empfangen werden sollte. Unterdessen ließ der Kaiser das Heer in jedem Überflusse schwelgen, an den erbeuteten Schätzen sich bereichern und sorgloser Sicherheit sich dahingeben, und er belustigte es überdies der kriegerischen Übung wegen durch Turniere und prächtige Schauspiele. Endlich hatten die Bürger mit höchstem Eifer und mit dem größten Aufwande alles zum Triumphzuge vorbereitet. Die ganze Stadt war geschmückt mit Teppichen und Laubgewinden von verschiedener Art und verschiedenem Werte, welche die Wege zierten, die Straßen dufteten von Weihrauch, Myrrhe und anderen Wohlgerüchen innerhalb und außerhalb der Stadt. Da der Kaiser mit seinem Heere fern war von der Stadt, so zogen die Bürger in Scharen, nach Würde, Stand und Alter geordnet, ihm entgegen. Voran die Edlen in ihrer Schar, dann die Alten und Bejahrteren in

*) Ottonis Frising. contin. Sanblasiana c. 40. Ott. Fris. Op. I. p. 471. Gesch. d. d. Vorz. Heft 63.

**) Es war der Park von Rogers II. Lustschloß La Favara.

ihrem Zuge, dann die im rüstigsten Mannesalter stehenden, zuletzt die junge Mannschaft mit den bartlosen Jünglingen und den kraftlosen Knaben. So zogen sie in jedem ritterlichen Schmucke, geziert mit buntfarbigem Gewande, abteilungsweise dem Herrscher entgegen, während alle Arten von musikalischen Instrumenten ertönten, die von manchen nach Brauch oder Kunst gespielt wurden. Der Kaiser ordnete mit nicht geringerem Eifer sein Heer in kriegerischer Zucht, und nachdem er jeden deutschen Übermut strengstens untersagt und den Verächtern seines Befehles Verstümmelung der Hände angedroht hatte, ließ er sein im Waffenglanze strahlendes Heer sich aufstellen und dann in langem Zuge, je zwei und zwei geordnet, im Schritte nach der Stadt vorrücken. Er selbst folgte, umgeben von den Fürsten, in kaiserlicher Pracht und Herrlichkeit und hielt in solcher Weise seinen Einzug in die Stadt. Alle begrüßten ihn mit jubelndem Zuruf und verkündeten sein Lob, das geringe Volk aber, welches auf den Straßen umherstand, fiel, sobald es den Erhabenen erblickte, nach der Sitte des Landes vor ihm nieder und senkte das Angesicht zu Boden. So ward er in die Königsburg aufgenommen, wo er sich nun den Werken des Friedens hingeben konnte. Darauf wurde er von den Bürgern mit vielen Geschenken geehrt, mit trefflichen Rossen, vergoldeten Sätteln, schmuckreichem Pferdegeschirr und verschiedenartigen Dingen aus Gold, Silber und Seide. Alle diese Gaben verteilte der Kaiser freigebig an sein Heer. Zuerst gab er den Fürsten königliche Geschenke, dann zeigte er sich den Rittern voll freigebiger Huld nach ihren Verdiensten und fesselte sie so auf jegliche Weise an seinen Dienst. Mit den unermeßlichen Geldsummen an Gold und Silber, welche er in dem königlichen Schatze fand, füllte er sein Schatzhaus zu Trivels*) und schmückte aufs prächtigste auch andere Pfalzen. Denn da er die Reichtümer Apuliens, Kalabriens und Siziliens, welche überaus reich an Metallen sind, in seine Heimat bringen ließ, häufte er hier mit zahllosen Schätzen den Glanz edler Steine und verschiedener Juwele. Indem er Tankreds Weib**), seine Tochter und seinen Sohn mit dessen Braut***), einer Tochter des Kaisers von Konstantinopel, als seine vornehmsten Gefangenen mit sich führte, hielt er einen glänzenden Triumphzug . . ."

Als Heinrich im Glanze der neuerworbenen Macht aus Italien heimkehrte, fand er allseitige Anerkennung. Erhöht noch und gekräftigt

*) Trifels in der Pfalz. **) Sibylle.

***) Irene, Kaiser Isaaks Tochter, war nicht des gefangenen Wilhelm, sondern des verstorbenen Roger Braut.

wurde seine Stellung durch den Tod Heinrichs des Löwen, der auch nach seinem Sturze immer der gefährlichste Gegner des staufischen Kaisertums geblieben war.

Alt und schwach saß der Löwe auf seiner einsamen Burg zu Braunschweig, seine geliebte Gemahlin Mathilde hatte der Tod ihm geraubt, die Söhne waren durch das Machtgebot des Kaisers von ihm ferngehalten, alle Hoffnungen auf eine vollständige Aussöhnung mit dem Kaiser und eine Wiederkehr des alten Glanzes waren gescheitert und sein trotziger, tollkühner Mut war allmählich weich geworden unter den harten Schicksalsschlägen, die ihn getroffen. So waltete tief darniedergebeugt der alte Welfe in dem stillen Herzogsschlosse der Angelegenheiten des kleinen Landes, das ihm der furchtbare Schiffbruch seines Glückes gelassen hatte, sorgend für Kirchen und Klöster und an den alten Mären der Vorzeit sich erfreuend.

Die letzten Zeiten und den Tod Heinrichs erzählen uns die gut welfisch gesinnten Annalen*) des Klosters Stederburg folgendermaßen:

„Als der greise Herzog sah, daß die Gnade des Kaisers ihm nicht wiederkehre, richtete er all sein Trachten allein darauf, dem himmlischen Könige zu gefallen, und war bemüht, den Dienst Gottes zu bereichern. Vor allem aber schmückte er voll Eifer das Münster des heiligen Johannes des Täufers und des heiligen Blasius, das er von Grund aus errichtet hatte. So ließ er ein Bild unseres Herrn Jesu Christi des Gekreuzigten mit anderen Bildern von wunderbarer und schöner Arbeit in der Mitte des Münsters in frommem Eifer aufstellen, schmückte das Münster selbst in löblicher Weise mit einem kunstvollen Fußboden und Fenstern und ließ ein goldenes Kreuz von Schmiedearbeit herstellen, dessen Preis an Gold und Edelsteinen auf eintausend und fünfhundert Mark Silbers berechnet wurde. Er selbst behielt, wiewohl die Stärke und die Kräfte seines Körpers nachließen und ihn die Schwäche, welche jeden Menschen darniederwirft, ergriff, die Herrschaft über die natürliche Kraft seines Geistes und befahl die alten Aufzeichnungen der Chroniken zu sammeln und zu vereinigen und ihm vorzulesen, und bei dieser Beschäftigung verbrachte er oft schlaflos die ganze Nacht. Auch wurden ihm noch täglich die schwierigsten Angelegenheiten zur Entscheidung übergeben, denn sein an solche Dinge gewöhnter Geist hatte noch nicht die kluge Einsicht verloren. Überdies ließ er heilige Gewänder für den Gottesdienst in seiner Gegenwart anfertigen,

*) Annales Stederburgenses. M.G. SS. XVI. p. 230. Gesch. d. d. Vorz. Heft 46.

die er teils zum Gebrauche der Kirchen verteilte, teils für die Benutzung in seiner Kapelle zurückbehielt. Unterdessen hielt der Herr Kaiser den Herzog mit leeren Versprechungen hin und entsandte häufig Boten an ihn, die ihn und seinen Sohn gegen die ungebührliche Verletzung schützen und diejenigen, welche sich unziemlicher Weise gegen ihn erhoben hatten, mit ihm aussöhnen sollten. Bei allen diesen Verhandlungen wurde jedoch nur viel Zeit nutzlos verschwendet.

Zu dieser Zeit stürzte Herzog Leopold von Österreich vom Pferde und gab elendiglich seinen Geist auf. Den Sohn Herzog Heinrichs, Wilhelm, den er als Geisel bei sich hatte, übersandte er in später Reue kurz vor seinem Tode an den König von Ungarn*), damit dieser ihn an Herzog Heinrich zurückgebe, doch auch dies ward durch eine List des Kaisers vereitelt.

Gegen Ende des Winters, als schon die ganze Fastenzeit vorüber war und Heinrich sich ganz dem Almosengeben widmete, wurde er am Abend vor Ostern**) mitten in der Nacht plötzlich von einem Schmerz ergriffen, der ihn heftiger als gewöhnlich peinigte. Trotzdem fuhr er in den guten Werken, welche er begonnen hatte, unermüdlich fort. Von diesem Tage bis zu seinem Tode ließ sich der Schmerz durch kein Linderungsmittel vertreiben. So ging der Sommer vorüber. Als nun die Hundstage nahe waren, trat die rasche aber natürliche Auflösung des Leibes ein, doch duldete der Herzog nicht, daß man ein Heilmittel anwende. Auch darf man nicht mit Stillschweigen übergehen, daß vierzehn Tage vor seinem Tode am Vorabende vor Jakobus***) um die neunte Stunde des Tages plötzlich von Westen her eine gewaltige Wolke aufstieg, im Augenblicke ein Blitz von außerordentlicher Schärfe und Schnelligkeit erschien und unmittelbar darauf ein furchtbarer Donnerschlag folgte, und daß durch diese geheimnisvolle Gewalt selbst unter dem Bleidache zwischen der Mauer und dem Blei die hölzerne Bedachung des Münsters entzündet wurde. Obgleich die ganze Umgebung des Herzogs in Bestürzung geriet, blieb Heinrich selbst unerschüttert. Während also noch alle ‚Feuer!‘ riefen und forderten, daß man dem Herzoge zu Hilfe eile, weil der Brand über seinem Haupte entstanden war, fiel plötzlich ein starker Regen und ward durch die göttliche Allmacht, welche in unsichtbarer Weise den Funken entzündet hatte, der Brand ohne menschliche Hilfe wunderbarlich ausgelöscht. Da nun der Herzog die Macht des Todes in sich spürte,

*) König Bela. **) Am 1. April 1195. ***) Am 24. Juli 1195.

sandte er seine Boten nach dem Sohne, der damals in der Rheingegend weilte, und entbot den Bischof Isfried von Ratzeburg, dem er am liebsten zu bekennen pflegte, zu sich. Sogleich eilte der Bischof herbei und fand das Leiden verschlimmert. Er richtete das Wort der Stärkung an ihn, damit er im Angesichte des Todes den Geist der Tapferkeit beweise und freudigen Herzens dem Rufe des Herrn folge. Durch diese und ähnliche Worte getröstet, legte der Herzog vor Gott und dem Bischofe ein freimütiges Bekenntnis seiner Sünden ab und wurde am zweiten August zur Vergebung seiner früheren Vergehen nach der Sitte der Kirche mit Öl gesalbt und damit teilhaftig gemacht der heiligen Mysterien Christi. In solch schwerem Leiden lebte er noch vier Tage lang, ohne, wie doch sonst die meisten Kranken zu thun pflegen, zu klagen und zu seufzen; gab er aber einen Laut von sich, dann sagte er: „Herr Gott, sei mir Sünder gnädig!‘ Erhoben zu dem Gipfel der Tugend, unterlag sein Geist nicht den Leiden des Körpers; erschien es ihm doch selbst bei der Trennung der Seele von dem Körper gleichsam schimpflich, dem Tode zu unterliegen. Zu dieser Zeit nun ward jener Fürst Heinrich unter den Händen seiner Geistlichkeit, die er von Herzen geliebt und immer ermuntert hatte, auf dem Wege rühmlicher Zucht zu höheren Zielen zu streben, dem Lichte dieser Welt entrückt und entschlief, wie wir hoffen, in Gott im sechsundsechzigsten Jahre seines Lebens*). Wie die Seinigen großen Schmerz über sein Abscheiden empfanden, so jubelten in großer Freude seine Feinde auf, doch haben wir nachmals gehört, daß die, welche ihn haßten, den Ruhm und die Tüchtigkeit des Fürsten priesen und sehnsüchtig wünschten, er möchte noch am Leben sein. Die Hände der Weinenden trugen ihn in das Münster des heiligen Blasius, welches er selbst erbaut hatte, und setzten ihn inmitten des Bodens vor dem Kreuze, welches er errichtet, zur Rechten seiner Gemahlin, der Herzogin Mathilde, der Tochter des Königs von England**), ehrenvoll bei. So sollte er denn seine Ruhestätte neben der treuen Gefährtin seines Lebens finden. Mögen ihre Seelen durch das Erbarmen Gottes die leuchtenden und friedlichen Wohnsitze im Reiche der Heiligen erhalten! Amen.“

So endete das Leben des merkwürdigen Fürsten, der einen gewaltigen Umschwung des Glückes, wie er wenigen zu teil geworden ist, erfahren hat, der nicht ohne seine Schuld fiel, aber doch Großes geleistet und wirklich Dauerndes als ein siegreicher und erfolggekrönter

*) Am 6. August. **) Heinrich II.

Vorkämpfer deutschen Wesens und deutscher Kultur geschaffen hat. Er hat Holstein erst dauernd für Deutschland gewonnen, er wurde mit der Begünstigung Lübecks der Begründer des später glänzend erblühenden norddeutschen Handels, er eroberte das fruchtbare Mecklenburg und legte hier den Keim für den tüchtigen und wackeren Stamm, der das schöne Land noch heute bewohnt. Darum hat denn auch das deutsche Volk den großen Welfen nicht vergessen, sein Name lebt noch heute fort in gutem Andenken und wird in Lied und Sage gefeiert.

Der Tod Heinrichs des Löwen befreite den Kaiser aus mancher Sorge und gestattete ihm, jetzt rascher und entschlossener an seine großen auf die Erweiterung und Befestigung der kaiserlichen Macht gerichteten Pläne zu gehen. Auf dem Reichstage zu Würzburg 1196 trat er mit einem Antrage hervor, welcher die ganze Verfassung des Reiches umgestalten mußte, er ersuchte nämlich die Fürsten, auf das dem Reiche so verderbliche Recht der Kaiserwahl zu verzichten, und bot den weltlichen Fürsten als Preis für die Begründung der Erbmonarchie das Vorrecht, ihre Lehen auch auf Töchter und Seitenverwandte vererben zu dürfen, während er den geistlichen Fürsten gegenüber dem vielbestrittenen Recht, den beweglichen Nachlaß der Prälaten für den kaiserlichen Schatz einzuziehen, entsagen wollte, und verhieß endlich, sein sizilisches Reich zum deutschen Reichslande zu machen. Schon hatte er die Mehrzahl der weltlichen und geistlichen Fürsten seinem Plane günstig gestimmt, als ihn der entschiedene Widerstand, auf den er bei den niederrheinischen und sächsischen Fürsten stieß, dazu zwang, vorläufig von seinem Vorhaben abzustehen und sich mit der Wahl seines Sohnes Roger Friedrich zum römischen Könige zu begnügen. Nachdem in solcher Weise für lange Zeit hinaus, wie es schien, die Herrschaft der Staufer in Deutschland gesichert war, wandte sich Heinrich mit größerer Zuversicht wieder seinen hochfliegenden Plänen zu. Herr Deutschlands, Burgunds und Italiens, Lehnsherr des aus der Gefangenschaft entlassenen Königs Richard von England, der Könige Leo von Armenien und Amalrich von Cypern und Boemunds von Tarent, konnte er daran denken, die Welt vom Niedergange bis zum Aufgange der Sonne sich zu unterwerfen, die christlichen Reiche zu einen und die Macht des Islam für immer zu brechen. Heinrich hatte das Kreuz genommen, von allen Seiten strömten die deutschen Kreuzfahrer nach Italien, um unter den Fahnen ihres Kaisers zu kämpfen, schon verlangte Heinrich drohend von dem byzantinischen Reiche

einen Tribut, da kam der Tod und rief den zweiunddreißigjährigen Herrscher mitten aus seinen stolzen Plänen hinweg.

„Zu jener Zeit," so erzählt Otto von St. Blasien*), „zog Kaiser Heinrich, nachdem er seinen noch unmündigen Sohn Friedrich als seinen Nachfolger bezeichnet hatte, mit einem Heer zum dritten Male nach Italien. Er überschritt die Apenninen, und nachdem er in Tuskien und Kampanien alles nach seinem Willen geordnet hatte, wandte er sich nach Apulien und Kalabrien, und während er hier machtvoll des Reiches waltete, richtete er seinen Geist auf die Erwerbung Griechenlands und die Eroberung des Reiches von Konstantinopel. Denn da Griechenland durch inneren Krieg und Bruderzwist, der um der Herrschaft willen sich entzündet hatte, in tiefe Zerrüttung gefallen war, so kam er auf den Gedanken, dies Land dem römischen Reiche zu unterwerfen, und erwog klugen Geistes, wie dies Unternehmen ausgeführt werden könne . . . Inzwischen aber verweilte der Kaiser Heinrich in Sizilien, ordnete die Reichsgeschäfte in diesen Gegenden nach seinem Willen, indem er den Ländern Richter, den Städten Rechte, den Würdenträgern Bestimmungen über die Ausübung ihrer Gewalt gab. Überdies machte er die Inseln des Meeres steuerpflichtig und erweiterte so das Reich bedeutend, während sein Heer mit ausgerüsteten Schiffen und mit bewaffneten Galeeren die Küstengegenden durchstreifte.

Im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1196. Kaiser Heinrich verlieh nach dem Tode seines Bruders Konrad**) das Herzogtum Schwaben seinem Bruder Philipp, der unterdessen bei ihm in Sizilien weilte und dem er zuvor die Tochter des Kaisers von Konstantinopel zur Braut gegeben hatte***), und sandte ihn nebst dieser seiner Braut nach Deutschland. Sobald Philipp nach Deutschland kam, wurde er in Augsburg zu Pfingsten mit den Waffen umgürtet und feierte hier an einem Orte, welcher Gunzinlech†), von einigen auch Conciolegum genannt wird, mit großer Pracht seine Hochzeit. Hierauf sammelte er ein Heer um sich, zog über die Alpen und kehrte nach Sizilien zum Kaiser zurück, der ihn zu sich entboten hatte. Die Verwaltung des ganzen Herzogtums war von ihm dem Bischof Diethelm von Konstanz übertragen worden.

---

*) A. a. O. c. 43. **) Am 15. August 1196.

***) Irene, Tochter des Isaak Angelus. Isaak war von seinem Bruder Alexios vom Throne gestoßen und des Augenlichts beraubt worden.

†) Gunzenlee, ein Hügel auf dem rechten Lechufer bei Kissing.

Im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1197. Kaiser Heinrich wurde, nachdem die Feinde des Reiches ringsumher besiegt worden waren, mächtig zu Wasser und zu Lande, von einem frühzeitigen Tode überrascht, während er an den äußersten Grenzen Siziliens weilte*). Möge sein Tod dem Volke der Deutschen und allen Völkern Germaniens bejammernswert sein in Ewigkeit, denn er hat ihnen durch die Schätze anderer Länder Glanz verliehen, hat allen Völkern ringsumher Schrecken eingeflößt durch kriegerische Tapferkeit, und hat offenbart, daß die Deutschen in Zukunft trefflicher als alle anderen Völker sein würden, wäre er nicht von vorzeitigem Tode ereilt worden. Durch Tapferkeit und Thatkraft würde das Reich im Glanze der alten Würde wieder erblüht sein. Nachdem er in Messana, einer Stadt Siziliens, aus dem Leben geschieden war, wurde er hier**) unter lautem Wehklagen des Heeres mit königlicher Pracht bestattet. Er hinterließ einen Sohn im Alter von vier Jahren."

7. Philipp von Schwaben und Otto IV. 1198—1208. 1198—1212.

In der vollen Kraft des Emporsteigens, nahe dem Höhepunkte, war das glänzende Gestirn Heinrichs VI. erloschen, und wie bei des Saliers Heinrichs III. Tode, so sank jetzt plötzlich der stolze, kühn aufstrebende Bau eines deutschen Weltreiches wieder in Trümmer. Eben hatte noch den Deutschen eine siegesfrohe, verheißungsvolle Zukunft gewinkt, da riß der Tod den Staufer aus dem Leben und ließ alle die Kräfte, welche der machtvolle Herrscher in seiner starken Hand zusammengehalten hatte, wieder ihre eigene Bahn wandeln, eben noch hatten die mächtigsten Könige sich vor dem jungen Staufer gebeugt, da trat der jähe Wechsel des Glücks ein und schleuderte das deutsche Volk von der erträumten Höhe zurück in die Schrecken und die Ohnmacht eines Bürgerkrieges.

Wir entlehnen den Bericht über den Beginn der Deutschland zerfleischenden Wirren der trefflichen Chronik, welche ein Zeitgenosse, der staufisch gesinnte Burchard, Propst von Ursperg, verfaßte. Hier***) lesen wir:

„Philipp, der Bruder des Kaisers, hatte zu dieser Zeit Deutschland verlassen, um sich zu jenem nach Sizilien zu begeben, und er war schon bis nach Monte Fiascone, einer Burg bei Viterbo, gekommen, als ihn die

*) Am 28. Sept. 1197. **) Vielmehr in Palermo.

***) Burchardi et Cuonradi Urspergensium chronicon ad ann. 1197. Scr. rer. Germ. in us. schol. p. 70.

Kunde von des Kaisers Tode traf. Es erhob sich in jenen Gegenden eine Empörung, besonders gegen die Deutschen, welche damals in Italien weilten. Infolgedessen wurden selbst in jener Burg einige aus der Begleitung des Herzogs getötet, unter welchen sich auch einer seiner edlen Ministerialen befand, Friedrich von Tanne, der Bruder des jetzigen Truchseß*). Der Herzog selbst vermochte nur unter großer Gefahr Italien zu verlassen und gelangte unter Mühen nach Deutschland, wo die Fürsten mit Hintansetzung ihrer Eide über die Wahl eines neuen Kaisers in Unterhandlung zu treten begannen, aus Begier, die Hausgüter zu plündern, welche dem Geschlechte der Staufer zugehörten. Doch der Herr machte ihre Ruchlosigkeit und Untreue zu nichte und ließ solches nicht zu, indem er die Herzen der Menschen dahin lenkte, daß sie ihre angestammten Herren nicht verließen und anderen anhingen. Daher begab sich Philipp sogleich in die Rheingegend und feierte die Geburt des Herrn in der Burg Haginou**). Hierher waren zu ihm Beamte und Ministerialen gekommen und einige von den Fürsten und Herren des Landes, mit denen er im Geheimen zu Rate ging. Auch Bischof Konrad von Straßburg stellte sich hier ein und verhieß dem Herzoge seine Gunst und Beihilfe zur Erlangung der kaiserlichen Würde. Es wollte nämlich Philipp die Reichsgewalt fest halten, da er die kaiserlichen Insignien, Krone und Kreuz und was sonst noch dazu gehörte, in seiner Hand hatte und weil er keine Sicherheit dafür besaß, daß das Reich nicht an einen andern überging und er sowohl als auch seines Bruders Sohn***), der damals noch ein unmündiges Kind war, ihres ganzen Erbes beraubt würden. Und es war dies auch nicht der Wille des Höchsten, wie der bisherige Verlauf der Dinge deutlich beweist, wiewohl sich anfänglich viele Hindernisse in den Weg stellten.

Der Papst Innocentius III. nämlich, der damals vor Kurzem auf den apostolischen Stuhl erhoben worden war, begann mit allem Eifer jenem entgegenzutreten, um ihn zu verhindern, daß er die Hoheit der kaiserlichen Würde erreiche. Er warf ihm die grausamen Thaten seines Bruders und seiner Verwandten vor, die sie doch, wie man glaubt, nur durch die Schändlichkeit der Menschen gezwungen, vollbracht haben. Hierin scheint er, unbeschadet der Ehrfurcht vor dem heiligen Stuhl, nicht der Billigkeit gemäß sein Urteil gefällt zu haben, da Gott selbst durch

*) Eberhard von Tanne. **) Hagenau im Elsaß.
***) Der junge Friedrich von Apulien, Konstanzes Sohn.

den Propheten bezeugt*), daß die Sünden der Väter nicht den Söhnen angerechnet werden sollen, um wie viel weniger die Sünden der Brüder oder anderer Verwandten. Auch Ezechias und Josias, die überaus frommen Könige, hatten sehr ungerechte Verwandte und selbst im Geschlechte unseres Erlösers Jesu Christi werden viele Ungerechte mit aufgezählt. Noch ist ein Brief des Innocenz vorhanden, welcher an Berthold, den Herzog von Zaringia**) gerichtet ist, in welchem gegen Philipp viele thörichte und auch falsche Anschuldigungen erhoben werden. Denselben ließ er später in die Sammlung seiner Dekretalen aufnehmen, welche der Magister Petrus von Benevent, sein Subdiakon, nachmals in einem Band vereinigt und unter bestimmten Titeln und verschiedenen Büchern nach den entsprechenden Entscheidungen geordnet hat. Damals begann der Papst auf abgeschmackten Vorwürfen und Einwendungen zu bestehen und warf dem Herzog, nur um ihm Hindernisse zu bereiten, vor, er sei von der Kirche in den Bann gethan worden. Denn damals, als er noch in Tuskien***) die Regierung führte, sollte ihn des Papstes Vorgänger Coelestin exkommuniciert haben. Und um ihn sicherlich noch größeren Ungehorsams zeihen zu können, wenn er seinen Ermahnungen nicht Folge leiste, sandte Innocenz den Bischof von Sutri, um von ihm die apulischen Geiseln zurückzufordern, welche einst sein Bruder, Kaiser Heinrich, hatte blenden lassen. Als aber Philipp, mild und gütig, wie er war, von dem Urteile der Exkommunikation gehört hatte, bat er demütig um Lossprechung, außerdem sandte er die genannten Geiseln dem Herrn Papste zurück. Der Papst ließ nun, um Philipp verhaßt zu machen, jene geblendeten Grafen und Leute von Adel und Ansehen am römischen Hofe vielen Anwesenden zeigen. Ich selbst, der ich damals noch jung war und dem weltlichen Stande angehörte, habe sie, da ich zur selben Zeit in Rom weilte, selbst gesehen. Den vorgenannten Bischof von Sutri beschuldigte er, die Grenzen seines Auftrages überschritten und ohne Erlaubnis Philipp freigesprochen zu haben, wie er in dem vorbezeichneten Briefe erklärt hat, und verbannte ihn auf eine Insel des Meeres in ein strenges Kloster, wo jener glücklich sein Leben beschloß.

Ich habe auch zu dieser Zeit gehört, was jedoch mißlich zu berichten

*) Hesekiel 18, 20. **) Zähringen.

***) Philipp hatte ursprünglich zu Köln gelehrten Studien und frommen Übungen obgelegen und war als erwählter Bischof von Würzburg schon zu einer hohen Stellung der Kirche gelangt, als ihn der junge Kaiser seiner Laufbahn entzog und mit dem Herzogtume Tuskien belohnte.

und kaum zu glauben ist, daß der Papst gesagt habe, er wolle Philipp das königliche Diadem nehmen oder sich selbst den apostolischen Schmuck des Papstes. Wenn man nun auch nicht glauben darf, daß er seinen Willen höher geachtet habe, als den Willen Gottes, so ist doch sicher, daß er zu jeder Zeit ihm entgegen war. Gott aber, der vom Himmel herabschaut, ließ nicht zu, daß in ganz Deutschland die Pflege des göttlichen Dienstes und der kirchlichen Würde zu Grunde ging, welche beide hier größere Ehre genießen als bei anderen Völkern, obschon sie allenthalben durch die Anreizungen der Laster, vor allem durch das Laster der Üppigkeit dem Verderbnis verfallen sind.

Nach dieser Abschweifung über die Feindseligkeit des apostolischen Stuhles, welcher danach trachtete, das königliche Geschlecht zu vernichten, kehren wir zurück, um die Mühen zu schildern, welche Philipp durch die Umtriebe ungerechter Fürsten in Deutschland zu erleiden hatte. Zuerst nun suchte er, da er sah, daß ihm Feindschaft und Kriege drohten, mit kluger Absicht die Gunst der Fürsten und Großen zu gewinnen: er hatte aber für sich aus dem Sachsenlande den Herzog Bernhard, den Markgrafen von Meißen und andere sehr mächtige weltliche Fürsten, hierzu die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen und deren Suffragane.

Doch die Zwietracht, die alle Übel erzeugt und nährt, wollte nicht ruhen; ja sie trieb vielmehr die Deutschen, welche alle Gerechtigkeit verabscheuen und hassen und nur einander um Gut und Ehre willen befeinden und, was noch schlimmer ist, wenn diese fehlen, sich durch schreckliche Wunden töten, dazu an, daß sie zum Nachteil der alten Herrschaft und des seit langer Zeit im Besitze des Königtums befindlichen Geschlechtes einen Reichstag nach Andirnach*), einer Stadt am Rheine, ansagten, um hier einen Herrscher zu erwählen. Sobald Philipp dies vernahm, sandte er Boten dorthin und setzte es durch, daß keine Wahl abgehalten würde, teils wegen seiner und einiger Fürsten Abwesenheit, teils weil man von dem Stamme des königlichen Geschlechtes nicht ablassen dürfe, dann auch um der Eide willen, welche die Fürsten diesem Geschlechte geleistet hatten**). Sie beriefen daher im Vertrauen auf die

*) Andernach.

**) Damals bemühte sich Philipp immer noch um die Wahl Friedrichs. Erst nach langem Zögern gab er dem Drängen der staufischen Partei nach und ließ sich am 6. März 1198 in Ichtershausen zwischen Erfurt und Arnstadt zum Könige wählen. Die Krönung erfolgte zwei Tage später in der Reichsstadt Mühlhausen.

Reichtümer und die Macht der kölnischen Bürger ihre Versammlung nach jener Stadt. Wieder sandte Herr Philipp seine Boten hierher, um zu hindern, daß zu seinem Nachteil hier eine Wahl stattfände. Einige versichern auch, daß deswegen dem Erzbischof von Trier zweitausend Mark versprochen worden seien. Jedoch wurde damals die Wahl Bertholds, des Herzogs von Zaringia, beschlossen, nicht darum, weil es schien, als ob er gerecht sein und die Wahrheit lieben könne, da geschrieben steht: ‚die Ehre des Königs liebt die Gerechtigkeit*)', sondern deshalb, weil er viel Geld zu haben schien, wiewohl er sehr geizig und jeder Ungerechtigkeit voll war.

Als aber Philipp sah, daß die Deutschen von solcher Vermessenheit nicht lassen wollten, hielt er mit den ihm anhangenden Fürsten eine Zusammenkunft in der Stadt Mulhusen**), wo er von den Schwaben und Sachsen, von den Bayern und Böhmen und vielen rheinischen Fürsten zum Könige gewählt wurde. Da begann sich das Unheil auf Erden zu mehren. Es entstanden nämlich unter den Menschen Feindseligkeiten, Ränke, Treulosigkeit und Verrat, so daß man sich gegenseitig in den Tod und das Verderben stürzte. Raub, Plünderung, Verheerung, Verwüstung des Landes, Brand, Aufruhr, Krieg und Räubereien, sei es auf Straßen oder auf Beutezügen, hielt man für erlaubt. Fast jeder Mensch ist meineidig und in die vorgenannten Übelthaten verwickelt und kaum bedarf es der Entschuldigung, daß, wie das Volk, so auch der Priester in solche Laster verfallen ist. Ja die große Bedrängnis verhinderte auch, daß einer nicht einmal sorglos sein Dorf verlassen konnte, um in das nächste Dorf zu gehen . . .

Die Fürsten, welche Philipp hätten beistehen sollen, gaben ihm ins Gesicht gute Worte. Der vorgenannte Herzog von Zaringia aber begann wegen der zur Erlangung der Krone erforderlichen Ausgaben bedenklich zu werden, er söhnte sich mit König Philipp aus und empfing von ihm die Lehen, die er sich übertragen ließ, und leistete ihm Lehnseid und Treugelöbnis. Seine Neffen, welche er in Köln als Bürgen für die Wiedererstattung der Kosten verpfändet hatte, löste er nicht aus. Gedrängt durch die Stadt, kauften diese sich selbst um hohen Preis los, nämlich Herr Konrad und Berthold, die Söhne des Grafen Egino von Urach, von denen Konrad später in den Orden der Cisterzienser eintrat, Cisterzienserabt wurde und alsdann durch den apostolischen

*) Sprichw. 28, 2. **) Mühlhausen.

Stuhl nach Rom als Kardinalbischof von Porto und Sancta Rufina berufen ward. Der andere, Berthold, wurde zum Abt in Luzirach*) gewählt. Beide hatten in der Gefahr der Gefangenschaft Gott gelobt, wenn sie frei kämen, sich dem Mönchsleben zuzuwenden.

Damals nun ersannen und betrieben die Kölner und Straßburger mit ihren Bischöfen und einige andere Ungerechte einen bösen Anschlag. Sie sandten ihre Boten, die Grafen Albert von Tagisburg und von Liningen**), nach England, um von dort den Otto***) herbeizurufen und herbeizuführen, deswegen, weil er zwar stolz und unbesonnen erschien, aber stark von Kraft und stattlich von Wuchs. Zugleich aber rechneten sie auf die Hilfe des Königs Richard von England, da er ja Ottos Oheim war. Diesen also wählten sie in Köln†) zum Könige.

Diese Ungehörigkeit geschah, damit gleichsam ein Vorzeichen gegeben werde für die vielen Mißbräuche, welche auf Erden folgten. Denn es blieb kaum ein Bistum oder eine kirchliche Würde oder auch eine Pfarrkirche, über welche nicht ein Streit entbrannte, derart, daß die Sache nach Rom geleitet wurde, aber nicht mit leerer Hand. Freue dich Rom, unsere Mutter, denn die Schleußen des Goldes sind geöffnet auf Erden, so daß zu dir fließen die Bäche und Hügel von Geld in großer Fülle! Freue dich über die Ungerechtigkeit der Söhne der Menschen, da ja zur Vergeltung für so großes Unheil dir Geld gezahlt wird! Juble über deine Gehilfin, die Zwietracht, denn sie brach hervor aus dem Abgrund der Hölle, damit du Geld auf Geld zu häufen vermagst, und du hast endlich, wonach du immer gedürstet. Stimme dein Lied an, denn durch der Menschen Bosheit, nicht durch deine Frömmigkeit, hast du den Erdkreis überwunden! Zu dir führt die Menschheit nicht fromme Demut oder ein reines Gewissen, sondern die Verübung mannigfaltiger Verbrechen und die Entscheidung über Streitigkeiten, die man durch Geld erkauft. Mögen diese Worte über die Ursache der Spaltung im Reiche genügen."

Während noch Philipp zauderte, sich offen um die Krone zu be-

*) Lützel im Oberelsaß.

**) Graf Albert von Dagsburg und Emicho III. von Leiningen. Wahrscheinlich wurde nur der letztere nach England gesandt, denn der Graf von Dagsburg begann zu dieser Zeit gerade seine Fehde gegen Philipp.

***) Otto, der dritte Sohn Heinrichs des Löwen, war in Argentan in der Normandie geboren und hatte meist bei seinem Oheim Richard Löwenherz gelebt, der ihn zum Grafen von York und später zum Grafen des damals englischen Poitou erhob.

†) Erzbischof Adolf von Köln stand an der Spitze der Gegner Philipps.

werben, die nach dem Eide der Fürsten dem Knaben Friedrich gebührte, hatte Walther von der Vogelweide in bitterem Unmut über das ränkevolle Treiben der Fürsten seine Stimme dafür erhoben, daß jenem als dem Mächtigsten die königliche Gewalt übertragen werde, damit er im Lande Recht und Ordnung wahre. Er*) sang:

„Ich saß auf einem Steine:
Da deckt' ich Bein mit Beine,
Darauf der Ellenbogen stand;
Es schmiegte sich in meine Hand
Das Kinn und eine Wange.
Da dacht' ich sorglich lange
Dem Weltlauf nach und irdischem Heil;
Doch wurde mir kein Rat zu teil
Wie man drei Ding erwürbe,
Daß keins davon verdürbe.
Die zwei sind Ehr und zeitlich Gut,
Das oft einander Schaden thut,
Das dritte Gottes Segen,
An dem ist mehr gelegen:
Die hätt' ich gern in einem Schrein,
Ja leider mag es nimmer sein,
Daß Gottes Gnade kehre
Mit Reichtum und mit Ehre
Je wieder in dasselbe Herz.
Sie finden Hemmung allerwärts:
Untreu hält Hof und Leute,
Gewalt fährt aus auf Beute,
So Fried' als Recht sind todeswund:
Die dreie haben kein Geleit, die zwei denn werden erst gesund.

Ich ließ die Augen schauen
Auf Männer und auf Frauen:
Was Einer that, was Einer sprach
Vernahm ich wohl und sann ihm nach.
Zu Rom hört' ich lügen,
Zwei Könige betrügen:
Das gab den allergrößten Streit,
Der jemals ward in aller Zeit;
Da sah man sich entzweien
Die Pfaffen und die Laien.
Die Not war über alle Not;
Da lagen Leib und Seele tot.
Die Pfaffen wurden Krieger;
Die Laien blieben Sieger:

*) Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersetzt von Karl Simrock. Leipzig 1876. S. 3.

Das Schwert sie legten aus der Hand
Und griffen zu der Stola Band:
Sie bannten wen sie wollten,
Den sie nicht bannen sollten;
Zerstört ward manches Gotteshaus.
Ich hörte fern in einer Klaus
Ein Jammern ohne Ende:
Ein Klausner rang die Hände;
Er klagte Gott sein bittres Leid:
‚O weh, der Papst ist allzujung, Herr Gott, hilf deiner Christenheit!'

Ich hört' ein Wasser rauschen
Und ging den Fischen lauschen,
Ich sah die Dinge dieser Welt,
Wald, Laub und Rohr und Gras und Feld,
Was kriechet oder flieget,
Was Bein zur Erde bieget,
Das sah ich und ich sag' euch das:
Da lebt nicht Eines ohne Haß.
Das Wild und das Gewürme,
Die streiten starke Stürme,
So auch die Vögel unter sich;
Doch thun sie eins einmütiglich:
Sie schaffen stark Gerichte,
Sonst würden sie zu nichte;
Sie wählen Kön'ge, ordnen Recht
Und unterscheiden Herrn und Knecht.
So weh dir, deutschem Lande,
Wie ziemet dir die Schande,
Daß nun die Mücke hat ihr Haupt
Und du der Ehren bist beraubt!
Bekehre dich! Vermehre
Nicht noch der Fürsten Ehre.
Die armen Kön'ge drängen dich:
Philippen setz den Waisen*) auf, so weichen sie und beugen sich."

Als aber Philipp am 8. September 1198 in Mainz im Beisein einer glänzenden Versammlung nochmals feierlich zum König gekrönt wurde, da stimmte Herr Walther von der Vogelweide in den lauten Festjubel und die freudige aller Gemüter erfüllende Hoffnung ein und brachte dem neugewählten Herrscher folgenden Liedesgruß**) entgegen:

„Die Kron' ist älter als der König Philipp ist:
Drum scheint's ein Wunder jedem Auge, das ermißt,
Wie ihr der Schmied das rechte Maß verliehen.

*) Der Waise ist der Hauptedelstein in der deutschen Königskrone. Der Waise heißt er, weil er seines Gleichen nicht hat.

**) A. a. O. S. 25.

Sein kaiserliches Haupt geziemt ihr also gut,
Daß wer sie scheiden will als ein Verräter thut;
Keins mag dem andern Schein und Glanz entziehen:
Sie leuchten sich einander an,
Die edeln Steine mit dem jungen süßen Mann:
Der Anblick muß den Fürsten wohlgefallen.
Wen nun nach anderm Herrn verlangt,
Der schaue, wem der Waise überm Scheitel prangt:
Der mag ein Leitstern sein den Fürsten allen."

Unähnlich waren sich die beiden Nebenbuhler in Sitte und Neigungen. Otto glich an kühnem Mute und kriegerischer Kraft, aber auch an hochfahrendem Stolze und an rücksichtsloser Herrschsucht seinem Oheim Richard, an dessen Hofe er aufgewachsen war. Philipp dagegen, der ursprünglich für die geistliche Laufbahn bestimmt gewesen war, galt als ein leutseliger und milder Herrscher, als ein Freund der Dichtkunst und der Wissenschaften. Beide Könige verteilten Güter und Ehren mit freigebiger Hand, um Anhänger zu gewinnen, und nur zu oft entschied nicht das größere Recht, sondern der höhere Vorteil für die Parteistellung der deutschen Fürsten. Da sich der Welfe aufs innigste an England anschloß, an die Macht, welcher er vor allem seine Erhebung auf den Thron verdankte, so verband sich sein hohenstaufischer Gegner mit Philipp August von Frankreich, dem gefährlichsten Gegner Richards von England, und so trat denn zum ersten Male in unsrer Geschichte der Fall ein, daß sich fremde Mächte mit bestimmendem Einflusse in die inneren deutschen Angelegenheiten mischten und ihre Schlachten auf deutschem Boden und mit deutschem Blute ausfochten. Der von neuem im Reiche entbrennende Bürgerkrieg zwischen Welfen und Waiblingern wurde aber um so gefährlicher, als jetzt gerade Lothar, der Sohn des Grafen von Segni, als Innocenz III. auf den Stuhl Petri gehoben wurde, ein Mann, der, an Klugheit, Umsicht, Entschlossenheit, an Herrschsucht und Herrscherkraft dem verstorbenen Kaiser nicht unähnlich, den Plan faßte, Gregors VII. Bestrebungen zu vollenden, das Kaisertum wie die Staatsgewalten überhaupt dem apostolischen Stuhle unterzuordnen und zugleich die Deutschen aus Italien zu verdrängen und ihrer Herrschaft in diesem Lande für immer ein Ende zu machen. Die Erbitterung und der Haß des Volkes gegen die Fremdherrschaft und die Verwirrung, welche nach Heinrichs Tode und Philipps rascher Umkehr in Italien eingetreten war, kam seinen Absichten zu Hilfe. In planmäßigem Vorgehen wußte er während der ersten Jahre seines Amtes

das aller Zucht entwöhnte Volk Roms zum Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl zurückzuführen und das ganze Erbgut von St. Peter wieder in den unmittelbaren Besitz der Kirche zu bringen. Dann richtete Innocenz sein Auge auf die mittelitalienischen Landschaften, welche die römische Kurie mit Berufung auf die Schenkungen Pippins und Kaiser Karls und das Testament der großen Gräfin Mathilde für sich in Anspruch nahm, in denen jedoch die Kaiser, vor allem Heinrich VI., ihre oberlehnsherrlichen Rechte geltend gemacht hatten. Der harte Druck, den hier die deutschen Statthalter ausübten, ließ den Papst als nationalen Befreier erscheinen und wandte ihm die Neigung des Volkes zu. Der wackere Reichsseneschall Markward von Anweiler, der als Statthalter in Toskana eingesetzt war, wurde gebannt und mußte, von einem überlegenen Heere angegriffen, das Land räumen. Auch Spoleto wurde rasch unterworfen, wo bis dahin der schwäbische Edle Konrad von Ürslingen die Regierung geführt hatte. Auch ihn traf der Bannstrahl, als er auf die erste Mahnung des Papstes hin die Gewalt nicht niederlegen wollte, und bald zwang ihn die aufständische Bevölkerung zur Flucht. So war denn in kurzer Zeit in ganz Mittelitalien der mittelbare und unmittelbare Einfluß des Papstes wieder hergestellt und es konnte nun Innocenz daran denken, auch die alte Oberherrlichkeit des römischen Stuhles über das Normannenreich, die unter Heinrich VI. erloschen schien, von neuem aufzurichten. Heinrichs Witwe Konstanze fühlte sich zu schwach, dem Willen des mächtigen Papstes Trotz zu bieten. Sie unterwarf sich, und als sie wenig später am 27. November 1198 starb, setzte sie in ihrem letzten Willen den Papst zum Vormund des jungen Königs und Verweser des Reiches ein. Schneller und vollständiger, als er wohl selbst erwartet hatte, war damit Innocenz auch im Süden der Halbinsel zu seinem Ziele gelangt.

Philipp wie Otto bemühten sich nun, ihre Ansprüche durch einen schiedsrichterlichen Spruch des Papstes zu befestigen. Somit bot denn der Streit der Könige auch im Reiche Innocenz Gelegenheit, seinen ehrgeizigen Plänen nachzugehen. Absichtlich zögerte zunächst der Papst mit der Entscheidung, denn für Philipp wollte er trotz der trefflichen Eigenschaften, die diesen zierten, nicht eintreten, weil er vom Geschlechte der Staufer war und durch seine Thronbesteigung die gefährliche Erblichkeit des Reiches bestätigt worden wäre; Ottos Herrschaft dagegen konnte er nicht anerkennen, da die Macht der Welfen noch auf zu schwachen Füßen stand und ihr Sturz dem Ansehen des Papstes zugleich eine schwere Wunde geschlagen hätte.

So nahm denn der Bürgerkrieg ungehindert seinen Anfang, der zwanzig Jahre hindurch Deutschland zerfleischte und es im Augenblicke der höchsten politischen Entwicklung in den Zustand der wildesten Zerrüttung zurückwarf. Erst als es Innocenz gelungen war, eine große Anzahl von Bischöfen auf seine Seite zu ziehen und ihre Kraft Otto zuzuführen, griff er handelnd in die deutschen Angelegenheiten ein und erließ am 1. März 1201 eine Bulle, wonach er Otto als König anerkannte und Philipp als unwürdig des Reiches verwarf. Feierlich gelobte hierauf König Otto am 8. Juni 1201 zu Neuß durch Eidschwur, Brief und Siegel seinem Herrn, dem Papste Innocenz, und dessen Nachfolgern auf dem Stuhle Petri Gehorsam und alle schuldigen Dienste und Ehren zu erweisen, in guten Treuen und mit all seiner Macht die Kirche in der Geltendmachung ihrer Rechte auf die Lande zwischen dem Po und der neapolitanischen Grenze und nicht minder auf das Königreich Sizilien zu unterstützen, dem römischen Volke, dem Bunde der lombardischen und tuskischen Städte und dem Könige von Frankreich gegenüber sich ganz nach dem Rat und Willen des Papstes zu richten; ja in seinen Briefen an Innocenz nahm der Welfe keinen Anstand, sich König von des Papstes Gnaden zu nennen. Die Entscheidung der Kurie trug sogleich viel dazu bei, Ottos Stellung zu festigen. Gleichzeitig gewann er an den Königen von Dänemark, Knud und seinem berühmten Nachfolger Waldemar, denen er Graf Adolfs III. von Holstein Besitzungen, Lübeck und ganz Transalbingien überließ, Bundesgenossen und entschloß sich sein Oheim Johann von England, der dem verstorbenen Richard Löwenherz auf dem Throne gefolgt war, mit aller Macht für seines Neffen Ansprüche einzutreten. Zu solcher Bedeutung erhob sich die welfische Macht wieder im deutschen Norden, wie man sie seit Heinrichs des Löwen Absetzung nicht mehr gekannt hatte. König Philipp sah seine Partei immer mehr völliger Auflösung entgegengehen. Noch hatte er, so wenig er auch sonst Geld und Gut sparte, seine Anhänger zu belohnen, sich bisher gehütet, kaiserliche Rechte aufzuopfern. Als er aber jetzt sehen mußte, wie die schnödeste Treulosigkeit der weltlichen Fürsten von Innocenz als frommer Gehorsam gegen die Kirche gepriesen wurde und selbst die rechtschaffensten und tüchtigsten der ihm anhangenden Bischöfe vor der Rache des Papstes nicht sicher waren, entschloß er sich, einen Ausgleich mit Rom zu suchen. Er gelobte einen Kreuzzug zur Errettung des heiligen Landes aus der Gewalt der Heiden und versprach auf das Spolienrecht sowie auf alles von ihm oder seinen Vorgängern widerrechtlich in

Besitz genommene Kirchengut Verzicht zu leisten. Nahm Innocenz auch das Anerbieten des Staufers nicht unfreundlich auf, so war er doch zu klug, gerade jetzt Otto fallen zu lassen, wo dessen Sache besser denn je stand. Er entschloß sich aber wieder in eine abwartende Stellung zurückzutreten und überließ es Philipp, durch die Gewalt der Waffen sich Gehorsam zu verschaffen. Und jetzt führte der Übermut, den der Welfe im Glücke zeigte, einen schnellen Umschwung der Dinge herbei. Ottos eigner Bruder Heinrich trat 1204 zu dem Staufer über. König Ottokar huldigte ihm und Landgraf Hermann von Thüringen mußte sich vor ihm demütigen, ja Ottos älteste Anhänger, Herzog Heinrich von Brabant und Erzbischof Adolf von Köln, gaben jetzt die Sache ihres Schützlings auf. Um die bei seiner früheren Wahl und Krönung vorgefallenen Unregelmäßigkeiten vergessen zu machen und das Ehrenrecht des Kölner Erzbischofs durch die That anzuerkennen, verstand sich Philipp dazu, sich noch einmal wählen zu lassen. Dann wurde er mit seiner Gemahlin Maria — denn so nannte sich Irene nach Ablegung ihres den Deutschen fremd klingenden griechischen Namens — von Erzbischof Adolf gesalbt und gekrönt und am 6. Januar 1205 auf den Stuhl Kaiser Karls erhoben. Als nun auch noch Ottos letzte Anhängerin, die reiche und mächtige Stadt Köln, mit Philipp ihren Frieden machte, mußte sich der Welfe nach Braunschweig zurückziehen, hinter dessen starken Mauern jetzt fast sein ganzes Reich lag. Immer höher stieg des Staufers Stern, denn auch jenseits der Alpen erhob sich seine Macht von neuem: sammelte doch hier der kriegerische Erzbischof Luitpold von Mainz die Ghibellinen Ober- und Mittelitaliens um Philipps Banner und brach den Einfluß des Papstes. Gerade diese Erfolge veranlaßten Philipp um so mehr, an eine Aussöhnung mit dem päpstlichen Stuhle zu denken. Er wurde wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen, ja Anerkennung und Weihe seitens des Papstes waren nahe, welcher die päpstliche Autorität nicht an Ottos sinkendes Glück binden wollte, da kam es nochmals zu einem gänzlichen Umschwunge der Dinge. Eben rüsteten sich beide Gegner zu einem entscheidenden Waffengange. Philipp hatte ein gewaltiges Heer um sich gesammelt, um zur Unterwerfung seines Gegners nach Sachsen zu ziehen, als eine bis dahin auf deutschem Boden unerhörte Frevelthat seinem Leben in demselben Augenblicke ein Ende setzte, wo das Glück ihm endlich die Erfüllung seiner lange gehegten Hoffnungen verhieß. Am 21. Juni 1208 wurde er von dem leidenschaftlichen, jähzornigen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach in Bamberg um einer Privatrache willen meuchlerisch ermordet.

Der unerwartete Tod des dreiunddreißigjährigen Königs rief im ganzen Reiche Jammer und Bestürzung hervor. „Wie ein glänzender Stern vom Himmel herab, also bist du gefallen, du Edelstein unter den Königen; untergegangen ist die Sonne und es ist Nacht geworden,“ so klagt ein Mönch im Kloster Salmannsweiler. Allenthalben herrschte das Gefühl, daß mit dem Könige auch Recht und Ordnung dahingegangen seien, und um so lebhafter war der Schmerz, als man gerade jetzt, wo der feindliche Papst versöhnt, wo der Welfe auf seine geringen Erblande beschränkt war, wo man endlich den Hafen des Friedens erreicht zu haben schien, sich plötzlich wiederum hinausgetrieben sah in die brandenden Wogen innerer und äußerer Kriege.

Der Tod Philipps entschied den Sieg des eben noch zu ohnmächtiger Thatenlosigkeit verurteilten Welfen. Mochte es auch seinen Gegnern oder ehemaligen Anhängern schwer ankommen, ihm die Hand zum Bündnis zu reichen, so erschien er doch im Augenblicke als der einzige König, konnte seine allseitige Anerkennung als das einzige Mittel gelten, die lange Zwietracht rasch und vollständig zu beenden, und Otto selbst war bestrebt, den Vorteil, den ihm das Schicksal unverhofft darbot, rasch auszunützen. Noch unter dem lähmenden Schrecken, welcher der Ermordung des Staufers folgte, eilte er zu schneller That, und Verheißungen oder Drohungen, reicher Lohn und Gewalt ließen seine ehemaligen Gegner auf seine Seite treten. Am 22. September 1208 wurde der Welfe von den Sachsen und Thüringern zu Halberstadt nochmals zum Könige gewählt; die anderen Fürsten stimmten um so bereitwilliger dieser Wahl zu, als jetzt Innocenz, seinen Vorteil wahrnehmend, wieder für Otto seine Stimme erhob. Ja selbst die staufische Partei schloß jetzt Frieden mit dem Welfen, da er an Otto von Wittelsbach ein strenges Strafgericht vollziehen ließ und sich mit Beatrix, der jugendlichen Tochter des ermordeten Königs, verlobte.

Mit durchgreifender Strenge stellte König Otto in dem durch den Bürgerkrieg tiefzerrütteten Reiche Ruhe und Ordnung her, dann aber wandte er sich nach Italien, wo ihm eine wichtige und stolze Aufgabe winkte, denn auch hier galt es, den gesetzlosen Zuständen ein Ende zu machen und das Ansehen des deutschen Herrschers von neuem zu begründen, vor allem aber die ruhmbringende Kaiserkrone zu gewinnen. Wohin Otto kam, wurde er ehrenvoll aufgenommen, die Fürsten leisteten ihm bereitwillig Huldigung, ja einige Städte zahlten freiwillig die seit Kaiser Heinrichs VI. Tode rückständigen Steuern und Gefälle. Die allgemeine An-

erkennung, die ihn begrüßte, erfüllte seinen hochfahrenden Sinn mit stolzem Selbstbewußtsein und gab ihm den Mut, die Hand von sich zu stoßen, deren Leitung er in der Zeit der Schwäche sich willenlos überlassen hatte. Unmittelbar nach der Krönung, welche am 4. Oktober 1209 stattfand, kam es zu neuen Zerwürfnissen mit Innocenz, welche nicht nur Papsttum und Kaisertum von neuem entzweiten, sondern auch Deutschland wieder in die Wirren des Bürgerkrieges zurückschleuderten. Jetzt sollte es sich an Otto bitter rächen, daß er sich als Gegenkönig unter den Schutz des Papstes gestellt hatte, denn wenn er das halten wollte, was er in der Not versprochen hatte, mußte er sich und seine Krone vor aller Welt tief herabwürdigen. Ottos Stolz aber bäumte sich jetzt auf gegen die erniedrigenden Bedingungen, die er einst in Neuß eingegangen war. Er verließ nicht, wie er versprochen, sogleich das Land, welches der Papst als Erbgut Petri in Anspruch nahm, sondern machte seine kaiserlichen Rechte über Ober- und Mittelitalien geltend und streckte sogar seine Hand nach dem staufischen Erbe, Apulien und Sizilien, aus. Vergeblich erinnerte ihn Innocenz an seine Eide und ermahnte ihn, sich nicht zu verlassen auf weltliche Macht und Größe, denn vor Gott gelte kein Ansehen, wie geschrieben stehe: „Ich werde die Großen richten wie die Kleinen" und wieder: „Ich habe dich gesetzt über die Völker und Königreiche, auszureißen und zu zerstören, zu bauen und zu pflanzen." Barsch gab ihm der Kaiser zur Antwort, er wolle es kurz machen und erkläre hiermit nichts Strafbares gethan zu haben, denn das Geistliche, was des Papstes sei, nehme er ihm nicht, denke auch gar nicht daran, sondern er wolle vielmehr, daß es unangetastet bleibe und sich unter kaiserlichem Schutze stärke und erweitere. In weltlichen Dingen aber habe der Kaiser volle Gewalt und komme dem Papste keine Entscheidung zu, denn die, welche die kirchlichen Sakramente verwalteten, sollten sich nicht mit dem Blutvergießen befassen. Immer mehr ward Otto durch die Leidenschaften des Stolzes und Hasses, der Herrschsucht und des Ehrgeizes erregt, immer rücksichtsloser wies er die Mahnungen seines ehemaligen Beschützers zurück. Zuletzt erklärte er, daß er durch seinen kaiserlichen Eid verpflichtet sei, die Würde und die Gerechtsame des Reiches nach Kräften zu wahren, demnach auch die während des letzten Interregnums von der Kirche unrechtmäßig in Besitz genommenen Lande wieder ans Reich zurückbringen müsse: wenn der heilige Vater zu behalten wünsche, was er sich angemaßt habe, so möge er nur den Kaiser von seinem bei der Krönung geleisteten Schwure entbinden. Die Dinge trieben einer gewaltsamen

Lösung entgegen, und nicht länger konnte Innocenz mit der Waffe zurückhalten, zu deren Gebrauch ihn der Welfe zwang. Kurz nachdem Otto bei Rieti in das Königreich Apulien eingerückt war, sprach der Papst den Bannfluch über den Kaiser und seine Anhänger aus, zugleich rief er den jugendlichen Sohn Kaiser Heinrichs, Friedrich, das Kind von Apulien, herbei und entfesselte noch einmal den Krieg zwischen Welfen und Waiblingern. Innocenz' Briefe, die jetzt die Fürsten Deutschlands bestürmten, verfehlten ihre Wirkung bei allen denen nicht, die noch voll Treue an dem angestammten Herrscherhause hingen oder durch Ottos rücksichtslose Härte und Herrschsucht sich zurückgestoßen fühlten. Daneben war noch König Philipp August von Frankreich unermüdlich thätig, den Haß gegen den mit England verbundenen Welfen zu schüren. Noch im Herbste 1211 traten die vom Papste gewonnenen Fürsten zu einer Versammlung in Nürnberg zusammen, erklärten offen ihren Abfall von dem Ketzer Otto und erwählten den Sohn Kaiser Heinrichs zum römischen Könige. Als Otto auf die Kunde von diesen Vorgängen heimwärts eilte, fand er alles in Waffen gegen sich. Vergeblich war es, daß er jetzt mit der zur Jungfrau erblühten Beatrix sich vermählte, um den staufischen Anhang auf seiner Seite zu erhalten. Schon drei Tage nach der Hochzeit starb König Philipps Tochter. Die Schwaben, die bis dahin den Welfen als Philipps Erben angesehen hatten, verließen nunmehr die Reihen seines Heeres: sahen sie doch in dem schnellen Tode ihrer Fürstentochter die strafende Hand Gottes, die den Fluch der Kirche vollzog. Von diesem Augenblicke an traf Schlag auf Schlag Ottos Haupt. Im Herbste 1212 stieg der junge Staufer, von wenigen Rittern begleitet, die Alpen hinunter nach den Gestaden des Bodensees und lagerte vor Konstanz. Bischof Konrad öffnete ihm die Thore. Im Dome verkündete der Erzbischof von Bari, der Friedrich nach Deutschland gefolgt war, die Exkommunikation über den Kaiser, während man draußen vor der Stadt rasch die Rheinbrücke verschanzte. Es galt keinen Augenblick zu verlieren, denn schon drei Stunden später nahte sich Otto mit stattlicher Kriegsmacht den Thoren der Stadt. Der Welfe war zu spät gekommen. Mit Konstanz war der Schlüssel zum Reiche in Friedrichs Hände gefallen. Wer noch aus früheren Tagen her Anhänglichkeit an das Geschlecht der Staufer bewahrt hatte, wen der Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl leitete, wer durch Ottos Schroffheit verletzt war oder durch die Freigebigkeit Friedrichs gewonnen wurde: sie alle jubelten dem Enkel Barbarossas entgegen und bereiteten ihm einen glänzenden Empfang, und endlich

vergaßen auch Ottos eifrigste Anhänger die beschworene Treue und fanden sich in Frankfurt ein, wo Friedrich am 5. Dezember 1212 einstimmig zum Könige gewählt wurde.

8. Friedrich II. und die letzten Staufer.

Wie ein Abenteurer, mit einer kleinen Schar von Rittern und ohne Geld, war der junge Staufer ausgezogen, um das Land seiner Väter zu erobern. Das Glück war mit ihm, in kurzer Zeit fielen die Fürsten Deutschlands, die bei Otto ausgeharrt hatten, von dem Welfen ab und stellten sich unter Friedrichs siegreiche Fahnen. Vergeblich waren Ottos Anstrengungen, im Bunde mit England seine Stellung zu behaupten. Als Waffengefährte König Johanns, seines Oheims, kämpfte er wider den Bundesgenossen seines Nebenbuhlers, den König Philipp August von Frankreich, um neue Kräfte zu gewinnen, aber in der Schlacht von Bouvines am 27. Juli 1214 erlag er den überlegenen Waffen der französischen Ritter und erlitt damit eine schwere Niederlage, von der er sich nie wieder erholte. Während der Staufer, der noch einmal im Jahre 1215 in Aachen feierlich durch einen päpstlichen Legaten gesalbt und gekrönt worden war, allgemeine Anerkennung fand, lebte Kaiser Otto von allen verlassen und halbvergessen in seinem Erblande. Dort ist er 1218 auf der Harzburg ruhmlos gestorben.

Als ein Werkzeug in der Hand des Papstes, als ein Pfaffenkönig hatte Friedrich von Apulien den deutschen Thron bestiegen, aber weit davon war er entfernt, die Ansprüche seines Hauses auf die Herrschaft in Deutschland und in Italien aufzugeben und ein Diener der päpstlichen Gewalt zu werden. So mußte denn, sobald das Kind von Apulien zum Manne gereift und seiner Kraft bewußt geworden war, noch einmal der Kampf um die Herrschaft zwischen Kaisertum und Papsttum entbrennen. Der kraftvolle Innocenz III., der aus einem Beschützer und Freund der gefährlichste Feind des Königs hätte werden können, war schon im Jahre 1216 gestorben. Der kluge Priester hatte großartige Erfolge errungen, er hatte das Papsttum, welches unter Heinrich VI. in die alte untergeordnete Stellung zum Kaisertume zurückzukehren schien, die es vordem unter Heinrich III. gehabt hatte, während des Bürgerkrieges zwischen den Welfen und Waiblingern von neuem gefestigt, er hatte ihm zum Siege verholfen und hatte in Deutschland selbst, das seit Jahrhunderten das gebietende Wort in Europa zu sprechen gewöhnt war, als Schiedsrichter zwischen den um die Krone hadernden Königen

gewaltet, ja er war als Erbe der welterobernden Pläne des großen Staufers aufgetreten und hatte überall, wo noch kurz vorher Heinrichs Herrscherarm geboten hatte, seinem Willen Geltung verschafft. Er hatte Philipp August von Frankreich die Schwere des Interdiktes fühlen lassen, hatte den König Johann von England gezwungen, sich seinem Urteile zu fügen und sein Reich als ein Lehen des heiligen Petrus zurückzunehmen. Feierlich hatte auch der König von Aragonien dem Papste als seinem Herrn Gehorsam zugeschworen und sein Reich als ein zinspflichtiges Land aus Innocenz' Hand empfangen. Und noch ein anderer glänzender Triumph war ihm zu teil geworden. Der vierte Kreuzzug vom Jahre 1204 setzte die abendländischen Ritter in den Besitz von Byzanz, und das neue lateinische Kaisertum, welches sich auf den Trümmern des griechischen Reiches erhob, verschaffte dem Primat des römischen Bischofs auch im Osten den Sieg. Es war kein Zweifel übrig, daß das römische Kaisertum von seiner Höhe herabgesunken war und der römische Bischof jetzt die Christenheit beherrschte. Wohl konnte es der Welt nicht verborgen bleiben, daß diese irdische Herrlichkeit der Kirche in schroffem Gegensatze zu der ursprünglichen Idee des Christentums stand, und mehr als einmal hatte die immer mehr sich erweiternde Kluft zwischen der Lehre und dem Leben der verweltlichten Geistlichkeit in frommen Gemütern den Wunsch nach einer Reform der Kirche aufleben lassen, aber noch einmal entging das Papsttum der aus einer solchen Reform drohenden Gefahr. Wie nämlich einst dem Papst Gregor VII. der Orden der Cluniacenser mit unerschöpflichen Kampfmitteln zur Seite trat, so liehen jetzt die neuen Orden der Bettelmönche, die Franziskaner und Dominikaner, den Bestrebungen des Papsttums ihre mächtige Hilfe. Während in den Orden der Cluniacenser und Cisterzienser die alte Armut durch Wohlhabenheit und die mönchische Enthaltsamkeit durch behaglichen Lebensgenuß verdrängt worden war, lebten die Jünger des Dominikus und des heiligen Franz von Assisi, die Predigermönche und Minoriten, in apostolischer Armut von den milden Gaben der Gläubigen, und während jene aus ihrer klösterlichen Abgeschiedenheit nicht heraustraten, gaben diese sich gerade dem lebhaftesten Verkehr mit der Laienwelt, zumal mit der ärmeren Bevölkerung hin, unter welcher sie ratend und fördernd und des lange vernachlässigten Predigtamts fleißig waltend einhergingen. So kamen diese neuen Bettelorden dem Reformbedürfnis entgegen, aber sie wurden zugleich die festesten Stützen der Hierarchie unter den Massen und halfen allenthalben dazu, die Schranken niederzureißen, welche der päpstlichen Allgewalt noch

entgegenstanden. Mit dieser gewaltigen Macht sollte Friedrich den Kampf aufnehmen. Der jugendliche Staufer war ein Gegner von ungewöhnlicher Bedeutung. Verschwenderisch ausgestattet mit allen Gaben des Geistes und Körpers, von einer seine Zeit weit überholenden Bildung und ausgerüstet mit einem wunderbaren Scharfblick und einer nie erlahmenden Thatkraft, so trat er dem weltbeherrschenden Papsttum, wie es Innocenz III. begründet hatte, gegenüber, um den Kampf auf Leben und Tod zu wagen. Es fehlte nicht an mancherlei Anlaß zum Streite der beiden Gewalten. Vor seinem Zuge nach Deutschland hatte Friedrich dem Papste das Versprechen geleistet, das sizilische Reich seinem Sohne Heinrich zu überlassen, und damit die Vereinigung des normännischen und deutschen Reiches, einen Lieblingsgedanken seines Hauses, aufgegeben. Überdies hatte er bei seiner Krönung das Gelübde abgelegt, einen Kreuzzug in das heilige Land zu unternehmen, welches seit Saladins Sieg bei Tiberias zum größten Teil in den Händen der Ungläubigen geblieben war. Doch bald zeigte sich, daß Friedrich nicht gewillt war, auf die Vereinigung der beiden Reiche unter einem Oberhaupte zu verzichten, denn er ließ seinen Sohn zum römischen König wählen. Auch mit dem versprochenen Kreuzzug zögerte er, und so oft ihn auch Honorius, Innocenz' Nachfolger, zur Erfüllung seines Gelübdes drängte, wußte er ihn doch jedesmal zu beschwichtigen. Seit dem Jahre 1220 mit der Kaiserkrone geschmückt, wandte der Staufer vielmehr seine ganze Kraft seinem apulischen Erblande zu, in welchem er eine wahrhaft segensreiche Thätigkeit entfaltete, durch zweckmäßige Gesetze Ordnung und Frieden herstellte und Künste und Wissenschaften förderte. Endlich rüstete er, von dem leidenschaftlichen Gregor IX. gebieterisch an sein Versprechen gemahnt, im Jahre 1227 zum Zuge ins heilige Land. Da warf ihn eine Krankheit aufs Lager. Gregor meinte, der Staufer suche nur einen Vorwand, sich dem ihm lästig gewordenen Gelübde zu entziehen, und schleuderte den Bannstrahl wider ihn. Trotz des Bannes zog Friedrich im nächsten Jahre nach dem heiligen Lande, wo er nun nicht als Diener und Werkzeug des Papstes, sondern als selbständiger Herrscher auftrat. Durch einen Vertrag mit dem Sultan Al Kamel von Ägypten glückte es ihm, das vielumstrittene Jerusalem in seine Hand zu bekommen, und geschmückt mit der Krone des Landes konnte der Gebannte nach Italien heimkehren. Rasch verjagte er die päpstlichen Schlüsselsoldaten, die in seiner Abwesenheit sein Erbland überschwemmt hatten, und begann, nachdem er Gregor zur Lösung vom Banne gezwungen hatte, sich von neuem der Verwaltung seiner apulisch-sizilischen Monarchie und der Begründung seiner Macht in Italien zu

widmen. Doch kein langer Frieden war ihm vergönnt. Bald stand König Heinrich, der in des Kaisers Abwesenheit die Regentschaft in Deutschland geführt hatte, wider seinen Vater unter den Waffen und suchte und fand bei den Lombarden, die sich der Oberherrschaft Friedrichs ganz zu entziehen gedachten, Anerkennung als König und Unterstützung. Der verblendete Sohn geriet in die Hand seines Vaters. In der Gefangenschaft ist er gestorben. Ein glänzender Sieg, den Friedrich 1237 bei Cortenuova über die aufständischen Lombarden erfocht, stellte zwar sein Ansehen allenthalben wieder her und hob ihn auf den Höhepunkt seiner Macht, aber schon das nächste Jahr ließ seinen Stern erbleichen und in jähem Niedergange sinken. Unermüdlich strebte der Kaiser danach die widerspenstigen Lombarden zu vollständiger Unterwerfung zu zwingen, doch mit der verzweifeltsten Anstrengung leisteten Mailand, Bologna, Piacenza und Brescia Gegenwehr, und ihre Kraft wuchs, als Gregor IX., dadurch gereizt, daß der Kaiser die Insel Sardinien, auf welche der päpstliche Stuhl Ansprüche zu haben behauptete, seinem natürlichen Sohne Enzio verliehen hatte, den Bann über Friedrich aussprach und auf die Seite der Städte trat. Friedrich antwortete dem Bannfluche des Papstes mit einem Einfall in den Kirchenstaat und nahm, als der Papst ein Konzil zur Schlichtung des Streites nach Rom berief, die Prälaten, welche dem Rufe des Papstes Folge leisteten, gefangen. Unter der Wucht dieser schweren Schicksalsschläge erlag der geistesstarke Papst. Am 21. Aug. 1241 starb er. Nach dem kurzen Pontifikate Cölestins IV. bestieg der Kardinal Sinibald Fiesko, Graf von Lavagna, als Innocenz IV. den päpstlichen Thron. Bisher ein Anhänger des Kaisers, wandelte sich dieser an Geist und Herrscherkraft Friedrich II. ebenbürtige Papst zu einem erbitterten Gegner des Staufers. Um dem drohenden Angriffe des Kaisers zu entgehen, verließ er die Siebenhügelstadt und flüchtete nach Lyon, wo er im Jahre 1245 auf einer Kirchenversammlung ohne regelrechte Untersuchung und Beobachtung der gesetzlichen Form Friedrich als einen Erzketzer um seiner kirchlichen Frevel und Missethaten willen aller seiner Kronen und Länder entsetzte und seine Unterthanen vom Eide der Treue entband.

Über das Kapitel von Lyon besitzen wir einen ausführlichen Bericht in der Chronik des Engländers Matthäus von Paris, die eine Menge von schätzbaren Nachrichten über die letzten Kämpfe des staufischen Hauses enthält und für uns von um so größerem Werte ist, als sie von einem höheren Standpunkte, nicht bloß von dem eines einzelnen Reiches die Ereignisse schildert.

Matthäus von Paris*) erzählt die Vorgänge auf dem Konzile folgendermaßen:

„Am folgenden Mittwoch betrat der Herr Papst, angethan mit den päpstlichen Gewändern und begleitet von allen Prälaten, die mit hochzeitlichem Gewande, wie es einem jeden zukam, geschmückt waren, die Kirche des heiligen Johannes. Und nach Anrufung des heiligen Geistes, nach dem darauffolgenden Gebet und der Vollziehung der andern üblichen Gebete, predigte der Herr Papst, indem er folgendes Thema**) wählte und unter Schluchzen darlegte: ‚O ihr alle, die ihr vorübergehet, schauet doch und sehet, ob irgend ein Schmerz sei, wie mein Schmerz, der mich getroffen hat.‘ Indem er hierauf in geschmackvoller Weise in seiner Rede fortfuhr, verglich er seine fünf größten Schmerzen mit den fünf Wunden des Gekreuzigten. Den einen erlitt er von den barbarischen und die Christenheit unmenschlich heimsuchenden Tartaren***), den andern hatte er wegen des Schismas von Romanien, das heißt wegen der griechischen Kirche zu erdulden, die in unserer Zeit und vor wenigen Jahren sich von dem Schoße der Mutter, gleich als wäre diese eine Stiefmutter, ungebührlich und ungerechter Weise losriß und entfremdete. Den anderen bereitete ihn das Unkraut neuer Ketzereien, der Pateriner, der Bugarer, Jovinianer und anderer Spaltungen, Sekten und Irrlehren, die schon viele Staaten der Christenheit zumal Lombardiens sich einschleichend befleckt haben. Ein anderer Schmerz kam ihm von dem heiligen Lande, in welchem die verabscheuungswürdigen Chorosminer†) die Häuser des Tempels und der Hospitaliter††), auch Jerusalem und viele andere Städte der Christen unter großem Vergießen christlichen Blutes bis zur Vernichtung zerstört und dem Erdboden gleichgemacht haben. Endlich hat er auch Schmerz erfahren von dem Fürsten, nämlich dem Kaiser, der, obwohl er der höchste Fürsprecher und Schützer der Kirche sein sollte, ihr innerer Gegner und der Kirche Christi thätiger und mächtiger Feind geworden ist und ihrer Diener offenkundiger Widersacher. Und indem der Papst diesen Stoff weiter behandelte, so weit es ihm nützlich erschien, erfüllte er alle Hörer mit dem heilsamen Schmerze des Mitleids. ‚Seine Augen öffneten die Quellen der Wässer†††)‘, und lautes Schluchzen unterbrach seine Worte. Am Ende seiner Predigt setzte er die ungeheuerlichen Vergehen des

*) Matthaei Paris. monach. S. Albani chronica maiora. ed. Luard. IV. p. 434.

) Klagelied. Jerem. 1, 12. *) Die Mongolen, vergl. S. 670.

†) Die Charismier oder Chowaresmier hatten 1244 Jerusalem eingenommen.

††) Die Ordenshäuser der Templer und Johanniter. †††) Psalm 119, 136.

Kaisers auseinander: Ketzerei, Heiligtumsschändung und von anderen Vergehen nur das eine, daß er eine neue starke und große Stadt in der Christenheit gebaut, die er mit Sarazenen besetzt und bevölkert habe*). Er selbst brauche oder vielmehr mißbrauche ihre Sitten und abergläubischen Gewohnheiten und verwerfe der Christen Lehre und Religion. Er habe, so versicherte der Papst weiterhin, einen besonderen Freundschaftsbund mit dem Sultan Babyloniens und einigen andern Häuptern der Sarazenen geschlossen und gebe sich, verleitet und durch sittenlose Verlockungen angezogen, dem Umgange mit sarazenischen Frauen oder vielmehr Dirnen ohne alle Rücksicht und Scham hin. Er warf ihm ferner vielfältigen Meineid vor und beschuldigte ihn, daß er mit Verletzung der Wahrheit niemals Verträge und Versprechungen achte. Überdies wies er, um die Hörer von der Wahrheit seiner Behauptungen zu überzeugen, viele und vielerlei Briefe vor, welche durch angehängtes goldnes kaiserliches Siegel beglaubigt waren. Durch sie beschuldigte und überführte er den Kaiser offenbarlich des Meineids.

Da antwortete frischen Mutes Thaddäus**) dieser Rede, indem er sich unerschrocken in der Versammlung erhob und dagegen päpstliche Schreiben vorwies, welche dem Gehörten zu widersprechen schienen. Wenn man indessen den Wortlaut der Schreiben beider sorgfältig prüfte, den hier klar darzulegen und ausführlicher auseinander zu setzen zu weit führen würde, so standen sie nicht in schroffem Gegensatze, da die päpstlichen Briefe nur bedingungsweise gelautet hatten, die kaiserlichen aber unbedingt. Darum erschien denn der Wortbruch von seiten des Kaisers offenkundig, der, wiewohl er ohne eine Bedingung sein Versprechen abgegeben hatte, nichts gemäß seinem Gelöbnisse hielt. Doch war Thaddäus voll Eifer und in vielerlei Weise bemüht, wenigstens mit scheinbaren Gründen zu antworten, indem er seinen Herrn zu entschuldigen versuchte und andere päpstliche Schreiben seinerseits vorzeigte und versicherte, daß auch ihr Inhalt nicht eingehalten worden und daher sein Herr ebenfalls an seine Versprechungen nicht gebunden gewesen sei. In Betreff dessen aber, daß der Herr Kaiser der Ketzerei angeklagt wurde, so antwortete er, indem er alle die hier Versammelten ansah, gleich als wenn er zu allen spräche: ‚Über diesen Punkt, meine Herren, der wohl

*) In Luceria in Apulien hatte Friedrich sizilische Sarazenen angesiedelt. Sie dienten ihm als tapfere Soldaten und machten sich um die Kultur des Landes verdient.

**) Thaddäus von Suessa, Großhofrichter von Sizilien, war im Auftrage Friedrichs in Lyon erschienen, um die Anklagen des Papstes zu entkräften.

der allerwichtigste ist, kann wohl niemand ein sicheres Urteil gewinnen, wenn mein Gebieter nicht zugegen ist. Nur aus seinen eignen Worten kann offenbar werden, was in seinem innersten Herzen verborgen ist. Daß er jedoch kein Ketzer ist, dafür mag das folgende als Beweis dienen: Er gestattete nämlich weder in seinem Kaiserreiche noch in seinen königlichen Ländern einem Wucherer zu leben.' Hiermit erhob er einen Vorwurf gegen die römische Kurie, welche bekanntlich an diesem Laster schwer leidet. Auf die Beschuldigung aber, daß der Kaiser eine besondere und sehr verdächtige Freundschaft mit dem Sultan Babyloniens und einigen anderen Sarazenen habe, denen er gestattete in seinem Lande zu wohnen, erwiderte Thaddäus, es sei dies absichtlich und kluger Weise geschehen, um den Aufruhr einiger, die ihm rechtmäßig unterworfen seien, zu unterdrücken und die Empörung zu stillen: ‚Denn auf Kriegszügen gebraucht er jene, deren Untergang keinem Christen beklagenswert ist, und so schont er des christlichen Blutes, auf daß es nicht ohne Not vergossen werde. Mit sarazenischen Weibern lebt er nicht zusammen. Wer kann ihm dies nachweisen? Nur zu Gaukelspielen und für gewisse weibliche Kunstfertigkeiten hat er sie in seiner Nähe gehabt, aber da sie Verdacht erregten, hat er sie auf Nimmerwiederkehr von sich gethan.' Nachdem Thaddäus seine Rede geendet hatte, bat er demütig darum, daß ihm wenigstens ein mäßiger Aufschub gewährt werde, damit er seinen Herrn von den Anklagen in Kenntnis setzen und ihn durch eindringlichen und wirksamen Rat dazu bewegen könne, eiligst vor dem Konzil, welches ihn erwarte, zu erscheinen oder ihm weitergehende Vollmacht zu übertragen. Hierauf gab der Papst zur Antwort: ‚Ferne sei dies! Ich fürchte die Schlingen, denen ich kaum entronnen bin. Käme er, so würde ich sogleich von dannen gehen, denn ich sehne mich nicht nach dem Martyrium, fühle mich auch nicht geeignet oder vorbereitet zu solchem oder zum Gefängnis.' Am folgenden Tage aber wurde auf inständiges Bitten der Sachwalter des Königs von England*), die mehr als die andern wegen der Verwandtschaft zwischen dem Kaiser und dem englischen König und wegen des zwischen ihnen bestehenden Freundschaftsbündnisses an der Gefahr und der Schmach eines so großen Fürsten Anteil nahmen, eine Frist von ungefähr zwei Wochen zugestanden, nicht ohne Beschwerde derer, die in Lyon blieben. Als nun alle diese Vorgänge dem Kaiser

*) Friedrich hatte in dritter Ehe Isabella oder Elisabeth, Schwester Heinrichs III. von England, zur Gemahlin gehabt.

der Reihe nach geschildert wurden, soll er in großem Unwillen gesagt haben: „Ich sehe es deutlich, daß der Papst zu meinem Verderbnis alles versucht, denn ihn stachelt die Leidenschaft und die Begierde, sich zu rächen, gegen mich auf, weil ich seine Verwandten, die seeräuberischen Genuesen, die alten und offenkundigen Feinde des Reiches zugleich mit den Prälaten, deren Führer und Beschützer sie waren, auf dem Meere gefangen nehmen und dann einkerkern ließ*). Aus keinem andern Grunde hat er offenbar dies Konzil zusammenberufen, und es geziemt dem heiligen Reiche nicht, sich dem Urteil einer Synode, zumal einer feindlich gesinnten zu unterwerfen'.

Als solches zur Kenntnis des Herrn Papstes und der ganzen Gesamtheit gebracht wurde, daß nämlich der Kaiser es ablehne, zu kommen und sich dem Gerichte zu fügen, da ließen viele, die bis dahin voll Eifer für ihn eingetreten waren, von seiner Verteidigung ab, und besonders traf um seinetwillen die Engländer ein Vorwurf. Daher wurde beständig und mit den leidenschaftlichsten Worten vor vollem und schon vollzähligem Konzil Kaiser Friedrich als verstockt und der ganzen Kirche aufrührerischer Feind von den Bewohnern aller vier Himmelsgegenden der Welt angeklagt. Als ein Erzbischof**) unter ihnen sich erhob, um den Kaiser heftiger anzuschuldigen, und ihm ein ungeheures Verbrechen vorwarf, daß er nämlich bei der erwähnten Gefangennahme der Prälaten sich einer Majestätsbeleidigung schuldig gemacht habe, und ihn noch andrer schwerer Vergehen bezichtigte, gab Thaddäus, der jetzt fast nur noch allein für seinen Herrn, den Kaiser, einstand, zur Antwort, indem er den Ankläger ansah: ‚Du verdienst keinen Glauben und deinen Worten soll man kein Gehör schenken; denn du bist der Sohn eines Verräters, der an dem Hofe meines Herrn durch gerichtlichen Spruch überführt und aufgehängt worden ist. Du trittst in seine Spuren und bemühst dich, es dem Vater gleich zu thun.' Der Ankläger verstummte und wagte fortan weder einen Laut von sich zu geben noch wurde es ihm auch verstattet. Auf dieselbe Weise wies auch Thaddäus die Anklagen einiger andrer Bischöfe durch klugen und kühnen Widerspruch zurück. Als jedoch von vielen Verwandten und Freunden der im Meere Ertrunkenen oder der Eingekerkerten mit frischem Mute wieder das Wort ergriffen wurde und zwar um so mutiger und

*) Eine genuesische Flotte hatte die Prälaten nach Ostia bringen sollen. Sie wurde geschlagen, wobei eine große Anzahl Geistlicher in die Hände der Kaiserlichen fiel. — Innocenz IV. stammte aus Genua. Daher nennt Friedrich die Genuesen die Verwandten des Papstes. **) Vermutlich der Bischof Peter von Cales.

zuversichtlicher, als man sah, daß Friedrichs Ansehen sank, und da der Kaiser wegen der erwähnten Gefangennahme angeklagt wurde, erwiderte Thaddäus: „In Wahrheit hat mein Herr hierüber Schmerz empfunden, und wider seine Absicht, aus einem unglücklichen Zufall hat sich solches zugetragen, denn er vermochte bei jenem plötzlichen Angriffe auf dem Meere die Prälaten selbst von seinen Gegnern, wie man leicht begreifen kann, nicht zu scheiden, so daß sie unterschiedslos dasselbe Schicksal wie die Feinde zu ertragen hatten. Und wäre mein Herr dort zugegen gewesen, so hätte er sicherlich sich eifrig um ihre Befreiung bemüht.' Hierauf fragte der Papst: ‚Warum ließ er nach der Gefangennahme die Unschuldigen mit Zurückhaltung der andern nicht frei von dannen ziehen, obgleich vielfaches Ungemach sie getroffen hatte?" Thaddäus erwiderte: ‚Man muß sich erinnern, daß die abgeänderte Form der Zusammenberufung und der Ankunft der Prälaten, die zur Abhaltung eines Konzils unter Papst Gregor berufen werden sollten, zum Schlimmeren gewendet wurde; das Herz meines Gebieters war über die Änderung aufgebracht, denn während der Papst nur diejenigen hätte einladen sollen, welche zusammenberufen werden mußten, hat er die offenbaren Feinde des Reiches entboten, Laien, die mit einer Schar Bewaffneter umgeben waren, wie den Grafen von der Provence und andere, wie es aus dem Briefe an den König von England hervorgeht. Und es ist klar, daß dies nicht um deren Weisheit willen geschah, oder um den Frieden herzustellen, sondern vielmehr um Hader zu erregen. Mein Herr sandte darum nach England wie in andere Länder Briefe und bat freundlich die einzelnen Prälaten, nicht zu einem so hinterlistigen Konzile zu kommen, da er vorauswisse, daß er sie angreifen müsse, wenn sie mit seinen und des Reiches Feinden kämen. Er verweigerte ihnen zugleich den sichern Durchzug durch sein Gebiet und warnte sie somit mitleidig und freundlich vor der ihnen bevorstehenden Gefahr. Und so gab sie Gott der Herr nicht unverdient in die Hände dessen, den sie hochmütig verachtet hatten. Doch auch jetzt noch war er im Zorn des Mitleids eingedenk und gedachte die Prälaten und die andern Unkriegerischen, überredet durch den Rat seiner Getreuen, in Frieden ziehen zu lassen, als der Pränestiner*) und einige andre Verwegene, Drohungen auf Drohungen häufend, selbst im Kerker nicht abließen meinen Herrn ins Gesicht zu exkommunicieren, uneingedenk jenes heilsamen Rates**): ‚Demütigt euch unter die gewaltige

*) Jakob, Kardinal von Präneste. **) 1. Ep. Petr. 5, 6.

Hand Gottes.‘ Und so sind jene Aufrührer kampfesunfähig, ja ohnmächtig, so sind sie aus Freunden Feinde geworden, und mit Recht wurden sie in den Kerker geworfen.‘ Dem entgegnete der Papst: ‚Dein Herr, der Kaiser, hätte, wenn er nicht an seiner Sache verzweifelte, wissen müssen, daß eine so große Versammlung so trefflicher Männer ihn, wenn er unschuldig war, eher freigesprochen als gebunden hätte, aber aus seinem Verhalten geht klar hervor, daß sein eigenes Gewissen ihn quälte und die Sünde, deren er angeklagt war, ihn getroffen hatte.‘ Hierauf Thaddäus: ‚Wie konnte mein Herr darauf rechnen, daß die Genossen seiner Feinde auf einem Konzile ihm günstig sein würden, wo meines Herrn Todfeind, Papst Gregor, den Vorsitz führte, wenn er sah, wie sie selbst in Banden gegen ihn kämpften und Drohungen ausstießen?‘ Der Papst antwortete: ‚Wenn nun auch einer durch Schmähungen die Gnade verwirkt hatte, warum hat er die andern Unschuldigen in dasselbe Unglück gebracht? Wegen seiner vielfältigen Schuld steht ihm nichts andres als seine schimpfliche Absetzung bevor.‘ Als die Engländer dies hörten, erhoben sie Einsprache für seinen Sprößling*), damit nicht der Sohn des Vaters Sünde zu tragen habe und nicht der Bach des Blutes von Anfang an befleckt werde.

In der dritten Sitzung erschien Thaddäus nochmals vor dem Konzil, um für seinen Herrn zu antworten und Berufung einzulegen, denn er war voll Furcht und Schmerz wegen der Gefahr seines Herrn, vor allem deswegen, weil die Tochter des Herzogs von Oesterreich**), die mit dem Kaiser vermählt war oder demnächst vermählt werden sollte, sich vor ihm scheute und sich ihm entzog: drohte ihm doch im Falle der Exkommunikation die Gefahr der Absetzung. Und da er nun auf mannigfache Weise ihn zu entschuldigen begonnen hatte und kein Gehör fand, legte er in seinem Namen Berufung an ein in nächster Zeit zu versammelndes allgemeineres Konzil ein, denn jetzt seien nicht alle Prälaten oder deren und der Fürsten Sachwalter zugegen. Der Papst erwiderte ihm: ‚Allgemein genug ist das Konzil der vielen, welche deines Herrn Demütigung vergeblich und nicht ohne Beschwerde erwartet haben, der Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe und andrer Edlen aus den verschiedenen Gegenden der Welt oder ihrer Sachwalter. Und die Abwesenden sind in den Banden

*) Heinrich, Elisabeths Sohn, geboren 1238, gest. 1253.

**) Elisabeth war 1242 gestorben. Friedrich gedachte zu einer neuen Ehe mit Gertrud, der Nichte des Herzogs Friedrich von Österreich und Tochter Heinrichs von Mödling, zu schreiten.

deines Herrn gefangen und werden zurückgehalten. Deshalb wäre es unerhört, das Urteil der Absetzung, das über ihn ausgesprochen werden muß, zurückzuhalten. Seine Bosheit soll ihm keinen Vorteil zu bringen scheinen, da keinem sein Trug zum Schutze gereichen darf'...

Wiewohl aber der kaiserliche Sachwalter Thaddäus mit Gewandtheit seine Stimme erhoben hatte, so schleuderte doch der Herr Papst gegen den Kaiser Friedrich ohne Schmeichelei, ohne Verheimlichung oder Aufschub vor vollem Konzil, nicht ohne das Staunen und den Schrecken aller Zuhörer den schrecklichen Bannstrahl des Urteils ... Als das Urteil mitten in der Versammlung vorgelesen wurde, erfüllte es, einem flammenden Blitze gleich, alle Zuhörer mit nicht geringem Schrecken. Die Meister Thaddäus von Suessa und Walter von Ocra und die andern Sachwalter des Kaisers, und wer sonst noch bei ihnen war, brachen in lauten Jammer aus, schlugen zum Zeichen ihres Schmerzes bald auf die Hüften, bald auf die Brust und enthielten sich mit Mühe des Stroms der Thränen. Und es sagte Thaddäus: ‚Dieser Tag ist ein Tag des Grimms, ein Tag der Trübsal und Angst.'*) Der Herr Papst und die am Konzile teilnehmenden Prälaten zündeten hierauf Kerzen an und schleuderten, während die Sachwalter niedergeschlagen davongingen, den furchtbaren Blitz des Bannes gegen den Kaiser, der nun nicht mehr Kaiser genannt werden darf... Es gab der Papst hierauf noch die Versicherung ab, daß er alles, vor allem aber, was er über den Herrscher beschlossen habe, unwiderruflich zu beobachten gedenke.

Als dies Thaddäus hörte, seufzte er aus tiefstem Herzen und sagte: ‚Ich erkenne, daß es kein Heilmittel mehr gibt für diese Gefahr,' und unter Klagen und Thränen setzte er hinzu: ‚Wahrlich, dieser Tag ist der Tag des Zorns!' wie er schon früher gesagt hatte, als alle Prälaten vor dem versammelten Konzil ihre angezündeten Kerzen zu Boden gesenkt und verlöscht hatten und also den exkommunizierten Friedrich seiner Würde entsetzten. Und am Ende seiner Rede rief er aus: ‚Von dieser Zeit an werden die Ketzer jubeln, werden herrschen die Chorosminer und aufstehen die Tartaren.' Hierauf kehrte er zu seinem Herrn zurück, um ihn von dem, was geschehen war, in Kenntnis zu setzen. Der Herr Papst aber sagte in aller Gegenwart: ‚Was meine Pflicht war, habe ich gethan, mag nun Gott thun und zu Ende führen, was er will'".

Kaiser Friedrich bestritt in einem am 21. Juli 1245 nach England

*) Zephanja 1, 15.

gerichteten Schreiben dem Papste bei voller Anerkennung der Schlüsselgewalt das Recht der weltlichen Strafgewalt über Könige und Fürsten, erklärte das gegen ihn beobachtete Verfahren wegen Verletzung aller üblichen Rechtsformen für null und nichtig und bezeichnete die gegen ihn erhobenen Anklagen für unerwiesen. Im Beginn des folgenden Jahres wandte er sich an alle christlichen Fürsten mit Klagen über die Entartung der Kirche und den Mißbrauch der priesterlichen Gewalt und erklärte sich bereit, die Reform der Kirche in die Hand zu nehmen.

Dieses wichtige Schreiben*) lautet:

„Von jeher nannte man diejenigen glücklich, welche die Gefahr eines andern zur Vorsicht mahnte. Denn der folgende Zustand erhält seine Eigenart durch das Gepräge des vorhergehenden, und wie das Wachs den Eindruck von dem Siegel annimmt, so wird der Charakter des menschlichen Lebens durch das Beispiel gebildet. Hätte unsre Hoheit doch dieses Glück vorhergenossen, damit die Mahnung zur Vorsicht, die wir infolge der allzugroßen Verletzung unsrer Majestät, o christliche Könige, Euch hinterlassen, von anderen geschädigten christlichen Königen und Fürsten uns hinterlassen worden wäre. Die, welche jetzt für Kleriker gehalten werden, unterdrücken, wiewohl sie durch die Mildthätigkeit der Väter fett geworden sind, die Söhne, und sie selbst, die Söhne unsrer Unterthanen, vergessen des Standes ihrer Väter und würdigen weder den Kaiser noch den König der Verehrung, sobald sie zu apostolischen Vätern eingesetzt werden. Was wir aber durch unsre Worte nur andeuten, das wird durch die Anmaßung des Papstes Innocenz IV. klar dargelegt. Er hat ein Konzil zusammenberufen, das er ein allgemeines nennt, und gewagt gegen uns, die wir weder vorgeladen noch einer Sünde oder einer Schlechtigkeit überführt worden sind, das Urteil der Absetzung auszusprechen, dem er jedoch außer zum gewaltigen Schaden aller Könige keinen Nachdruck verleihen wird. Denn was werdet Ihr und die einzelnen Könige der einzelnen Länder von einem solchen Priesterfürsten zu befürchten haben, wenn jener uns, die wir, durch die feierliche Wahl der Fürsten und die Zustimmung der ganzen Kirche, die damals noch an Lehre und Glauben gesund war, erhoben, von Gott mit dem kaiserlichen Diadem geschmückt worden sind und noch andere herrliche Reiche ruhmvoll beherrschen, absetzen will, er, dem es doch, was wenigstens den Verlust der weltlichen Güter anbetrifft, nicht zukommt, die Härte des Gerichtes gegen uns aus-

*) Huillard-Bréholles, Historia diplomatica Friderici secundi. VI. p. 391.

zuüben, selbst wenn rechtmäßige Gründe hierzu erwiesen würden. Aber wir sind weder die ersten noch die letzten, welche der Mißbrauch der geistlichen Gewalt in solcher Weise angreift und von der höchsten Stelle hinabzustürzen versucht. Und doch seid Ihr gehorsam gegen diese Heuchler heiligen Lebens, deren Habsucht sich Hoffnung macht, daß der ganze Jordan in ihren Mund fließt. O wenn doch die Einfalt Eurer Leichtgläubigkeit sich vor dem Sauerteig der Schriftgelehrten und Pharisäer hüten wollte, welcher die Heuchelei ist, wie der Erlöser sagt, wie viele Schändlichkeiten jener Kurie könntet Ihr dann verwünschen, die auszusprechen uns Anstand und Schamgefühl verbieten! Wahrlich die reichen Einkünfte, durch welche sie zur Verarmung vieler Königreiche bereichert werden, wie ihr ja selbst wißt, nehmen ihnen den Verstand. Bei Euch betteln Christen oder Fremde, damit bei ihnen die Patarener prassen können, Ihr reißt hier Eure Häuser ein, damit sich dort Eure Feinde Städte erbauen. Diese Armen Christi aber, die Ihr durch Eure Zehnten und Almosen ernährt und erhaltet, wie vergelten sie durch die That Eure Wohlthat, welchen Dank wenigstens statten sie Euch ab? Je mehr Ihr ihnen, den Bedürftigen, voll Freigebigkeit die Hand darreicht, um so mehr ergreifen sie voll Begier nicht nur die Hand, sondern auch die Hand und den Arm und halten Euch mit ihrer Schlinge gefangen, wie einen Vogel, der um so fester sich im Netze fängt, je kräftigere Anstrengungen er macht, um loszukommen. Dies haben wir für jetzt Euch schreiben lassen, wiewohl es nur unzureichend unsern Wunsch darlegt; alles übrige, das Euch im Geheimen mitgeteilt werden soll, haben wir beschlossen, an dieser Stelle zu übergehen: nämlich wozu die Reichtümer der Armen durch die Verschwendung der Habsüchtigen verwendet werden, was wir über die Wahl eines Kaisers erfahren haben, wenn nicht der Frieden, den wir durch mächtige Vermittler zwischen uns und der Kirche herzustellen beabsichtigen, wenigstens oberflächlich hergestellt wird, was wir über die gemeinsamen und besonderen Angelegenheiten aller Könige zu beschließen gedenken, was über die Inseln des Oceans bestimmt worden ist, was jene Kurie gegen alle Fürsten insgesamt durch gewisse Pläne oder Händel, die uns, weil wir dort einige Freunde und Vertraute, wenn auch insgeheim haben, nicht verborgen bleiben konnten, für Anschläge macht, mit welchen Streitkräften, mit was für kriegsgerüsteten Scharen von Männern wir in dem bevorstehenden Frühling alle, welche uns jetzt bedrängen, selbst bedrängen zu können hoffen, auch wenn sich uns die ganze Welt entgegenstellte. Was unsere Getreuen,

die Ueberbringer gegenwärtiger Schreiben, Euch melden, das glaubet zuversichtlich und haltet es für so gewiß wahr, als wenn es der heilige Petrus beschworen hätte. Und wir bitten Euch noch, nicht zu glauben, daß wegen des gegen uns erlassenen päpstlichen Urteils die Größe unsrer Majestät irgendwie gemindert sei, denn wir haben die Reinheit des Gewissens, also auch Gott für uns, dessen Zeugnis wir anrufen, daß wir jederzeit willens waren, die Geistlichen jeden Ranges und zumal die hochgestelltesten dahin zu bringen, daß sie solcher Art blieben, wie sie in der ursprünglichen Kirche gewesen waren, ein apostolisches Leben führten und die Demut des Herrn nachahmten. Denn die Geistlichen dieser Zeit pflegten zu den Engeln emporzuschauen, mit Wundern zu glänzen, Kranke zu heilen, Tote zu erwecken und durch Heiligkeit des Wandels, nicht durch Waffengewalt Könige und Fürsten zu unterwerfen. Jene aber sind weltlichem Treiben hold und in Lüsten versunken und achten wenig auf Gott. Durch ihren Überfluß an Reichtümern und Schätzen wird jede Religion erstickt. Darum ist es ein Werk christlicher Liebe, ihnen die schädlichen Reichtümer, mit denen sie zu eigenem Schaden überhäuft sind, zu entziehen. Ihr und alle Fürsten müßt zugleich mit uns, so viel als nur möglich, alle Aufmerksamkeit darauf richten, daß die Geistlichen alles Überflüssige von sich thun und, mit wenigem zufrieden, Gott dienen, dem alles dient."

Innocenz erließ zur Rechtfertigung seines Verfahrens Briefe, in denen er die hochgespannten Forderungen des Papsttums gegenüber der weltlichen Macht mit Nachdruck geltend machte. ‚Friedrich,' so schreibt er*) mit Hinweis auf des Kaisers Beschwerdeschrift, ‚behauptet wunderbarer Weise, nicht der Ordnung gemäß vorgeladen noch eines Verbrechens durch Untersuchung überführt, sondern von einem Richter verurteilt worden zu sein, der nicht das Recht gehabt habe, über ihn zu Gericht zu sitzen. Er hört daher nicht auf nach seiner Gewohnheit den Primat apostolischer Vorherrschaft zu berauben, den doch, wie bekannt, der heilige Petrus, das Oberhaupt aller Gläubigen, und seine Nachfolger nicht aus eines Menschen, sondern aus Gottes Hand empfangen haben, dessen Ansehen mithin derjenige wahrlich zu vermindern strebt, welcher behauptet, daß er der Gerichtsbarkeit seines Stellvertreters nicht unterliege. Wir walten nämlich des Amtes eines allgemeinen Stellvertreters des Königs

---

*) Höfler, Albert von Beham und Regesten Papst Innocenz' IV. Stuttgart 1847. Liter. Verein. S. 87—89.

der Könige auf Erden, welcher die volle, unbeschränkte Macht, jeglichen und jegliches auf Erden zu binden und zu lösen, dem Fürsten der Apostel und uns an seinerstatt verliehen hat. Denn um zu zeigen, daß diese Vollmacht keine Einschränkung erleide, hat der Lehrer der Völker gesagt: ‚Wisset ihr nicht, daß wir die Engel richten werden?‘ Zeigt er damit nicht, daß sich das Geistliche auch auf das Weltliche erstreckt, wenn er ihm die Macht über die Engel verleiht, denn muß man nicht hieraus schließen, daß dem das Geringere untergeben ist, welcher da herrscht über das Größere? Nicht eine geringere, sondern eine weit größere Macht ist also dem ewig dauernden hohenpriesterlichen Amte Christi, das auf dem festgegründeten Sitze Petri ruht, zu zuerkennen, als jenem seit alter Zeit bestehenden, das in weltlicher Weise den gesetzlichen Formen diente, und es ist ja von Gott zu dem, der zu jener Zeit des hohenpriesterlichen Amtes waltete, gesagt worden: ‚Siehe, ich habe dich gesetzt über die Völker und Königreiche, damit du ausreißest und pflanzest,‘ nicht nur schlechterdings über die Völker, sondern auch über die Königreiche. Diese Gewalt haben, wie man liest, schon die meisten Hohenpriester des alten Testaments ausgeübt, welche kraft der ihnen von Gott übertragenen Macht einige Könige, die sich der Herrschaft unwürdig gezeigt hatten, des Thrones entsetzten. Es erhellt also hieraus, daß der römische Papst wenigstens gegebenen Falles die päpstliche Gerichtsbarkeit gegen jeden Christen ausüben kann, welches Standes er auch sei, vor allem um einer Sünde willen, um dergestalt darzulegen, daß ein jeder Sünder, nachdem er durch Ungehorsam in den Abgrund der Laster gestürzt ist, für einen Zöllner und Heiden und von der Gemeinschaft der Gläubigen Abgetrennten und infolgedessen für einen der Macht weltlicher Herrschaft, falls er eine solche hatte, Beraubten gehalten werde, denn die Gewalt kann ohne Zweifel aus der Kirche nicht hinausgetragen werden, da draußen, wo alles zur Gehenna baut, keine Gewalt eingesetzt ist. Weniger klar sehen mithin diejenigen, welche, unfähig, die Geschichte der Vergangenheit zu erforschen, behaupten, es habe der apostolische Stuhl zuerst von Konstantin die Herrschaft weltlichen Reiches erhalten, die doch der Natur und den Thatsachen zufolge ihm eigen war. Denn der Herr Jesus Christus, Gottes Sohn, wie ein wahrhaftiger Mensch und wahrhaftiger Gott, so nach der Weise Melchisedechs*) wahrhaftiger König und wahrhaftiger Priester, wie er selbst offen darlegt,

*) 1. Mos. 14, 18: „Aber Melchisedech, der König von Salem, trug Brot und Wein hervor. Und er war ein Priester Gottes des Höchsten.“

indem er bald vor den Menschen die Pracht königlicher Majestät zeigt, bald vor jenen seiner bischöflichen Würde bei dem Vater waltet, begründete auf dem apostolischen Stuhle nicht nur die päpstliche, sondern auch die königliche Alleinherrschaft, indem er dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern die Zügel des irdischen und zugleich des himmlichen Reiches übertrug. Derselbe Konstantin aber, der durch den Glauben an Christum in die katholische Kirche aufgenommen wurde, trat jene ungeordnete Willkürherrschaft, die er vordem ungesetzmäßiger Weise ausübte, voll Demut an die Kirche ab und empfing zurück aus der Hand des Stellvertreters Christi, des Nachfolgers Petri, die von Gott eingesetzte Gewalt des Reiches, um sie fortan zur Bestrafung der Bösen und zum Lobe der Guten rechtmäßiger Weise zu brauchen, damit er die Gewalt, die er früher mißbrauchte, jetzt, wo sie ihm übertragen und wo ihm die Vollmacht gegeben worden ist, führe. Im Schoße der gläubigen Kirche sind nämlich beide Schwerter, weltlicher und geistlicher Gewalt, aufbewahrt, und wer sich hier nicht befand, besitzt keines von beiden. Beide Schwerter zu führen ist, wie man glaubt, Petri Recht, da der Herr zu ihm von dem weltlichen nicht gesagt hat: ‚Wirf es hinweg!' sondern: ‚Stecke dein Schwert in die Scheide!' das heißt: auf daß du es selbst persönlich nicht mehr handhabest; deutlich aber sagt er hierbei: ‚dein Schwert' und nicht etwa das eines andern*). Die Gewalt dieses weltlichen Schwertes ist demnach bei der Kirche, wird aber durch den Kaiser, der sie von der Kirche erhält, ausgeübt; sie, die im Busen der Kirche nur für den möglichen Fall aufgehoben und verwahrt bleibt, tritt also, wenn sie dem Kaiser übertragen wird, in Wirksamkeit. Dies verdeutlicht jener Brauch, wonach der Papst dem Kaiser, den er krönt, das in die Scheide gehüllte Schwert überreicht, der Kaiser aber dasselbe herauszieht und schwingt und damit anzeigt, daß er den Gebrauch des Schwertes erhalten habe. Es soll die andern Könige und Fürsten nicht das beunruhigen, was derselbe Friedrich schreibt, um sie zu beunruhigen, nämlich daß mit dem gleichen Rechte den übrigen Bischöfen, die ihre Könige salben, die gleiche Gewalt zustehen würde, wenn uns eine rechtmäßige Macht gebührte, gegen ihn, dem wir nach der Sitte der Vorfahren die Krone aufs Haupt setzen, nach erwiesener Sache strafend vorzugehen. Anders verhält es sich nämlich bei anderen Königen, welche von ihren

*) Evang. Joh. 18, 10—11: „Da hatte Simon Petrus ein Schwert und zog es aus und schlug nach des Hohenpriesters Knecht und hieb ihm sein rechtes Ohr ab; und der Knecht hieß Malchus. Da sprach Jesus zu Petro: Stecke dein Schwert in die Scheide."

Bischöfen gesalbt werden, von denen sie für den weltlichen Besitz den Unterthanen- und Treueid empfangen, anders bei dem Kaiser der Römer, welcher sich dem römischen Papste, von dem er die Ehre des Reiches und das Diadem erhält, durch das Band der Treue und Unterthanenschaft unterwirft, wie die alte Zeit es gelehrt und die neue bewiesen hat. Desgleichen verhält es sich anders bei den übrigen Königen, auf welche durch erbliche Nachfolge das Recht königlicher Herrschaft übergeht, anders bei dem römischen Kaiser, der durch die freie Wahl der Fürsten Deutschlands erhoben wird. Auf jene aber ist das Recht und das Amt, einen König zu erwählen, der hiernach von uns zum Kaiser erhöht wird, wie sie selbst nicht in Abrede stellen, sondern eingestehen, vom apostolischen Stuhle überkommen, welcher einst das Kaisertum von den Griechen an die Deutschen übertragen hat. Überdies kann Friedrich, wiewohl er darüber schweigt, nicht leugnen, daß wir auf Grund des Königreichs Sizilien, welches er vom apostolischen Sitz zum Lehen hat, die oberrichterliche Gewalt, wie ein jeder Herr, der keinen Oberherrn über sich hat, gegenüber seinem Vassallen, besitzen. Daß die Vorladung in gesetzmäßiger Weise erfolgt ist, darf nicht geleugnet werden: war sie doch offenkundig, nämlich allgemein bekannt, und da sie andrer Weise zu ihm selbst nicht sicher gelangen konnte, öffentlich verkündet und überdies durch sichere Mitteilung zu seiner Kenntnis gebracht worden. Ja man hätte mit Recht sagen können, daß er nicht zu seiner Verteidigung vorgeladen worden sei, sondern um für die offenbaren Frevel Genugthuung zu leisten, um derentwillen er lange Zeit im Banne gewesen war. Darum hätte denn auch ohne jede Vorladung selbst gegen den Abwesenden um der offenkundigen Thaten in gesetzmäßiger Weise vorgegangen werden können. Auch kann nicht geleugnet werden, daß auch ohne gesetzmäßige Unterlage der für überführt erachtet werden muß, den die Augenscheinlichkeit seiner Verbrechen so laut anklagt und beschuldigt, daß eine gerichtliche Verhandlung überflüssig erscheint ..."

Wir übergehen die Anklagen, die Innocenz gegen den Kaiser erhebt, und Friedrichs Antworten. Immer heftiger und leidenschaftlicher wurde der Kampf zwischen Kaiser und Papst und immer rücksichtsloser gebrauchte man in beiden Lagern die schärfsten und verwerflichsten Waffen. Wie Friedrich erklärte, daß die Doppelherrschaft des Thrones und des Altars die Zeit verwirre und daß der Altar, wenn die Päpste nicht abließen, ihr Gebot dem weltlichen Gesetze voranzustellen, zertrümmert werden müsse, so bezeichnete die Kurie offen nicht allein Friedrichs Unter-

werfung, sondern den Untergang des ganzen hohenstaufischen Geschlechtes als ihr Ziel. Um die Macht des Kaisers in Deutschland zu brechen, suchte Innocenz den Bürgerkrieg im Reiche zu entfesseln. Er erweckte in Heinrich Raspe, dem Landgrafen von Thüringen, dem Staufer einen Gegenkönig, und als der Landgraf schon 1247 auf der Wartburg ruhmlos starb, setzte er die Wahl Wilhelms von Holland durch. Noch konnte Friedrich auf die Macht seiner Waffen vertrauen. Da brach sein Glück zusammen. Er lagerte 1248 vor dem festen Parma, als ein siegreicher Ausfall der Bürger gegen das von ihm erbaute Vittoria sein Heer zerstreute und ihn seines Lagers, seiner Schätze und der Reichskleinodien beraubte. Von dieser Niederlage sollte er sich nicht wieder erholen. Immer trüber wurde sein Los. Sein Lieblingssohn, der König Enzio, fiel in die Hände der Bologneser, die ihn trotz aller Versprechungen, die man ihnen machte, nicht freigaben, und sein treuester Anhänger, der Kanzler Petrus de Vinea, endete, von dem Papst erkauft, im Kerker durch Selbstmord sein Leben. Kein Unglück gab es, das dem stolzen Staufer erspart geblieben wäre, aber er beugte sich nicht, sondern setzte mit unerschütterlicher Standhaftigkeit den Kampf fort. Schon bereitete er sich zu einem Einfall in den Kirchenstaat vor, als ihn am 13. Dezember 1250 zu Fiorentino in Apulien der Tod ereilte. Im Dome zu Palermo, inmitten des Reiches, dem er seine beste Kraft gewidmet hat, fand der schwergeprüfte hochbegabte Fürst seine Ruhestätte.

Über seinen Tod schreibt die Chronik des dem Kaiser abgeneigten Mönches Salimbene*), eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte Friedrichs, folgendes:

„Gestorben ist der ehemalige Kaiser Friedrich im Jahre des Herrn 1250 in Apulien in einer kleinen Stadt, Namens Fiorentino, welche von Luceria, der Stadt der Sarazenen, zehn Meilen entfernt ist. . . . Er starb, aber am Feste der heiligen Jungfrau Cäcilia im Jahre des Herrn 1250, an demselben Tage, an welchem er 1220 gekrönt worden war. Einige sagen indes, daß er sein Leben am Feste der heiligen Lucia beschlossen habe. Wenn solches wahr ist, so entbehrt es des Wunders nicht, denn die heilige Lucia hat dem syrakusanischen Volke, das zu ihr betete, verkündet: ‚Ich kündige euch an den Frieden, welcher der Kirche Gottes gegeben ist: Diokletian ist von seinem Throne gestoßen und Maximian heute gestorben.‘ In ähnlicher Weise sind allerdings beim Tode Friedrichs viele Übel aus der Welt verschwunden . . . Auch das, was im 14. Kapitel des

*) Mon. hist. ad prov. Parmens. et Placentin. pertinentia III. 1. Parm. 1857. Chronica Fr. Salimbene Parmensis ord. min. p. 166.

Jesaias über die Zerstörung Babylons und über Lucifer gesagt ist, paßt gut auf Friedrich. Und weiter unten sagt Jesaias noch etwas, was sich auf Friedrich und seine Söhne in treffender Weise bezieht. Nach diesem Worte hat Gott gerecht an den Söhnen Friedrichs gehandelt, indem er sie ausrottete und zerstörte, weil ihr Geschlecht verkehrt war und schlecht, weil es sein Herz nicht lenkte und sein Geist nicht auf Gott gerichtet war. Hat doch Friedrich fast jederzeit geliebt, im Streit mit der Kirche zu leben, und vielfältig sie bekämpft, von der er doch erzogen, beschützt und erhöht worden war. Vom Glauben Gottes hatte er nichts: er war ein Mensch voll Arglist, verschlagen, habsüchtig, üppig, böswillig, jähzornig und zuweilen wieder war er zu heiterem Lebensgenuß geneigt, fröhlich, gnädig und voll Thätigkeit, wenn er seine trefflichen Eigenschaften und seine Gnade zeigen wollte. Er verstand zu lesen, zu schreiben und zu singen und wußte Lieder und Sangesweisen zu finden. Er war ein schöner und wohlgebildeter Mensch, jedoch nur von mittlerer Höhe. Auch wußte er in vielen verschiedenen Zungen zu sprechen, und um mich kurz zu fassen: Wenn er ein guter Katholik gewesen wäre, wenn er Gott geliebt hätte und seine Kirche, so hätte er wenige auf der Welt gefunden, die ihm in der Herrschaft gleichgekommen wären, aber da geschrieben steht, daß selbst ein mäßiger Sauerteig den ganzen Teig verdirbt, so sind an ihm alle guten Eigenschaften dadurch verdorben worden, daß er die Kirche Gottes verfolgt hat; diese aber hätte er nicht verfolgt, wenn er seine Seele und Gott geliebt hätte."

Nach Friedrichs Tod übernahm sein Sohn Konrad IV., der nach Heinrichs unglücklicher Erhebung in Deutschland zum römischen König gewählt worden war, die Zügel der Regierung. Wie seine Vorfahren, so gedachte auch er, das apulisch-sizilische Erbland zum Kern und Mittelpunkt seines Reiches zu machen. Er verließ daher Deutschland und begab sich nach Unteritalien, wo sein ritterlicher Halbbruder Manfred sich mit Glück und Kühnheit aller Gegner erwehrt hatte. Von dem Papste bekämpft und in den Bann gethan, entschloß er sich, durch einen raschen Angriff gegen den Kirchenstaat die Entscheidung herbeizuführen. Da brachte ihm die Fieberluft Italiens den Tod. Am 21. Mai 1254 sank er im Beginn seines Triumphes in das frühe Grab. Mit Mut und Beharrlichkeit verteidigte der edle Manfred sein ererbtes Reich gegen innere und äußere Feinde, aber auch sein Schicksal sollte sich rasch erfüllen. Er fiel im Jahre 1266 in der Schlacht von Benevent gegen Karl von Anjou, dem der Papst das normännische Königreich übertragen hatte. Nur noch ein

Reis grünte an dem alten Stamme des hohenstaufischen Geschlechts, Konrads junger Sohn Konradin. Kaum den Knabenjahren entwachsen, zog der hochstrebende Königssohn im Jahre 1267 nach dem Lande seiner Sehnsucht, um hier nach einer kurzen verheißungsvollen Laufbahn besiegt und verraten den Tod auf dem Schaffot zu sterben. Mit ihm erlosch das ruhmreiche Haus der Hohenstaufen und endete eine der glänzendsten Epochen in der Geschichte unseres Vaterlandes.

Fünf Jahrhunderte waren seit dem denkwürdigen Zusammentreffen Papst Stephans und Pippins in Ponthion verflossen. Der Bund Pippins mit dem römischen Bischof hatte den Anstoß zur Wiederherstellung des Kaisertums gegeben, welches der durch die Wanderung der germanischen Völker und den Zusammenbruch des römischen Reiches hervorgerufenen Zersplitterung ein Ende setzte. Wohl löste sich unter Karls des Großen schwachen Nachfolgern das christliche Weltreich wieder in seine nationalen Bestandteile auf und zerfiel der deutsche Osten in die alten Stämme der Bayern, Schwaben, Franken und Sachsen, aber die Idee des Kaisertums ging nicht wieder unter. Der kraftvolle Liudolfinger Heinrich von Sachsen schuf einen neuen Grund, auf welchem fortbauend sein großer Sohn Otto ein machtvolles deutsches Reich errichtete. Otto fügte zu dem Diadem des deutschen Königs die leuchtende Krone des Kaisers und übertrug damit seinem jugendfrischen Volke eine großartige weltgeschichtliche Mission, er machte es zum herrschenden Volke im Abendlande und stellte ihm so die Aufgabe, dem ganzen Zeitalter Richtung und Leitung und damit das eigentümliche Gepräge zu geben. Erhoben sich auch nach dem Tode Ottos des Großen wiederholt feindliche Gewalten gegen die deutsche Vorherrschaft, so erlosch doch auch jetzt noch nicht die Idee eines alle Reiche umfassenden Kaisertumes, sondern beherrschte, da sie zugleich in der christlichen Lehre eine Stütze fand, welche die Einheit des Menschengeschlechts im Glauben forderte und als die Vollendung die Herrschaft eines Hirten über eine Herde bezeichnete, ausschließlich die Übergangszeit von der antiken zur modernen Welt. Diese Idee zu verwirklichen, die christlichen Völker Europas unter Bewahrung der nationalen Eigentümlichkeiten zu einem universalen Reiche zu vereinen, ist darum auch immer das Ziel der kraftvollsten deutschen Herrscher gewesen. Und wer wollte es leugnen, daß das Kaisertum der Menschheit reichen Segen gebracht hat? Die Kaiser haben wiederholt das christliche Abendland gegen die Ungläubigen und die Kultur gegen die Barbaren verteidigt, sie haben die Araber aus Italien vertrieben und den verheerenden Raubzügen der Magyaren ein

Ende bereitet, sie selbst sind an der Spitze des Abendlandes zur Befreiung des heiligen Grabes ausgezogen, ihre Waffen haben die Macht des Heidentums in den Ländern jenseits der Elbe gebrochen und unter ihrem Schutze wurde das Zeichen des Kreuzes bei den Unterworfenen aufgerichtet, sie haben endlich die Sache der ganzen Christenheit vertreten und das Papsttum vor den verderblichen Einflüssen der römischen Adelsfamilien behütet und aus tiefster Schwäche und Sittenlosigkeit erlöst. Doch die Zeit des Kaisertums war vorüber, es fand bei den immer stärker werdenden nationalen Bestrebungen der Völker, bei der Entwickelung eines mächtigen Königtums in den Staaten des Abendlandes keinen Boden mehr und erlag endlich dem Angriffe des Papsttums, welches die weltliche Macht zertrümmerte, um die Weltherrschaft der Kirche an ihre Stelle zu setzen.

Die glänzende Zeit der Vorherrschaft mit ihren ruhmvollen Kämpfen konnte nicht ohne tiefeinschneidende Folgen zu hinterlassen an unserem Volke vorübergehen. Wohl wurden die ungeheuren Verluste an Menschen und Gut, welche die Romfahrten kosteten, reichlich aufgewogen durch den Gewinn an Kenntnissen, den man sich von Land und Leuten, den Gewohnheiten und Fertigkeiten eines überlegenen Kulturvolkes verschaffte, und durch die vielfache Anregung und Förderung, die hierdurch den Gewerben, dem Handel, den Künsten und Wissenschaften zu teil wurde; auch darf man nicht vergessen, daß in den durch die Ansprüche auf die Weltherrschaft hervorgerufenen Kämpfen mit dem Auslande, namentlich also mit Italien, die Schranken der Stammesabsonderung und Stammesfeindschaft fielen und ein deutsches Nationalgefühl sich entwickelte, aber jenen Segnungen standen, hervorgerufen durch die eigentümlichen Verhältnisse des deutschen Königtums, das, durch die Rechte der deutschen Fürsten beschränkt, dem Kaiser nur unzureichende Machtmittel bot, verderbliche Wirkungen gegenüber. Dieselben hohen Ideen, welche unserm Volke seine Einheit gaben, verkümmerten auch seine staatliche Entwickelung. Während die Kaiser in blutigen Kämpfen ihre Weltherrschaft zu behaupten suchten, erstarkten daheim die Feinde der königlichen Gewalt und zertrümmerten die einheitliche Reichsgewalt, und als endlich mit dem Sturze des hohenstaufischen Geschlechts auch das Kaisertum zusammenbrach, da begrub es unter seinen Trümmern den letzten Rest von Macht und Einheit der deutschen Nation.

Wie reich auch die staufische Familie an willensstarken und hochbegabten Herrschern war, wie bewundernswerte Erfolge sie errangen,

wie glänzende Thaten sie vollbrachten: an dem Niedergange des deutschen Königtums haben sie nichts mehr ändern können. Ihre Stellung war zu einer hohen persönlichen Ehre zusammengeschwunden und entbehrte in dem Maße der sicheren Grundlage, daß sie sich in dem fernen sizilischen Reiche einen neuen Stützpunkt ihrer Macht suchen zu müssen glaubten. Wohl hatten sie die großen Herzogtümer zertrümmert, aber die Fürsten, welche ihre Macht dem Untergange der alten herzoglichen Gewalten verdankten, übernahmen nun ihrerseits den Kampf gegen das Königtum und trachteten, wie sie einst von Mächtigeren in Abhängigkeit gehalten worden waren, so jetzt die Oberherrlichkeit über die freien Männer zu erringen, die nun, schutzlos den Angriffen der Fürsten überlassen, immer häufiger ihr Eigentum den Stiftern auftrugen, um unter den Schutz der Vogteien zu kommen. Als Pfleghafte standen sie alsdann nicht mehr unter dem Königsbann, sondern unter dem Grafengericht, sie waren fortan vom Reiche getrennt und auf dem Wege, zu Landesunterthanen herabzusinken. Die Staufer hätten der gefahrdrohenden Festigung und Ausbreitung der fürstlichen Gewalt durch einen Bund mit den Freien und den rasch aufblühen-Städten vorbeugen können, aber fremd, ja feindlich standen sie jenen bescheidenen Ständen des Volkes gegenüber.

Unter Friedrichs II. Regierung waren die Rechte der Landesfürstentümer immer weiter ausgebildet worden.

Schon im Jahre 1220 hatte der Staufer den geistlichen Fürsten die Hauptgrundzüge der späteren Landeshoheit sowie die Befreiung von dem kaiserlichen Spolienrechte zugestanden, sein Sohn Heinrich, der ganz und gar der Politik der Reichsfürsten unterthänig geworden, hatte auch die Rechte der weltlichen Fürsten, namentlich den aufblühenden Städten gegenüber, durch eine Reihe von Gesetzen erweitert. Endlich sah sich auch Friedrich selbst genötigt, die Landeshoheit der weltlichen Fürsten förmlich anzuerkennen. Es geschah dies in dem berühmten Gesetze von 1232. Dasselbe*) lautet:

„Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit Friedrich der Zweite, durch die Gunst der göttlichen Gnade Kaiser der Römer und jederzeit Mehrer des Reichs, König von Jerusalem und Sizilien.

Wir erhöhen den erhabenen Sitz unseres Reiches und ordnen in aller Gerechtigkeit und im Frieden die oberste Leitung des Reiches, wenn wir auf die Rechte unserer Fürsten und Großen mit gebührender

*) M. G. LL. II. p. 291.

Fürsorge Rücksicht nehmen, denn wie das Haupt auf den stattlichen Gliedern sich erhebt, so ruht in Kraft unser Reich auf jenen und gedeiht, und solche Erhabenheit kaiserlicher Größe lenkt und erhebt wiederum die, von deren Schulter sie gestützt und getragen wird. Daher wisse denn das gegenwärtige und zukünftige Geschlecht, daß wir in Forumjuli bei Sibidatum*) bei einer Zusammenkunft mit unserem geliebten Sohne, dem Könige der Römer Heinrich, auf der Fürsten und Großen, deren werte Menge hier vor uns zugegen war, Bitte, daß wir geruhten, der ihnen von demselben Könige, unserem Sohne, auf der allgemeinen Reichsversammlung in Worms erwiesenen Huld die Bestätigung durch unser Machtwort zu verleihen, für recht gehalten haben, ihrer Bitte gnädig zuzustimmen, da wir bei ihrer Erhöhung in zweckmäßiger Weise unsere und unseres Reiches Stellung zu fördern im Auge haben.

Wir bewilligen daher gemäß dem, was derselbe König, unser Sohn, bekanntermaßen bewilligt hat, und verleihen dauernde Bestätigung, indem wir verordnen:

1. Daß keine neue Burg oder Stadt auf dem Grund und Boden der Kirche errichtet werden soll, sei es auf Veranlassung der Schirmvogtei, sei es unter irgend welchem Vorwande durch uns oder irgendeinen andern.

2. Neue Märkte sollen die alten in keinerlei Weise hindern.

3. Niemand soll wider seinen Willen zu irgend einem Markte gezwungen werden.

4. Die alten Straßen sollen nicht verlegt werden außer mit Willen der auf ihnen Reisenden**).

5. In unseren neuen Städten soll die Bannmeile abgethan werden***).

6. Jeder Fürst soll seine Freiheiten, Gerichtsbarkeiten, Grafschaften und Centen†), die er entweder selbst verwaltet oder verlehnt hat, in Frieden genießen nach der bewährten Gewohnheit des Landes.

*) Cividale del Friuli.

**) Früher standen alle Landstraßen unter des Königs Schutze; auch hatte der König allein das Recht, die Richtung der Straße anzugeben. Jetzt ließ er die alten Straßen ganz in die Hände der Fürsten übergehen.

***) Im Umkreise ihrer Stadt, soweit ihre unmittelbare Macht reichte, hatten die Bürger das Recht, die dort verübten Frevel zu strafen. In diesem Bezirke, Bannmeile genannt, litten sie zu ihrem eignen Vorteil, aber zum Schaden der Landesherren keine Handwerker, um das Gewerke in der Stadt zu unterstützen und die Landleute zu zwingen, nach der Stadt zu kommen.

†) Centen waren die Schultheißtümer oder Ämter, Bezirke oder Unterabteilungen, in welche die alten Grafschaften zerfielen, und von denen mit der Zersplitterung der Gaugrafschaften hier ein Cent an den einen, dort an den andern Herrn gekommen war

7. Die Centgrafen sollen ihre Centgerichtsbarkeit empfangen von dem Landesherrn oder von dem, welchen der Landesherr damit belehnt hat.

8. Den Ort der Cente soll Niemand ohne den Willen des Landesherrn verändern*).

9. Zu den Centen soll kein Schöppenbarfreier**) berufen werden.

10. Die Bürger, welche Phalburgere heißen***), sollen gänzlich beseitigt werden.

11. Die Zinsen von Wein, Geld, Getreide oder andere, welche die Bauern zu zahlen sich bisher verpflichteten, sollen nachgelassen und nicht weiter erhoben werden.

12. Der Fürsten, Edlen, der Dienstmannen und der Kirche Eigenleute sollen in unseren Städten nicht mehr Aufnahme finden.

13. Den Fürsten, Edlen, Dienstmannen und den Kirchen sollen ihre Besitzungen und Lehen, welche von unsern Städten in Besitz genommen worden sind, zurückgegeben und nicht weiter besetzt werden.

14. Das Geleite der Fürsten durch ihr Land, welches sie von uns zum Lehen tragen, wollen wir selbst nicht durch uns oder die Unserigen hindern, noch auch wollen wir dulden, daß es gebrochen werde.

15. Es soll niemand durch unsere Schultheißen zur Rückerstattung dessen, was er vor langer Zeit von Leuten empfangen hat, bevor sie sich in unseren Städten niederließen, angehalten werden, außer wenn es dem Reiche unmittelbar unterworfene Leute waren; denen aber sollen sie gehalten sein zu helfen nach ihrem Rechte vor dem Gerichte derer, in deren Landen solches empfangen worden ist†).

16. In unseren Städten soll kein dem Lande schädlicher, vom Richter

---

*) Das heißt: es soll keiner nach Belieben den ordentlichen Gerichtsstand seines Wohnorts verändern, also in die Stadt übersiedeln. Damit waren die freien Leute an die Scholle gebunden. Es handelte sich überdies darum, die niederen Gerichtsstände allein als Ausfluß der fürstlichen und nicht der königlichen Gewalt erscheinen zu lassen.

**) Es sind dies die ritterlich und vollfreien Leute, welche dem Gerichte des Landesherrn selbst oder eines von ihm Belehnten verbleiben.

***) Die Pfalbürger, Bürger, welche, ohne in der Stadt zu wohnen, den Schutz und die Freiheiten derselben genossen.

†) Viele wohlhabende Freie zogen in die Städte und gaben häufig ihre Güter andern, selbst ihren eigenen Hörigen in Erbpacht. Leicht ging durch die Länge der Zeit ein solches Besitztum in das Eigentum des Pächters über. Sobald die Städter mächtig wurden, suchten sie jene Güter an sich zu ziehen und luden die Besitzer vor das Gericht ihres Stadtschultheißen.

verurteilter oder gebannter Mann wissentlich Aufnahme finden. Wer aufgenommen und überführt worden ist, soll ausgetrieben werden.

17. Keine neue Münze werden wir in eines andern Fürsten Land schlagen lassen, durch welche die Münze desselben Fürsten im Werte verlieren könnte*).

18. Unsere Städte sollen ihre Gerichtsbarkeit nicht über den Umfang der Stadt hinaus ausdehnen, außer wenn ihnen eine besondere Gerichtsbarkeit zusteht.

19. In unseren Städten soll der Kläger dem Gerichtssitze des Beklagten folgen, außer wenn der Beklagte oder der einem Fürstentum angehörende Angeschuldigte ebenda gefunden wird; in diesem Falle soll jener gehalten sein, ihm hier Rede zu stehen**).

20. Niemand soll Güter, mit denen einer belehnt ist, ohne Einwilligung und ohne aus der Hand des Oberherrn zum Pfande nehmen***).

21. Zu den Arbeiten der Stadt soll niemand gezwungen werden, außer wenn er von Rechts wegen dazu verpflichtet ist.

22. Vogtleute, welche in unseren Städten wohnen, sollen die gewohnten und schuldigen Abgaben von Gütern außerhalb der Stadt ihren Herren und Vögten leisten und nicht beschwert werden mit ungebührlichen Lasten.

23. Eigenleute, Vogtleute, Lehensleute, welche zu ihren Herren gehen wollen, sollen durch unsere Beamten nicht zum Bleiben genötigt werden.

Zum Gedächtnis und zur Befestigung dieser unserer Gewährung und Bestätigung haben wir gegenwärtige Urkunde mit der goldnen Bulle, in welcher unserer Majestät Siegel eingedrückt ist, verwahren lassen."

So war denn die Landesherrlichkeit, die bisher durch Gewalt oder Gewährenlassen emporgekommen war, rechtlich anerkannt und konnte sich nun ungestört nach oben und nach unten entwickeln, während die den landesfürstlichen Gewalten bedrohlichen Bestrebungen der Städte auf lange Zeit hinaus gehemmt zu sein schienen.

Im deutschen Reiche selbst erlosch mit dem Untergange des Kaiser-

*) Das heißt er will keine Münzen mit schlechterem Gehalte, aber ähnlichem Gepräge, wie die des Fürsten schlagen lassen.

**) Die Bürger wollten, auch wenn sie selbst Kläger waren, nur vor ihren eigenen Gerichten Recht suchen und luden deshalb ihre auswärtigen Schuldner vor ihr Stadtgericht.

***) Reiche Bürger nahmen oft die Güter verarmter Dienstmannen als Pfand und behandelten sie, ohne sich um den Lehns- und Landesherrn zu kümmern, als ihr Besitztum.

tums nicht zugleich das deutsche Volkstum. Seine unerschöpfliche Kraft bewies sich vielmehr wie in der Bildung neuer staatlicher Formen im Innern, so auch nach außen hin in glänzenden Kämpfen gegen die benachbarten Fürsten und in einer wunderbaren Kolonisation. Friedrich II. hatte dem Dänenkönig Waldemar II. die Gebiete des deutschen Reiches jenseits der Elbe und Elde abgetreten, aber die deutschen Fürsten des transalbingischen Landes erhoben sich wider die fremde Herrschaft. Der kühne Graf Heinrich von Schwerin nahm durch einen listigen Handstreich den mächtigen Dänen gefangen, verjagte im Bunde mit Adolf IV. von Schauenburg die Feinde und zwang sie zur Rückgabe des abgetretenen Gebietes, und als Waldemar nach seiner Freilassung den Versuch machte, die erlittene Schmach zu rächen, schlugen ihn die norddeutschen Fürsten im Verein mit den vom dänischen Joch befreiten Bürgern von Lübeck und Hamburg und den tapferen Ditmarschen in der blutigen Schlacht von Bornhöved am 22. Juli 1227 aufs Haupt. Dieser glorreiche Sieg ließ nicht nur an der Elbe, sondern auch in den baltischen Ländern Waldemars Macht zusammenbrechen und gab dem Vordringen der Deutschen einen neuen Aufschwung. Der deutsche Orden der Schwertritter unterwarf Livland, Esthland, Kurland, Semgallen, und die Brüder vom deutschen Hause vernichteten das heidnische Volk der Preußen und wandelten ihr Gebiet in eine Pflanzstätte der Gesittung. In die neugewonnenen Länderstrecken strömten Scharen von deutschen Ansiedlern, die den ergiebigen Boden anbauten und Städte gründeten und durch Rührigkeit und ausdauernden Fleiß sich bald eine neue glückliche Heimstätte erwarben. Noch einmal drohte den deutschen Grenzmarken eine furchtbare Gefahr, als der Mongolensturm von Osten heranbrauste, doch die wilden Horden standen nach dem blutigen Sieg, den sie über den heldenmütigen Herzog Heinrich II. von Niederschlesien bei Liegnitz 1241 erfochten hatten, von jedem weiteren Vordringen nach Deutschland ab.

Es war ein reiches, vielgestaltiges Leben, das sich auch nach dem Sturze des Kaisertums in den alten und neuen Gebieten des deutschen Volkes entfaltete, aber bei der Fülle der fast selbständig gewordenen und mit einander ringenden schwächeren Gewalten, die an Stelle der starken Einheit getreten waren, mußte unser Volk notwendiger Weise eine Beute der mächtig emporstrebenden Nachbarn werden, wenn es nicht gelang, die Flüsse und Bäche, in denen fortan das Leben des deutschen Volkes dahinfloß, noch einmal zu einem großen Strome zu vereinigen.



